Phyt. 560 bi

A

<36636779790018 S
<36636779790018
Bayer. Staatsbibliothek

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Unsere Pflanzen

nach

ihren deutschen Volksnamen, ihrer Stellung in Mythologie und Volksglauben, in Sitte und Sage, in Geschichte und Litteratur.

Beiträge

zur Belebung des botanischen Unterrichts und zur Pflege sinniger Freude in und an der Natur

für Schule und Haus

gesammelt und herausgegeben von

H. Reling,
Königl. Präparanden-Anstalts-Vorsteher in Wandersleben,

und

J. Bohnhorst,
Lehrer am Gymnasium zu Halberstadt.

Zweite vermehrte Auflage.

Reling
Unsere
Pflanzen

Gotha.
Verlag von E. F. Thienemanns Hofbuchhandlung.
1889.

120 G

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Vorrede zur ersten Auflage.

In dem vorliegenden Buche bieten die Herausgeber eine Gabe für Haus und Schule dar.

Wenn der Vater an einem heiteren Frühlingstage mit seiner fröhlichen Kinderschar hinaus in die vom Lerchenjubel erklingende Natur zieht, da kümmert er sich wenig um die Anzahl der Staubgefäße dieser oder jener Blume, die am schmalen Rain zwischen den grünenden Fluren oder aus dem taufrischen Wiesengrunde ihr Köpfchen emporhebt, aber mit desto herzinnigerer Freude verweilt sein Blick bei ihrer schlichten Schönheit, und durch kurzen Hinweis sucht er auch in seinen Kindern Sinn und Verständnis dafür zu erwecken; sein munterer Knabe springt hierhin und dorthin, die schönsten von Floras Kindern zu pflücken und sie der sanfteren Schwester zu bringen, welche die holden Blumen dem schmucken Frühlingssträuße für die daheim gebliebene Mutter einreiht. Dann erzählt der Vater auch wohl aus den eigenen, entschwundenen Jugendtagen und weiß auch manches über die gesammelten Blumen bezüglich ihrer Bedeutung und Verwendung in dem alten Volksglauben und der noch lebendigen Volkssitte zu berichten. Wie horchen da die jungen Herzen auf, und mit was für ganz anderen Augen betrachten sie die Blume, wenn sie gar eine liebliche Sage von derselben vernommen. Freilich, der Väter sind jetzt leider nur wenige, die aus dem reichen Schatze ihrer Erinnerung derartiges mitteilen können, andere, die es gern möchten, haben wenig Gelegenheit zu solcher Sammlung und Erfahrung gehabt. Ihnen allen bieten wir im vorliegenden Buche für den Kreis ihrer Familie eine Gabe dar, bei deren Zusammenstellung uns die angedeuteten Erwägungen maßgebend gewesen sind.

Und neben dem Hause reichen wir unsere Arbeit der Schule dar. Wir haben kein methodisches Lehrbuch für den botanischen Unterricht liefern wollen, weder für Gymnasien noch Realschnlen, weder für Seminare noch höhere Töchterschulen, weder für Mittel- noch Volksschulen; aber für alle genannten Schulen glauben wir zu den vorhandenen Lehrbüchern eine Ergän-

zung zu geben, und zwar nach der Seite der sinnigen Naturbetrachtung hin. Denn wir möchten gleich von vornherein der aufkeimenden Ansicht begegnen, als ob wir vielleicht der Meinung wären, daß die botanischen Lehrstunden fortan nur zur Übermittelung der von uns gebotenen Mitteilungen benutzt werden sollten. Die deskriptive Naturbetrachtung hat ihre notwendigen Aufgaben, gegen deren Erreichung wir hier nicht polemisieren wollen; doch nehmen wir keinen Anstand zu erklären, daß da, wo der Unterricht nur eine Beschreibung der Pflanze von ihren Wurzelfasern bis zur Bildung und Einhüllung der Frucht bietet, nach unserer Ansicht und Erfahrung für Erweckung des Interesses, für Pflege des Natursinns, für Förderung edler Freude in und an der Natur zu wenig gegeben wird; denn der Mensch ist nicht nur Verstand, er ist auch Gemüt, und gerade dem deutschen Volke ist seelenvolle Innigkeit und feinfühlige Sinnigkeit, die sich gern in das schaffende Walten und Weben der Natur versenken, in ganz besonderem Grade eigentümlich. Mag deshalb auch vor den nüchternen Augen eines stark realistisch-angehauchten Kritikers, welcher bei den sich ihm darbietenden Objekten der Natur in erster Linie nur nach ihrem Nutzen und Schaden fragt, die Betonung und die Pflege dieser sinnigen und poetischen Gemütsrichtung keine Gnade finden, obschon sie wie ein zarter Hauch über dem Ganzen der Natur schweben sollte: so geben wir uns doch der Hoffnung hin, daß vielen Lehrern, die in ihrem Unterrichte neben sorgfältiger Anleitung zu genauer Kenntnis und scharfer Beobachtung auch darauf bedacht sind, die Pflanzenwelt dem gemütvollen Empfinden ihrer Kinder näher zu rücken, unsere Gabe nicht unwillkommen sein wird; sie werden aus dem gebotenen Stoff leicht für ihre Bedürfnisse eine Auswahl treffen können.

Was das Material selbst anbetrifft, so sei bemerkt, daß wir neben der Bedeutung der gebräuchlichsten Volksnamen vor allem die mannigfaltigen Beziehungen zwischen Pflanzenwelt und Mythologie und Volksglauben, Sitte und Sage, Geschichte und Litteratur berücksichtigt haben, und daß im Vordergrunde unseres Interesses besonders das deutsche Volk gestanden hat. Nur hier und da ist ein Blick auf andere Völker, zumeist auf die alten Griechen und Römer, geworfen worden.

Die volkstümlichen Namen, welche unsere Pflanzen oft führen, sind nicht das Ergebnis einer verstandesmäßigen Reflexion, sondern ein Zeugnis der sinnigen Naturauffassung unserer Vorfahren, die ihre ästhetischen Empfindungen oder frommen Gefühle in die Natur hinein verlegten. Aus diesem Grunde haben wir auch weniger Wert auf die philologische, resp. etymologische Bedeutung der Pflanzennamen gelegt (obschon diese Seite nicht

unberücksichtigt geblieben ist), sondern haben überall in vorwiegender Weise die volkstümliche Auffassung betont.

Dasselbe gilt auch von den Sagen und Legenden, wie von den Beziehungen der Pflanzen zu den Sitten und Gebräuchen unseres Volkslebens, die nicht so ohne weiteres in die Rumpelkammer der Vergessenheit geworfen zu werden verdienen, sondern die meist als beachtenswerte Denkmäler einer untergegangenen religiösen Weltanschauung noch heute ein lebendiges Interesse für uns haben. Von Geschlecht zu Geschlecht vererbt, leben sie, wenn auch in mannigfach veränderter Gestalt, noch heute im Volke fort und sprießen aus den Wurzeln einer alten Vergangenheit in jeder neuen Generation in unverwüstlicher Lebenskraft empor. Sie gleichen jenen Terebinthen im Haine Mamre — wo einst Abraham wohnte —, von denen ein Reisender des Morgenlandes erzählt, daß aus den alten Wurzeln der schon vor Jahrhunderten abgehauenen Stämme in jedem Frühlinge frische Schößlinge hervortreiben, obgleich die räuberischen Beduinen diese nie zu kräftiger Entwickelung kommen lassen. Den altertümlichen Volksglauben, wenn auch freilich oft in Aberglauben entartet, deshalb so ohne weiteres auszurotten, ist nicht wohlgethan. Als Bonifacius einst mit wuchtigen Hieben die Donareiche bei Geismar fällte, da übergab er das Holz derselben nicht dem Feuer, sondern verwendete es zum Bau einer Kapelle; — wir sollten meinen, daß dieses Beispiel auch für uns ein Wink sein könnte, die poetische und sinnige Auffassung der Natur des Pflanzenlebens unserer Vorfahren für höhere Zwecke zu benutzen und sie dem gesamten pädagogischen Interesse dienstbar zu machen. Auch hier gilt das bekannte Mahnwort: „Verdirb es nicht, es ist ein Segen darin“.

Und neben diese Mitteilungen, die uns oft aus graufter Urzeit überliefert worden sind, haben wir poetische Erzeugnisse der neueren und neuesten Zeit gestellt, in denen die sinnige Auffassung unserer Pflanzenwelt zum Ausdruck gekommen ist. Die neuere Dichtung bietet des Schönen auf diesem Gebiete so viel, daß es wirklich beklagenswert wäre, wenn diese lieblichen Stimmen durch das wilde Getöse einer aufgeregten Zeitrichtung so ganz erstickt würden. Jeder wahre Dichter — und ihm sollten wir es alle gleich thun — hält es mit N. Lenaus schönen Worten:

„An Blumen freut sich mein Gemüte
Und ihren Rätseln lausch' ich gern,
Wie sie uns nah' durch Duft und Blüte
Und durch ihr Schweigen doch so fern“. —

Was wir in den uns zugebote stehenden Büchern an einschlägigen Mitteilungen gefunden, haben wir, ohne Anspruch auf Vollständigkeit zu er-

heben, in den nachfolgenden Skizzen zusammengestellt; besonders haben wir die Schriften von folgenden Autoren mit Dank benutzt: J. Grimm, Simrock, Weigand, Andresen, Wuttke, Hehn, Leunis, A. Ritter von Perger, Mannhard, M. v. Strantz, Grube, Masius, Kummer, Wagener, Ruß, Roßmäßler, Funke, M. v. Nathusius, P. Klein, Schleiden, Robolsky, Warnke, Pröhle, Schreiber, Schwab, Brandt u. m. a.; auch die treffliche Zeitschrift „Die Natur" von Dr. Müller, welche besonders in dem letzten Jahre manche einschlägige Mitteilung gebracht, möchten wir nicht unerwähnt lassen.

An alle aber, die sich für die Idee unseres Buches interessieren, richten wir die herzliche Bitte, etwaige Lücken und Mängel durch freundliche Zusendung bezüglicher Mitteilungen beseitigen zu helfen. Wir versichern im voraus unsere Dankbarkeit.

Und so schicken wir denn unsere Arbeit mit dem Wunsche hinaus in die Welt, daß sie in recht vielen Herzen die gleiche Liebe für Gottes schöne Natur erwecken möge, die uns selbst bei Abfassung unseres Buches beseelt hat.

D. H.

Vorrede zur zweiten Auflage.

Die freundliche Aufnahme, welche die erste Auflage gefunden hat, ist den Herausgebern Veranlassung geworden, die gesammelten Stoffe einer gründlichen Durchsicht zu unterwerfen, manches auszuscheiden, anderes hinzuzufügen. Geäußerte Wünsche sind nach Möglichkeit berücksichtigt. Bezüglich des Verlangens nach noch größerer Vollständigkeit in den Mitteilungen müssen wir bemerken, daß dieselbe nicht in dem Plane des Buches liegt, und werden deshalb weitergehende Wünsche auf die im Texte angeführten Quellen verwiesen.

Über die Tendenz des Buches giebt die Vorrede zur ersten Auflage ausführlichen Aufschluß. Mit hoher Freude hat es uns erfüllt, daß unsere Bestrebungen auch auf der XXVIII. Allgemeinen Deutschen Lehrerversammlung zu Augsburg durch den Schuldirektor Albert Richter-Leipzig einen so beredten Ausdruck gefunden haben. Nach dem Berichte der „Allgemeinen Deutschen Lehrerzeitung" äußerte sich der rühmlichst bekannte Schulmann in

seinem Vortrage „Volkstum und Volksschule“ in Bezug auf die volkstümliche Gestaltung der Naturgeschichte: „Wir sollten vor allen Dingen auch nicht unterlassen, mit unseren Schülern davon zu reden, wie das Volk mit seinem Gemüte die Natur verklärt hat, wie es oft in einem einzigen Namen, mit dem es eine Pflanze benannte, ein Gedicht geschaffen hat, wie es oft mit wunderbarer Schärfe der Beobachtung einem Naturwesen das Charakteristische seiner Erscheinung oder seiner Lebensäußerungen abgelauscht und in dem Namen wiedergegeben hat, wie es Bäume und Blumen mit sinnigen Sagen umkleidet ..... Das Kind soll erfahren, welche Bedeutung eine Pflanze früher im Haushalte des Volkes, in seinen Gebräuchen und Sitten gehabt hat, wie diese oder jene Pflanze von den Vorfahren heilig gehalten wurde, wie diese oder jene ihnen ein Symbol der Freude, der Trauer, der Treue, der Unschuld u. s. w. war, während eine andere ihnen als Abbild und Zeichen sittlicher Verwerflichkeit galt. Solchem Unterrichte werden die Schüler strahlenden Auges beiwohnen, sie werden fühlen, warum der Lehrer von solchen Dingen mit ihnen redet, und sie werden es dankbar empfinden. Ein verklärender Schein wird sich verbreiten über Dinge, die sie schon gewußt, aber nicht gewürdigt haben, und dieser verklärende Schein wird sich auch über die ausbreiten, von denen sie im Hause diese Kenntnis empfangen haben, sowie über die Vorfahren, von denen solche Kenntnis ererbt ist und von deren denkendem Geiste und sinnigem Gemüte sie Zeugnis ablegt.“

Möge das Buch auf seiner neuen Wanderung in Schule und Haus zu den alten Freunden recht viele neue gewinnen!

D. H.

Übersicht des Inhaltes.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

I. Der deutsche Wald.

Im Wald, im Wald!
Im frischen, grünen Wald!

Der deutsche Wald! Wen mutet nicht das Wort schon an, wen überkommt nicht schon beim bloßen Namen die Sehnsucht nach grüner Einsamkeit, nach der märchenduftigen Welt und den romantischen Schauern aller Jugendträume!

Waldmeister und frühlingsheiterer Drosselschlag im lichtgrünen Hag, schattiges Mooslager und duftige Beeren unter sommerlichem Blätterdach, und dann über dem weiten Forst, vom Schuß des Jägers und Hundegebell durchhallt, herbstliche Farbenpracht — das sind schöne, verlockende Bilder! Nicht minder einsames Wandern im frischen, grünen Wald, bis dahin, wo der Rauch des Kohlenmeilers langsam über den Bäumen aufsteigt und uns an so manche Kindergeschichte erinnert, bis die plötzlich aus dem Dickicht tretende Gestalt eines Köhlers, eines Schützen uns an die Erscheinung Rübezahls oder des wilden Jägers gemahnt; wandern, bis der Mond seinen Silberglanz durch die Blätter und Zweige auf das gluckernde Wasser des Waldbachs wirft, daß wir im leisen Wellengemurmel den Sang der tanzenden Elfen zu vernehmen glauben, — oder wandern bis in das dichteste Laub- und Nadelgehege, wo die Waldfee ungesehen ihre Fäden spinnt und schaurig-süße Sagen und Märchen in den Hag hineinflüstert, daß aus Farn- und Heidekraut, aus Moos und allen Stauden die sagenhaften, kleinen Leute des Waldes, die Moosjungfern, Heidefrauen und Waldweibchen die Häupter recken, um dem geheimnisvollen Singen und Sagen zu lauschen. Ja, es ist schön im Walde!

Der Wald ist der Erde treuestes Kind! Wo der Wald ihr geblieben, fehlt es ihr nicht an Frische, Blüte und nährender Kraft. Er ist nicht nur der Stolz der guten Mutter, deren Schoß er entstammt, sondern auch ihr Schirm und Schutz, ihr freundlicher Ernährer. Mit seinem starken Körper wehrt er am Meere dem Vordringen des verzehrenden Dünensandes, mit seinen kräftigen Gliedern stemmt er sich im Hochgebirge dem zerstörenden Bergrutsch entgegen und fängt mit tausend Armen die Lawinen auf, um sie mitten in ihrem verheerenden Laufe zu hemmen, zu bannen. Mit seinen Fingern zieht er den tränkenden Schatz der eilenden Wolke herab, pocht an die vollen Wasserschläuche, bis sie reißen,

sammelt ihren Inhalt und sendet ihn durch hundert Quellen und Bäche zur Labung der Lande hinaus; und unsere herrlichen Ströme, der Stolz unseres Vaterlandes, preisen vielleicht, im Wogenschwall des Meeres sich verlierend, noch den heimatlichen Wald, wo sie als kleine Bergquellen, mit den Blumen spielend, jene Kraft sammelten, mit der sie, groß geworden, durch die Lande rauschen: Segen bringend, Schiffe tragend und die Schönheit der Landschaft und das Leben des Volkes in ihren Fluten spiegelnd. Wenn die hohen Masten und Schiffsplanken auf dem Weltmeere empfinden könnten, wie oft möchten sie in der Welle, von der sie umschwebt werden, — einen Freund aus der Heimat ahnen, der ihnen von den Wundern des Waldes zuflüstert, welchem sie gemeinsam entstammen. Unsere Vorfahren wußten, was sie an ihren Wäldern hatten, unter deren Schatten sie wohnten. In heiligen Hainen empfanden sie die Nähe ihrer wohlthätigen Gottheit, die sie im Säuseln des Laubes und in dem Toben einer Sturmnacht vernahmen. Immer noch waltet dort die schirmende, erhaltende Naturkraft in ihrem schöpferischen Segen am sichtbarsten. Als eine Schutzmauer des Landes steht der Bergwald, daß die zerstörende Wut der Stürme sich an ihm breche. Aber die trocknen, versengenden Winde durchtränkt er mit seinem feuchten Atem. Und in den vorübersausenden Luftstrom haucht er aus seinen frischen Gründen, aus seinen Millionen grüner Blätter und Nadeln heilsamen, stärkenden Lebensstoff, der draußen so manches sterile Gebiet erfrischt, die Dünste der Ebene verdrängt, luftreinigend und segenträufelnd über die Häusermasse der Städte wogt und noch die bleichen Wangen ihrer Bewohner erquickend anweht. So wirkt der Bergwald noch in weite Ferne. Wehe aber dem Volke, das seine Wälder nicht ehrt! Wehe dem Lande, das sich seiner Forste beraubt! Der Fluch der Verödung ruht auf ihnen.

Noch grünen und rauschen in Deutschland die Forste, in der Ebene und auf den Höhen, — man hat gelernt sie zu ehren und zu schützen. Stolz sieht das Vaterland auf seine herrlichen Bergwälder, die unsere reizenden Mittelgebirge schmücken, — und selbst, wo unser Auge sich nicht an ihrer Frische zu weiden vermag, singen wir noch begeistert in unseren Konzertsälen:

„Wer hat dich, du schöner Wald,
Aufgebaut so hoch da droben?
Wohl den Meister will ich loben."

Wohl gedenken wir dabei der erhabenen Ruhe, der feierlichen Stille auf der grünen Höhe, wo wir einmal zwischen Eichen und Tannen hoch am Felsenrand hingewandert, wo weithin vor unseren trunkenen Augen das Waldgebirge sich breitete, Rücken an Rücken, Kuppe an Kuppe, ein grünendes, wogendes Meer, dessen Wellen erstarrt scheinen, dessen Rauschen aber wie Musik des Weltgeistes heraufrauscht. Fernab in blauer Weite verdämmernd, verschollen, wie ein vergessenes Kindermärchen liegt das ebene, bewohnte Land. Nur da und dort aus verborgenen Thalgründen drängen sich Laute, die an das Menschentreiben in der Tiefe erinnern — ein fernes Wagenrasseln, ein pochender Hammer, eine rauschende Mühle, ein einzelner Ruf oder Hundegebell, aber alles wirr und dumpf.

„Tief die Welt verworren schallt, oben einsam Rehe grasen.“ Oben einsam Rehe grasen — dort, wo der Sauerklee, die Kreuzblume oder der Waldmangold am duftigsten blühen — auf der Bergwiese, die unter dem Kuß der Morgensonne am lieblichsten erglüht, und auf welche die Sterne am freundlichsten blicken, wenn die Vögel in den Zweigen schlummern und träumend zwischen dem Laube sitzen, wenn alles zur Ruhe geht, bis die Einsamkeit des Gebirges gleich einer Ahnung der Ewigkeit unser Gemüt beschleicht, und ein leiser Sehnsuchtston unsere Seele anklingt:

„Über allen Gipfeln ist Ruh'!“

Kein anderes Volk wie das deutsche empfindet so die Poesie des Waldlebens, sagt und singt so viel von Jagd und Wald. Kein anderes fühlt sich so innig hingezogen, findet in seinem innersten Wesen so viel der Natur des Waldes Verwandtes. Im Schoße seiner Urwälder wuchs das Volk der Germanen heran, hier holte es sich die unbezwingliche Kraft, mit welcher es in Jugendfrische plötzlich aus dem Waldesdunkel auf den Schauplatz der Geschichte hervortrat, um seinen weltumgestaltenden Beruf zu erfüllen. Heute noch umschattet unser Bergwald die geheimnisvollen Denkmale der dunkeln Vorzeit. In seinem grünen Schoße spielten sich aber auch die bedeutsamsten Momente unserer älteren Geschichte ab, seit die Waldgründe der westfälischen Berge heißes Römerblut tranken, und die Schluchten des Thüringer Waldes und Moore der Rhön vom Franken- und Sachsenblute dampften, bis zu jenem gesegneten Tage, wo ein Jäger im Harzwalde die deutsche Krone gewann, die er siegreich zu tragen wußte. Kein Wunder, wenn des Volkes Seele wie der Vogel am liebsten um Wald und Hain schwebt, wenn Dichtung und Sage ihre schönsten Blüten um den deutschen Bergwald rankt. Das Nibelungenlied singt vom wildreichen Spessart, und wie Siegfried auf der Jagd am Brunnen im dunkeln Odenwald erschlagen ward, daß des Waldes „Blumen allenthalben vom Blute waren naß“. Wie lieblich tönen später die Lieder Herrn Walthers von der Vogelweide vom Walde, seinen Vögeln und Blumen! Und seitdem klingt das Volkslied in hundert Weisen von Wald und Jagd durch die deutschen Gaue, und die Dichter singen ihm nach und haben die Poesie des Waldes noch lange nicht ausgesungen. Als ein Meister der Töne die deutsche Volksoper schaffen wollte, wovon sang er? Von den Freuden und Schauern des Waldes und der Jägerei, — er sang den „Freischütz“.

Vorzüglich sind es die Wälder des deutschen Mittelgebirges, um welche Lied und Sage des Volkes sich schlingen, und durch die der volle Strom der Dichtung braust. Dort grünt noch allenthalben der Bergwald, so mannigfach in seiner Erscheinung wie das Wesen unseres Volkes selbst. Noch rauschen die dunkeln Hage des Soonwaldes und auch des Spessarts als der Schauplatz unserer Robin Hoods. Noch umschatten die Tannen des Schwarzwaldes die heimlichen Gründe, von welchen alte und neue Geschichten gehen. Der urwüchsige Böhmer Wald birgt die tiefen, stillen Waldseeen, in denen das Märchen seinen Wohnsitz aufgeschlagen, und durch den Thüringer Wald wallen die Schatten der Minne-

sänger zur Wartburg und der edle Tannhäuser, magisch angezogen vom Zauber der Göttin im Hörselberg. In den Forsten des Riesengebirges schreitet Rübezahl neckend einher, und in den Wäldern des Harzes waltet Prinzessin Ilse oder tobt der greuliche Hexenspuk der Walpurgisnacht. Den Odenwald durchjohlt der Rodensteiner, und die Waldschluchten und Felsenklüfte des Wasgau durchzieht der Lindenschmidt als Kriegs- und Friedenskünder. Und allenthalben, wo wir wandern im deutschen Bergwald, werden wir heute noch an Donars und Wodans Eichen erinnert; die Raben umfliegen noch den wettergezeichneten Baum, und der vom Thron gestürzte Gott ist noch immer nicht aus unseren Forsten gewichen. Als wilder Jäger durchstreift er einsam den Hag, im Sturm führt er die wütende Jagd durch den Bergwald, daß die Riesenbäume ächzen, und der Forst erbraust und schwankt und wallt wie ein aufgeregtes Meer, wenn die Moosjungfern, Wald- und Heidefrauen der Sage durch das Gebüsch fliehen und auf die mit Kreuzhieben gezeichneten Wurzelblöcke flüchten. Der verwegene Jäger oder Wildschütz schleicht sich aber dann in das Grauen des Waldes, verschreibt sich dem wilden Geist der Wälder und bringt ihm frevle Opfer dar, um zu den geheimen Künsten zu gelangen, nach denen der Jägerglaube sich sehnt.

Wenn dann aber der Winterschauer über den Wald kommt, die starre Frostnacht alles überreift, die Gründe und Schluchten in Schnee begraben liegen, vor Kälte der Fuchs heult, und die Rinde der Eichen berstet: dann ist der Wald nicht tot für uns, das Füllhorn seines Segens nicht geleert. Wir durchstreifen dann allerdings nicht mehr seine stillen Hallen; daheim jedoch im traulichen Zimmer erinnert uns jede Diele, jeder Schemel an sein wohlthätiges Eingreifen in unsere Kultur und unser Leben von der Wiege bis zum Sarge. Wie mild weht uns noch sein Atem an, wenn im Kamine die Scheite prasseln, die Flamme leuchtet und die Glut knistert! Mag die Steinkohle mehr heizen, — nur die Spende des Waldes wärmt zugleich Körper und Gemüt. Wie gern blicken wir mit den Kleinen des Hauses, die sich an unsere Kniee schmiegen und Waldmärchen hören wollen, in die lichte Glut! Mit märchenhaftem Karfunkelglanz leuchtet uns die Kohle an, und die rosige Glut auf dem eigenen Herde wird uns dann zu jenem glückbringenden Karfunkel, von dem die Wundersage zu erzählen weiß.

Für den Weihnachtsabend schenkt uns dann der Wald noch das Tannenbäumchen, und all' die süßen Schauer, die ihn bewegten, ziehen nun vereint durch ein wonnevolles Kinderherz. Wie in einem Märchentraum blicken die Kleinen in all den Glanz und sehen das Hollenbäumchen erstanden, unter das Aschenbrödel mit seinen Wünschen tritt und in strahlender Pracht von ihm wegschreitet. Auf uns selbst aber fallen goldene Träume und Erinnerungen nieder, das Glück der Kindheit und alle Wonnen der Jugendzeit schauern uns an; der grüne Tannenzweig wird zum frühlingsfrischen Wald, den wir mit leichtem Schritt durchwandert, als die Blumen noch so duftig blühten, die Vögel noch so hell jubelten, die Blätter uns tausend Grüße zuflüsterten, die Welt so reich vor uns lag, und die Ideale noch unverblichen uns im Herzen lebten.

Ja, der Wald ist so frisch und wurzelkräftig, so bewegt und stillsinnig, so nutzbringend und dichterisch durchweht, so mitteilsam und wirkungsreich, so belebend, stärkend, erhebend, — wie der echte Mensch, dessen Herz nicht an der Selbstsucht krankt, unter deren Wirkung die besten Triebe absterben und ein Menschenherz zur kahlen Steppe wird.

A. Becker.

Gruß an den Wald.

Ich grüße dich mit deinem Schweigen,
Du tiefe Waldeseinsamkeit!
Nur leise flüstert's in den Zweigen
Wie Geisteshauch, vom Bann befreit.
O Waldesgrün, o Waldeslust,
Wie hebst du höher mir die Brust!

Hier will ich ruh'n auf grünen Matten,
Vergessen jeden Erdenschmerz,
Hier soll in deinem kühlen Schatten
Gesunden mein bedrücktes Herz.
O Waldesgrün, o Waldeslust,
Wie senkst du Frieden in die Brust!

Du sollst zur Andacht mich erheben,
Du sollst mein Buch des Lebens sein,
Dich Wald, mit deinem reichen Leben,
Will ich zu meinem Tempel weihn!
O Waldesgrün, o Waldeslust,
Wie füllst mit Andacht du die Brust!

Hier will ich deiner Stimme lauschen,
Du großer Geist, der Welten schuf,
Hier dringe in der Wipfel Rauschen
Zu mir dein leiser Liebesruf.
O Waldesgrün, o Waldeslust,
Wie ahnungsvoll hebst du die Brust!

Nimm stets mich auf in deinen Frieden,
Du schöner Wald, du stiller Wald,
Gieb frische Kraft dem Kampfesmüden
Durch deiner Majestät Gewalt.
O Waldesgrün, o Waldeslust,
Dich preist mein Lied aus voller Brust!

J. M. Buthmann.

Die Luft so still.

Die Luft so still, der Wald so stumm
An dieser bewachsenen Halde,
Ein grüngewölbtes Laubdach ringsum,
Ein Wiesenthal unten am Walde.

Wildblühende Blumen sprießen umher,
Rings fließen süße Düfte,
Ohne Rauschen ragt der Bäume Meer
Hoch in die sonnigen Lüfte.

Nur Amselschlag einsam und weit,
Und Falkenschrei aus der Höhe,
Und nichts Lebendiges weit und breit
Als im Waldthal grasende Rehe.

Natur, in dein Leben still und kühl
Liege ich selig versunken;
Ein süßes Kindermärchengefühl
Macht mir die Sinne trunken.

Wolfgang Müller.

Im deutschen Wald.

Wie ist der deutsche Wald so schön!
Der Buchenhain an Bergeshöh'n!
Der starken Eiche Stolz und Macht!
Der schlanken Birke Wipfelpracht!
Wie rauscht es in den Kronen stolz!

Wie flüstert's hold im Unterholz!
Wie rinnt so hell
Der muntre Quell
Und hüpft aus Waldesdunkel
Mit Murmeln und Gefunkel.

Wie bist du, deutscher Wald, so schön,
Du heil'ger Wald im Frühlingswehn,
Wenn es in allen Wipfeln schallt
Von Liebeslust und Lenzgewalt,
Von Finkenruf und Amselschlag,
Von Stimmen all im Blätterdach!
O Wiederhall
Im Waldessaal!
O grüne Wipfellieder,
Wie traut tönt ihr hernieder!

H. Behr.

Ich sah den Wald sich färben.

Ich sah den Wald sich färben,
Die Luft war grau und stumm;
Mir war betrübt zum Sterben,
Und wußt' es kaum, warum.

Durchs Feld vom Herbstgestäude
Hertrieb das dürre Laub;
Da dacht' ich: deine Freude
Ward so des Windes Raub.

Dein Lenz, der blütenvolle,
Dein reicher Sommer schwand;
An die gefror'ne Scholle
Bist du nun festgebannt.

Da plötzlich floß ein klares
Getön in Lüften hoch:
Ein Wandervogel war es,
Der nach dem Süden zog.

Ach, wie der Schlag der Schwingen,
Das Lied ins Ohr mir kam,
Fühlt' ich's wie Trost mir dringen
Zum Herzen wundersam.

Es mahnt aus heller Kehle
Mich ja der flücht'ge Gast:
Vergiß, o Menschenseele,
Nicht, daß du Flügel hast!

E. v. Geibel.

1. Die Eiche.
(Quercus.)

Wenn einem Baume der Titel „König des Waldes" zukommt, so ist es unsere Eiche. Sie ist von der Natur mit den Zeichen des Herrschers beschenkt und bildet das Gegenstück zur Linde, dem Baume, der in allen seinen Teilen das Gepräge des Weichen und Lieblichen an sich trägt. Die Eiche ist das Sinnbild der Kraft, die dem feindlichen Elemente siegreich trotzt. In ihr vereint sich Schönheit mit Stärke und fast unvergänglicher Dauer; in ihr lebt eine Riesenkraft, die sich zwar langsam, aber sicher und majestätisch entwickelt. Der kurze, aber mächtige Stamm mit der zerrissenen Borke, die knorrige Astbildung, das harte Laub und das eisenfeste Holz verleihen unserer Eiche das majestätische Ansehen. Gar schön singt in diesem Sinne W. Osterwald:

„Ja, dich nennt man mit Recht des Waldes Königin, Eiche;
Unter den Bäumen ist herrlicher keiner als du.

Wer dich schauet, der fühlt: zur Herrschaft bist du geboren,
Und die Söhne des Waldes beugen sich willig vor dir,
Weichen dir weithin aus; nur selten wagt in die Nähe
Deines gewaltigen Stammes trotzig ein anderer sich.
Weithin greifest du aus mit deinen Wurzeln und Ästen
Tief in die Erde hinein, weit in die Lüfte hinaus."

Und nicht minder schön hat F. Hölderlin in den nachstehenden herrlichen Versen den Charakter der Eiche erfaßt und zum Ausdruck gebracht:

„Aus den Gärten komm' ich zu euch, ihr Söhne des Berges!
Aus den Gärten; da lebt die Natur geduldig und häuslich,
Pflegend und wiedergepflegt, mit dem fleißigen Menschen zusammen.
Aber ihr, ihr Herrlichen, steht, wie ein Volk der Titanen
In der zahmeren Welt und gehört nur euch und dem Himmel,
Der euch nährt' und erzog, und der Erde, die euch geboren.
Keiner von euch ist noch in der Menschen Schule gegangen,
Und ihr drängt euch, fröhlich und frei, aus kräftiger Wurzel
Untereinander herauf und ergreift, wie der Adler die Beute,
Mit gewaltigem Arme den Raum, und gegen die Wolken
Ist euch heiter und groß die sonnige Krone gerichtet.
Eine Welt ist jeder von euch; wie die Sterne des Himmels
Lebt ihr, jeder ein Gott, in freiem Bunde zusammen."

Aus dem fernsten Altertum sowohl der klassischen Völker als auch der Germanen haben wir die Kunde, daß der Mensch die Eiche mit Achtung und Ehrfurcht angeschaut hat. Auch der Name, althochdeutsch eih, mittelhochdeutsch eich, bezieht sich auf die Verehrung, welche unsere Altvordern diesem Baume zollten. Man leitet ihn ab von dem altindischen igjâ = Verehrung.

Bei den Griechen und Römern war die Eiche dem Jupiter geweiht. Im Eichenhaine zu Dodona, dem hochberühmten Orakel des Zeus im alten Epirus am Tomarus, lauschten die Priester auf das Rauschen ihrer Zweige, um aus demselben die Kundgebungen Jupiters zu erfahren. Minerva soll den Helden auf der Argo zum Mastbaume des genannten Schiffes eine Eiche aus dem heiligen Haine von Dodona geschenkt haben. Sobald die kühnen Schiffer diesen heiligen Baum um Rat fragten, sagte er ihnen, was sie thun sollten. Auch auf das Totenreich hatte die Eiche Beziehung, indem Hekate, die Göttin der Unterwelt, und die drei Parzen mit Eichenlaub umkränzt waren. Eine der ehrendsten Auszeichnungen bestand bei den Römern in der Erlangung der Bürgerkrone. Dieselbe wurde dem zuteil, der einem römischen Bürger im Kriege das Leben dadurch rettete, daß er dessen Feind tötete. Diese Krone war aus Eichenlaub geflochten und trug die Aufschrift: ob civem servatum, d. h. wegen Erhaltung eines Bürgers. Betrat ein mit dieser Krone geschmückter Bürger eine Versammlung, so erhoben sich alle Anwesenden, selbst die Senatoren, von ihren Plätzen. Ferner war der Besitzer dieses ehrenvollen Kranzes von allen bürgerlichen Abgaben befreit. Auch darin sah

Und einen meiner Äste
Der Herzog schnitt entzwei,
Daß er der Stiel in die beste
Von seinen Lanzen sei.

Danach, als sie kehrten mit Wunden,
Haben sie mein Laub gepflückt,
Sie haben's zu Kränzen gewunden
Und ihre Schläfen geschmückt.

Sie haben Speere geschwungen
Und brachten Gefang'ne mir dar;
Sie haben Lieder gesungen
Auf Thors blitztragenden Aar."

Als später das Christentum in Deutschland Eingang fand, und die alten Götter aus den heiligen Eichenhainen vertrieben wurden, machte der Volksglaube sie zum Aufenthaltsorte des Teufels und der Hexen. So schaukelten sich z. B. nach dem Glauben des Volkes auf einer Eiche in Oberfranken am Walpurgistage die Hexen. An einem andern Orte sollte einst eine solche Hexeneiche gefällt werden, aber ihr Holz war so fest, daß alle Werkzeuge stumpf wurden. Endlich gelang es einem Schmiede, das Eisen einer Axt so zu härten, daß die Eiche damit gefällt werden konnte. Doch die Eiche schien stets nach der Seite fallen zu wollen, auf der der Eigentümer derselben stand. Beim Abendläuten vernahm man ein so furchtbares unterirdisches Getöse, daß der Besitzer der Eiche vor Angst und Schrecken davonlief und schwer erkrankte. Erst nach sieben Tagen warf ein heftiger Sturm die Eiche zu Boden.

In der Nähe von Hildburghausen befindet sich eine Eiche, die unter dem Namen „große Mehl-Eiche" bekannt ist. Abergläubische Leute wollen nachts unter ihr eine totenbleiche Frau mit einem schweren Mehlsack gesehen haben. Diese Frau war eine Müllerin, welche die Leute unbarmherzig betrog. Zur Strafe dafür findet sie im Grabe keine Ruhe und muß so lange wandern, bis ihr von einer andern Person der schwere Sack abgenommen wird. Mitunter will man auch einen starken Lärm in alten Eichen gehört haben. Man schreibt denselben dem Teufel zu, der ihn zum Andenken an den ehemaligen Götzendienst vertreibe.

Wie es *Hexeneichen* gab und giebt, so anderseits auch *Marieneichen*, die der heiligen Maria geweiht waren. In katholischen Gegenden trifft man kaum eine einzeln stehende große Eiche, die nicht mit einem Marienbilde geschmückt wäre. Manche Kirche oder Kapelle hat von diesen Marieneichen ihren Namen. So steht z. B. bei Horn in Unterösterreich die „Marienkirche zu den drei Eichen".

Auch in mancherlei Krankheiten suchte man bei der Eiche Hilfe und Genesung. Gepulverte Eichenblätter sollten Wunden zusammenziehen. Manche Krankheit konnte man sogar an die Eiche nageln. Zu diesem Zwecke berührte man mit einem alten Sargnagel den leidenden Teil eines Kranken. Der Kranke stellte sich dann barfuß vor den Eichenbaum, und indem man einen Zauberspruch hersagte, schlug man den Nagel nahe über dem Kopfe des Leidenden in den Stamm. Aus diesem Grunde findet man in alten hohlen Eichen mitunter Nägel, Werg und dergleichen als Überreste solcher Zaubereien. Brüche und Gicht wähnte man damit heilen zu können, daß man den Kranken durch eine aus zwei mit einander

verwachsenen Eichenästen gebildete Öffnung kriechen ließ. Da aber derartige Zweigbildungen selten sind, so stellten die Leute eine solche Öffnung künstlich dar, indem sie eine junge Eiche spalteten, die Hälften oben wieder aneinander banden und den Kranken durch die so gebildete Spalte zogen. Goldschmidt berichtet über solche Wunderkuren aus Mecklenburg: In der Johanninacht werden die Kinder, die an Brüchen leiden, durch einen vom Blitz gespaltenen Baum gezogen. In anderen Gegenden wird in der besprochenen Nacht ein junger Eichbaum eigens zu dem Zweck gespalten und das Kind, den Kopf voran, durch diese Spalte im Namen des Vaters u. s. w. gezogen, natürlich unter dem strengsten Schweigen. Es müssen bei dieser Handlung drei Johanns thätig sein, zwei, die den Baum halten, und ein dritter, der das Kind in Empfang nimmt. Nach Beendigung dieser Zeremonie wird der Baum höchst sorgfältig wieder verbunden, und wenn er verwachsen ist, ist auch der Bruchschaden geheilt. Verwächst die Spalte des Baumes nicht wieder, so war die Handlung ohne Heilwirkung.

Von einer ganz besonders zauberkräftigen Eiche erzählt Brockmüller; er schreibt: In dem Törberschen Holze bei Rehna in Mecklenburg findet man eine Doppeleiche, die von Leidenden aller Art aus weiter Umgegend besucht wird, um von ihr Heilung zu holen. Es sind zwei Eichen, die etwa 50 cm von einander abstehen, in einer Höhe von 1 m aber dergestalt mit einander verwachsen sind, daß sie wie ein Baum erscheinen. Die Kranken gehen unter Beobachtung von mancherlei Gebräuchen hindurch, vergessen aber niemals zu bezahlen, indem sie irgend eine Münze an den Fuß der Eiche legen oder auch in die Rinde stecken.

Wie uns die Eiche in mannigfacher Weise an den alten Götterdienst und den Aberglauben erinnert, so knüpft sich auch manche Sage an dieselbe. So sollen z. B. die Ausbuchtungen der Eichenblätter vom Teufel herrühren. Der Teufel hatte einst mit einem Bauer den Vertrag geschlossen, daß er dessen Seele holen dürfte, sobald die Eiche, deren Blätter zu jener Zeit noch ganzrandig waren, das Laub verloren hätte. Seiner Beute gewiß, freute er sich schon auf den nächsten Herbst. Doch während die übrigen Bäume ihr Laub verloren, behielt die Eiche den ganzen Winter hindurch die welken, dürren Blätter. Im nächsten Frühjahr fielen endlich zu des Teufels Freude einzelne Blätter zur Erde. Als nun der Teufel sein Recht geltend machen wollte, zeigte ihm der siegesfrohe Bauer die bereits kommenden neuen Blätter. In seiner Wut fuhr der betrogene Teufel mit seinen Krallen in die Blätter, die seit dieser Zeit ausgebuchtet sind.

Nach einer andern Sage erbat sich der Teufel einst vom Herrn die Herrschaft über den Wald. Der Herr gewährte ihm seine Bitte mit der Bemerkung, daß er sein Regiment erst antreten könnte, wenn alle Bäume ohne Laub stünden. Es war die Eiche, welche dem Teufel einen Streich spielte und ihn verhinderte, die Herrschaft anzutreten. Eine Reihe anderer Sagen bestätigt, daß die Eichen verkrüppeln oder aufhören, Früchte zu tragen, sobald eine böse That unter ihnen verübt wird. Bei Hanau befindet sich ein Eichwald, der keine Früchte trägt, weil einst die Leute

beim Einsammeln der Eicheln so neidisch auf einander wurden, daß sie sich gegenseitig verwünschten. In einem Walde unweit Stettin standen in einem Eichwalde vier Eichen, die in ihrem Wachstum gegen die umstehenden Bäume sehr zurückgeblieben und verkrüppelt waren. Unter ihnen hatten ein Jäger und ein Wilddieb auf einander geschossen; erst im Sterben erkannten sie sich als Brüder.

Neben den oben erwähnten Hexen- und Marien-Eichen verdienen auch einige Dichtereichen genannt zu werden. Bei Hamburg erinnert eine Eiche an Hagedorn, den Dichter von „Johann, der muntere Seifensieder", und bei Wöbbelin in Mecklenburg liegt der jugendfrische Sänger von „Leier und Schwert", Theodor Körner, in dem dunkeln Schatten einer ehrwürdigen Eiche begraben.

Als historisch berühmte Eiche ist noch die Wallensteineiche bei Stralsund hervorzuheben. Unter dieser Eiche saß einst der große Feldherr bei der Belagerung jener Stadt, als eine Kugel ihm ein Glas voll Wein vor dem Munde zerschlug. Hierin sah der abergläubische Mann ein Zeichen, daß er die Stadt nicht erobern werde, und hob infolge dessen die Belagerung auf.

Humoristisch ist die Sage von der Eiche zu Kierhard in Mittelfranken. An diesem Baume hing eine ungeheure Keule. Wenn ein Mann von seinem Weibe geschlagen worden, holten die Nachbarn diesen großen Knittel und lehnten ihn an des Geschlagenen Hausthür. Das hatte dann eine wenigstens zeitweilige Versöhnung zur Folge, die von dem befriedigten Manne mit einer Weinspende an die Nachbarn gefeiert werden mußte.

Das Holz der Eiche zeigt eine fast wunderbare Dauerhaftigkeit und Widerstandsfähigkeit gegen äußere Einflüsse. Als Nero Claudius Drusus im letzten Jahrzehnt vor Christo die römischen Feldzeichen nach Westdeutschland trug, wurde eine große Heerstraßenbrücke über den Rhein gebaut, um die Hauptfeste castrum Moguntiacum mit dem am jenseitigen Ufer liegenden castellum Trajani zu verbinden. Die Wogen der Weltgeschichte und die Fluten des Vater Rhein haben jenes Bauwerk längst untergehen lassen, keine hohe Säule zeugte von verschwundener Pracht, ja man wußte nicht einmal genau die Stelle, wo es gestanden. Zur größten Freude der Geschichtsforscher und Archäologen fand man indes bei Gelegenheit eines Brückenbaues vor einigen Jahren die tief im Bett des Stromes versenkten Überreste des alten Römerwerkes auf, sie bestanden aus einer großen Anzahl Eichenpfähle von 8 m Länge und 50 cm Dicke, deren Kern trotz der neunzehn Jahrhunderte sehr gut erhalten war, nur wenige Centimeter sogenannter Erdverkohlung brauchten entfernt zu werden, und der einst von den Legionen des Drusus gefällte deutsche Eichenstamm präsentierte sich in seiner ganzen Kraft und Schönheit. Von diesem historischen Holz hat eine Pianofortefabrik (Biese, Berlin), einige 100 Ztr. erworben und aus demselben Mitte April 1883 vier Instrumente fertiggestellt, deren Wohllaut jedes musikalische Ohr entzückt.

Die Eiche gehört zu unseren Baumgreisen. Sie wächst sehr lang-

sam, so daß ein Knabe noch eine Eiche von 20 Jahren mit seiner Hand umspannen kann. Erst nach 200 Jahren ist sie ausgewachsen. Sie soll ein Alter von 1000—1500 Jahren und darüber erreichen. Deshalb erscheint uns ein alter Eichbaum mit seiner rauhen, geborstenen, von Moos durchfurchten Rinde inmitten der jungen, schnelllebenden Baumwelt wie ein greiser Erzvater unter seinen Kindern, Kindeskindern und Urenkeln. Geschlechter auf Geschlechter sind entstanden und vergangen wie eine Blume des Feldes, aber der Alte ist im Sturm der Jahrhunderte unerschüttert geblieben, eine wunderbare Gotteskraft hat ihn erhalten zum lebendigen Zeugnis einer längst entschwundenen Zeit, von welcher nur die Sage berichtet.

Als die älteste Eiche Europas führt Humboldt eine Eiche bei Saintes in Frankreich an. Dieselbe besitzt am Boden einen Durchmesser von 8 m; da, wo die Hauptzweige anfangen, ist sie 2 m dick. In dem abgestorbenen Teil ihres Stammes ist ein Zimmer hergerichtet, das 4 m breit und 3 m hoch ist. In demselben ist aus dem Holz des Stammes eine Bank ausgeschnitten. Ein Fenster bringt Licht in die Stube, deren Wände mit lebenden Farnkräutern und Flechten geziert sind.

Von einer sehr alten Eiche wird auch aus dem Ruhrthal berichtet. Sie steht dicht bei dem Dörfchen Niederreimer, etwa Dreiviertelstunden von Arnsberg, und führt im Volksmunde den Namen „dicke Eiche". Um sie vor dem Untergange möglichst lange zu bewahren, ist sie vom Staate nebst dem umliegenden Lande angekauft worden. Sie steht als steinalte Riesin mitten in einem Bestande junger, schlanker Buchen, die ein Alter von etwa 30 Jahren haben mögen. Auf den sich ausbreitenden kolossalen Wurzeln können bequem 30—40 Personen Platz nehmen. 60 cm über dem Erdboden hat der Baum einen Durchmesser von 3,75 m und einen Umfang von über 11,5 m. In einer Höhe von ungefähr 10 m teilt sich der Baum in zwei Äste, deren jeder noch einen respektabeln Baum, der eine über 1,5, der andere über 1,25 m Durchmesser abgeben würde. Die Gesamthöhe dürfte 25 m nicht übersteigen, da die oberen Äste, von Laub und Zweigen entblößt, nur als Stümpfe in die Lüfte ragen und an ihrer ursprünglichen Höhe wohl 6 m eingebüßt haben. Dem Anscheine nach hat der Blitz an einer Seite die Rinde von oben bis unten stark beschädigt. Im übrigen prangt der Baum noch im vollen Blätterschmuck.

Die merkwürdigsten und sehenswertesten Eichen in Deutschland findet man zur Zeit nach einer Mitteilung der „Gartenlaube" in dem Hasbruch, einem ehrwürdigen, heiligen Haine der Vorzeit. Derselbe liegt nicht weit von dort, wo die Oldenburger Geest in der Nähe der alten Cistercienser-Abtei Hude an die Marsch grenzt. Für weitere Kreise des Publikums wurde der Hasbruch erst gegen die Mitte unseres Jahrhunderts entdeckt. Kohl erzählt darüber folgende hübsche Geschichte. Der oldenburgische Maler Willers hatte nach Studien aus dem Hasbruch gemalte Eichenbilder in München ausgestellt, wo sie der König Ludwig sah; dieser wollte durchaus nicht glauben, daß solche fabelhaften Eichen in Wirklichkeit noch vorkämen. Die Sache interessierte ihn aber

doch so, daß er seinen Hofmaler dorthin schickte, um sich von der Wahrheit zu überzeugen, und dieser mußte die Angaben Willers' bestätigen. Seitdem wurde der Hasbruch zu einem vielbesuchten Punkte. Der gewaltigste Baum des Haines ist die „dicke Eiche". Ihr Umfang beträgt 10 m; von den Ästen könnte jeder wieder als respektabler Baum gelten, und als einmal einer herunterbrach, hatten vier Pferde Mühe, ihn vom Platz zu bringen. Der Baum ist durch eine Hecke eingehegt, und nebenan sind Sitzplätze angebracht; denn der Hasbruch ist das beliebte Ziel der Bremer Sonntagsausflüge. Doch giebt es noch eine stattliche Reihe von Bäumen, welche diesem an Umfang nahekommen. Die schönste von allen Hasbruch-Eichen, die imposanteste und malerischste ist die „Amalien-Eiche", so benannt nach der Prinzessin des großherzoglichen Hauses, der nachmaligen Königin von Griechenland.

Neben den kraftstrotzenden Bäumen aber stehen die Stumpfe sterbender und abgestorbener voll melancholischer Poesie. Gleich dem Menschen, welcher die sterblichen Überreste der Seinigen mit Blumen zu schmücken pflegt, hat die Natur ihre modernden Kinder mit einem lieblichen Geranke von Epheu, wilden Rosen, Brombeergebüschen und Farnkräutern umwoben.

Auch als Witterungsprophet stand die Eiche ehedem in Ansehen. Wenn die Eichen viel Mast haben, so pflegt um Weihnachten viel Schnee und ein harter Winter zu kommen. Schneidet man die Eichäpfel um Michaelis durch und findet sie leer und naß, so soll ein nasses Jahr und kein kalter Winter kommen; sind sie um diese Zeit dürr und eingeschrumpft, so folgt ein dürres Jahr und ein kalter Winter; wachsen sie früher als um Michaelis und in großer Menge, so kommt ein früher Winter vor Weihnachten mit viel Schnee. —

Gar gewaltig redet der Eichwald zu dem Gemüte des Naturfreundes und erfüllt das Herz mit frommem Schauer und süßem Grauen; in tiefster Seele vermögen wir es dem Dichter nachzuempfinden, der sich in ihm seinem Gotte näher glaubt.

Ich trat in einen hehren, düstern
Eichwald, da hört ich leis' und lind
Ein Bächlein unter Blumen flüstern
Wie das Gebet von einem Kind.

Und mich ergriff ein süßes Grauen,
Es rauscht' der Wald geheimnisvoll,
Als möcht' er mir was anvertrauen,
Das doch mein Herz nicht wissen soll.

Als möcht' er heimlich mir entdecken,
Was Gottes Liebe sinnt und will!
Doch schien er plötzlich zu erschrecken
Vor Gottes Näh' — und wurde still.

N. Lenau.

An eine alte Eiche.

Unter deines Schattens heil'gem Düster,
Das so freundlich mir zur Stille winkt,
Wo der Lüfte Wehn im Blattgeflüster
Mir wie frommer Geister Nähe dünkt,

Sinn' ich schauend deinem Sein und Werden,
Der Geschichte deines Lebens nach.
Sprich, wie war es damals hier auf Erden,
Als dein Keim aus diesem Boden brach?

Wohl ein halb Jahrtausend ist verflossen,
Seit dein junger Schößling aufwärts stieg.
Wie viel Thränen sind seitdem verflossen,
Wie allmächtig tobten Pest und Krieg,
Wie verwandelten sich die Gestalten
Dieses Landes, das dir Nahrung gab!
Wie viel Sitten sahest du veralten,
Wie viel Völker traten auf und ab!

Blitze rasselten um deine Krone,
Und der Sturm zerschüttelte dein Haar,
Fluten brausten oft an deinem Throne, —
Doch du standest fest und wunderbar.
Wie viel Menschen sind auf deinen Fluren
Hingestorben und vom Hauch verweht!
Ach, der Mensch, mit einer Gottheit Spuren
Muß verwesen, und der Baum besteht!

Und wie viele werden noch vermodern,
Eh' dein Gipfel sich zur Erde bricht!
Aber daure! — Sieh, wir alle fordern
Deines Lebens lange Dauer nicht.
Einst vergehst du doch mit Stamm und Laube,
Wie dein Wesen, edler Baum, zerfällt;
Doch der Mensch erhebt aus seinem Staube
Sich empor zu einer neuen Welt.

Fülleborn.

Der deutsche Baum.

I.

Der schönste Schmuck im deutschen Haine,
Die Eiche ist's, wer stimmt nicht bei?
Daß Deutschland nur in allem andern
So wie in diesem einig sei.

Sie paßt so recht zum deutschen Herzen,
Sie strebt so mächtig himmelan;
Geheimnisvoll wölbt sie den Tempel,
In ihrem Schatten betet man.

Sie mahnet an vergang'ne Tage,
Sie zählet nach Jahrhunderten;
Wie viel der Wandrer sinnend standen,
Die ihre Kraft bewunderten!

Wie manchen Sturm sie überdauert —
Weissagend überkommt es mich —
Herr, sei dem Vaterlande gnädig,
Bei seinen Eichen bitt' ich dich!

K. Pöls.

II.

Wie ihr zu dem Wahn gekommen,
Deutsche, daß für euren Baum
Ihr die Eich' habt angenommen,
Zu begreifen weiß ich's kaum.

Sie ein Bild von eurem Reiche?
Welch ein krüpplig Jammerbild!
Denn verkümmert wie die Eiche
Wächst kein Baum im Lenzgefild.

Warum nicht, die höher strebet,
Buche, mit dem Riesenschaft;
Oder die so zierlich schwebet,
Birke, säuselnd geisterhaft?

Beide, die dem Blick zum Troste,
Schmückt der Lenz mit frühstem Laub,
Das nicht zittert vor dem Froste,
Dem die Eiche wird zum Raub.

Und dann nagt der Maienkäfer
Scharf dem Maienfroste nach:
Und dem armen deutschen Schläfer
Bleibt ein spärlich Schattendach;

Wo im hohen Sommergrase,
Hohes träumend, er sich streckt,
Bis im Herbstwind auf die Nase
Fallend ihn die Eichel weckt.

Fr. Rückert.

2. Die Buche.

(Fagus silvatica.)

Der Name Buche, althochdeutsch puocha, mittelhochdeutsch buoche, stimmt nach den Gesetzen der Lautverschiebung mit dem lateinischen Namen fagus überein, der sich auf die eßbaren Früchte des Baumes bezieht. In der Hainleite in Thüringen wird dieselbe das Buch genannt, sonst aber Ecker oder zur Unterscheidung von der Frucht der Eiche, welche ebenfalls Ecker bezeichnet wird, Buchecker. Ecker vom gotischen akran, d. h. Frucht. Ist die Buche auch nicht wie mancher andere Baum mit den Leiden und Freuden unseres Volkes vertraut und verwachsen, steht sie an majestätischer Kraft und Fülle auch der knorrigen Eiche nach, so kann sie sich in Bezug auf Festigkeit des Holzes und Schönheit und Herrlichkeit im Bau doch mit allen messen. Sie ist entschieden unser schönster Waldbaum, in ihr vermählt sich die männliche Kraft der Eiche mit der weiblichen Anmut der Linde; auf dem hohen, schlanken, astfreien Stamm mit glatter, silbergrauer Rinde wölbt sich die dichte, domförmige Krone, deren Laub in der ersten Hälfte des Maies das schönste Waldgrün bildet. Die Buchenwälder waren deshalb schon bei den alten Deutschen beliebt und sind von den mittelalterlichen Dichtern oft besungen worden. Die Gegend um Fulda hieß im germanischen Altertum Buchonia, d. i. Buchenland. Die heidnischen Altvordern benutzten die Zweige der Buche, welche wegen ihrer Eckern zu den fruchttragenden Bäumen gehörte, zur Weissagung. Nachdem auf die einzelnen Stücke eines Zweiges die zu Los- und Weissagung gebrauchten geheimnisvollen Runenzeichen eingeritzt waren, wurden die Stäbchen aufs Geratewohl über ein ausgebreitetes weißes Gewand gestreut. Bei einer öffentlichen Beratung sprach sodann der Priester, bei einer Privatangelegenheit der Familienvater ein Gebet, und nun wurden die Zeichen unter Aufblick zum Himmel aufgehoben und gedeutet, indem man aus ihnen, in der Reihe wie sie aufgelesen, ein Wort zusammensetzte oder den Namen jedes Zeichens einen Bezug zu dem fraglichen Gegenstand gab. In späterer Zeit, als man die Holzschneidekunst zur Vervielfältigung von Heiligenbildern und Karten benutzte, gebrauchte man hierzu mit Vorliebe das feste Holz der Buche. Auch Gutenberg stellte die ersten Versuche der Buchdruckerei mit Lettern

aus Buchenholz geschnitzt an. So ist es zu erklären, daß die Schriftzeichen für die Laute nach unserm Baume den Namen „Buchstaben" erhalten haben; auch das Wort „Buch" hängt mit dem Namen desselben zusammen.

Mitunter findet man auf einem Buchenblatte ein *T* gebildet. Dasselbe war das alte Runenzeichen für den Donnergott Thor, Donar, und ein solches Blatt wies nach damaliger Anschauung deutlich auf diesen Gott hin. Wer so glücklich war, ein solch gekennzeichnetes Blatt zu finden, hatte einen Schatz; denn er schützte den Besitzer und sein Haus vor Schäden und Bezauberung. Hiermit hängt vielleicht auch der Glaube zusammen, daß der Blitz nie in eine Buche einschlage. Die Erfahrung freilich bestätigt die Annahme nicht.

In einem großen Teile Süddeutschlands, besonders in Schwaben, ist für die Kornhändler die Buche der interessanteste Baum, weil sie wähnen, daß die genaue Beobachtung derselben im Frühjahre sie in den Stand setze, erfolgreich zu spekulieren, sei es „auf Aufschlagen oder Abschlagen der Früchte". Fängt nämlich die Buche an, zuerst unten auszuschlagen oder zu grünen, so schlägt's auf; grünt sie zuerst oben, so sinken die Kornpreise.

Von einem gar eigenen Brauch der östlichen Steiermark, in welchem die Buche eine Rolle spielt, weiß P. R. Rosegger in seinem Volksleben der Steiermark zu berichten. Ist nämlich in einer dortigen Gemeinde ein Jahr vorbeigegangen, ohne daß einer aus der Gemeinde geheiratet hat, so müssen die jungen Burschen am Ostermontag in den nächstgelegenen Wald ziehen, einen großen und schweren Buchenstamm entwurzeln und ihn dann an einer langen Kette mit vielen Querbalken, an denen sie sich einjochen, unter Geschrei und Gehetze zur Buße und Strafe ins Dorf ziehen. Dabei fehlt es nicht an allerlei Vermummungen und übermütigen Späßen. Auf dem Dorfplatz hält der Zug an; ein Kapuziner springt auf den Brunnentrog und hält die Bußpredigt. Darauf wird der Baum versteigert und der Erlös zur Abhaltung einer fröhlichen Musik verwandt. —

In ganz besonderem Ansehen standen bei dem Volke die „Blutbuchen"; bis in die neuere Zeit erhielt sich eine solche bei Irchel im Kanton Zürich. Die „Blutbäume" waren heilige Bäume, und die Ursachen ihrer Verehrung reichen bis in die Zeit des Heidentums zurück. Sie waren zugleich Opferbäume, und an ihnen wurden die Schädel und Felle der geschlachteten Tiere aufgehängt. In dem Laube rauschte der Gott, und die Priester deuteten aus demselben die Zukunft. Damit die altehrwürdigen Stämme nicht abstarben, wurden sie bei den Galliern mit dem Blut der Opfertiere begossen, und nach späterer Überlieferung sollen den Bäumen bei einer Verletzung blutige Thränen entfließen; sie hießen deshalb auch „gefeite" Bäume. An einer Stelle vor der mittelitalienischen Stadt Benevent, die noch lange nach dem höchsten Gott der Germanen Wodan den Namen Wodam führte, stand ein solcher Blutbaum, an welchem Häute aufgehängt waren, durch welche die Vorüberreitenden ihre Speere warfen. Bei gewissen Festlichkeiten wurde er von den Lango-

barden mit solcher Wildheit umritten, daß die Rosse von den Spornhieben bluteten. Der heilige Barbatus ließ ihn im siebenten Jahrhundert umhauen, weil das Volk, obschon es getauft war, von dem alten Baumdienst nicht lassen wollte.

Von einer Blutbuche berichtet auch eine Sage aus Schlossau im Badischen. Einst ging ein Mann um ein Uhr nachts in den Wald von Rodenberg, um von einer Buche Holz zu Fackeln zu holen. Kaum hatte er den ersten Axtschlag gethan, so entstand ein fürchterliches Jagdgetöse, das bei den folgenden Schlägen immer näher und näher kam und jedenfalls von der wilden Jagd des Hackelberend herrührte. Der Mann erkannte, daß jene Buche ein „gefeiter" Baum sei, er ließ von seinem Vorhaben ab, und der wüste Lärm verlor sich in der Ferne.

An der Blutkapelle bei dem Kloster Geresheim stand die sogen. heilige Buche oder Wunderbuche auf einem Kieshügel in schönster Fülle ihrer Laubzweige erweislich schon im sechsten Jahrhundert. Die Äste breiteten sich so dicht und zu einem solchen Umfange aus, daß mehrere Wallfahrerzüge vor dem heftigsten Regen darunter Schutz fanden. Dieser stattliche Baum sollte in gewissen Nächten wie mit Lichtern bedeckt und erleuchtet sein. In seiner Nähe sollte in der Mainacht ein Feuer brennen; wer eine Kohle daraus hervorholte, der hatte einen Goldklumpen erlangt.

Das Kloster Reinhardsbrunn bei Friedrichroda wurde neben einer Buche erbaut, die man nächtlich mehrmals erleuchtet gesehen hatte. Noch von mehreren Orten weiß die Sage zu berichten, daß an der Stelle der jetzigen Kirche ehemals eine Buche stand. Wo das Wallfahrtskirchlein „Mariabuchen" bei Lohr steht, da wuchs einst eine Buche. Ein vorübergehender Jude stieß frevelnd sein Messer in den Baum. Da drang Blut heraus, und etliche Christen, die das Wunder bemerkten, zeigten es dem Bischof Johann von Brun an. Der ließ die Buche an der Stelle anschneiden, und es fand sich das Bild der schmerzhaften Mutter Gottes eingewachsen, an dem noch Blutstropfen hingen. Alsbald ward an der Stelle eine Kapelle erbaut.

In Schleswig-Holstein stand eine Buche, auf welcher ein Adler horstete. Sie hieß deshalb die „Ares-böch" oder Adler-Buche. Einst schwebte das Bild der heiligen Jungfrau glänzend über dem Baume, welches Wunder Veranlassung zu einer Wallfahrt und zur Entstehung des Ortes Aresböch gab.

Zu erwähnen wären auch die Buchen bei Kopenhagen, unter welchen einst Klopstock so gern gewandelt, und welche nach Matthissons Zeugnis als ein heiliges Andenken an den frommen Sänger des Messias betrachtet wurden. Auch die Lutherbuche in der Nähe des Schlosses Altenstein in Thüringen dürfte bemerkenswert sein. Sie ist freilich auch bereits dem Zahne der Zeit verfallen, ein Sturm am 18. Juli 1841 hat sie umgeworfen und zerstört; in ihrer Nähe ward am 4. Mai 1521 der große Reformator aufgehoben und nach der Wartburg gebracht.

In dem Huy, einem der nördlichen Vorberge des Harzes, in der Nähe von Halberstadt, der mit herrlichen Buchen bestanden ist, befindet

sich, umgeben von alten, ehrwürdigen Stämmen, ein Denkstein mit folgender Inschrift:

„Mit Ehrfurcht, Wandrer, zieh den Hut,
Denn unterm Dome dieser Buchen,
Hat Schatten, so wie Du, zu suchen,
Held Gustav Adolf einst geruht!" —

Die zuerst kegel-, später besenförmigen Kronen der Buchen wölben sich zuletzt domförmig ab, und ein alter Buchenbestand gleicht deshalb einem auf hohen, schlanken, runden Säulen ruhenden grünen Spitzbogengewölbe. Nur hier und da spielen die Lichter der Sonne durch das dichte Blätterdach und werfen glänzende Strahlen durch die traute Dämmerhelle, welche den Wanderer umgiebt. Die stimmungsvolle Umgebung erfüllt ihn mit träumerischen Sinnen, und im Geist glaubt er in einem alten, gotischen Münster zu weilen, zu dem der Buchenwald vielleicht einst Vorbild und Muster gewesen. Die glatten, silbergrauen Stämme gleichen den schlanken, leicht nach oben strebenden Pfeilern, die sich in den ehrwürdigen Domen in unendlicher Perspektive vor uns auszudehnen scheinen, und sie leiten des Wanderers Blick und Herz nach oben.

Im Waldesdom.

Schlanke Säulen stehn die Bäume,
Wölben sich zu grünen Hallen,
Und durch ihre weiten Räume
Hör' ich Orgelton erschallen.

Tausend Sänger sind erschienen,
Lassen Jubellieder klingen,
Und mich drängt das Herz, mit ihnen
Ihre Lieder laut zu singen.

Waldesdom, in deinen Hallen
Meine Seele steigt nach oben;
Andachtsvoll muß ich hier wallen
Und den ew'gen Schöpfer loben.

G. Chr. Dieffenbach.

Die schöne Buche.

Ganz verborgen im Wald kenn' ich ein Plätzchen, da stehet
Eine Buche: man sieht schöner im Bilde sie nicht.
Rein und glatt, im gediegenen Wuchs erhebt sie sich einzeln,
Keiner der Nachbarn rührt ihr an den seidenen Schmuck.
Rings, so weit sein Gezweig der stattliche Baum ausbreitet,
Grünet der Rasen, das Aug' still zu erquicken, umher;
Gleich nach allen Seiten umzirkt er den Stamm in der Mitte;
Kunstlos schuf die Natur selber dies liebliche Rund.
Zartes Gebüsch umkränzt es erst; hochstämmige Bäume,
Folgend in dichtem Gedräng', wehren dem himmlischen Blau.
Neben der dunkleren Fülle des Eichbaums wieget die Birke
Ihr jungfräuliches Haupt schüchtern im goldenen Licht.
Nur wo, verdeckt vom Felsen, der Fußsteig jäh sich hinabschlingt,
Lässet die Hellung mich ahnen das offene Feld.

Als ich unlängst einsam, von neuen Gestalten des Sommers
Ab von dem Pfade gelockt, dort im Gebüsch mich verlor,
Führt ein freundlicher Geist, des Hains auflauschende Gottheit,
Hier mich zum erstenmal plötzlich, den Staunenden, ein.
Welch Entzücken! Es war um die hohe Stunde des Mittags,
Lautlos alles, es schwieg selber der Vogel im Laub,
Und ich zauderte noch, auf den zierlichen Teppich zu treten;
Festlich empfing er den Fuß, leise beschritt ich ihn nur.
Jetzo gelehnt an den Stamm (er trägt sein breites Gewölbe
Nicht zu hoch), ließ ich rundum die Augen ergehn,
Wo den beschatteten Kreis die feurig strahlende Sonne,
Fast gleich messend umher, säumte den blendenden Rand.
Aber ich stand und rührte mich nicht; dämonischer Stille,
Unergründlicher Ruh' lauschte mein innerer Sinn!
Eingeschlossen mit dir in diesem sonnigen Zauber-
Gürtel, o Einsamkeit, fühlt' ich und dachte nur Dich!

E. Mörike.

3. Die Linde.

(Tilia.)

Schon der weiche, elegische Klang des Namens, der den Charakter der Milde und Zartheit, Anmut und Zierlichkeit, welcher dem Baume eigen, andeutet, zieht unser Herz zu demselben, noch mehr aber das zarte Grün der breiten, herzförmigen Blätter, die schützende, laubreiche Krone, in der es zur Zeit der Blüte, wenn die Lüfte ringsumher mit süßem Wohlgeruch erfüllt sind, summt und surret, schwirret und tönet von Tausenden von fleißigen Bienen.

Der Name Linde ist sehr alt und nach Weigand dunkeln Ursprunges. J. Ihre meint, daß der Baum von dem uralten Gebrauch, den Bast zu Stricken, Seilen u. s. w. zu verwenden, den Namen habe, da im Schwedischen und Dänischen linda eine Binde heißt und auch winden, wickeln bedeutet; danach besagt die Bezeichnung Linde soviel wie Bastbaum. Nach Adelung ist der Name Linde mit den Adjektiven linde und gelinde verwandt, da das Holz des Baumes weich und gelinde ist.

Unsern Altvordern war die Linde ein heiliger Baum; sie war der Frigga geweiht; bei den slavischen Völkern ist unser Baum mit seinen süß duftenden Blüten der Liebesgöttin Krasogani geweiht, und da Frigga als die nordische Venus aufgefaßt werden kann, so stimmen die beiden Völker in dem Kultus der Linde überein. Wälderbildend ist sie in Deutschland wohl nie gewesen, doch waren in den heiligen Hainen die Wallfahrtsgänge mit Linden bepflanzt, und in dem dunkeln Schatten der dichten Kronen waren die Zeichen der Götter aufgestellt. Mit Scheu und Ehrfurcht wurde deshalb die Linde von jung und alt betrachtet, sie mutwillig zu beschädigen, galt für einen großen Frevel, und in dem

Glauben des Volkes spielte sie eine nicht unbedeutende Rolle. Nach Einführung des Christentums schnitzte man aus Lindenholz die Heiligenbilder und nannte dieses Holz deshalb lignum sacrum (heiliges Holz). Das älteste Marienbild am Nonnenberge in Salzburg ist aus Lindenholz gearbeitet.

Als ein der Frigga geweihter Baum war sie gegen den Blitz gefeit. Nach einem Gewitterregen eilte man unter denselben, um von den herabfallenden Tropfen benetzt zu werden; denn dieses Wasser schützte nach der Meinung des Volkes gegen mancherlei Krankheit und Unfall. Rührt man Lindensprossen zu dem ersten Brei, den ein Kind ißt, so soll es nie Zahnschmerz bekommen. Auch gegen Kopfschmerz bot die Linde ein Mittel; Lindenblätter um das Haupt gebunden sollten denselben vertreiben. Wer auf zauberische Weise Ungeziefer auf seinen Acker erhalten, konnte dasselbe durch Streuen von Lindenasche leicht vertreiben. Der Lindenbast war ein treffliches Schutzmittel gegen die bösen Geister und den heimtückischen Zauber der Hexen. Schon die Ärzte der Alten benutzten den Bast und das Holz mit Vorliebe als Verbandmittel zur Schienung gebrochener oder gekrümmter Gliedmaßen. Von dem griechischen Dichter Cinesios wird in Beziehung hierauf berichtet, sein gebrechlicher Körper hätte nur durch eine vollständige Umschienung mit Lindenholz aufrecht erhalten werden können, weshalb ihn Aristophanes spottend den „lindenen" nannte. Die getrockneten Lindenblüten werden von der Volksheilkunde noch in der Gegenwart sehr geschätzt, der süßliche, schweißtreibende Thee ist ein viel gebrauchtes Hausmittel.

Mit dem Leben unseres Volkes, mit seiner Liebe in Lust und Leid, in Jubel und Trauer, in Scherz und Ernst ist kein Baum so innig und traut verbunden, als die Linde. Die Linde, welche ja schützend den Blitzstrahl abwendete, war der Baum der Wohnlichkeit und des deutschen Hauses. Karl der Große empfahl ihre Anpflanzung, und über das Dach mancher Hütte und Burg hat sie schirmend und schützend ihr dichtes Gezweige gebreitet. Der Baum oder doch sein Blatt finden sich darum auch auf vielen Wappen und Siegeln, wie der Name Linde auch aus vielen deutschen Ortsnamen herausklingt, wie aus Lindenthal, Lindeck, Hohenlinden. Anderen Ortsnamen liegt der slavische Name des Baumes Lipa zugrunde, wie Leipzig, der „freundlichen Lindenstadt". Die Linde ist derjenige Waldbaum, der bis in die Neuzeit Aufnahme und Pflege in den großen Städten erfahren hat. Berlins berühmteste und weltbekannteste Straße ist nach dem Lindenbaum benannt worden, und nicht mit Unrecht erfreut sie sich ihres Rufes; denn um die Zeit der Sonnenwende, wenn die Knospen der Linden nach und nach anfangen aufzubrechen, bildet jeder Baum einen lebenden Strauß, dessen Duft die Luft mit dem mildesten Wohlgeruche erfüllt, daß man schier wähnen könnte, die Strecke vom Denkmale Friedrichs des Großen bis zum Brandenburger Thor sei ein Würzgarten.

Gegen das Mittelalter freilich hat die Linde an Bedeutung verloren; denn in jener Zeit war sie vor den Thoren fast einer jeden Stadt und in der Nähe der Kirchen in herrlichen Exemplaren zu finden.

Die Zierde und der Stolz der Bewohner war aber die Linde in des Dorfes Mitte. Auf den alten Bänken, die unter dem breiten Blätterdache angebracht waren, versammelten sich die Alten zu ernster Beratung und sorgfältiger Erwägung der Angelegenheiten der Gemeinde. Am Sonntag Nachmittag aber versammelte sich unter derselben die blühende Dorfjugend zu Spiel und Tanz. Wie jauchzte alt und jung, wenn der Lenz gekommen und Wald und Feld, Wies' und Au im neuen, herrlichen Schmucke prangten! Da ertönten dann die herrlichen, wundersamen Weisen unserer Volkslieder vom Scheiden und Meiden, vom Wiedersehen und Wandern, von der Treue und Untreue; da klang es: „Innsbruck, ich muß dich lassen" oder: „Es stund eine Linde im tiefen Thal". Die Knaben und Mädchen lauschten den lieblichen, trauten Klängen und nahmen sie auf in ihre junge Brust. Zwar sie sind schon längst geschwunden, diese alten Sitten und Gebräuche, unserer nüchternen und realistischen Zeit sind sie fast völlig fremd. Nur in Gegenden, die das nimmer ruhende, schnaubende Dampfroß noch nicht stündlich durcheilt, und die der Strom der modernen, auflösenden Kultur nur erst schwach durchpulst, haben sie noch ein Heim. In Thüringen und Schwaben werden zum Teil noch die Kirchweihfeste unter der Linde gefeiert. Sie ist gleichsam der Mittelpunkt des Festes; unter ihrem schützenden Dache versammelt sich die Blüte des Dorfes, und die schlanken Burschen drehen die schmucken Mädchen in wildem Tanze. Das fröhliche Leben und Treiben, welches Goethe in seinem Faust schildert, wiederholt sich in diesen Orten noch alljährlich:

„Der Schäfer putzte sich zum Tanz,
Mit bunter Jacke, Band und Kranz,
Schmuck war er angezogen.

— — — — — — — — — —
Schon um die Linde war es voll,
Und alles tanzte schon wie toll.

Und von der Linde scholl es weit:
Juchhe! Juchhe!
Juchheisa! Heisa! He!"

Und wie die Linde der Frühlings- und Freudenbaum für die Gemeinde in ihrer Gesamtheit und Vereinigung, so ist sie auch der Liebesbaum für die einzelnen Mitglieder gewesen. Sie hat den heimlichen Ort geboten, wo sich die Liebenden zu trautem Gespräch und süßem Gekose getroffen. Ja sie ist der Baum der Liebe und Treue, und ihr Gast ist die holde Nachtigall, der Vogel der Minne Lust und Leid. Kein Baum ist darum auch so oft in den deutschen Volksliedern erwähnt, wie sie. Schon Walter von der Vogelweide beginnt eins seiner schönsten Minnelieder:

„Unter den Linden auf der Heide,
Wo ich mit meinem Trauten saß".

Und aus der spätern Zeit können wir mit Recht bei jedem Liede, das in den ersten Zeilen die Linde erwähnt, schließen, daß wir ein Liebeslied vor uns haben. Statt vieler Beispiele sei nur an das innige Lied von W. Müller erinnert:

„Am Brunnen vor dem Thore,
Da steht ein Lindenbaum.“

Vor allem bezeugen es auch die Lieder in „des Knaben Wunderhorn“, von dem H. Heine deshalb sagt: „Dies Buch enthält die holdseligsten Blüten des deutschen Geistes, und wer das deutsche Volk von seiner liebenswürdigen Seite kennen lernen will, der lese die Volkslieder. In diesem Augenblicke liegt dieses Buch vor mir, und es ist mir, als röche ich den Duft der deutschen Linde. Die Linde spielt nämlich eine Hauptrolle in diesen Liedern, in ihrem Schatten kosen des Abends die Liebenden, sie ist ihr Lieblingsbaum, und vielleicht aus dem Grunde, weil das Lindenblatt die Form eines Menschenherzens hat.“

„Sieh das Lindenblatt, du wirst es
Wie ein Herz gestaltet finden,
Darum sitzen die Verliebten
Auch am liebsten unter Linden.“ H. Heine.

Mit Vorliebe ist die Linde als Baum der Liebe auch auf Friedhöfen angepflanzt und hat so auf den Gräbern der Geliebten einen würdigen Platz gefunden. Hierhin gehört sie auch nach ihrem ganzen Wesen. Der Baum trägt ein lyrisches Moment in sich, das unwillkürlich weich stimmt. Ihr Anblick erhöht bei dem Besuche des Gottesackers unsere Wehmut und Trauer. Unter den vielen Gedichten, die uns den Baum in dieser ernsten Umgebung vorführen, sei nur an das eine von J. G. Jakobi erinnert: „Die Linde auf dem Kirchhofe“. Es hebt an:

„Die du so bang' den Abendgruß
Auf mich herunterwehest,
Zur Wolke schwebst und mit dem Fuß
Auf Totenhügeln stehest:
O Linde! manche Thräne hat
Den Boden hier benetzet,
Und Menschenjammer, blaß und matt,
Auf ihn sein Kreuz gesetzet. —
— — — — — — — — —
O Linde, gern an deinem Fuß
Hör' ich des Wipfels Wehen;
Dein feierlicher Abendgruß
Verkündet Auferstehen.“

Aber nicht nur mit der Liebe des deutschen Volkes in Freud' und Leid ist die Linde auf das innigste verwachsen, sondern auch mit seinem Rechte; sie ist darum auch der alte Rechts- und Dingbaum. Unter ihrem dichten Gezweige wurden besonders in sächsischen Landen die wichtigsten Beratungen und Beschlüsse der Gemeinde besorgt und auch die Rechtsurtel über Leben und Tod gesprochen. Ebenso tagten die Femgerichte unter derselben, wie die beiden Dortmunder, von Freiligrath besungenen Femlinden bezeugen:

„Dies sind die Linden; — beide morsch und alt!
Rechts die zerbarst: — sie klafft mit jähem Spalt
Auf von der Wurzel bis zur Splitterhaube.
Weit aber greift sie mit den Ästen aus;
Fast wie die Schwester prangt sie grün und kraus
Und schmückt die Stirn mit frühlingsfrischem Laube.“

Sie stehen auf einem Erdhügel zwischen den beiden benachbarten Bahnhöfen der Bergisch-Märkischen und der Köln-Mindener Bahn. Als zwei ernste Zeugen der geschichtlichen Vergangenheit ragen sie stumm in das lärmende Treiben der Gegenwart. Wie F. v. Köppen im „Daheim“ mitteilt, sollte das uralte Lindenpaar, als der Plan zum Bahnhof der Köln-Mindener Bahn entworfen war, den Neubauten und Schienensträngen weichen. König Friedrich Wilhelm IV. rettete jedoch die historischen Femlinden durch Erlegung des hohen Lösegeldes, welches die Bahnverwaltung forderte, und als bei der Eröffnung der Bahn der erste Dampfzug vorüberbrauste, stand der königliche Herr, zufrieden lachend, unter dem schattigen Laubdache derselben.

Noch in mehreren Orten finden sich Linden, unter denen nachweislich Recht gesprochen worden ist, so in Bordesholm und Pinneberg in Holstein, bei Göttingen und anderwärts. In mittelalterlichen Urkunden kommen darum auch die Ausdrücke: „Gegeben unter der Linde“, „unter den Linden vor der Kirch“ oder „bei der Kirchen unter den Linden“ häufig vor.

Neben den historischen Femlinden kennt die Sage auch „Blutlinden“. Schon bei der Buche sprachen wir von den sogen. „Blutbäumen“ und deuteten auf die Gründe dieser Erscheinung hin. Der Glaube an blutende Bäume war im Mittelalter nicht selten. In Bezug auf die Bäume der schweizerischen Bannwälder sagt Schiller im Tell:

Walter: Vater, ist's wahr, daß auf dem Berge dort
Die Bäume bluten, wenn man einen Streich
Drauf führte mit der Axt —
Tell: Wer sagt das, Knabe? —
Walter: Der Meister Hirt erzählt's; die Bäume seien
Gebannt, sagt er, und wer sie schädige,
Dem wachse seine Hand heraus zum Grabe.

Eine solche „Blutlinde“ findet sich zu Frauenstein, einem Dörfchen des Mittelrheins. Sie steht vor der Kirche des Ortes, ein „tausendjähriger“ Riesenstamm mit mächtiger Krone, den vier Männer kaum umspannen können, und dessen Äste selbst wieder Stämme bilden. Über ihren Namen weiß die Sage folgende Erklärung zu geben: Vor langen Jahren kam ein junger Mann in ritterlicher Tracht in das enge Thal. Der hatte eine Frau mit sich, schön und zart, aber, wie es schien, vom langen Wege ermüdet. Bleich waren ihre Wangen, und ihr Haupt hing auf des Führers Schulter. Scheu blickte der Geleiter um sich, und er schien jeden Menschen zu fürchten. Doch ihn jammerte des Mägdleins, und er wollte es zu einer sicheren Hütte führen, wo die zarten Füße ausruhen könnten. Unter

der epheubewachsenen Burg von Frauenstein stand ein einsames Haus, dem alten Burgherrn gehörig. Dahin wankte der Arme mit seiner teuren Last. Der Mann des Hauses nahm ihn freundlich auf. In der Stube aber saß der Burgherr, der faßte mit scharfem Blicke den Eintretenden ins Auge, stand dann schleunig auf und winkte seinem Dienstmanne hinaus. Der Fremde, nichts Gutes ahnend, wollte weiter, aber die halbohnmächtige Gefährtin bat ihn, daß er bleibe. Da trat der Wirt mit freundlichem Gesichte wieder herein, bot den Labetrunk und erquickte das Herz der beiden Ermatteten. Mit einem „Vergelt dir's Gott" wollten sie am Abend weiter; aber draußen vor der Thür standen des Burgherrn Geharnischte, die beide ergriffen und auf die Feste führten. „Willkommen", schrie dem Gefesselten der tückische Burgherr entgegen, „willkommen, du Räuber! Führt ihn hinab und richtet ihn. Meines Bruders Tochter hat er entführt; doch ich hatte Kunde von seiner Gestalt und Kleidung, ehe er hierher kam!" Da ward der edle Jüngling fortgeführt, und da, wo jetzt die Linde wurzelt, floß sein Blut. Das Fräulein ging ins Kloster, ließ aber auf das Blut ihres Geliebten, ehe sie schied, die Linde pflanzen. Seitdem ist es, als ob ein Leben in dem Baume wäre, das nicht ersterben kann, und niemand wagt es, ein Ästlein abzuschneiden oder eine Blüte zu brechen, weil er fürchtet, es würde Blut herausfließen. — Diese Sage hat wenigstens das eine für sich, daß sie kein neuerfundenes Märchen der Jetztzeit ist; ihre Überlieferung ist schon eben so alt, als eine andere Tradition, wonach der verstoßene Sohn des ehemaligen ritterbürtigen Besitzers des nahebeiliegenden Groroder Hofes hier an dem in Blut gepflanzten Baume den Vater und dessen Verzeihung wiederfand. Thatsache ist, daß die kleine Gemeinde Frauenstein hier unter der Linde zu „dingen" pflegte, und daß sie sich hier noch sonntäglich nach dem Gottesdienst zu versammeln liebt, um ihre gemeinlichen Angelegenheiten zu besprechen.

Steht die Linde der königlichen Eiche auch an Größe und Kraft nach, in Bezug auf Alter und Umfang kann sie sich mit jedem heimischen Baume messen. Die älteste und größte Linde ist wohl zu Neustadt am Kocher; sie war schon 1229 ein stattlicher Baum, und im Jahre 1408 hieß es von ihr:

„Vor dem Thor eine Linde staht,
Die sieben und sechzig Säulen hat".

Zur Unterstützung ihrer Äste ließ im Jahre 1558 Herzog Christoph einen vierfachen Gang von hundert und fünfzehn Steinsäulen erbauen. Jetzt hat der Stamm einen Umfang von zwei und dreißig und einen Astraum von vierhundert Fuß. Unter der Linde von Linn im Aargau soll schon der heilige Gallus gepredigt haben. Wenn einst der Schatten derselben bis auf die Habsburg reicht, wird die Welt untergehen.

Die „Gartenlaube" berichtet von einer merkwürdigen Linde, welche bei Puch in Baiern steht. Im Jahre 1875 ist an dieser Linde ein Schild mit folgender Inschrift angebracht:

„Tausendjährige Linde,

in deren Stamme die selige Edigna, Tochter des Königs Heinrich von Frankreich, 35½ Jahr lang ein Gott geweihtes Einsiedlerleben führte und am 26. Februar 1109 starb. Ihre Gebeine sind in dieser Kirche zur Verehrung aufbewahrt."

Von dieser Königstochter wird erzählt, daß sie die Reichtümer und Ehren dieser Welt verlassen habe, um unter diesem ihr von Gott angewiesenen Baume ihr Leben in Armut und Entsagung zuzubringen. Natürlich war dieser Baum nach dem Tode der Einsiedlerin mit Wunderkräften begabt. Es heißt, ein heilsames Öl sei aus dieser Linde geflossen, welches als „ein allgemeines Mittel für unterschiedliche Umstände" nützlich gewesen sei, aber dasselbe sei „wegen dem Geize derjenigen, die selbiges verkauft haben", ausgeblieben.

Der bekannte deutsche Schalksnarr Till Eulenspiegel, der, von früher Jugend lose Streiche spielend, unstät ganz Deutschland durchzogen, ruht zu Mölln (gestorben 1350) in dem Schatten einer großen Linde.

An die Linde auf dem Stuckenbergsanger am Unterharz knüpft sich, wie Pröhle berichtet, folgende Sage: Einst standen sich auf dem Stuckenbergsanger zwei Heere im Streite gegenüber; auf beiden Seiten ward tapfer und ausdauernd gekämpft, und lange schwankte die Entscheidung. Es senkte sich der Abend hernieder, und noch immer war die Schlacht unentschieden. Endlich mußte sie der Finsternis wegen unterbrochen werden. Da stieß der Feldherr der westlichen Krieger sein Schwert in den Boden und rief: „Wenn bis morgen früh das Schwert zu einem Baum wird, ist der Sieg unser!" Am Morgen sah man anstatt der Waffe eine Linde, deren Blätter fröhlich im Winde rauschten. Durch ihren Anblick wurden die Krieger so begeistert, daß sie das östliche Heer besiegten und vollständig in die Flucht schlugen.

Eine Sage von den drei Linden auf dem Kirchhof des Hospitals zum heiligen Geist in Berlin lautet: Es wurde einmal von drei sich herzlich liebenden Brüdern einer eines Mordes beschuldigt und trotz der Beteuerung seiner Unschuld zum Tode verurteilt. Da bekannten sich die zwei anderen Brüder des Mordes schuldig, der Beklagte nun aber ebenso, um seine Brüder zu retten. Da sollte ein Gottesurteil entscheiden. Es mußte jeder der Brüder eine Linde mit der Krone in die Erde setzen, so daß die Wurzeln nach oben standen, und der, dessen Baum verdorren würde, sollte als der Schuldige erkannt werden. Aber sieh da! alle drei Bäume bekamen frische Triebe und wuchsen heran, und so war durch das göttliche Wunder die Unschuld aller drei Brüder erwiesen.

An eine alte Linde zwischen Leuchtenberg und Vohenstrauß knüpft sich eine Sage, ähnlich der vom Birnbaum auf dem Walserfeld: Wenn einst ein Ast an ihr stark genug sein wird, um einen geharnischten Reiter samt dem Roß zu tragen, so wird mit eindringenden Feinden eine große blutige Schlacht geschlagen werden und ein neues Geschlecht entstehen. Diese Linde heißt „der kalte Baum".

Eine andere Sage bringt unsern Baum in enge Verbindung mit dem Ursprung eines bekannten Wallfahrtsortes. In der Stadt Rastenburg war einst ein Angeklagter zum Tode verurteilt worden. Am Tage

vor der Hinrichtung erschien ihm die heilige Jungfrau, tröstete ihn und gab ihm ein Stück Holz und ein Messer mit dem Auftrage, etwas zu schnitzen. Er schnitzte darauf ein Marienbild mit dem Christuskind auf den Armen. Als die Gerichtsherren das Bild sahen und von der Erscheinung der heiligen Jungfrau hörten, erachteten sie es als einen Wink von oben und setzten den Verurteilten in Freiheit. Dieser aber trug das Bild nach einer Linde und stellte es in derselben auf, und seitdem verlor der Baum seine Blätter nicht mehr und blieb immer grün. Wegen solchen Wunders holten die Rastenburger das Bild von seinem Platze und trugen es in ihre Kirche; da es aber am andern Morgen wieder in der Linde stand, baute man unter derselben eine Kapelle. So entstand der Wallfahrtsort „Heiligenlinde".

In Ankershagen steht eine der ältesten und dicksten Linden Mecklenburgs. Von ihr erzählt eine Sage, ein armer Fischer an einem der benachbarten Seeen verschrieb in der Not der Armut dem Teufel seine Seele, um durch ihn in eine bessere Lage zu kommen. Der Termin nahte heran, an dem er dem Bösen verfallen sein sollte. Da am Abend vor der verhängnisvollen Nacht band er sich an seinen Anker in der Hoffnung, der Teufel werde ihn mit dem nicht aufheben können. Doch er täuschte sich; mit Leichtigkeit trug ihn der Teufel samt dem Anker davon. Da hemmte die Linde seinen Flug, der Anker drang in den Stamm, und wie sich auch der Teufel abplagte, er konnte ihn nicht losmachen. Der Morgen brach an, und der Fischer war gerettet. Das Loch, das der Anker in die Linde schlug, ist noch zu sehen. Zum Andenken wurde ein Anker an der Kirchthür angebracht, und auch der Name des Dorfes soll daher stammen.

In der herrlichen Sage von Siegfried ist die Linde der einzige Baum, der erwähnt wird. „Ein Lindenblatt, gar breit" war es, welches der Wind während des Bades im Blute vom erschlagenen Drachen dem herrlichen Siegfried auf die Schulter wehte und jene verwundbare Stelle schuf, die später Hagens verräterischer Speer am Brunnen, vom Lindenbaum beschattet, durchbohrte.

Ebenso ist die Erinnerung an einige vaterländische Dichter mit der Linde verbunden. Der fromme Sänger der Messiade, F. G. Klopstock, der in seinen Oden so oft die Eiche gefeiert und verherrlicht hat, ruht unter Linden zu Ottensen. Nicht kräftige Eichen strecken schützend ihre knorrigen Äste über das Grab, sondern dunkle Linden, gepflanzt von den Schwestern seiner früh verstorbenen Gattin Meta, grünen und blühen daselbst und streuen ihre Düfte, und Nachtigallen singen in den Zweigen ihre wehmutsvollen Lieder. Und bei Stuttgart heißt eine große Linde, in der schönen Promenade aufwärts nach der Höhe, die Uhlandslinde. Eine Gellertlinde, unter welcher der fromme Dichter das schöne Morgenlied: „Mein erst Gefühl sei Preis und Dank" gedichtet hat, ist leider im Jahre 1838 bei einem Neubau niedergelegt worden. Es war 1767, als der körperlich leidende Dichter als Gast des Grafen von Eickstedt in Groß-Wölkau weilte, um sich zu erholen. Gern und oft saß er in Gemeinschaft des Ortspredigers Heyer unter einer schattigen Linde, welche vor dem Pfarrhause stand. Hier erwartete er auch an einem

Sonntag Morgen seinen vom Filialdorfe Krensitz heimkehrenden Freund; er empfing ihn mit freudestrahlendem Gesicht und reichte ihm ein Blatt mit den Worten: „Auch ich habe meine Morgenandacht gehalten unter dieser Linde und meinen Gefühlen Ausdruck in diesen Worten gegeben". Es war das schon genannte Morgenlied, welches Heyer in Händen hielt. Seit jener Zeit aber nannte man den Baum die „Gellertlinde".

In Schweden, wo die Namen mehrerer Familien von einem heiligen Baume bei ihrem Stammhofe hergenommen sind, erinnert eine Linde an den berühmten Linné. Wie Mannhardt berichtet, heißen die drei Familien Linnaeus (Linné), Lindelius und Tiliander angeblich nach einem und demselben Baume, einer großen Linde mit drei Stämmen, welche zu Jonsboda Lindegard in Hvitarydssoeken, Landschaft Finveden, wuchs. Als die Familie Lindelius ausstarb, vertrocknete einer der Hauptäste der alten Linde; nach dem Tode der Tochter des großen Botanikers Linné hörte der zweite Ast auf, Blätter zu treiben, und als der Letzte der Familie Tiliander starb, war auch die Kraft des Baumes erschöpft; aber der erstorbene Stamm der Linde steht noch und wird hoch in Ehren gehalten. Es erinnert dies an die früher übliche Sitte, einem einzelnen Menschen wie auch einer Familie oder einer ganzen Ortschaft einen sogenannten Schicksalsbaum zu pflanzen. Das Gedeihen oder Absterben dieser Bäume war bedeutungsvoll für ein günstiges oder ungünstiges Schicksal der betreffenden Menschen. (Vgl. Walnuß.)

Auch die Baumsitze auf hohen, alten Lindenbäumen, die oft ganze Galerieen bildeten, oft nur nestartige Plätzchen waren und dem Mittelalter entstammen, erscheinen bemerkenswert. Es liebte die Romantik, sich in den Gipfeln riesiger Bäume ein stilles Heim zu erbauen. Neben der Linde waren es besonders Eiche und Ahorn, in welchen man das Gerüste aufschlug und sich eine Art Sommerhaus oder auch nur einen Sitz bereitete, vor allem mit schöner Aussicht. Oft waren diese Baumlauben so großartig, daß man darin schmauste und trank, oft auch sprachen aus dem Gipfel der Bäume Prediger zum Volke herab, das sich um den Stamm versammelt hatte. In den Liedern von Heinrich v. Ofterdingen heißt es:

„Ich bin der Vogel von Henneberg,
Den Minne nie gefangen,
Im Lindenwipfel streck' ich mich
Und lass' die Beine hangen".

Wälderbildend ist die Linde, wie schon im Eingange erwähnt, in Deutschland nicht; doch in den oberen Stromgebieten des Dnjepr bedecken prachtvolle Lindenwälder den Boden, und der Monat ihrer Blüte (Juli) heißt Lindenmonat.

O Lindenduft! o Lindenbaum!
Ihr mahnt mich wie ein Kindestraum,
Wo ich euch immer finde.
Die Linden lieb' ich überaus;
Es stand ja meines Vaters Haus
Im Schatten einer Linde!

Die Linde.

I.

Sei mir gegrüßt, o Lindenbaum,
Wie glücklich du vor allen,
Du blühst, wenn längst jedwedem Baum
Die Blüten sind entfallen.

Wann glühend brennt der Sonne Strahl,
Und schon die Früchte schwellen,
Da spendest du ins weite Thal
Der Düfte reiche Wellen.

O könnt', wann längst der Jugend Blust
Verstoben von dem Winde,
Auch ich noch blühn zu aller Lust
Wie du, süßduft'ge Linde!

Fr. Öser.

II.

Wo du auch stehst: im off'nen Gefild, in der Enge des Thales,
Oder auch mitten im Wald, wie ein verirretes Kind,
Überall seh' ich mit Freuden dich an, doch seh' ich am liebsten
Mitten im Dörflein dich, liebliche Linde, gedeihn,
Wo du den Rasen beschattest, der Kinder geliebtesten Spielplatz,
Denen du manchmal wirfst Blüten ins blühende Haar.
Das ist Leben und Lust! Das singet und schwirret und surret,
Lieblich verwirrend den Sinn, unten und oben zugleich:
Unten der spielenden Kinder Geschwätz, in den Zweigen die Vöglein
Und ringsum in der Luft goldener Bienen Gesumm!

W. Osterwald.

Die deutsche Linde.

An ihrem Stamme kühn
Da hat voreinst beraten
Mit seinem Volk Armin
Die mächt'gen Heldenthaten.
Dort zechten sie beim Mahl
Nach heiß erkämpftem Siege,
Dort schliffen sie den Stahl
Zum neuen Römerkriege.

Als in des Waldes Nacht
Nicht mehr der Deutsche wohnte,
Als Deutschlands Kraft und Macht
Hoch auf dem Felsen thronte:
Da aus dem öden Wald,
Gleich einem lieben Kinde,
Enthob man auch gar bald
Die dunkelschatt'ge Linde.

Auch pflanzte man ihn ein,
Den Baum, in Dorfes Mitte,
Ein Hüter mocht' er sein
Der alten deutschen Sitte;

In seinem Schatten dicht
Da saßen sie, die Alten,
Und haben recht Gericht
Und klugen Rat gehalten.

Die Ritter schlugen gern,
Wenn schlief das Schwert, das scharfe,
Als liederreiche Herrn
Am Lindenbaum die Harfe;
Dort klangen Jahr um Jahr
Beim Erntefest die Geigen,
Und tanzte manches Paar
Den ländlich frohen Reigen. —

Noch ragt die Linde zwar
In Deutschlands Süd und Norden,
Doch ihrer Schwestern Schar,
Wie ist sie klein geworden!
Wo man die Linde sah,
Sieht heute man Kastanien;
Es stehen Pappeln da
Aus Welschland und aus Spanien.

Und wie man sie verbannt,
Und wie man sie beschnitten,
So schwanden aus dem Land
Auch unsre alten Sitten,
Und Fremdes drang herein:
So in Manier als Trachten,
Bald hielt man für gemein,
Was unsre Väter dachten.

Schau' ich dich, Linde, an,
Du Baum aus alten Tagen,
Dann bricht mein Lied sich Bahn
In Zorn und Schmerz und Klagen.
Ich möcht' von Strand zu Strand
Der Linde Preis verkünden
Und singen rings im Land:
O pflanzet wieder Linden!

Conrad Hoffmann von Nauborn.

Nachbar Helm und seine Linde.

Im Häuslein gegenüber da wohnt ein Zimmermann,
Heut' vor dem Haus die Linde hub er zu fällen an;
Ich sprach: „Gott grüß' euch, Nachbar! doch sagt, was ihr beginnt?
Der Baum beschützt das Häuslein vor Wetter doch und Wind."

Da hielt er ein und schaute von seiner Arbeit auf
Und sah mich an und blickte zur Linde hoch hinauf;
Dann legt' er beide Hände still auf sein Arbeitszeug,
Lehnt' an den Baum und sagte: „Nachbar, ich danke euch!

Die Linde pflanzt' mein Vater, als ich geboren war,
Sie grünt und blüht alljährlich schon über siebzig Jahr;
Mein Weib am Hochzeitstage — sie war ein junges Blut —
Stak mir von diesem Baume ein Zweiglein an den Hut.

Viel' Gäste thät ich laden, zu enge ward das Haus,
Hier unter dieser Linde, da hielten wir den Schmaus;
Ein Sohn ward uns geboren, da gab sich's viel zu freu'n,
Und seinen Namen grub ich in diese Linde ein.

Die Linde wuchs und prangte, der Knabe ward ein Mann;
Bei Leipzig in der Eb'ne stand er im Heeresbann.
Zum Kampfe ziehend trug er zwei Lindenzweig' am Hut;
Bei Leipzig, an den Wällen, verrann sein junges Blut.

Nun hängt in unsrer Kirche die Tafel an der Wand,
Da steht: ‚Franz Helm, gestorben für König und Vaterland'.
Mein Weib und ich, wir weinten viel um den guten Franz,
Wir wanden um die Tafel frisch einen Lindenkranz.

Seht, unsre besten Tage, die waren nun dahin;
Der Franz lag meiner Alten zu sehr in Herz und Sinn;
Sie konnt' sich nicht mehr freuen, ich konnt' es auch nicht mehr,
Gott hat sie heut' erlöset von Jammer und Beschwer.

Seht, Nachbar, nun beginn' ich die Linde umzuhau'n;
Ich will für meine Alte d'raus einen Sarg erbau'n.
Ich hab' den Baum gemessen, wohl hält er Holz zu zwei'n;
Bald zimmer' ich auch den andern, und ihr — legt mich hinein."

F. C. Honcamp.

4. Die Birke.

(Betula alba.)

Der Name Birke, althochdeutsch piricha, pircha, mittelhochdeutsch birche und bircke, soll von der silberglänzenden Rinde des Baumes entnommen und mit dem altindischen bhary = glänzen urverwandt sein. Bhurja, d. i. „Hellschimmerer", nannte das alte Sanskritvolk diesen Baum, und nicht nur im Deutschen, sondern auch im Polnischen, Russischen und Böhmischen sollen die Bezeichnungen hiervon abgeleitet sein. Nach Pritzel stammen die Namen Birke, Barke, Borke von dem Worte bergen = umhüllen, so genannt nach der weißborkigen Rinde, welche einen vorzüglichen Stoff zu wasserdichten Gefäßen liefert.

Unsere Urvorfahren nannten das zaubermächtige Runenzeichen B nach der Birke, und die alten isländischen Priester riefen den wunderwirkenden Baum in ihren Zaubersprüchen an. Ein altes Runenlied der Angelsachsen singt:

„Birke ist früchtelos,
Trägt eben wohl
Zweige ohne Samen.
Ist in Ästen schön;
Doch in der Spitze
Rauscht sie, lieblich
Bewachsen mit Blättern,
Von der Luft bewegt."

Nach einer altnordischen Sage findet die letzte Weltschlacht an einem Birkenbaum statt. Wie K. Ruß in ausführlicher Weise schildert, steht einsam auf einer weiten Halde des nordwestlichen Deutschlands eine alte, alte Birke. Ihre verworrenen, von langem, grauem Moose überzogenen Äste rauschen schauerlich in dem sich erhebenden Ost, gleich als wollten sie künden, daß aus seiner Heimat ein verheerender Sturm hereinbrechen werde. Und wirklich: zahlreiche Haufen schwergewappneter Reisigen ziehen heran; ihnen folgen unabsehbare Horden roher, wilder Völker, und alles vor sich her zerstörend und verheerend, erfüllen sie alle Welt mit Schrecken und Entsetzen. Nichts vermag ihnen zu widerstehen, keine Macht kann ihren furchtbaren Anprall aufhalten. Endlich aber ermannen sich die in den Staub geworfenen Völker wieder und stellen sich auf der Halde der einsamen Birke dem Feinde entgegen. Und viele, viele Tage lang tobt die Schlacht. Es ist ein Kampf der Bildung gegen die Roheit, des Lichtes gegen die Finsternis, des guten Wesens gegen das böse. Nachdem viele der Edelsten und Besten des Menschengeschlechts hingeopfert worden, nachdem Tausende von Männern ihr Leben gelassen und ungeheure Blutströme geflossen — da endlich entscheidet der Sieg. Die wilden Rotten und rohen Horden werden teils vernichtet, teils zurückgeworfen in ihre Steppen, und Ruhe und ewiger Friede mit allen ihren Segnungen und ihres Glückes Fülle kehren dann für immer ein auf dieser schönen Erde.

Was die Linde im Mittelalter einst dem deutschen Volke gewesen, das war und ist die Birke für die Bewohner des Nordens noch heute.

Sie ist nicht nur mit dem Leben des Volkes auf das innigste als treuer Begleiter und stummer Zeuge verwachsen, sie ist auch ein großer Segenspender, der in allen seinen Teilen benutzt wird, und der in Wohnung und Kleidung, Beschäftigung und Nahrung treu im Dienste seiner Pfleger steht. Neben der Tanne ist die Birke überhaupt der einzige Baum des Nordens, und sie ist es allein, die dem Bewohner die Lust und Freude des wiederkehrenden Lenzes nahebringt. Daher begiebt sich aber auch jung und alt in den lieben Birkenwald, sobald sich aus den Knospen das duftende Laub entfaltet, um unter seinen Zweigen das langersehnte Frühlingsfest zu feiern. Und am Abend ziehen sie, mit Birkenzweigen geschmückt, unter fröhlichen Volksweisen heim in die niederen Häuser, die statt der Ziegel mit unverweslicher Birkenrinde gedeckt sind. Durch den langen, bangen Winter hindurch scharten sie sich um den mit Birkenholz geheizten Ofen, und wenn das Enkelchen schrie, ergriff Großmütterchen einen Strick, der von der Decke der Stube herabhängt und einen aus Birkenreisern geflochtenen Wiegenkorb trägt. Das obere Ende des Strickes umschlingt die Spitze eines jungen Birkenstammes, der wagerecht an der Decke befestigt ist und durch dessen Bewegung der Wiegenkorb auf und ab geschaukelt wird.

Und wie die Birke hilft, das unzufriedene Kind zu beruhigen und einzuwiegen, so ist sie auch gern bereit, das schon älter und größer gewordene zu einem nützlichen und brauchbaren Gliede der menschlichen Gesellschaft heranzubilden. Gegen Ungehorsam und Trotz, Leichtsinn und Übermut liefert die Birke die Rute. Die Zeit liegt noch nicht so weit hinter uns, wo einst bei uns fast in jedem Hause die Rute warnend hinter dem Spiegel steckte und gleichsam als ein Schutzgeist über Sitte und Ordnung im Hause wachte. Darum heißt es auch in einem Liede aus dem 16. Jahrhundert:

„Grüß dich, du edles Reise,
Dein Frucht ist Goldes wert,
Der jungen Kinder Weise,
Du machst sie fromm und gelehrt,
Beugst ihren stolzen, wilden Mut.
Nicht besser Holz wird gefunden,
Erfahrung bringen thut."

Die Birke ist der Nationalbaum der Finnen, Litauer und Polen. Den Monat, in welchem der Saft in die Birken steigt, nennen sie den Birkenmonat. Die Finnen verehren die Birke als den weltschöpferischen Baum. Als ihr Nationalheld Wäinämöinen den Wald ausrodet, um Ackerland zu schaffen, läßt er nur die Birke stehen,

„Als ein Rastplatz den Vögeln,
Wo der Kuckuck rufen könnte".

Als nun die ganze Erde überflutet ist, rastet der Weltgeist als Adler auf der Birke, und zum Dank dafür, daß Wäinämöinen die Birke schonte, nimmt er diesen Helden, der bereits mehrere Tage hilflos umherschwamm,

auf seinen Rücken, um ihn zu retten und der Erde zu erhalten. Eines Tages ging der Held, der seine Harfe aus Hechtgräten verloren hatte, traurigen Herzens durch einen Wald und hörte eine Birke weinen und klagen. Er fragte nach der Ursache ihres Schmerzes, und sie erzählte ihm, was sie dulden müsse:

„Oft zu mir, der armen Birke,
Kommen Kinder in dem Frühjahr,
Schlitzen mit dem scharfen Messer
Aus der Brust mir meine Säfte;
Böse Hirten ziehen Sommers
Ab mir meinen weißen Gürtel,
Machen Schalen, machen Scheiden,
Machen daraus Beerenkörbchen.
Mädchen, die am Stamme sitzen,
Schneiden Laub mir von der Krone,
Binden Zweige fest zu Besen.
Winde führen fort den Laubpelz,
Dort den Reif der schönen Kleidung,
Daß ich arme, schwache Birke
Unbekleidet hier verbleibe,
In der strengen Kälte zittre,
In dem Froste heftig klage."

Der Held hat Mitleid mit ihr und verfertigt aus ihr seine Zauberharfe, die er mit dem Haare einer Sängerin bezieht, und mit der er Menschen, Tiere, Bäume und Felsen bezaubert und die Schöpfung zu einem wohlgeordneten Ganzen aufbaut.

Erfreut sich die Birke auch in Deutschland nicht einer solchen Verehrung wie bei den slavischen Völkern, mit Pfingsten, „dem lieblichen Feste der Maien", ist sie doch auf das innigste verbunden. Noch aus der heidnischen Zeit rührt die Sitte, einen Maibaum aus dem nahen Walde zu holen und ihn im Dorfe aufzupflanzen. Die Birke war ein heiliger Baum der Frigga, und ihre grünen Zweige heftete man an Thor und Fenster und schmückte die Eingänge der Wohnungen mit ihnen als Zeichen der Liebe und Freude. Vergebens haben Bonifacius, Ludgerus und andere dagegen geeifert, vergebens sind in späterer Zeit in Süddeutschland von weltlichen Fürsten strenge Verordnungen dagegen erschienen — die Sitte besteht noch heute. Nur ist sie vielfach von dem 1. Mai auf das Pfingstfest verlegt worden. Auch in den Maibäumen ist an vielen Orten ein Wechsel eingetreten. In früherer Zeit war es meist eine hohe, schlanke Tanne oder Fichte, deren Gipfeläste stehen blieben, während man den Stamm glatt abschälte, die von den jungen Burschen in das Dorf geholt und dort aufgerichtet wurde. Die Krone wurde mit Bändern, Tüchern, selbst mit Wurst und Schinken geschmückt, welche demjenigen Burschen als Preis zufielen, der den glatten Baum bis zum Gipfel erkletterte. Die Kletterstangen, welche sich zur Freude der Knaben noch

jetzt auf vielen Kirchweihen, Schützen- und Volksfesten finden, erinnern uns an diese Sitte.

In der Gegenwart hat die liebliche Birke die ernste Tanne als Maibaum vielfach verdrängt, und sie führt deshalb auch den Namen „Maie"; ihre maigrünen Zweige schmücken in gar vielen Orten Wohnhäuser und Kirchen am fröhlichen Pfingstfeste; sie sind zugleich die Zeichen eines freundlichen Grußes und festlichen Empfanges für den Frühling, der nun endlich mit all seiner Blumenpracht und seinem Blütenduft, mit seinem Sonnenschein und Vogelsang bei uns eingekehrt. Aber das sinnige Gemüt des deutschen Volkes wußte mit den Maien noch mehr zu verbinden, als nur die Freude an der wiedererwachten, in frischem Grün prangenden Natur. Freudig erregt schlug das Herz einer erblühenden Jungfrau am Pfingsttag höher, wenn sie die stattliche Maie, aufs Hofthor gepflanzt, erblickte, welche der treue Verehrer im Dunkel der Nacht herbeigeschafft, der züchtigen Bewohnerin zur Freude und Auszeichnung vor vielen anderen. Voll Mitleid blickte die also Beglückte wohl nach dem Thor des Nachbars, wo der Tochter des Hauses ein solcher Liebesgruß nicht geworden war, und voll Entsetzen gewahrte sie, wenn sie zeitig genug ausschaute, bevor man den Schimpf beseitigt, wie auf dem einen Thor die Burschen des Dorfes dem in dem Hause wohnenden Mädchen ihre Verachtung zu erkennen gegeben hatten durch das Aufstecken eines Holunder- oder Dornenzweiges, eines stumpfgekehrten Besens oder durch das Streuen von Häckerling. In dem frohen Bewußtsein, geliebt zu sein, nahm sie sich vor, am Johannistag dem maiensteckenden Geliebten einen ähnlichen Gruß zu entbieten und an ihrem Hause den schönsten Johanniskranz aufzuhängen, auch Thymian und Lavendel als Kräuter von günstigster Bedeutung für zwei Liebende in denselben zu flechten. An die Sitte, zu Pfingsten das Haus der Geliebten mit einer Maie zu schmücken, erinnert auch der Dichter Hoffmann von Fallersleben, wenn er in einem Liede zum Abschiede singt:

„Morgen müssen wir verreisen,
Und es muß geschieden sein;
Traurig ziehn wir unsre Straße,
Lebe wohl, gedenke mein! —
Übers Jahr, zur Zeit der Pfingsten,
Pflanz' ich Maien dir vors Haus,
Bringe dir aus weiter Ferne
Einen frischen Blumenstrauß!"

Wie die Bedeutung der Maien in alter Zeit eine sinnigere war, so war auch das Holen derselben im Walde mit einer Menge sinniger Gebräuche verknüpft. Für manche Stadt, die jetzt ihren Bedarf an Maien durch prosaischen Einkauf auf dem Markte deckt, war das Maienholen ein poesiereiches Volksfest, das freilich nicht immer mit dem Pfingstfest zusammenfiel, sondern an vielen Orten am 1. Mai, am Walpurgistag, gefeiert ward. In Erfurt gab es den sogen. Walperzug. Am Walpurgistag, von dem der Zug seinen Namen hat, zogen die Bürger zu

Pferde und zu Fuß nach der Wagweide, einem kurmainzischen Gehölz. Fahnenträger und Spielleute zogen voran, und vier Walperherren, aus jedem Stadtviertel einer, gingen, bekränzte Stäbe tragend, im Zuge. Die Jugend sang:

„Willst du mit nach Walpern gehn?
Willst du mit, so komm!“

Nachdem man den Tag fröhlich im Walde zugebracht, bewegte sich der Zug, grüne Maien tragend, die man im Wald geschnitten, nach der Stadt zurück. Zwei Knaben aber, die man mit goldenen Ketten und anderm Geschmeide geschmückt hatte, führte man zu Pferde jubelnd in die Stadt ein. Die Sage berichtete über den Ursprung dieser Sitte, die Edelleute des Schlosses Dienstberg auf der Wagweide seien Raubritter geworden, Rudolf von Habsburg aber sei am 13. Mai 1289 mit den Erfurtern hinausgeritten, habe alles erschlagen und die Burg zerstört. Da habe die Edelfrau ihre zwei jungen Söhne mit all ihrem Geschmeide behängt, sei herausgekommen und habe vor dem Kaiser um der Kinder willen einen Fußfall gethan. Die Bitte sei gewährt, und die Edelleute seien zu Pferde nach Erfurt gebracht worden.

In Wahrheit mag der Walperzug von Anfang an auf eine Eroberung ausgegangen sein, aber die Besiegten waren nicht Raubritter, sondern Winterunholde, denen der freundliche Sommer abgenommen wurde. Die zwei reichgeschmückten Knaben, die man mit Maibüscheln jubelnd in die Stadt geleitete, waren ursprünglich nicht Söhne der Edelfrau, sondern Träger des einkehrenden Frühlings. (Vgl. Wiesenschaumkraut und Schwertlilie.)

Im alten Fürstbistum Hildesheim bestand ehedem ein Fest, welches der Mairitt hieß und wozu der Magistrat einen besonderen Maigrafen erwählte. Man sandte einen mit vier Pferden bespannten Wagen in den Wald hinaus, um so viel Birkenzweige zu holen, als die Pferde ziehen konnten. Kam diese reichbeladene grüne Fuhre aus dem Holz heraus, so wurde sie von dem Maigrafen und seinem Gefolge, lauter berittenen Personen, feierlichst empfangen und von den hinzukommandierten Stadtsoldaten mit Gewehrschüssen begrüßt. Ein Frühstück folgte, und nach demselben zog man mit Musik und Freudengeschrei, untermischt von Knalleffekten aus den Flinten, in die Stadt hinein. Hier verteilte der mit einem Kranze geschmückte Maigraf die Birkenzweige an alle Honoratioren und ließ auch die Kirchenthüren mit denselben verzieren. Für diese seine Spende belohnte ihn dann der Magistrat; er wurde bei Trompeten- und Paukenschall in den Ratskeller geführt und aufs beste bewirtet.

Auch mit dem Aberglauben des deutschen Volkes ist die Birke verknüpft. In vielen Gegenden legt man Maienzweige auf den Flachs, damit derselbe feiner röste, und in Böhmen steckt man zu Pfingsten eine Birkenrute in den Flachs, damit er hoch wird. In der Oberpfalz herrscht der Glaube, daß man die Birke nicht in die Nähe der Häuser pflanzen dürfe, da sie den Blitz anziehe. Im Gegensatz zu der Esche, welche nach

altem Glauben von den Schlangen gemieden wird, lieben es nach O. Magnus diese gefährlichen Tiere, unter den Birken zu nisten, da das harte Laub derselben die Strahlen der Sonne durchläßt und die Wärme von den kaltblütigen Schlangen geliebt wird. War der Kohl voll Raupen, so nahm man einige Birkenzweige, umging den Kohlgarten dreimal und rief:

„Raupen packt euch,
Der Mond geht weg,
Die Sonne kommt!"

und die Raupen sollten von dem Kohl verschwinden. Wenn in Niederbayern die Kühe im Frühjahr zum erstenmal ausgetrieben werden, bindet man Birkenzweige mit Eichenlaub und Holunder zu einem Busch und treibt die Tiere damit an; denn die Birke deutet auf Fruchtbarkeit und Gesundheit. Auch zu Gichtkuren, wie Pfarrer Kolbe im „Daheim" berichtet, wird die Birke benutzt. „Zur Zeit des letzten Mondviertels ziehen oft ganze Scharen Gichtkranker auf den Marburg benachbarten Neuhof. Dort werden die Kranken vor Sonnenaufgang in den Birkenwald geführt, jeder an einen andern Baum, und alsdann wird der Spruch gesagt:

‚Ich stehe hier vor Gottes Gericht
Und verknüpfe meine Gicht,
Und meine Krankheit am Leibe
Soll in dieser Birke verknüpft bleiben'.

Dabei knüpft der Heilkünstler einen Knoten in einen Birkenzweig."

Unter den Holzgewächsen giebt es eine Anzahl von Pflanzen, die, wie C. Sterne in „Fels zum Meer" ausführt, man wahrhaft als Mauerbrecher bezeichnen kann, indem sie ihre Wurzeln mit unwiderstehlicher Gewalt in die Fugen der Steine treiben und sie auseinandersprengen. In den Mittelmeerländern, in Kleinasien bis nach Indien verrichtet diesen Dienst Schiwa des Zerstörers der wilde unfruchtbare Feigenbaum, von dem schon Martial nicht ohne Hohn über die Eitelkeit der Schöpfungen des Menschen jubelt:

„Feigen zersprengen den Marmor Messalas . . . . ".

Eine Illustration zu diesen Versen bietet ein anspruchsvolles Grabmal auf dem sogen. Gartenkirchhofe in Hannover, dessen gewaltige Quadern samt dem darauf ruhenden schweren Steinsarkophage von den Wurzeln einer zwischen den Steinen gekeimten Birke — welche bei uns vielfach die Rolle der wilden Feige übernommen — gehoben und auseinandergerissen sind, wie zum Hohne auf die an dem Sarkophage befindliche Inschrift vom Jahre 1782: „Dieses auf ewig erkaufte Begräbnis darf nie geöffnet werden". —

Die geflügelten Samen der Birke werden von dem Winde leicht auf die Türme und auf die höchsten Mauerteile getragen; und da sich der Baum mit merkwürdig wenig Erde und Feuchtigkeit begnügt, so sehen wir ihn oft in luftiger Höhe grünen und gedeihen. Man hat deshalb

die Birke im Scherz einen „kecken und vorwitzigen Baum“ genannt, während sie mit ihrem melancholisch niederhängendem Gezweige und der zierlichen Gittersilhouette Tausenden alter Ruinen als ein den Schmerz über den Verfall verklärendes Symbol dient.

Die Birke bildet in unseren Breiten keine Wälder; doch auf sandiger Heide oder an lichten Waldrändern steht sie in kleinen Beständen zusammen, und es gewährt einen eigentümlichen Reiz, dieselben in mondheller Nacht zu durchschreiten. Die Kronen, nicht dicht und undurchdringlich wie die der Linden, lassen das sanfte Silberlicht des Mondes hindurch, und es schimmert und flimmert um uns wie in einem Zauberschlosse. Die Birken stehen da wie „weiße Frauen mit grünen Schleiern“ (Fouqué) und wiegen und biegen sich, rauschen und raunen zu uns hernieder.

„Ich sah in bleicher Silbertracht
Der Birken Stämme prangen,
Als wäre dran aus heller Nacht
Das Mondlicht blieben hangen.“

N. Lenau.

Die Birke.

Hell schimmerst du dort oben
In starker Brüder dichtem Chor;
Aus Duft und Hauch gewoben
Steigt deiner Krone Grün empor.

Da stehst du zart und innig,
Dem Mägdlein gleich, noch unentweiht,
Trägst, wie die Jungfrau sinnig,
Der Unschuld lilienweißes Kleid.

Du neigst so hold und milde
Dein Haupt, von würz'gem Duft umweht,
Du gleichst dem Heil'genbilde,
Das hoch und sanft und segnend steht.

Der Hauch des Frühlings kräuselt
Die grün umsäumte Krone dir,
Und wehmutweckend säuselt
Ein rauschend Lied herab zu mir.

W. Apel.

Der Hausvater und die Birke.

„Dich pflanzt' ich ein zu des Hofes Zier;
Nun sprich, o Birke, was schenkst du mir?“

„Ich schenke dir einen grünen Strauß,
Den trägt zur Maienlust dein Haus.“ —

„Der grüne Strauß gefällt mir sehr;
Doch, Birke, was schenkst du mir noch mehr?“

„Ich schenke dir eine schwanke Rute,
Die deinen Kindern kommt zugute.“ —

„Die schwanke Rute gefällt mir sehr;
Doch, Birke, was schenkst du mir noch mehr?“

„Ich schenke dir einen Besen rauh,
Den führt mit Fleiß im Haus die Frau.“ —

„Der rauhe Besen gefällt mir sehr;
Doch, Birke, was schenkst du mir noch mehr?“

„Ich schenke dir einen Peitschenstiel,
Den schwenkst du über den Rossen viel.“ —

„Der Peitschenstiel gefällt mir sehr;
Doch, Birke, was schenkst du mir noch mehr?“

„Ich schenke dir einen zähen Ast,
Damit du den Reif zum Weinfaß hast.“ —

„Der zähe Ast gefällt mir sehr;
Doch, Birke, was schenkst du mir noch mehr?“

„Ich schenke dir auch den Wein dazu;
Laß träufeln mein Blut, so hast du Ruh'.“ —

„Der Birkensaft gefällt mir sehr;
Doch, Birke, was schenkst du mir noch mehr?“

„Nachdem ich alles gegeben dir,
Bleibt nichts als das nackte Leben mir;

Doch um nicht zu leben mir selbst zur Pein,
So komm' ich noch und heize dir ein.“

G. Pfarrius.

---

5. Der Ahorn.

(Acer.)

Der Name Ahorn erinnert unwillkürlich an Horn, und man ist leicht zu der Annahme geneigt, daß er etwa mit Rücksicht auf die hornartige Härte des Holzes gegeben sei; doch er entspringt aus dem lateinischen Adjektiv acernus und bezieht sich auf die geflügelten Früchte des Baumes.

Der Ahorn kommt bei uns in mehreren Arten vor, eine derselben ist der Feldahorn oder Maßholder (A. campestre). Der erstere Name ergiebt sich aus dem Standort des Baumes, man trifft denselben häufig am Rande der Felder; der zweite rührt von der schön gemaserten Wurzel her und bedeutet einen Baum mit schönen Masern, denn der oder ter ist die altdeutsche Bezeichnung für Baum. Die Masern der Wurzeln lieferten das Material zu den früher sehr beliebten Ulmer Pfeifenköpfen.

Eine andere Art ist der spitzblättrige Ahorn (A. platanoides), der wegen seines zuckerhaltigen Saftes auch deutscher Zuckerahorn genannt wird. Er erinnert an eine in Nordamerika wachsende Art, den Zuckerahorn, der den sogen. Ahornzucker liefert. Zur Zeit der Napoleonischen Kontinentalsperre versuchte man aus dem deutschen Zuckerahorn Zucker herzustellen. Doch da der Ertrag nicht lohnend genug war, hat man die Ahornzuckerfabrikation in Deutschland wieder aufgegeben.

In der Schweiz wird der stattliche Baum mit den Zwergen in Verbindung gebracht, deren Schar häufig aus den Flühen herab ins Haslithal sich begab und sich entweder hilfreich oder doch zuschauend den

arbeitenden Landleuten zugesellte, „namentlich zur Zeit des Mähens im Heuet“ (der Heuernte). Da setzten sie sich dann wohlvergnügt auf den langen und dicken Ast eines Ahornbaumes ins schattige Laub. Einmal aber kamen boshafte Leute und sägten bei Nacht den Ast durch, daß er nur noch schwach am Stamme hielt, und als die arglosen Geschöpfe sich am Morgen darauf niederließen, krachte der Zweig vollends entzwei, die Zwerge stürzten auf den Grund, wurden ausgelacht, erzürnten sich heftig und schrieen:

„O, wie ist der Himmel so hoch,
Und die Untreu' so groß,
Heut' hierher und nimmermehr!“

Sie hielten denn auch Wort und ließen sich im Lande niemals wiedersehen.

Auch mit einer „verwünschten Jungfrau“ bringt die Volkssage den Ahorn in Zusammenhang. So erzählt Schreiber in seinen Sagen aus dem Rheingau von einem solchen Baum, welcher in der Ruine von Altenburg am Frumensberge stand, daß, als ihn einst ein Bauer umhauen wollte, diesem eine Jungfrau erschien, die ihn befragte, was er aus dem Holz des Baumes zu fertigen beabsichtige. „Tische und Stühle“, antwortete er, „denn ich gedenke zu Martini meine Braut heimzuführen.“ Da erwiderte die Jungfrau: „Dieser Ahorn widersteht jedem Axthieb, solange ihn meine Hand nicht berührt. Willst du aber eine Wiege für deinen Erstgeborenen daraus zimmern, so berühre ich ihn, damit du ihn erlegen kannst.“ Da der Mann sah, daß Widerstreben vergeblich sein werde, erklärte er sich bereit und gelobte, daß sein Kind in der Ahornwiege liegen solle. Nach diesem Gelöbnis stürzte der Baum unter den ersten Axthieben krachend zusammen. Der Bauer heiratete, erhielt einen Sohn und legte ihn, seinem Versprechen getreu, in die aus dem Ahorn gefertigte Wiege. Einige Zeit danach aber erschien die Jungfrau, erklärte sich durch die Handlungsweise des Bauern erlöst und beschenkte den Knaben mit einem Reis, das ihn glücklich und alle seine Handlungen wohlgelingen machte.

Eine andere Sage berichtet ebenfalls von einer Jungfrau, die in einen Ahornbaum verwandelt wurde. Ein vaterloses Mädchen liebte einen Soldaten. Weil aber die Mutter hierüber sehr erbost war, verwandelte sie das Mädchen durch ihren Fluch in einen Ahornbaum. Als sich einst ein Spielmann von dem Baume einen Zweig zu einem Bogen abschnitt, quoll Blut aus der Wunde hervor, und eine Stimme sprach: „Mein Blut ist versöhnet, schneide dir einen Bogen und spiele mir mit demselben ein Grablied. Dann gehe zu meiner Mutter und geige ihr ein Stücklein und sage, daß der Bogen von ihrem Kinde sei.“ Als die Mutter das wundersame Spiel mit diesem Bogen hörte, ward sie gerührt und versöhnt, sie verzieh ihrem Kinde, und dieses fand nun Ruhe.

In Polen, wo sich der Ahornbaum großer Verehrung zu erfreuen scheint, fährt zur Weihnachtszeit ein verkleideter Schulknabe ein sogen. Kripplein herum, bei dessen Vorzeigung er folgendes Lied vorträgt:

In Hofes Mitte steht ein Ahornbaum,
    Hei Lalujah!
Auf dem Ahorn goldner Blüten Flaum,
    Hei Lalujah!
Paradiesvögel kommen hingeflogen,
Abbeutelnd goldenen Blütenflaum.
Ein schmuckes Mädchen eilt herbei,
Aufbindend ihre weiße Schürze,
Und sammelt den goldenen Blütenflaum
Und sprang damit zum Goldschmiedlein.
„Goldschmiedlein, Goldarbeiterlein,
Gieß' mir daraus einen goldnen Becher."
„Und wer wird dir den Becher füllen?"
„Herr Jesus selbst mit seinen Engeln,
Maria selbst mit ihren Jungfrau'n,
Schmuck Mägdelein mit seinen Rittern.
    Hei Lalujah!"

Ahornbäume im Gadmenthal.

Auf Alpenhöh'n zu steigen,
    Sind Wanderer bereit;
Da rauscht's von stolzen Zweigen
    Herab voll Herrlichkeit.

Denn hier im Gadmenthale,
    Stehn Riesenbäume da,
Wie ich im Gottessaale
    Der Schweiz noch keine sah.

Ob solchem Ahornstamme
    Und seinem Blätterthron
Erglänzt des Tages Flamme
    Wohl tausend Jahre schon.

Er hat als tapf'rer Ritter
    Schon manche Sternennacht
Und viele Sturmgewitter
    Mit Ehren durchgemacht.

Noch geht ihm nicht zur Neige
    Die prächtige Gestalt;
Es bilden seine Zweige
    Schier einen ganzen Wald.

So steht in diesem Grunde
    Beisammen Stamm an Stamm,
Und ragt in trautem Bunde
    Hochherrlich, wonnesam.

Sie brausen und sie ruhen,
    Gekrönt mit altem Preis
In ew'ger Alpenfluhen
    Kolossenhaftem Kreis.

Da steht ein Wandrer sinnend
    Im Riesenschatten still
Und lauscht, was herzgewinnend
    Sein Gott ihm sagen will:

Sieh diese Bäume ragen,
    Darunter du zur Rast
Dein Lager aufgeschlagen
    Als müder Wand'rer hast!

Stehn wie Reformatoren
    Sie nicht auf Gottes Wort,
Ihr Wachstum unverloren
    In diesem Alpenort?

Wer will dir Bess'res künden,
    So weit die Sonne geht,
Als was in diesen Gründen
    Durch Ahornwipfel weht?

A. Knapp.

6. Die Esche.

(Fraxinus excelsior.)

Der Name dieses Baumes wird auf verschiedene Weise erklärt. Die einen leiten das Wort von Asche ab, weil die Rinde des Baumes eine aschgraue Farbe hat, und schreiben demgemäß auch Äsche. Nach anderer Erklärung soll es mit dem gotischen Wort askr, d. i. Speer, zusammenhängen; das schlanke Holz des Baumes ist nachweislich zu Speeren benutzt worden. Auch liegen nach anderen Etymologen historische Zeugnisse dafür vor, daß die wenigen Kulturfelder der Germanen eingezäunt waren. Ein solches umfriedetes Grundstück hieß Esch, und da für diesen Zweck vorzugsweise dieser Baum, als Hecke gehalten, benutzt wurde, so nannte man ihn Eschbaum, d. i. Grenzbaum. In manchen Gegenden Deutschlands dient er zu diesem Zwecke noch heutigen Tags. Die Bezeichnung Wundbaum, welche die Esche im Elsaß führt, erklärt sich daraus, daß man meinte, ihr Holz, welches unter Zaubersprüchen in der Johannisnacht geschnitten wurde, heile Wunden und stille das Blut.

Die Verwendung der Esche zu Speeren findet sich bei den Griechen bereits zur Zeit des trojanischen Krieges. Im zweiten Gesange der Iliade heißt es:

„Rasch ihm folgte sein Volk mit rückwärtsfliegendem Haupthaar,
Schwinger des Speers, und begierig mit ausgestreckter Esche
Krachend des Panzers Erz an feindlicher Brust zu zerschmettern“.

Auch sonst redet Homer von der eschenschäftigen Lanze und verwendet im 13. Gesange den Baum zu einem schönen Vergleich:

„.... Da taumelt er (Imbrios) hin wie die Esche,
Welche hoch auf dem Gipfel des weitgesehenen Berges
Abgehaun mit dem Erz ihr zartes Gezweig hinabstreckt:
So sank jener, umklirrt von dem Erz der prangenden Rüstung“.

Nach Plinius ist der aus der Esche gepreßte Saft getrunken und auf die schwellende Stelle des Bisses gelegt das beste Mittel gegen Schlangengift. Die Wirkung sei so groß, daß jede Schlange die Esche von weitem fliehe und ihren Schatten selbst dann vermeide, wenn er morgens und abends am längsten sei. Plinius begrüßt es deshalb als eine große Wohlthat der Natur, daß die Eschen früher blühen, als die Schlangen erscheinen, und daß sie nicht eher die Blätter abwerfen, als bis die Schlangen zur Winterruhe gegangen sind. Nach Beobachtungen von Lenz scheuen die deutschen Schlangen nicht vor dem Laube dieses Baumes; doch finden sich Anklänge an die Worte des römischen Naturforschers im deutschen Volksglauben.

Die Esche ist der wichtigste Baum der nordischen Mythologie. Es sind besonders zwei mythologische Züge, welche dieselbe vor den übrigen Bäumen hervorheben. Einst befanden sich die drei Söhne des Riesen Bör am Ufer des Meeres, als sie daselbst zwei Holzstämme im Wasser sahen. Sie beschlossen, aus diesen die ersten Menschen zu erschaffen. Der eine dieser Stämme war ein Eschenstamm, aus ihm wurde der erste

Mann, Ask, d. i. Esche, genannt, geschaffen, aus dem andern Stamme schufen sie die Frau Embla, d. i. Erle. Damit nun auch die ersten Menschen ihren Schöpfern gleichen möchten, beschenkten sie dieselben mit herrlichen Gaben. Sie erhielten eine Seele, Verstand und Kraft zur Bewegung, ein blühendes Antlitz und kluge Rede.

Eine noch wichtigere Stellung nimmt aber die Esche in der Mythologie als allnährender Welt- und Lebensbaum Yggdrasil ein. Es ist der Baum der Erkenntnis und des Lebens, der Schmerzen und des Verhängnisses, der Baum des Raumes und der Zeit; ein Sinnbild des Alls. Er umspannte das blaue Himmelsgewölbe und die grünende Erde. Er streckte seine Wurzeln in die trüb sich dahinwälzenden Quellen des Urlebens hinab. Die in seinen mächtigen Zweigen unablässig rauschende Bewegung ist ein Wiederklang der ruhelosen Thätigkeit des Volksstammes, dem diese Mär entsproß. Von den Blättern des Wipfels nährte sich eine Ziege, die den im ehrlichen Kampfe Gefallenen in Walhalla stets frischen Met spendete. Außer dieser Ziege zehrten fünf Hirsche von dem Laube der Weltesche. Auf den Zweigen derselben saß der vielwissende Adler, und ein munteres Eichhörnchen hüpfte in ihren Ästen umher. Ein tiefer Sinn liegt ferner in der Bezeichnung der drei Wurzeln dieses Baumes. Die eine ging nach den Wohnungen der Menschen; es saßen hier drei Nornen, die Vergangenheit, Gegenwart und die Zukunft. In ihrem Schoße lag das Geschick der Menschen verborgen. Die drei Göttinnen der Zeit und des Schicksals begossen die Wurzel der Weltesche mit dem Wasser aus dem Brunnen der Vergangenheit. Die zweite Wurzel zog sich hinab in das Land der Riesen. Ihre Nahrung empfing sie aus einem Wunderquell, dessen Genuß eine Fülle von Weisheit und Kenntnis der Zukunft verschaffte. Die dritte Wurzel aber ging nach dem Reiche der blassen Totengöttin. Doch hier drohte dem Baum Gefahr, denn an dieser Wurzel nagte die schreckliche Schlange Nidhöggr. Das vorhin erwähnte Eichhörnchen lief den Baum hinauf und hinunter, um die Worte des Zankes von dem vielwissenden Adler auf dem Gipfel zu der Schlange in der Tiefe zu tragen. Die eine Seite des Baumes begann bereits infolge des Nagens der Schlange zu faulen. Hierdurch sollte die Vergänglichkeit, welcher alles in dieser Welt unterworfen ist, ausgedrückt werden. In dem großen Weltbrande dereinst sollte der ganze Baum bis auf einen Klotz verbrennen.

In der Deutung der vorstehenden Sage meint Kuhn, daß die Lehre vom Weltbaum möglicherweise zuerst aus einer Betrachtung der Wolkenbildung entstanden sei, indem namentlich nach Sonnenuntergang die Wolken die Gestalt eines Baumes mit ausgebreiteten Zweigen annehmen. In Norddeutschland nennen die Landleute noch heute solche Wolken einen Wetterbaum und sprechen von seiner „Blüte“, als auf Regen hinweisend. In einigen Gegenden nennt man ihn den Adamsbaum, eine Bezeichnung, die vielleicht aus Odens- oder Wodansbaum entstanden ist, mit der der Weltbaum auch benannt wurde.

Von der Wertschätzung der Esche im germanischen Altertum zeugt auch ein Alphabet in angelsächsischer Sprache. Es sagt:

„Äsche ist überhoch, den Menschen wert,
Fest im Grund, hält recht stand,
Wenngleich sie anfallen viele Männer.“

Gleichwohl lehrt die Erfahrung, daß Eschen lange nicht von gleicher Dauer wie Linden und Eichen sind, sondern höchstens 200 Jahre alt werden. Bei Genkingen, auf der schwäbischen Alp, steht eine hohle Esche, ihr großes Loch könnte Schutz bei Regen bieten, aber es wagt sich niemand hinein, denn drinnen haust ein Gespenst.

In der früheren mythologischen Stellung der Esche finden auch wohl einige abergläubische Meinungen und Gebräuche ihre Erklärung. In einigen Gegenden ist die Ansicht verbreitet, daß ein unter einer Esche stehendes Haus vor Schlangen gesichert sei. Desgleichen könne man eine giftige Schlange dadurch unschädlich machen, daß man mit einem Eschenstabe einen Kreis um sie ziehe. In Böhmen ist man der Meinung, daß die Esche ihre nächste Umgebung vor dem Blitz schütze. Hexen bedienten sich der Eschenzweige, um ein schweres Gewitter zu brauen. Einst hatte eine Hexe einen solchen Eschenzweig verloren. Ein Mädchen fand denselben und nahm ihn, nichts Böses ahnend, mit. Unterwegs kam sie an ein Wasser, in welchem sich Frösche und Wegnarren, das sind Erdsalamander, befanden. Um die Tiere zu erschrecken, schlug sie mit der Eschenrute in das Wasser. Aber kaum hatte sie dasselbe berührt, so zog ein schweres Unwetter mit Hagel und Blitz herauf, welches viel Verheerung anrichtete. In der nördlichen Vorderrhön bestimmt man nach der Blütezeit der Esche die Witterung der besseren Jahreszeit; es giebt dort den Spruch:

„Blüht die Esche vor der Eiche, so giebt's eine Bleiche“,

und umgekehrt:

„Blüht die Eiche vor der Esche, so giebt's eine Wäsche“.

Besondere Aufmerksamkeit verdient noch die unsere Friedhöfe schmückende Traueresche. Nach einer Sage konnte ein Bauer in Thüringen die Zwerge, die auf seinem Acker ihr Wesen trieben, nicht leiden und drohte, sie mit der Rute zu verjagen. Die hierüber erbosten Zwerge steckten ihm das Feld voll Eschenruten, damit er nach einer solchen nicht zu suchen brauche. Vergebens hatte sich der Bauer lange Zeit bemüht, einen Zwerg in seine Gewalt zu bekommen; endlich gelang es ihm, einen zu erhaschen, zur Strafe und Warnung für alle erschlug er ihn. Die trauernden Zwerge mieden fortan die Gegend und ließen aus den eingepflanzten Ruten Trauereschen erwachsen.

Das Eschenholz zeichnet sich durch große Zähigkeit aus, daher eignet es sich am besten zur Anfertigung von Reckstangen und Barren. In Westpreußen herrscht die Redensart: er ist zäh wie Eschenholz.

7. Die Ulme.

(Ulmus campestris.)

Die Ulme führte im Keltischen den Namen elm und heißt auch in der Gegenwart noch in vielen Gegenden Elme und Ilme; der Stamm und die Grundbedeutung sind unbekannt. Der Baum trägt auch ziemlich allgemein den Namen Rüster, welchen M. Höfer von rüsten ableitet, weil das Holz wegen seiner Härte und Festigkeit zu verschiedenen Rüstungen (z. B. beim Bau eines Gebäudes als Rüstbaum) verwandt wurde; nach Adelung soll das Wort von riesen abstammen, d. h. sich emporheben und sich auf das schnelle und hohe Wachstum beziehen.

Den Alten war die Ulme ein Bild des Todes und der Trauer, sie war dem Gott der Träume, Morpheus, geweiht. Von Homer wird sie mehrfach erwähnt; so im 6. Gesange der Iliade, als er von dem Tode des Eetion zu Theben spricht:

„Man verbrannte den Held mit dem künstlichen Waffengeschmeide,
Häufte darauf ihm ein Mal; und rings mit Ulmen umpflanzten's
Bergbewohnende Nymphen."

Unter einem Ulmenbaum beweinte der göttliche Sänger Orpheus den Tod seiner geliebten Eurydice.

Nach Plinius hat während des Cimbrischen Krieges eine Ulme dem römischen Volke den Sieg prophezeit. Sie stand zu Nuceria im Hain der Juno; da sie umfiel, hieb man ihr den Wipfel ab, welcher auf dem Altare lag. Aber sie richtete sich von selbst wieder empor und trieb auch gleich Blüten. Von dieser Zeit an erhob sich, wie Plinius hinzufügt, auch das durch Niederlagen schwer gebeugte römische Volk wieder zu Glanz und Würde.

In Oberitalien pflanzte und pflanzt man neben die Ulme die Weinrebe. Columella, der um das Jahr 50 n. Chr. über Landwirtschaft geschrieben hat, giebt über ein solches „Vermählen" beider Gewächse genaue Anweisung. Er mahnt, vor allem dafür zu sorgen, daß die Pflanzen an Alter gleich seien. Die Rebe zog man an dem Stamm der Ulme empor und schützte sie durch eine Umzäunung gegen das Wild.

Mich, die erstorbene Ulm', umkleidet jetzt die grüne
Rebe, die ich erzog, als ich noch grünte wie sie;
Jetzt leiht sie mir Blätter. O Wand'rer, thue dem Freunde
Gutes; er lohnt dir einst noch im Grabe mit Dank. —

J. G. Herder.

Die Ulme erreicht ein sehr hohes Alter und verträgt das Kürzen, Köpfen und Beschneiden fast in jeder Jahreszeit; mehrere alte Bäume haben deshalb einen bedeutenden Umfang und eine gewisse historische Berühmtheit erlangt. So stand früher am Genfersee ein Ulmenbaum, dessen Stamm unter der Krone 11 m Umfang hatte, während der stärkste Ast 5 m maß, und jeder der übrigen 44 Äste 3 m im Umfange hatte. Unter einer Ulme, welche in der Nähe von Brignoles im Departement des Var steht, gab König Karl IX. 1564 einen seiner glänzendsten Hofbälle. Der Baum bildet jetzt nur noch eine Ruine mit wenig Laub

tragenden Ästen. Vor Worms befindet sich eine alte Ulme, Effe genannt, unter welcher Luther bereits gepredigt hat. Eine andere an Luther erinnernde Ulme steht bei Pfedersheim. Als Luther 1521 seinen Einzug in Worms halten wollte, kam ihm eine Schar Edler entgegen, unter denen auch der alte Oberst Frundsberg war. Dieser fragte den in seinem Rollwäglein sitzenden kühnen Mönch: „Herr Doktor, banget Euch nicht vor dem Reichstage?" Hierauf antwortete Luther: „Und wenn so viel Teufel zu Worms wären als Ziegel auf den Dächern, doch wollt' ich hinein!" Und auf ein schwaches Bäumchen am Wege deutend, setzte er hinzu: „So wahr dies Reislein zum Baum erwächst, so werden sie meine Lehre nicht dämpfen!" Aus diesem Reise ist die Lutherulme herangewachsen. In gar manchem Dorfe hat die Ulme die Stelle der Linde eingenommen und dient als Versammlungs- und Freudenort der Gemeinde.

In den Vereinigten Staaten von Nordamerika ist die Ulme der Freiheitsbaum. Dr. Th. Bodin schreibt hierüber in der „Natur": Es war im Jahre 1785, als nicht lange vor Ausbruch des nordamerikanischen Freiheitskrieges der von dem englischen Minister Grenville ernannte Richter Oliver alle Anstalten traf, um sein neugeschaffenes Amt als Stempelmeister in Boston anzutreten. Kaum hatte er aber ein Stempelbureau eröffnet, als dieses dem Volksunwillen zum Opfer fiel. In der Nacht des 13. August begaben sich Volksmassen in aller Stille zu einer majestätischen Ulme, hingen Olivers Bild mit den Emblemen Grenvilles und seines Kollegen Bute daran und weihten so den Baum zum Freiheitsbaum, indem sie ausriefen: „Das soll der Baum der Freiheit sein. Wir wollen und zahlen keine Stempel. Dieser Baum bleibe das Denkzeichen unserer Freiheit. Verflucht sei, wer ihn umhauet!" Bald stand die Ulme nicht allein. An unzähligen öffentlichen Plätzen, Kreuzwegen und ähnlichen in die Augen fallenden Punkten erhoben sich mit Zauberschnelle solche Bäume — viele Tavernen nannten sich „Zum Baum der Freiheit". Am Abende des 14. August wurde das Bild vom Baume genommen, auf eine Bahre gelegt, mit welcher die Menge, „Freiheit, Eigentum und keine Stempel" ausrufend, vor Olivers Bureau zog. Im Nu war dieses zerstört, die Trümmer schleifte man vor seine Wohnung und dienten sie als Scheiterhaufen für sein Bild. Oliver selbst rettete nur sein Leben, indem er den Gebühren entsagte und auf sein Amt verzichtete.

Die Ulme zu Hirsau.

Zu Hirsau, in den Trümmern,
Da wiegt ein Ulmenbaum
Frischgrünend seine Krone
Hoch überm Giebelsaum.

Er wurzelt tief im Grunde
Vom alten Klosterbau;
Er wölbt sich statt des Daches
Hinaus in Himmelsblau.

Weil des Gemäuers Enge
Ihm Luft und Sonne nahm,
So trieb's ihn hoch und höher,
Bis er zum Lichte kam.

Es ragen die vier Wände,
Als ob sie nur bestimmt,
Den kühnen Wuchs zu schirmen,
Der zu den Wolken klimmt.

Wenn dort im grünen Thale
Ich einsam mich erging,
Die Ulme war's, die hehre,
Woran mein Sinnen hing.

Wenn in dem dumpfen, stummen
Getrümmer ich gelauscht,
Da hat ihr reger Wipfel
Im Windesflug gerauscht.

Ich sah ihn oft erglühen
Im ersten Morgenstrahl;
Ich sah ihn noch beleuchtet,
Wann schattig rings das Thal. —

Zu Wittenberg im Kloster
Wuchs auch ein solcher Strauß
Und brach mit Riesenästen
Zum Klosterdach hinaus.

O Strahl des Lichts, du dringest
Hinab in jede Gruft!
O Geist der Welt, du ringest
Hinauf in Licht und Luft!

L. Uhland.

Kunst und Gunst.

Zur Ulme fleht die Rebe:
„Reich' mir die Hand und hebe
Mich auf zu Luft und Licht.
Was ich empor auch strebe,
Gedörn so mich umflicht,
Läßt mich gedeihen nicht;
Du bist so groß und mächtig,
Ich mache dich noch prächtig,
Ich will dein Haus umschlingen
Rundum mit einem Kranz,
Hinein dir Düfte bringen
Und goldner Früchte Glanz."

Die Ulme war gewogen,
Hat sie emporgezogen,
Und prangt vor andern weit.
Danach als Sturm und Zeit
Den Baum daniederbogen,
Ward ihm die Reb' ein Stab,
Der lang' noch Haltung gab.

A. E. Fröhlich.

8. Die Zitterpappel.

(Populus tremula.)

Die Namen Zitter-, Flitter-, Flatter-, Rausch- und Bäberpappel oder -espe und -esche beziehen sich auf die zitternde Bewegung der langstieligen, verhältnismäßig großen und schweren Blätter, welche durch den geringsten Windhauch verursacht wird. Auch die Bezeichnung Espe, althochdeutsch aspa, mittelhochdeutsch aspe, nimmt hierauf Bezug. Im Volksmunde ist der letztere Name vielfach mit Esche vertauscht worden.

Im Aberglauben des Volkes findet dieser Baum vielfach Verwendung. In Ostpreußen benutzt man ihn, um den unbekannten Dieb zu bestrafen. Legt man einen zufällig geretteten Teil des gestohlenen Gutes unter die Herdziegel und brennt Donnerstag abends Espenholz darauf, so wird

dadurch der Dieb selbst gebrannt. Oder man keilt auch das Gut in ein in eine Espe gebohrtes Loch, dann muß der Missethäter zittern wie Espenlaub. In Bayern vergraben Fieberkranke abgeschnittene Fingernägel unter der Zitterpappel, um dadurch Heilung zu erlangen. Wie bei vielen sympathetischen Kuren, so leitet auch hier der Gedanke, daß das Übel durch Ähnliches vertrieben wird; similia similibus curantur. Espenruten werden in Böhmen am Karfreitag geschnitten und in die Felder gesteckt, um die Maulwürfe daraus zu vertreiben.

Auch im Volksmunde lebt die Espe. Das Sprichwort: „Er zittert wie Espenlaub" ist in seiner Anwendung auf furchtsame und allzu ängstliche Menschen sehr verbreitet. Über die Ursache, warum das Laub unseres Baumes zittert, wenn selbst im schwülen Sommer kein Lüftchen sich zu regen scheint, erzählt C. Weisflog folgende Sage:

In der verhängnisvollen Stunde, in der unser Herr am Kreuze hing, und die Sonne den Trauerflor um sich hüllte, ging ein Zagen durch die ganze lebende Natur. Der Mensch, erschrocken und still, erwartete mit banger Seele den Ausgang des Ungewöhnlichen, Nieerlebten. Die Tiere des Waldes verkrochen sich und wagten sich nicht aus ihren sicheren Höhlen. Keine Grille zirpte, keine Fliege summte, kein Vogel zwitscherte. Alles war stumm, schwül und trauernd. Nur die Blumen, die Sträucher und Bäume murmelten noch in ihrer Sprache und erzählten sich die Geschichte der hochheiligen Zeit. Die hohen Zedern auf Libanon rauschten in dumpfem, schauerlichem Chore hoch in den Lüften, und dunkleres Grün, fast wie Nacht, umzog den Hain.

„Ach, nun ist er dahin", lispelte leise die Thränenweide von Babylon — und tief herab hing sie die trauernden Zweige in den Euphrat. Der Winzer ging durch den Weinberg und sah, wie die Rebe weinte. Und als nun die Frucht gereift und der Most gekeltert war, nannten sie es Thränen Christi. Aber um Golgatha erhob sich ein süßer Duft. Ihn schickte die Viole der Nacht herauf zur Kühlung dem leidenden Gottessohne, und die Iris sprach zur Schwester Cypresse: „In Trauer will ich mich kleiden von nun an", — „und ich", erwiderte die Cypresse, „will wohnen an den Gräbern, zum Denkmal dieser Stunde." Da erhob sich ein leises Wehen durch die schwüle Dämmerung. Es war der Todesengel Astaroth, der daherzog am Kreuze. Und als es nun von da herabstöhnte: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen!" zitterten alle Zweige, alle Blätter und alle Blumen.

Nur die Espe, ein stolzer, hoher, kalter Baum, stand ungerührt an Golgatha. „Was kümmert uns", sprach sie, „dein Leiden? Sind wir doch rein, wir Bäume, Blumen und Pflanzen, und haben nicht gesündigt!"

Aber Astaroth, der Todesengel, nahm die schwarze Schale mit des Erlösers Blute und goß sie aus an der Wurzel der stolzen Espe. Da erstarrte der unglückliche Baum. — Seine Blätter senkten sich. Nimmermehr kam Ruhe in seine Zweige, und wenn alles still ist, selig und ruhig, zagt und zittert sie und heißt Zitterpappel bis auf den heutigen Tag.

Die Espe.

I.

Als den Herrn ans Kreuz geschlagen
Nun des Waldes Bäume sahn,
Kam ein Zittern und ein Zagen
Allen fernen, allen nah'n;
Nur der Espe Krone
Ließ die Blätter ohne
Beben in die Lüfte ragen,
Gleich als ging' sie das nichts an.

Damals ward der Fluch gesprochen,
Und ihn hörte Berg und Kluft:
„Daß dir sei dein Stolz gebrochen,
Zittre künftig jeder Luft!
Andre Bäume zittern
Nur in Ungewittern;
Zitternd soll dein Herz dir pochen,
Wenn im Wald ein Vogel ruft.

Zittre, wo im Erdenkreise
Künftig du entkeimst dem Staub!
Jedes Blatt soll zittern leise,
Bis es wird des Herbstwinds Raub,
Und in allen Tagen
Wird man hören sagen
Dir zur Strafe sprichwortweise:
Zittre wie ein Espenlaub!"

Fr. Rückert.

II.

Einst ging der Herr durch Feld und Thal
Und heilte die Kranken und Krüppel zumal.

Da kam er in einen grünen Wald,
Und alle Blümlein erkannten ihn bald

Und neigten sich vor dem Heiland tief,
Der jedes bei seinem Namen rief.

Die Espe nur blieb aufrecht stehn,
Ließ unbegrüßt ihn vorübergehn.

Sie sah sein Antlitz, das glänzte so rein
Wie Mondesstrahlen, wie Sonnenschein.

Sie hörte sein Wort, das schallte so traut
Wie Liebeswerben mit kosendem Laut.

Der Wald rings betete still entzückt,
Sie aber schwieg, vom Stolz berückt.

Da sprach der Herr Jesus: „Es sei fortan
Mit ewigem Zittern dir angethan,

Daß doch dein Hochmut den erkennt,
Den alles Meister und Heiland nennt!

Die müden Lüftchen halten Rast:
Du sollst dich bewegen in fiebernder Hast,

Sollst zittern und zagen und klagen dazu
Bei Tag und Nacht, ohne Rast, ohne Ruh."

Der Herr ging fürbaß — und seit der Zeit
Die Espe wispert voll Schuld und Leid.

Die müden Lüftchen halten Rast:
Sie muß sich bewegen in fiebender Hast

Und zittern und zagen und klagen dazu
Bei Tag und bei Nacht ohne Rast, ohne Ruh',

Muß schauern und trauern zum schweren Entgelt
Für ihren Stolz bis ans Ende der Welt.

E. Kauffer.

---

9. Der gemeine Vogelbeerbaum.

(Sorbus aucuparia.)

Der **gemeine Vogelbeerbaum** hat seinen Namen von dem prächtigen scharlachroten Fruchtbehang, der für viele Vögel eine beliebte

und gesuchte Nahrung ist. Nach seiner Ähnlichkeit in der Belaubung mit der gemeinen Esche (Fraxinus excelsior) heißt er Eber-, das ist gleichbedeutend mit Aber- oder falscher oder Schein-Esche. Andere Namen desselben sind: Queckenbom, Quickenbaum, Quitschbeerbaum, Quitsche u. m. a. Der Stamm dieser Bezeichnungen ist das alte Wort quick in der Bedeutung von lebendig, frisch (vgl. Wacholder und Quecke), in Beziehung auf die große Keimfähigkeit des Samens, der mit dem Mist der Vögel eine weite Verbreitung findet.

Wegen der roten Beeren war der Baum in der alten Zeit dem rotbärtigen Donar geweiht, der ihn einst im Strom erfaßte und sich daran festhielt. Wie J. Grimm mitteilt, glaubt man in Schweden noch heute, daß ein Stab von dem rönn, wie unser Baum daselbst genannt wird, gegen Zauber sichere; und am Schiff hat der gemeine Mann gern irgendetwas von Rönnholz gemacht zum Schutz gegen Sturm und Wassergeister.

Auch in Deutschland galt und gilt noch vielfach heute die Eberesche für eine sehr zauberkräftige Pflanze. Wie Dr. Beyer aus Mecklenburg berichtet, pflegte man am Walpurgisabend Quitschensträuche an die Stallthüren zu stecken und am andern Morgen das Vieh damit zu streichen, damit es reichliche Milch gäbe. Auch am Niederrhein werden nach Montanus in der Mainacht die Zweige vor den Ställen aufgepflanzt und sichern vor Drachen, wonach der Baum daselbst Drachenbaum genannt wird. Allgemein ist der Glaube, daß die Eberesche wegen ihrer Beziehung zum Donnergotte Schutz gewähre gegen die Gewitter, und in Oldenburg erzählt man, daß sie in der Johannisnacht ihre Blütenknospen verliere, da dieselben von den Hexen verspeist würden. Am Niederrhein wird die Rindertaufe mit einem Zweig unseres zaubermächtigen Baumes vollzogen. Montanus schreibt hierüber:

Das jährige Rind oder die Stirke, welche zur Milchkuh erzogen wird, muß am Maimorgen einen Namen erhalten. In aller Frühe, ehe der Tag graut, geht der Hirt auf die Stelle des Berges oder Waldes, wohin die ersten Sonnenstrahlen fallen. Dort schneidet er das Reis eines Vogelbeerbaumes, sowie es vom ersten Sonnenstrahle beschienen wird, mit einem scharfen Schnitte ab. Im Hofe versammeln sich die Hausbewohner und Nachbarn. Das Rind wird in die Mitte des Hofes geführt, und der Hirte schlägt es dreimal mit dem Vogelbeerzweige auf den Rücken, wobei er spricht:

„Quick! Quick! Quick!
Bringt Milch wohl in die Stirk.
Der Saft kommt in die Birken,
Ein Namen geb' ich der Stirken,
Der Saft kommt in die Buchen,
Das Laub kommt auf die Eichen,
N. sollst du heißen!"

10. Die Tanne.

(Abies picea, A. pectinata.)

Die Tanne ist ein altdeutscher Nadelbaum. Ihr Name stammt vielleicht von den „Tangeln", wie die Nadeln in manchen Gegenden genannt werden, ab, er wird aber auch wegen des leicht brennbaren Holzes von dem Worte tan = Feuer abgeleitet.

Den Charakter der Tanne, wie überhaupt der Nadelhölzer, hat Grube vortrefflich geschildert; er sagt: „Du Baum des Nordens, des rauhen, kalten und harten Nordens, du bist in der That ein nordisches Wesen voller Kraft und Macht, rauh und stolz, kalt und finster blickend, aber eine gesunde, unverwüstliche Kreatur, von unveränderlicher Frische in der Glühhitze deines kurzen Sommers, wie in dem eisigen Froste deines langen Winters. Wie bei dem nordischen Menschen birgt deine rauhe, abstoßende Außenseite ein reiches inneres Leben; so finster das Grün deiner Blätter, so rauh die Rinde deines Stammes, so voll Wärme und Licht sind die Zellen deines Holzes. Du bist ein stattlicher Baum. Wenn du im Walde dastehst, hoch und schlank in geschlossenen Gliedern, so gleichst du der festen Schlachtordnung jener Cimbern und Teutonen, vor deren gewaltigen Riesenleibern die kleinen Römer erschraken. In deinen Wäldern leidest du nicht gern fremde Bäume, denn du bist, wie die altdeutsche Tapferkeit, dir selber genug. Trittst du aber einzeln heraus aus der dichtgedrängten Reihe deines Volkes, so stehst du nur um so größer und stattlicher da, und deine Zweige entfalten um so herrlicher ihre dunkelgrüne Pyramide. Dich ziert kein hellfarbiges Blätterkleid, kein buntes Blütengewand, und doch bist du mehr als alle übrigen Bäume ein Lichtfreund, von Gott geschaffen, die dunkeln Tage und langen Nächte des kalten Nordens zu erleuchten und zu erwärmen. Das Licht, welches die Sonne spendet, saugst du begierig ein und kochst mit ihm deinen Lebenssaft zum flammenden Harze und zur brennenden Fackel. Wenn der alles erstarrende Winterfrost auf die Pflanzenwelt einstürmt, um die Blüten zu knicken, die Blätter zu vernichten, das Lebensgrün zu verwischen und alles mit seinem weißen Todeskleide zu überziehen, dann grünst du fort und fort, inmitten von Schnee und Eis. Dein grünes Nadelkleid ist ein rechtes Hoffnungsgrün, wie ein Gnadenbrief des allgütigen Vaters im Himmel, der auch den kalten Gürtel der Erde mit seiner Liebe umfaßt und das Leben vor der Erstarrung schützt."

Schon bei den Griechen und Römern standen die immergrünen Nadelhölzer in hohem Ansehen. Wie wir aus Schillers allbekannter Dichtung erfahren, war die Fichte dem Meeresgott Poseidon geweiht, und ein Fichtenkranz schmückte die Stirn des Siegers in den Korinthischen Spielen. Die Fichte war auch der heilige Baum der phrygischen Berg- und Naturgöttin Cybele und sollte aus dem Blute des von ihrem Vater Meon getöteten Lieblings Atys entstanden sein. Bei dem Frühlingsfeste der großen Naturgöttin brachte man die mit Veilchen geschmückte Fichte in den Tempel. Bei den Römern war die Tanne ein Baum des Todes. Wie Plinius mitteilt, gebrauchte man sie

bei Leichenfeierlichkeiten, indem man sie als Zeichen eines Trauerfalles vor die Thür stellte und mit ihren frischen Zweigen den Scheiterhaufen schmückte.

Die Tanne ist der „deutsche Lebensbaum" genannt worden, und das mit Recht. Wenn in der ungastlichen Jahreszeit draußen auch der letzte Schimmer eines lebensvollen Grüns erstorben ist, dann prangt sie inmitten der toten Natur im Hoffnungskleide. Darum hat auch das sinnige Gemüt des Deutschen seit jeher sich zur Tanne hingezogen gefühlt. Schon bei unseren germanischen Vorfahren stand dieselbe in Ehren. Einem besonderen Gotte wie bei den Griechen scheint sie nicht geweiht gewesen zu sein; doch hielt man vorzugsweise in solchen Gegenden, in denen die Eiche fehlte, besonders schöne und große Tannen für den Wohnsitz der Götter. Das Sausen und Brausen in ihren Zweigen war dem Germanen der vieltausendstimmige Gesang der Geister in Wodans Heer. Tannenschmuck bereitete das Haus zum festlichen Empfange der Götter und Ahnen in der Julzeit zu. Auf dem Herde wurde dann der Julklotz, das Wurzelende eines starken Fichtenstammes, entzündet.

Gleich den heiligen Eichen galten die den Göttern geweihten Tannen für gefeit und gebannt, und als später die christlichen Sendboten dieselben umhauen wollten, widersetzten sich die Alten dem ebenso, wie dem Fällen der sogen. Donnereichen. So stand zu Ettenheimsmünster eine uralte Tanne. Als der heilige Landolin sie gefällt und aus dem Holz derselben ein Kreuz gezimmert hatte, wurde er von den Heiden für diesen Frevel erschlagen. Ähnliches erlebte der heilige Martin bei der Christianisierung Schwedens. Als er einst mit seinen Anhängern einen Götzentempel niederriß, ließen die Heiden dasselbe ruhig geschehen, als er aber seine Axt an die danebenstehende Tanne legte, widersetzte sich das Volk mit aller Kraft.

Manche Sage umschwebt die Tanne. Ihre quirlförmig stehenden Zweige bilden kleine Kreuze. Dieselben sollen entstanden sein, weil das Kreuz des Herrn aus dem Holze einer Tanne gefertigt wurde. Das immergrüne Kleid der Tanne hat in der Sage eine zweifache Erklärung gefunden. Nach der einen Sage ist es die Wirkung und Folge des Blutes Christi, welches an dem Stamme des Kreuzes niedergeflossen ist; nach der anderen ging der Herr einst bei Regen durch den Wald. Er suchte unter verschiedenen Bäumen Schutz; doch alle hatten ihre Zweige und Blätter gesenkt und ließen Regen auf ihn niederträufeln; nur die Tanne breitete schützend ihre Zweige über ihm aus. Zum Lohn ließ der Herr von nun an ihr Laub im Winter und Sommer fröhlich grünen. Aus diesem Grunde ist uns auch die Tanne ein Sinnbild der Hoffnung und Beständigkeit.

In Österreich erzählt man von der „Frau Fichte", die Unschuldige begabt, Schuldige neckt. In der stolzen Fichte hauste diese gnädige Fee, die auch einmal, um die Gemüter der Vorübergehenden zu erforschen, in der Gestalt eines steinalten Weibes unter dem Baume saß und bettelte. Nun wohnte in der Nachbarschaft ein reicher Bauer, der ein abscheulicher Geizhals war. Alle Morgen kam er mit seiner Dienstmagd, einer blut-

armen Waise, an der stolzen Fichte vorüber, sein Feld zu bauen. Mitleidig, wie das schöne Mädchen war, konnte es nicht umhin, täglich mit der vermeintlich armen Frau sein karges Frühstück zu teilen. Als das der filzige Bauer merkte, schnitt er dem Mädchen sein Brot kleiner und kleiner, und weil das gute Kind doch noch teilte, gab er ihm zuletzt gar nichts mehr zum Morgenbrot. Oft mußte das liebe Mädchen weinen, wenn es vorüberging, weil es nichts mehr mitzuteilen hatte, und manchmal fanden die Arbeitsleute, die hinter ihm gingen, die schönsten Perlen auf dem Wege liegen. So standen die Dinge, als einstmals der Bauer auf ein benachbartes Dorf zur Hochzeit geladen wurde. Es versteht sich, daß er nicht unterließ, zu kommen, und weil es auf anderer Leute Unkosten ging, versäumte er nicht, wacker zuzugreifen und Bescheid zu thun, und machte sich erst gegen 12 Uhr nachts auf den Heimweg. Wie er aber in die Nähe der stolzen Fichte kam, war es ihm, als hätte er den Weg verfehlt, denn anstatt der Fichte glaubte er einen herrlich erleuchteten Palast vor sich zu sehen, aus dem ihm Kirchenmusik entgegenschallte und ein Rischeln und Rascheln wie von tanzenden Paaren vernommen ward. Holla, dachte der betrunkene Bauer, die Fee giebt uns heute was zum besten: da muß ich auch dabei sein, und ging damit in den erleuchteten Palast. Aber du meine Güte, was sah er? Eine Menge kleinwüchsiger Zwerge um die Fee herum beim Schmause sitzen. Und die Fee war auch gleich so gütig, den Bauer dazu einzuladen. Dieser ließ sich denn nicht lange nötigen, sondern gebrauchte weidlich sein Mundwerk und schob dabei von dem Schmause heimlich so viel in seine Taschen, daß sie wie Mehlsäcke von ihm wegstanden. Nach dem Essen begab sich die Fee mit der Schar ihrer Zwerge in den Tanzsaal; der Bauer aber beurlaubte sich, denn er war schwer beladen und bepackt und kein Freund vom Tanzen. Er schlenderte also gleich heim, um das von der Feentafel wegstibitzte „Bescheidessen" noch frisch gebacken zur Beköstigung der Seinen verwenden zu können. Aber da kam er schön an, denn als er es aus der Tasche hervorholte, hatte es sich unterdes in lauter stinkende Roßbollen verwandelt. Da hätte er vor Bosheit zerplatzen mögen. Unwillig warf er den Unrat seinem Dienstmädchen mit den höhnischen Worten hin: „Da hast du's und magst es meinetwegen mit dem Bettelweib teilen." Bestürzt ging das arme Mädchen damit in den Hof und wollte es in die Mistgrube werfen; aber da hörte es bei jedem Schritt und Tritt einen Kling und Klang und sah in der Schürze ein Schimmern und Flimmern, und wie es recht zusieht, liegt da eine schwere Menge blitzfunkelnagelneuer Dukaten darin. Außer sich vor Freuden lief es gleich bei anbrechendem Tage zum Flecken hinaus, der guten Fee zu danken, die, wie es sonnenklar war, den Schatz ihr hatte zukommen lassen wollen. Das erste aber, was ihr da in die Augen fiel, war wieder das steinalte Weib, und das gutherzige Mädchen konnte sich nicht enthalten, der vermeinten Armen die Hälfte seines Schatzes zu schenken. Da erschien ihr die Fee, von ihrer Güte gerührt, in ihrer wahren Gestalt, fügte noch viele andere Gaben hinzu und verlieh ihr solche Schönheit, daß es die vornehmste Prinzessin ausgestochen hätte.

Auch stand es kaum ein Vierteljahr an, so kam ein bildschöner junger Fürst und machte sie zu seiner gnädigen Frau. Der geizige Bauer aber ist zurückgegangen und bald darauf gestorben vor lauter Neid über das Glück seiner Dienstmagd.

Der berühmte Alchimist Paracelsus kam in Appenzell zu einer Tanne, in welcher der Teufel mittels eines Zäpfchens verkeilt war. Paracelsus versprach ihn zu befreien, wenn er ihm die Goldtinktur verschaffe. Als aber der Teufel frei war und groß vor dem Chemiker stand, stellte sich dieser verwundert, wie ein so großer Geist in dem kleinen Loch der Tanne habe Platz finden können, und der Teufel, um ihm zu zeigen, wie das möglich, verwandelte sich in eine Spinne und kroch in das Loch, welches Paracelsus sogleich wieder verspundete. So steckt denn der Teufel noch heute in der Tanne zu Appenzell.

In Unterfranken ist die Erscheinung der sogen. schönen Frau bekannt. Sie begegnete einst drei Handwerksburschen, welche um eine Gabe baten. Da brach sie von einer nahestehenden Fichte drei Äste ab und gab jedem einen mit der Mahnung, sie wohl aufzubewahren; denn es seien Glückszweige. Zwei der Burschen warfen sie bald weg, sie wollten von der Hexe nichts haben; der dritte aber sagte, es sei diese Frau für eine Hexe viel zu schön gewesen, und er wollte den Zweig ihr zu Ehren tragen, und steckte ihn an den Hut, wo er sich in Gold verwandelte. Nun liefen die anderen, ihre Zweige wieder zu suchen, aber sie fanden dieselben nicht, und noch jetzt sieht man sie nachts am Berg bei der Ruine Neuenburg umherwandeln.

Von allen deutschen Sitten, die mit der Tanne in irgendwelcher Beziehung stehen, ist die sinnigste die des Anzündens eines C h r i s t - b a u m e s am heiligen Weihnachtsabend. Deutsche Gemütsinnigkeit und deutsche Geistestiefe hat diesen Brauch zu einem allein in Deutschland allgemein verbreiteten gestaltet. Deutschen ist der Christbaum über Gebirge und Meere in ferne Welten gefolgt, aber doch hat er sich bei keinem anderen Volksstamme einzubürgern vermocht. Nach England kam die Sitte allerdings durch den Prinzgemahl Albert, nach Frankreich durch die Herzogin Helene von Orleans; aber nur vereinzelt trifft man sowohl in England wie in Frankreich den Weihnachtsbaum an. Nur bei uns Deutschen ist der Brauch seit Jahrhunderten heimisch. Man hört manchmal sogar die vorschnelle Behauptung, dieser Brauch sei uralt und heidnischen Ursprungs; doch läßt sich diese Meinung in keiner Weise historisch begründen und belegen. Sie findet ihre Erklärung nur in dem Wunsche, die Sitte des lichterstrahlenden Christbaumes in die uralte Zeit zurückzuverlegen, weil wir uns ein Weihnachtsfest ohne dieselbe gar nicht mehr vorstellen können.

Die mittelalterlichen Dichter, welche uns das Leben und Treiben, alle Einrichtungen und Gewohnheiten ihrer Tage mit minutiösester Genauigkeit schildern und beschreiben, erwähnen des Christbaumes mit k e i - n e m W o r t e. Wohl findet sich in dem prächtigen Roman „E k k e - h a r d" (Kapitel 10) von Scheffel der Weihnachtsbaum; doch unter den 285 gelehrten Belegstellen, die derselbe seinem Romane beigefügt hat,

findet sich keine, die diesen uns so lieben Brauch als nachweisbar im 10. Jahrhundert bezeugt. Die erste bestimmte Andeutung davon giebt ein französisches Gedicht des 13. Jahrhunderts. In Deutschland war auch zur Zeit der Reformation die häusliche Weihnachtsfeier noch ohne Weihnachtsbaum üblich. Wir besitzen zwar von Goethes Freunde Schwertgeburt in Weimar ein berühmtes und sehr bekanntes Lutherbild, welches uns den großen Reformator im Kreise seiner Familie unter dem Weihnachtsbaum darstellt, doch ist diese Idee vom Künstler frei erfunden, in Luthers Schriften findet sich keinerlei Hinweis hierauf. Die erste klare Erwähnung des Christbaumes in Deutschland findet sich in der „Katechismus-Milch" des Straßburger Professors Dannhauer aus dem 17. Jahrhundert. Derselbe eifert dagegen mit folgenden Worten: „Unter anderen Lappalien damit man die frohe Weihnachtszeit oft mehr als mit Gottes Wort begehet, ist auch der Weihnachtsbaum oder Tannenbaum, den man zu Hause aufrichtet, denselben mit Puppen oder Zucker behängt und ihn hernach schütteln und abblumen läßt. Wo die Gewohnheit herkommen, weiß ich nicht, ist ein Kinderspiel doch besser als andere Phantasie und Abgötterei, so man mit dem Christkind pfleget zu treiben und also des Satans Kapelle neben die Kirche bauet und den Kindern eine solche Opinion beibringt, daß sie ihre inniglichen Kindergebetlein vor dem vermummten und vermeinten Christkind fast abgöttischer Weis ablegen."

Selbst aus dem vorigen Jahrhundert hört man nur ausnahmsweise von dem Christbaum reden. Goethe fand ihn in Leipzig im Hause von Theodor Körners Großmutter, Minna Stock, im Jahre 1765. Schleiermacher in seiner 1805 zuerst erschienenen „Weihnachtsfeier" und Tieck in der Novelle „Weihnachtsabend" erwähnen ihn noch nicht als Bestandteil der Festfeier in Berlin. 1815 brachten ihn preußische Offiziere nach Danzig. Die Vertiefung des religiösen Lebens nach den Freiheitskriegen beförderte vor allem seine Ausbreitung, so daß er bald in dem protestantischen Norddeutschland als der schönste Schmuck zu der Weihnachtsfeier gehörte. Er ist seitdem das echte Symbol deutschen Gemütes und deutscher Geistestiefe, ein Gegenstand heißer Sehnsucht der seligen Kinderscharen schon Monate vorher; durch ihn ist unser Weihnachtsfest zum schönsten auf dem weiten Erdenrund geworden.

Auch an manche andere, noch in unserem Volksleben lebendige Sitte erinnert die Tanne. Es ist eine allgemein verbreitete Sitte, beim Richten eines Hauses einen Mai- oder Tannenbaum auf den Giebel desselben zu nageln. Aus der Gegend von Osnabrück wird diese Sitte in folgender Weise geschildert: Wenn der Hausgiebel aufgerichtet ist, folgt die feierliche Umführung des Kranzes, die Befestigung am Giebel und der Meisterspruch. Die Gesellen haben nämlich den Nachbarstöchtern und Mägden einen hübschen Tannenbaum übergeben und diese ihn mit Schnüren von bunten Eiern, Bändern und Fähnchen stattlich ausgeschmückt. Seine Hauptzierde bildet ein Kranz, der auf vier kreuzweise gebundenen und im Baume befestigten Stäben ruht. Wenn nun die Haushebung vollendet, und dieses durch weithin schallendes Ketten-

gerassel von dem Boden des neuen Hauses der Gesellschaft angezeigt ist, gehen die Gesellen hin, fordern den Kranz von den Mädchen und einen mit dem Trinkgelde gefüllten Krug von dem Bauherrn. Nachdem die Mädchen die Mützen der Zimmergesellen ebenfalls mit grünen Tannensträußen geschmückt haben, bewegt sich der festliche Zug mit einem Musikcorps und dem von den Kranzjungfern getragenen Kranze voran, welchem zunächst der Zimmermeister mit voller Flasche in der Hand und zuletzt alle bei der Haushebung beschäftigten Personen folgen über die Straße des Dorfes. Der Zimmermeister teilt fleißig den Umstehenden von dem Inhalte seiner Flasche mit. Sobald der lärmende Zug nach dem neuen Hause zurückgekehrt ist, wird der Kranz oben am vorderen Giebel desselben befestigt, und der Altgesell steigt mit dem mit Geld und Bier gefüllten Kruge hinan und hält die Meisterrede.

Die geschmückte Tanne oder, wie es in vielen Gegenden nur noch Sitte ist, der geschmückte Kranz sollen von dem neuerbauten Hause Blitz und Sturm fernhalten und das Haus bis auf Kindeskind grünend und blühend erhalten. Die Richttanne stellt den Genius des Wachstums dar, der als guter Hausgeist allezeit über der neuen Wohnstätte walten möge.

Eine liebliche Sitte herrscht nach W. Meyer-Markau bei der Feier von Hochzeiten im Drömling, im Hansjochenwinkel, im Hannoverschen Wendlande bei Lüchow und in anderen Gegenden. Wenngleich die leidige Neuerungssucht durch künstliche Blumengestelle hier und da hierbei die Tanne, ja selbst ihre Nachfolgerinnen, Rosmarin und Myrte, schon verdrängt hat, so findet man sie dort doch noch oftmals als „Brautlicht". Eine junge Edeltannenkrone in der Höhe von etwa 0,80 Metern ist, wie der Christbaum am heiligen Weihnachtsabend, mit Lichtern geschmückt. Je zwei größere Kerzen sind auf verlängerten Zweigen, die einen unten, die anderen oben, daran angebracht. Fährt nun das Brautpaar zur Trauung nach dem meistens etwas entfernteren Kirchdorfe, so werden diese Brautlichter hinter Braut und Bräutigam von zwei Mädchen aus nächster Verwandtschaft emporgehalten. Während der Trauung stehen die Lichterträgerinnen zu beiden Seiten des Altars, was einen wahrhaft feierlichen Eindruck hervorbringt. — Bei der Mahlzeit werden die Brautlichter hinter dem neuen Paare auf einem besonderen Tische aufgestellt. Nach der Mahlzeit folgen die „Ehrentänze", wobei alle geladenen männlichen Gäste ohne Rücksicht auf Alter mit der Braut einen Reigen wagen. Die Lichterträgerinnen tanzen dann abwechselnd hinter der Braut her, wobei zwar die Kerzen erlöschen, aber immer von neuem angezündet werden.

Zu Thann im Elsaß werden am Vorabend des Theobaldstages geweihte Tannen angezündet, und das Volk sammelt herabfallende Splitter, weil diese eine wunderbare Heilkraft besitzen.

In der Gegend des Welzheimer Waldes in Schwaben pflanzt man in der Pfingstnacht oder am Pfingstmorgen vor jedem Haus, in welchem Pferde sind, Tannen, und zwar so viele als Pferde sind, sie werden heilig gehalten und nicht berührt, bis sie ganz verdorren.

In Wandersleben, einem thüringischen Orte unter dem sagenberühmten Schlosse Gleichen, wird keine Hochzeit gefeiert, daß nicht zum Zeichen frohen Grüßens und herzlichen Wünschens ein paar stattliche Tannenbäume vor das Haus der Braut gesetzt würden. Wie das Grün der Tanne treu und beständig, so soll auch im neu zu gründenden Heimwesen das Glück steter Gast und Begleiter sein!

Die Tanne.

I.

Auf des Berges hoher Spitze
Steht die Tanne schlank und grün,
Durch der Felswand tiefste Ritze
Läßt sie ihre Wurzeln ziehn;

Nach den höchsten Wolkenbällen
Läßt sie ihre Wipfel schweifen,
Als ob sie, die vogelschnellen,
Mit den Armen wollte greifen.

Ja, der Wolken vielgestalt'ge
Streifen, flatternd und zerrissen,
Sind der Edeltann' gewalt'ge,
Regenschwang're Nadelkissen. —

Sie vernimmt mit leisen Ohren,
Wie die Vögel sich besprechen;
Keine Silbe geht verloren
Des Gemurmels in den Bächen.

Offen liegt vor ihr der stille
Haushalt da der wilden Tiere,
Welcher Friede, welche Fülle
In dem schattigen Reviere!

Menschen fern; — nur Rotwildstapfen
Auf dem moosbewachsenen Boden!
O, wohl magst du deine Zapfen
Freudig schütteln in die Loden!

O, wohl magst du gelben Harzes
Duft'ge Tropfen niedersprengen
Und dein straffes, grünlich schwarzes
Haar mit Morgentau behängen!

O, wohl magst du lieblich wehen!
O, wohl magst du trotzig rauschen!
Einsam auf des Berges Höhen
Stark und immer grün zu stehen —
Tanne, könnt' ich mit dir tauschen!

F. Freiligrath.

II.

Tanne, Tanne, o du kühne,
Prangest hehr in ew'ger Grüne.
Ob des Waldes Blätter fallen,
Totenbleich im Wind verwallen:
Dich im Winter wie im Lenze
Schmücken frische Lebenskränze.
Sag', was giebt dir solche Tugend
Immergrüner Kraft und Jugend?

„Ich bin jener Baum gewesen,
Welchen Gott der Herr erlesen
Seinem Sohn zum Kreuzesstamme,
Zum Altar dem Gotteslamme.
Weil ich diese Frucht getragen,
Darf an mich kein Tod sich wagen.
Herbsthauch kann mich nicht entfärben,
Winterfrost mich nicht verderben:
Denn mich hat das Blut getränket,
Welches ew'ges Leben schenket."

Tanne, Tanne, deine Kunde
Macht, daß mir das Herz gesunde.
Deine Kreuzesfahne walle
Einst auf meines Grabes Walle,
Laß den bleichen Tod erkennen:
Hier ist nichts, was sein zu nennen!
Weil ich Christi Blut genossen,
Werd' ich, nun dem Staub entsprossen,
Wachsen aus der Nacht der Grüfte
In die lichten Himmelslüfte
Und in unverwelkter Krone
Prangen vor dem Gottessohne.

Ferd. Bäßler.

III.

„Schlanke Tanne, trägst den Gipfel
Zu den Wolken hoch und hehr
Und bewegest deine Wipfel
Stolz im Winde hin und her.“ —

„Wohl darf ich das Haupt erheben
Über andre Bäume stolz;
Denn ich bin fürs Menschenleben
Ein gar vielbedeutend Holz.

Denn mein Gipfel giebt die Wiege
Für ein neues Menschenkind;
Darum schaukle, darum biege
Ich so lustig ihn im Wind.

So ein Holz, das Stürme schaukeln,
Taugt vor allem gut dazu;
Träume werden es umgaukeln,
Wiegen ein in süße Ruh'.

Und mein Stamm, der fest und stille
In die Erde bohret sich,
Giebt die Bretter zu der Hülle
In dem kühlen Grab für dich.

Drum im Herzen still bewahre,
Was du hast an mir gesehn;
Denke, daß oft Wieg' und Bahre
Nahe bei einander stehn.“ —

Müller.

IV.

Tanne mit den dunkeln Zweigen,
Schüttelst du dein altes Haupt,
Schüttelst es mit ernstem Schweigen
Weil der Wald um dich entlaubt?
Weil du einsam von den Bergen
Blickst in das beschneite Thal?
Kannst du deinen Schmerz nicht bergen,
Daß die Welt um dich so kahl?

Tanne mit den dunkeln Zweigen,
Freu' dich über dein Gewand,
Kannst du doch den Menschen zeigen
Von der Ewigkeit ein Pfand.
Bist du in des Winters Wildnis
Doch schon Zukunftskünderin,
Und im Sommer lenkt dein Bildnis
Auf des Lebens Ernst den Sinn.

Tanne mit den dunkeln Zweigen,
Ewig gleich unwandelbar,
Wirst im wechselvollen Reigen
Selbst den Wechsel nicht gewahr.
Könnt' ich so wie du das Leben
Kalt und unerschüttert sehn,
Könnt' ich so das Haupt erheben,
So den Lebenskampf bestehn.

K. Stelter.

Der Baumstamm — ein Stammbaum.

Geh' ich an einer Schneidemühle vorüber, wo die kräftigen Säulen des Waldes zum Schlachten hingeschleift sind, so kann ich gar nicht anders, ich muß die unteren Abschnittsflächen einiger Stämme ansehen, um auf ihnen die Geschichte des Gefällten zu lesen. Da nun ein Baum keine einzelne Pflanze, wie ein Hund ein einzelnes Tier ist, sondern ein hundertjähriger Staat, der zum Fallen kam, so ist mir sein Baumstamm immer sein Stammbaum.

Das ist er freilich nur dann, wenn ich die hieroglyphischen Ringe seiner Abschnittsfläche zu deuten verstehe.

Seht, hier liegt ein schlanker Fichtenstamm, der auf dem Abschnitte von beträchtlichem Durchmesser nur 40 Jahresringe zählt. Einer ist so breit wie der andere, und jeder bildet um die übrigen einen schönen, regelmäßigen Reif. Du hast 40 be=

hagliche Jahre durchlebt; du Schlanker, an Jahren fast noch ein Baumjüngling! du standest auf nahrhaftem Boden im Kreise zahlreicher Genossen, und eure Wipfeläste verschränkten sich zum schattenden Dache.

Dein Leben war geschirmt vor der Wucht des Sturmes, die häßlichen Borkenkäfer zehrten nicht an deinem Lebensmarke, und deiner Wurzel fehlte nie das erquickende Naß. Das alles sagen mir die breiten, gleichen Jahresringe deines Innern. Daß du nicht einsam standest, sondern in dichtem Schluß — wie der Förster sagt — mit deinen Brüdern, das sehe ich aus der Glätte und Astlosigkeit deines Schaftes, der nur oben einen kurzen Kronenwipfel quirlförmiger Äste hatte.

Jetzt komme ich zu dir, alter Knabe, aus dem edlen Geschlechte der langnadeligen Kiefern. Du hast ein bewegteres Leben geführt. Ich zähle über 200 Jahre, darunter Jahre des Hungers und Jahre des üppigsten Genusses. Ich sehe deutlich, daß du im dürren Jahre 1842 auch Mangel littest, denn dein Ring von jenem Jahre ist sehr, sehr ärmlich. Du hast dich dein Leben lang viel umgeschaut. Standest du auf einer Feldkuppe als treuer Hüter der Ernte, oder auf kahlem Felsrande? Frei standest du — denn schon unten sehe ich die Stellen, wo die starken Äste abgehauen sind —, und zuletzt auch einsam, nachdem du fast 200 Jahre einen treuen Gefährten dicht an deiner Seite hattest. Vor acht Jahren riß man ihn von dir. Hat es der Sturm gethan oder die Axt deines Herrn? Seitdem standst du ganz allein und strecktest deine knorrigen Äste hinaus in die warme Maienluft, die mit deinen Nadeln koste, wie in den rauhen Nord, der deine Krone durchwühlte. Als dir der Nahrungssaft kärglich zufloß, kamen wahrscheinlich auch die Schnitter bangen Herzens auf ihren Acker, denn die Halme waren dünn und die Ähren klein. Die alten Wirtschaftsbücher jenes Gutes, auf dessen Fluren du standest, würden ohne Zweifel ebenso sprechen, wie diese kümmerlichen Jahresringe deines Holzes. Oder war es der häßliche Vielfraß, die Kiefernraupe, welche deine Nadeln fraß und also dich der schaffenden Hände beraubte, welche die Jahresringe bereiten? Willst du wissen, wer mir es sagte, daß du vor acht Jahren deinen alten, treuen Gefährten verloren hast, der seine Wurzel mit der deinigen verflocht? ja daß du überhaupt einen solchen hattest? Du selbst hast mir's gesagt. Deine letzten acht Jahresringe sind zwar schwach, denn du bist alt geworden, und es strömt nicht mehr üppig schaffendes Leben in deinem Leibe, aber sie sind ringsherum von gleicher Breite. Alle übrigen jedoch sind nach der einen Seite hin viel schmaler, als nach der andern, wodurch dein Mark sehr weit seitlich liegt. An dieser Seite stand dein Nachbar, der dich hinderte, ringsherum gleichmäßig anzubauen. Als er beseitigt war, hinderte dich nichts mehr daran.

Seht, ihr mächtigen Stämme, so giebt mir jeder von euch seine Geschichte zu lesen, so seid ihr mir die Stammbäume eures Geschlechts.

E. Roßmäßler.

---

11. Die Föhre.

(Pinus silvestris.)

Der Name Föhre, althochdeutsch foraha, mittelhochdeutsch vorhe, scheint sich auf den reichen Kiengehalt dieses Nadelbaumes zu beziehen. Da sich für fohre auch feure findet, wird man an Feuer erinnert, wie denn aus der Föhre das feuerfangende Pech und Harz rinnt. Als

eine Verkürzung der Bezeichnung Kienföhre sieht man den Namen Kiefer an.

Während Fichte und Tanne vorwiegend dem Gebirge angehören, herrscht der Kiefernwald mehr auf unfruchtbarem Sandboden. Masius schildert die traurige Stimmung, die ein Föhrenwald hervorruft, mit folgenden Worten: „Hier singt kein Vogel, keine Quelle springt, selbst die Luft steht still und schwül, und jede Vegetation muß in dem mit Nadeln übersäeten Sande ersterben. Nur das Heidekraut strickt unermüdlich sein dürres Büßergewand über das kraftlose Erdreich. Es ist gleichsam ein einziger großer ‚Waldkirchhof‘, zwischen dessen kahl aufragenden Säulen das Auge umsonst nach Leben sucht, bis es zuletzt müde auf der heißen Sandlinie des Pfades haftet, in dem schwarze Ameisenkarawanen hin- und herziehen und Cikaden schwirrend sich sonnen. Der Eindruck der Sterilität und der Verlassenheit überfällt in seiner ganzen Schwere den Sinn.“

Bei Alt-Landsberg in der Mark steht auf einem Berge einsam eine Kiefer. Dieselbe hat die nicht gerade selten vorkommende Eigentümlichkeit, daß sie eine vollständig krause Krone trägt. Von diesem Baume erzählt die Sage, ein des Kindesmordes beschuldigtes Mädchen habe denselben umgekehrt gepflanzt und dabei gesagt, sie sei unschuldig, so gewiß jene Kiefer wachsen werde. — Wenn das Feuer von Kiefernholz auf dem Herde tüchtig knistert, so pflegt man daraus auf nahe bevorstehenden Besuch zu schließen.

Der gelblich gefärbte Blütenstaub der Kiefer hat auch die Veranlassung zu Erzählungen von wunderbarem Schwefelregen gegeben. Wenn der Wind zur Blütezeit über die Nadelwälder hinwegstreicht, so können ungeheure Massen von Blütenstaub in die Luft geführt werden. Regnet es dann in der Gegend, wo die Atmosphäre von Blütenstaub erfüllt ist, so wird letzterer von den Regentropfen mit fortgerissen und fällt zu Boden. War sehr viel Blütenstaub in der Luft, so wird die ganze Oberfläche des Bodens mit einem gelblichen Überzuge bedeckt werden und aussehen, als ob gelbe Flocken aus der Luft herabfielen. Ein solcher Blütenstaubregen ist schon im Altertum wiederholt beobachtet worden. Man hielt damals und noch im Mittelalter, ja auch später sogar die herabfallenden gelben Flocken für Schwefel und nannte deshalb die Erscheinung Schwefelregen.

Von einer „Föhre“ ganz eigener Art wird uns aus China berichtet; es ist die Bücklingsföhre im Hofe des Tscheitai-Tempels unweit Peking:

„Neig' dich vor diesem Baum und augenblicks
Stehst du vor einem wunderbaren Falle:
Er wird erwidern höflich deinen Knix!
Die Bücklingsföhre nennen ihn drum alle.
Er neigt den Kopf vor allen tief zur Flur,
Die unter seinem dunkeln Schatten schweben,
Und rührt ihn deine Fingerspitze nur,
Wird gleich von der Berührung er erbeben.“

Weiter bemerkt der Dichter:

„Was ich erzählt, es ist kein Dichtertraum,
Wer je den Baum sah, stimmt mit mir, ich schwöre!"

Und der englische Übersetzer G. C. Stent fügt hinzu: „Viele Fremde haben den Baum gesehen und können die Thatsache bezeugen, daß er sich bewegt, wenn man ihn anrührt".

Eine Verwandte unserer Weimutskiefer (P. Strobus) hat nach den Untersuchungen von Göppert den Hauptbestand der einstigen Bernsteinwälder gebildet, deren versteinertes Harz, Bernstein genannt, schon zu Plinius' Zeiten sehr geschätzt und zu Schmuck- und Putzsachen verarbeitet wurde. Der Ausfluß des Bernstein-Harzes muß seiner Zeit in großer Menge erfolgt sein; das größte in Preußen gegrabene Stück Bernstein wiegt 19 Pfund und ist im Besitz des Mineralogischen Museums in Berlin. Im Bernstein finden sich Pflanzenreste aller Art, Bruchstücke von Ästchen, Blättern, Blüten, Samen, Insekten der verschiedensten Ordnungen, Spinnen, Ameisen, Federn, Haare und sogar eine $1\frac{1}{2}$ Zoll lange Kletter-Eidechse eingeschlossen. Göppert hat versucht, aus diesen Resten und aus der Lagerung des Bernsteins ein Bild des Bernsteinwaldes zu entwerfen. Es muß ein dichter Kiefernwald gewesen sein mit eingesprengten Beständen von Fichten und Tannen, an den lichten Rändern und in lockeren Beständen ein üppiges Unterholz von Wacholder, Cypressen und ähnlichen Formen.

Der Föhrenbaum.

Dort auf der Heide stehet
Träumend ein Föhrenbaum,
Drin sitzt ein junger Vogel,
Der singt ihm aus dem Traum.

„Was schwatzest du mir, Vogel,
Vom fernen, grünen Rhein?
Von Traubenglut und Minne,
Gesang und Sonnenschein?

Ich möchte dort nicht weilen;
Ist Heide grau und trüb,
Die alte, heil'ge Mutter,
Ich hab' sie gar zu lieb."

Hermann Hölty.

Waldeinsamkeit.

Rötlich schimmern durchs Tannengrün
Ragende Stämme der Föhren;
Fern die Berge, die duftenden, glühn,
In den Lüften läßt sich hören
Eines Falken heller Schrei,
Und summende Bienen schwärmen vorbei.

Horch! was donnert und stört den Traum
In der Friedensstille mitten? —
Es fiel des Waldes höchster Baum,
Die Säge hat ihn durchschnitten.
Drüben aber am Bergeshang
Da schallt des Hirten froher Gesang.

H. Lingg.

---

12. Die Eibe.

(Taxus baccata.)

Der Name Eibe ist ein sehr altes Wort, welches im Angelsächsischen als iv, im Althochdeutschen als iwa und im Mittelhochdeutschen

als iwe vorkommt. Das angelsächsische iv ist zugleich der Name für Epheu, und da beide Gewächse Sommer und Winter ihr grünes Kleid behalten, so ist die Annahme wohl richtig, daß die Eibe den Namen von ihrem grünen Blätterschmuck erhalten hat.

Trotzdem die Eibe ein echt deutscher Waldbaum, ist sie doch in der Gegenwart wegen ihres seltenen Vorkommens fast nur dem Förster, Botaniker und Gärtner bekannt. Mit Recht sagt man daher von ihr, sie sei ein Einsiedler unter unseren Nadelbäumen. Früher war das Gegenteil der Fall. Im deutschen Urwalde bildete sie, überragt von riesigen Tannen und Eichen, ein gewaltiges Unterholz. J. Cäsar erwähnt in der Geschichte des gallischen Krieges, daß in Gallien sowohl als in Germanien der Taxus, wie die Römer die Eibe nannten, in großer Menge wachse; er erzählt von einem König der Eburonen, Cativolcus, der sich, um den Römern nicht lebendig in die Hände zu geraten, mit Taxus vergiftet habe.

Wegen der dunkelgrünen Färbung der Nadeln, welche dem Baum ein düsteres Aussehen verleihen, war die Eibe den Alten ein den Göttern der Unterwelt geweihter Baum. Bei Trauerfällen trugen die Griechen Kränze aus den schwarzgrünen Zweigen desselben im Haar, die Furien hielten Fackeln von Eibenholz in der Hand, und im inneren Heiligtum von Eleusis bekränzten sich die Priester mit Taxuszweigen und Myrten. Den Römern galt die Eibe für überaus giftig. Der römische Naturforscher Plinius berichtet, daß die Ausdünstung des Taxus in der Blütezeit todbringend sei, und daß derjenige sterben müsse, der unter einem Eibenbaume schlafe. In Gallien habe man sogar bemerkt, daß aus Taxusholz gefertigte Weinbecher den Tod bringen könnten. Im übrigen, so fügt er treuherzig hinzu, hat man die Erfahrung gemacht, daß der Baum sein Gift verliert, wenn man einen ehernen Nagel in ihn schlägt. In Bezug auf die giftigen Eigenschaften sei bemerkt, daß die Gefährlichkeit des Schattens der Eibe sich als ein Märlein erweist, auch die roten Beeren sind ohne Nachteil von Kindern gegessen worden; doch zeigt sich das Laub für manche Tiere, wie Ziegen und Schafe, als gefährlich und nach reichlichem Genuß als tödlich. Das Wild berührt den Baum nicht.

Auch bei den alten Germanen stand die Eibe in Ansehen. Nach der Edda war der Markt der Götterstadt Asgard mit Eiben bepflanzt. Der zähe Eibenzweig lieferte den Bügel ihrer Bogen, wie auch der Bogen ihres Jagdgottes Uller aus Eibenholz gefertigt war. In der Nähe der Burgen zog man früher Eibenbäume, um Bogen aus ihnen zu schneiden, daher finden sich noch jetzt nicht selten an solchen Orten alte Bäume dieser Art vor.

Daß die Eibe in der Gegenwart im Aussterben begriffen erscheint, findet seine Begründung in verschiedenen Ursachen. Sie ist ein Baum, der ungemein langsam wächst, und der sich deshalb für die neuere Forstwirtschaft nicht eignet. Mit den alten Waldbeständen sind auch die alten Eiben geschlagen und durch Bäume ersetzt, die schneller einen Nutzen liefern. Hundertjährige Eiben sind ungefähr 8 m hoch und 20 cm dick;

bei Bäumen von 35 cm Durchmesser rechnet man auf ein Alter von 200 Jahren und bei einem solchen von 75 cm auf 4—500 Jahre. Dazu liebt der Baum Schutz und Schatten und geht, wenn ihm diese durch Wegschlagen des Holzes in seiner Umgebung genommen werden, leicht ein. Wie sehr die Eibe einst in Deutschland verbreitet, beweisen die Namen mancher Ortschaften und Forstreviere, wie Eibenstock, Ibenhain, Ibenhagener Revier in Thüringen und Ibenforster Revier am Kurischen Haff; auch die alte englische Verordnung spricht dafür, daß die Rügen und Pommern besuchenden Schiffe tüchtige Eibenstöcke heimbringen sollten, damit die Bogenschützen nicht in Verlegenheit kämen.

In kleinen Beständen kommt die Eibe noch hier und da in Deutschland vor, so im Hannoverschen in den Wäldern der Plesse bei Göttingen, in Pommern in den Wäldern am Haff und in Thüringen im Eisenacher Oberlande und am Veronikaberge bei Angelroda. Auch finden sich einzelne alte Eibenbäume, die früher der Axt nicht zum Opfer gefallen und nun geschont und gepflegt werden. Einige ehrwürdige Eibenbäume stehen im Bodethale, ein uralter Stumpf gerade am Aufgang der sogen. „Schurre". Wie Montanus mitteilt, steht zu Wietmarschen in der Grafschaft Bentheim bei der Stiftskirche ein Taxus, der fast 3 m im Umfange hat und der nach der Überlieferung des Volkes schon lange vor der Erbauung der Kirche dort gestanden haben soll. Wie die Stiftungsurkunde besagt, ist die Kirche im Jahre 1152 bei einem für heilig gehaltenen Eibenbaum erbaut worden.

Zwei sehr merkwürdige Eibenbäume stehen in Berlin; ihr Alter hat der Botaniker K. Bolle auf 7- bis 800 Jahre berechnet. Sie befinden sich in der Leipzigerstraße im Garten des Herrenhauses und stammen noch aus der Zeit her, als an Stelle des vornehmen Stadtviertels, welches jetzt die Leipzigerstraße durchschneidet, noch ein sumpfiger Wald war, welchen Bären, Wildschweine und Wölfe bevölkerten. Er gehörte zu dem alten Tiergarten, in welchem die brandenburgischen Kurfürsten jagten. Als unter Friedrich Wilhelm I. die Gegend bebaut wurde, hat ein glücklicher Zufall die Bäume erhalten. Als später das Grundstück für das Herrenhaus ausgebaut wurde, sollten die Bäume fallen, aber der König Friedrich Wilhelm IV. ließ eigens wegen ihrer Erhaltung den Bauplan ändern.

Häufiger noch als in Deutschland trifft man in England und Schottland alte Eiben, die sich meist in Klostergärten und auf Friedhöfen finden. Auf dem Kirchhof zu Crow-hurst in der Grafschaft Surrey steht eine Eibe, deren Alter man auf 1400 Jahre schätzt, in der Abtei Fontaine eine andere, die schon 1133 wegen ihres Alters berühmt war. Das Alter einer Eibe zu Derbyshire hat man auf mehr als 2000 Jahre berechnet.

In den Gartenanlagen, die Le Nôtre für Ludwig XIV. in Versailles schuf, und die später an allen Höfen Europas Nachahmung erfuhren, war die Eibe ein unentbehrliches Gewächs. Sie verträgt fortgesetztes Beschneiden, da sie aus altem Holze wieder ausschlägt und sich auf diese Weise voll erhält. Man zog damals aus der Eibe Hecken mit Fenstern

und Türmen und gab den einzelnen Sträuchern die Gestalt von Tieren, Kugeln u. s. w.

Wie die Eibe einst von den Alten als Baum des Todes in den dunkeln Schatten der Unterwelt versetzt wurde, so knüpfte auch an ihn der deutsche Volksglaube an und erteilte ihm eine nicht unbedeutende Rolle. Vor allem Zauber der Hexen sollte man sich durch nichts sicherer bewahren können, als durch ein Stückchen Eibenholz, welches man auf dem bloßen Leibe trägt, wie denn im Spessart auch der Spruch lautet:

„Vor den Eiben
Kann kein böser Zauber bleiben“.

Aber umgekehrt wurde die Eibe auch zur Zauberei benutzt. Zu den Dingen, welche die Hexen in Shakespeares Macbeth in den Kessel werfen und zusammenbrauen, gehören auch:

„Eibenzweige, abgerissen
In des Mondes Finsternissen“.

Der Eibenbaum.

O alter, düstrer Eibenbaum,
Der du im Schutze moos'ger Steine
Um Schädel ohne Hirn und Traum
Die Wurzeln schlägst, und um Gebeine!

Ein jeder Lenz bringt Blumenduft,
Bringt Erstlinge der Herde,
Dieweil die Glocke dort zur Gruft,
Zum Abschied ruft von dieser Erde.

Dir gilt es gleich; nicht Sonnenglut,
Noch frühlingskündendes Geflüster,
Noch Wintersturm, noch Regenflut
Rührt an dein tausendjähr'ges Düster.

Und seh' ich dich so mannhaft stehn,
Achtlos um alles rings auf Erden,
Da mein' ich, in dich aufzugehn
Und, harter Baum, du selbst zu werden.

Alfred Tennyson.

---

13. Der Wacholder.

(Juniperus communis.)

Der Name Wacholder ist altdeutschen Ursprungs. Er ist zusammengesetzt aus wach, welches in der allgemeinsten und ältesten Bedeutung lebendig, munter heißt, und aus der oder ter = Baum, Strauch; das ol dazwischen ist Ableitungsendung. Demnach bedeutet Wacholder einen immer lebendigen oder immer grünen Baum. In der That mußte dieser Strauch durch sein selbst zur Winterzeit frisches Aussehen in die Augen fallen, zumal da er auf der Heide und in anderen öden Gegenden, welche die Natur nur spärlich mit frischem Grün geschmückt hat, zu der toten Umgebung einen wohlthuenden Gegensatz bildet. Dazu kommt noch, daß Holz, Blätter und Früchte von einem angenehmen Dufte durchdrungen sind. Es kann uns deshalb nicht wundernehmen, wenn der Wacholderstrauch sich der Liebe unserer Vorfahren in ganz besonders hohem Grade erfreute. Selbst noch heutigen Tages stehen die

beerenartigen Früchte dieses Strauches bei dem Volke als unentbehrliches Hausmittel bei den verschiedensten Zufällen in hohem Ansehen. Nach ihnen führt er die Namen Kranewit d. h. Beerenstrauch, Kranewitstaude, Kranewete, Krannwit, Frau Kranewit u. a. Der Bezeichnung Wacholder begegnen wir auch in den Formen: Macholder, Manchandelbom, Macholler, Recholder, Rechbaum, Queckholder u. v. a. Dunkel ist die Bedeutung von Kaddig, Kaddichnestrauch, Kattick und auch von Knirk, Knickel, Kniel.

Bei den alten Germanen gehörte der Wacholder zu den geheiligten Hölzern, die bei der Verbrennung der Toten und beim Opfern verwandt wurden; mehrfach hat man auf den Begräbnisplätzen der alten Germanen Kohlen von Wacholderholz vorgefunden. Als später das Christentum das Heidentum verdrängte, gebrauchten die Priester die Wacholderbeeren zum Räuchern bei der Messe; hierin ist der Grund zu suchen, daß die Wacholderbeeren in Westfalen noch heute im Munde des Volkes den Namen „Weyeckeln“, d. i. Weihbeeren, führen. Auch in den Marienkultus ist der Wacholder aufgenommen, man setzt in manchen Gegenden der heiligen Maria einen immergrünen Kranz von Wacholderzweigen auf, um dadurch ihre Ewigkeit anzudeuten.

Es giebt nur wenige Pflanzen, die sich so wie der Wacholder rühmen können, in dem Rufe gestanden zu haben, gegen ein wahres Heer von Krankheiten helfen zu können. Litt z. B. jemand an den Pocken, so tauchte er einen Saphir in Wacholderöl und zog um die Pocken einen Kreis, hierdurch sollte das Pockengift auf diesen kleinen Kreis beschränkt sein. Auch Leichdorne und Warzen glaubte man mit Hilfe des Wacholders vertreiben zu können. Wollte man Warzen vertreiben, so ging man unter Mittag nach einem Wacholder, schnitt drei kleine Zweige ab, legte dieselben auf die Erde und beschwerte jeden Zweig mit drei Kieselsteinen. So wie die Zweige verdorrten, sollten auch die Warzen verschwinden. Um Hühneraugen zu vertreiben, brauchte man die Zweige an dem Strauche nur zu knicken, so daß sie vertrockneten. Wenn kleine Kinder kränkelten, so steckten die Eltern Wolle und Brot in den Wacholderbusch einer anderen Feldflur und sprachen dabei:

„Ihr Hollen und Hollinnen,
Hier bring' ich euch was zu spinnen
Und zu essen.
Ihr sollt spinnen und essen
Und meines Kindes vergessen!“

Man ging hierbei von der Ansicht aus, daß in einem Wacholderbusch die Kobolde und Geister wohnten, die das Kind quälten. Auch gegen böse Geister und Hexen schützte der Wacholder. Der Fuhrmann wählte zum Peitschenstiel gern einen Wacholderstock, damit niemand die Pferde festbannen könne; die Bauersfrau nahm zum Buttern am liebsten einen Wacholderstab, und der Bauer rauchte mit Vorliebe aus einer Pfeife vom Wacholderholze.

Man schrieb dem Wacholder sogar die Macht zu, Diebe zwingen zu können, das Gestohlene wieder zurückzubringen. Zu diesem Zwecke ging man vor Sonnenaufgang zu einem Wacholder, bog seine Zweige mit der linken Hand nach Osten hin bis auf die Erde nieder und legte einen Stein darauf, damit sie nicht wieder emporschnellten. Dann sprach man: „Wacholderstrauch, ich thu' dich bücken und drücken, bis der Dieb dem N. N. sein gestohlenes Gut wiedergebracht hat". Sobald der Dieb das fremde Gut dem Eigentümer zurückgegeben hatte, mußte man den Stein genau wieder dahin legen, woher man ihn genommen hatte.

Ganz eigen war der Glaube, daß ein auf seiner Reise ermüdeter Wanderer nur kurze Zeit unter einem Wacholderstrauche zu schlafen brauche, um mit neuen Kräften wieder aufzuwachen. Aus diesem Grunde übersetzt Luther 1 Könige 19, 4. 5 ein Wort, welches eigentlich eine auf dem Horeb wachsende Ginsterart bezeichnet, mit Wacholder. „Elias setzte sich und schlief unter einem Wacholder."

Als ein Strauch, in dem auch gute Geister hausten, durfte der Wacholder nicht abgehauen werden. Montanus berichtet vom Niederrhein, es giebt noch viele abergläubische Waldbesitzer, die es für einen Frevel und ihrer Waldung für nachteilig halten, die zwischen den Buchen hochaufgewachsenen Wacholdertürme zu fällen. Obgleich es jedem unbefangenen Blicke sogleich einleuchten muß, daß unter dem dichten Wacholderreisig kein Waldsamen emporsprießen kann, so hört man doch alte Leute für die Schonung des Wacholders den Grund anführen, daß die Buche in seiner Nähe vorzüglich gut gedeihe und ohne ihn verkrüppeln oder gar absterben würde.

Aus den Beeren bereitete man im Mittelalter ein Getränk, das stark machte und gegen alle Einflüsse böser Mächte sicherte und den Blick in die Zukunft eröffnete. Wer die Kunst versteht, sich unsichtbar zu machen, verwandelt sich nach altem Glauben in einen Wacholderstrauch, den alsdann niemand berühren darf. Nur die Hunde werden durch diese Verwandlung nicht getäuscht, können aber dem Strauche durch Beißen nichts anhaben, sondern umschnüffeln nur brummend die also Verkappten.

Nach Birlinger findet der Wacholder in Schwaben auch bei einer uralten Volkssitte, dem sogen. „Pfeffern", Verwendung. Am dritten Weihnachts- oder Kindleinstag gehen die Kinder von Haus zu Haus, bestreichen die Leute mit einer Wacholderrute und sprechen:

„Pfeffer, Nussa, Küechlen r'ouß
Oder i laß da Mader ins Hünerhous!"

Sehr alt ist auch die Sitte, kleine Zweige des Wacholders zur Ausschmückung des Zimmers auf den Boden zu streuen. F. W. Weber verlegt diesen Brauch bereits in die Vorzeit, wenn er in „Dreizehnlinden" singt:

„Zierlich mit Wacholdernadeln
Überstreut des Saales Boden;
Herber Waldduft quoll erfrischend
Durch die Fenster aus den Loden."

Wie A. Treichel aus Westpreußen mitteilt, übt man daselbst diesen Brauch noch heute. Auch schmückt man zur Osterzeit in Ermangelung anderer grüner Zweige die Stube mit Wacholderbüschen.

Unter dem Wacholder.

Es ist genug! nimm meine Seele, Herr,
Ich bin ja besser nicht als meine Väter.
Da liegt dein Kreuz! Es wird mir allzuschwer,
Zu sterben ist mein einziges Begehr.
Nimm, wen du willst, zum Prediger und Beter!
So saß ich grollend im Wacholderstrauche,
Gesenkten Haupts und schloß das müde Auge.

Da stand der Herr, und einen Schleier zog
Vor meinen Augen er vom Erdenthale:
Da sah ich über siebentausend noch,
Die standen aufrecht unter Christi Joch,
In Händ' und Füßen seine Nägelmale.
Und einen andern Schleier von den Höhen
Des Himmels zog der Herr und hieß mich sehen.

Und was ich sah, das rauschte wie ein Meer,
Wie Gold und Silber funkelten die Wogen.
Um seine Ufer aber — welch ein Heer:
Auf Harfen spielten sie Jehovahs Ehr',
Mit weißen Kleidern prächtig angezogen.
Sie sangen, daß die Himmelspforten klangen:
Gelobt sei Gott, das Erste ist vergangen.

Es ist genug! nun gieb mir, lieber Herr,
Was ich dir gab, gieb mir die Seele wieder!
Gieb her dein Kreuz! Es ist mir nicht zu schwer,
Der Tod ist nicht mein einzig Sehnen mehr,
Gestärkt vom Schlafe fühl' ich Haupt und Glieder.
Im Traume sprach ich's noch, und beim Erwachen
Sah Gottes Wort ich vor mir aufgeschlagen.

Da stand geschrieben: Kind, dein Gott bin ich,
Ich will dir deinen Weg zum Wandeln weisen,
Mit meinen beiden Augen leit' ich dich,
Gottlose fallen, hoffe du auf mich,
So sollst du meine Güte seh'n und preisen.
Ich sah empor: Da glänzten alle Hügel
Im Morgenrot und rauschten Adlerflügel.

Martin (M. Lange).

---

14. Der Weißdorn.

(Crataegus oxyacantha.)

Dieser schöne Frühlingsstrauch, dessen Name keiner weiteren Erklärung bedarf, stand in früherer Zeit in weit höherem Ansehen als in

der Gegenwart, in der er nur als Hecken- oder Zierstrauch Verwendung findet.

Bei den alten Griechen war der Weißdorn das Sinnbild ehelicher Vereinigung, Liebe und Treue; seine Blüten brachten Glück. Am Hochzeitstage trugen die Brautleute Weißdornzweige in den Händen, und mit brennenden Fackeln aus Weißdornholz führte man das junge Ehepaar nach dem Hausaltar, an dem sie das Gelübde der Treue und Liebe nochmals erneuerten. Noch heute soll in Griechenland die Sitte herrschen, die Braut und den Traualtar mit Weißdornblüten zu schmücken. Auch bei den alten Römern herrschte ein ähnlicher Brauch. Das Hochzeitshaus wurde mit Weißdornzweigen bekränzt, und junge Mädchen überreichten der Braut einen mit Weißdornblüten gefüllten Korb, welche das junge Ehepaar vor jedem Ungemach schützen sollten.

In Frankreich steht der Weißdorn bei dem Volke seit langer Zeit in hohem Ansehen. Er hat den Namen „noble épine". Man war nämlich der Meinung, die Marterkrone des Herrn sei aus Weißdornzweigen geflochten. Auch herrscht hier bei den Landleuten der Aberglaube, der Weißdorn gebe in der Nacht vom grünen Donnerstage zum stillen Freitage Klagelaute von sich, um alle Jahre von neuem die Christenheit an den Tod des Herrn zu erinnern. Ferner wird erzählt, daß man nach dem furchtbaren Blutbade in der St. Bartholomäusnacht auf einem Pariser Kirchhofe einen Weißdorn habe plötzlich in voller Blüte stehen sehen. Beide Parteien sahen hierin ein günstiges Zeichen für sich; während die Katholiken in demselben eine göttliche Sanktionierung ihres tückischen Verrats erblickten, erklärten die Hugenotten, der Strauch blühe zu Ehren der unschuldigen protestantischen Opfer.

In England spielte der Weißdorn eine nicht minder wichtige Rolle. Er hatte den Ruf eines heiligen Baumes. Nach uralten Sagen soll er aus dem Blitze entstanden sein und infolgedessen heiliges Feuer in seinen Zweigen bewahren. Eine besondere Art des Weißdorns, die nur in England wächst, soll mitten im Winter blühen. Eine Sage erklärt diese Naturmerkwürdigkeit auf folgende Weise: Einst kam der heilige Joseph von Arimathia mit einigen Begleitern nach England, um hier das Evangelium zu verkündigen. Um den Heiden einen Beweis seiner göttlichen Mission zu geben, steckte er seinen dürren Weißdornstab in die Erde, der sich sogleich mit Zweigen, Blättern und Blüten schmückte. Es war gerade der Weihnachtstag, an dem dies Wunder geschah, und zur Erinnerung hieran blüht dieser Strauch alle Jahre zur Winterzeit. Jene Weißdornsträucher, die jetzt noch ihre naturwidrige Blütezeit im Winter haben, sollen Nachkommen dieses berühmten Strauches sein.

Auch in Deutschland schreibt der Aberglaube dem Weißdorn manche geheime Kraft zu. Gleich den ersten drei Roggenähren, welche man im Jahre findet, schützen die ersten drei Weißdornblüten gegen das Fieber. Zwischen dem Weißdorn und dem Schwarzdorn oder der Schlehe soll eine so große Feindschaft herrschen, daß, wenn beide neben einander gepflanzt werden, der Schwarzdorn stets verdorren muß. Da nun der Schwarzdorn häufig zu bösem Zauber verwandt wurde, ging die

Meinung, man könne solchen Zauber durch Weißdornzweige leicht aufheben.

Die fromme Sage bringt den Schwarzdorn mit dem Leiden Jesu in Beziehung. Nach derselben sträubten sich die Dornzweige, als die Kriegsknechte sie brachen und zur Dornenkrone für Christum winden wollten, allein vergeblich. Da erfüllte den Dornstrauch tiefes Leid, und er neigte traurig seine Zweige. Der Herr aber erkannte des Strauches Unschuld an und schmückte ihn zum Zeichen derselben mit kleinen weißen Blüten. Forsteneichner erzählt diese Sage also: „In der Nacht, als der Herr seinen Leidensweg antrat, durchbebte tiefer Schmerz selbst die Natur; denn wie der Gottessohn bei dem wilden Dornbusch vorbeiging, da lispelte Ach und Weh durch dessen grüne Zweige, weil er der Stirn des Heilandes so tiefe Wunden reißen sollte. Der Herr aber wandte seinen Blick zu ihm und sprach: ‚Was kannst du dafür, wenn rohe Hände einen Kranz von deinen Zweigen flechten, ihn mir aufs Haupt setzen und die spitzen Dornen in Stirn und Schleife treiben! Zum Zeichen deiner Unschuld sollen dich die Engel umkleiden mit einem weißen Blütenkleide, heute und wenn der Gedächtnistag an meine Leiden jährlich wiederkehrt.‘ Dann streckte der Herr seine Segenshand aus, und der düstere Schlehdorn schimmerte hell auf in weißer Blütenpracht.“

Weißdornbüschlein.

Helles Büschlein am grünen Rain,
Glänzend von Blättern und Blüten,
Sommerlüfte und Sonnenschein
Mögen dich treulich behüten.

Wie so stille in deinem Schoß
Zwischen der Dornen Spitzen
Neu geboren, im weichen Moos
Schlafende Vöglein sitzen.

Nacktes Häuflein, in Schlummer und Traum!
Leben so zärtlich gewoben!
Hüpfender Atem, keimender Flaum!
Köpfchen so bittend erhoben!

Öffnet euch leise und duftet lind
Wonneheimliche Zweige,
Daß mit klopfendem Herz mein Kind
Wundernd hinab sich neige.

Dann ums Büschlein am grünen Rain,
Glänzend von Blättern und Blüten,
Lagert euch, Lüfte und Sonnenschein,
Es zu beschützen, zu hüten!

J. G. Fischer.

Der Dornstrauch.

In den Dornstrauch schlägt kein Blitz,
Wenn es donnert und gewittert,
Unter ihm ist sich'rer Sitz,
Wenn die Eiche jäh zersplittert.

Fragest nach dem Grunde du?
Laß dir's von den Alten sagen;
Aus der Vorzeit tönt dir's zu,
Aus der Kirche frömmern Tagen.

Höre, jenen lag's nicht fern,
Daß sie also folgern mochten:
„Darum, weil die Kron' dem Herrn
Einst sie von den Dornen flochten“.

K. Pöls.

5*

Graf Eberhards Weißdorn.

Graf Eberhard im Bart
Vom Württemberger Land,
Er kam auf frommer Fahrt
Zu Palästinas Strand.

Daselbst er einstmals ritt
Durch einen frischen Wald:
Ein grünes Reis er schnitt
Von einem Weißdorn bald.

Er steckt' es mit Bedacht
Auf seinen Eisenhut,
Er trug es in der Schlacht
Und über Meeresflut.

Und als er war daheim,
Er's in die Erde steckt',
Wo bald manch neuen Keim
Der milde Frühling weckt.

Der Graf, getreu und gut,
Besucht' es jedes Jahr,
Erfreute dran den Mut,
Wie es gewachsen war.

Der Herr war alt und blaß,
Das Reislein war ein Baum,
Darunter oftmals saß
Der Greis in tiefem Traum.

Die Wölbung, hoch und breit,
Mit sanftem Rauschen mahnt
Ihn an die alte Zeit
Und an das ferne Land.

L. Uhland.

Kreuzdorn.

Kreuzesdorn, so grün und frisch
Und voll Purpurblüten,
Schienst von fern wie hold Gebüsch,
An dem Rosen glühten.

Dorn! und thatest einst doch weh
Unserm Herrn, dem Guten,
Ließ'st die Stirn, die rein wie Schnee,
Durch die Stacheln bluten.

Dorn, das Blut hat dir geschafft
Mildes Rosenglühen,
Ja, sein Blut hat Wunderkraft,
Macht selbst Totes blühen.

W. Kritzinger.

---

15. Der Haselstrauch.

(Corylus avellana.)

Wohl kaum ein zweiter Strauch hat eine solche Bedeutung im Volks- und Aberglauben aufzuweisen, als der Haselstrauch. Vielleicht waren es die eigentümlichen Blüten, die zu einer Zeit erscheinen, in der die übrige Pflanzenwelt noch im Winterschlafe liegt, die langen, glatten, rutenförmigen Zweige und die eigen verwahrten Früchte des Strauches, welche zu einer besonderen Beachtung vonseiten der Menschen anregten. Der Name Hasel, althochdeutsch die hasala und der hasal, hasil, hasul, hasel, mittelhochdeutsch die hasel, ist nach Grimm, wie der Name des Hasen, von dem altindischen çaç = springen abgeleitet. Es würde diese Bezeichnung Bezug nehmen auf die Verwendung der Hasel als Wünschel- oder Zeigrute (vgl. unten). Andere behaupten, der Name komme von der alten Wurzel kas = weiß oder grau, mit Beziehung

auf die Behaarung des jungen Holzes und der Früchte, und weisen dabei auf cosilus, eine Nebenform des lateinischen corylus, hin.

Die Hasel kommt ursprünglich in verschiedenen Arten in Deutschland und dem größeren Teile von Europa vor; unter den Einflüssen der Kultur ist im Laufe der Zeit eine große Anzahl von Sorten entstanden, von denen die Lamberts- und Zellernüsse die beliebtesten sind. Der Name der ersteren ist aus Longobard entstellt und weist auf die Lombardei als den Ausgangspunkt dieser Haselnußform hin. Andere sind der Ansicht, daß die Bezeichnung von der langen, die Nuß oft weit überragenden, bärtig geschlitzten Fruchthülle (Langbart) genommen sei. Die Lambertsnuß wurde schon von den alten Römern angebaut. Durch Mönche kam sie wahrscheinlich von Italien nach Deutschland, zunächst nach Franken, wo ihr Anbau später bei dem Kloster Zell bei Würzburg in ausgedehntem Maße betrieben wurde.

Schon zur Zeit des germanischen Heidentums fand die dem Donnergott Donar geweihte Hasel im Totenkultus Anwendung. Es wurden in den Händen alter Skelette, die man in Pommern und Franken ausgegraben, Haselnüsse gefunden, während andere Gräber Haselstäbe enthielten. Ebenso finden sich Haselnüsse fast in allen germanischen Pfahlbauten. Die Hasel war in der alten Zeit das Symbol des Frühlings, des Lebens und der Unsterblichkeit. Ein langer Haselstock, auf welchen ein Pferdeschädel gesteckt, diente als Notstange. Als später das Christentum in Deutschland Eingang gefunden hatte, blieben im Volksleben noch eine Menge heidnischer Sitten und Gebräuche, die sich an die Hasel knüpften, als Reste der alten Religion zurück. Zum Schutz gegen das versammelte Volk wurden die alten Gerichtsstätten während eines Gerichts durch Haselgerten abgegrenzt, weil dieser Strauch dem Donar, der auch als Schutzherr des Gerichts verehrt wurde, geweiht war. Vielleicht ist hierin auch der Grund zu sehen, daß gerade die Haselgerten bei körperlichen Züchtigungen gebraucht wurden und werden.

Abgesteckt durch Haselgerten
War ein Ring mit rotem Faden,
Mehr geschützt vor Volkes Andrang
Als durch feste Eisenschranken,
Denn geheiligt war die Hegung.
J. Wolff.

Im Schwarzwalde trugen die Hochzeitsleute eine Haselrute. Vor dem wütenden Heere Wodans, der wilden Jagd, schützte ein Haselstab, der mit einem Holunderzweige übers Kreuz gebunden war. Auch auf die Ernte war die Hasel von Einfluß, denn wenn man drei Kreuze von Haselzweigen auf den Boden einer Scheune legte, ehe die Frucht eingeerntet war, so war das Getreide vor allem Schaden gesichert. Der Landmann brachte Haselzweige in die Viehställe, um seinen Viehstand zu bessern.

Selbst gegen Blitz sollte der Haselzweig schützen, denn der Blitz durfte weder den Haselstrauch selber, noch den unter ihm Schutz Suchenden treffen. Es ging hierüber die Sage, daß die heilige Maria, als sie über

das Gebirge ging, um ihre Freundin Elisabeth zu besuchen, unterwegs von einem heftigen Gewitter überrascht wurde. Ein Haselstrauch jedoch gewährte ihr den gewünschten Schutz. Seit dieser Zeit ist die Hasel vor dem Blitze sicher. In manchen Gegenden Tirols werden deshalb am Tage der Heimsuchung Mariä Haselzweige geschnitten, die dann zum Schutz gegen den Blitz vor die Fenster oder auch in das Bett gesteckt werden. Auch legt man, um das Haus vor dem Blitz zu schützen, drei Haselzweige in das Gebälk des Hauses.

Eines ganz besonderen Rufes erfreute sich der Haselstrauch, auf dem eine Mistel wuchs. Unter einem solchen Strauche wohnte der Haselwurm. Darunter verstand man eine weiße Schlange von etwa 1 m Länge, die an Festtagen eine Krone trug. Ihre Nahrung bestand in Blättern des Strauches. In jedes Blatt biß sie ein rundes Loch. Sie war von solcher Kraft, daß sie durch den dicksten Eichbaum fahren konnte. Wer in dem Besitze eines solchen Haselwurms war, konnte sich glücklich schätzen, denn alle bösen Geister blieben ihm fern; er konnte sich unsichtbar machen und war unverwundbar; auch konnte er von niemandem gefangen genommen werden, denn mit Hilfe des Haselwurms ging er durch verschlossene Thüren. Von einem 4 m langen Haselwurm erzählt man, daß er einst zwei Männer verzehrt habe.

Von einer hochberühmten und sehr alten Haselstaude weiß die böhmische Sage zu berichten. Um das Jahr 831 herrschte in Böhmen Libussa, die Tochter des Königs Krog. Auf das Drängen ihres Volkes beschloß sie endlich, sich zu vermählen, und sandte einen Schimmel aus und gelobte, demjenigen die Hand zu reichen, den das Pferd aufsuchen und wiehernd begrüßen würde. Das edle Roß eilte unaufhaltsam weit davon aus der alten Königsburg und stand unweit des Dorfes Czochau in der Nähe der Stadt Außig bei einem jungen Landmann still, der sein Feld mit dem Pfluge bestellte. Darauf kamen Libussas Diener zu diesem Landmann, Namens Premysl, brachten ihm Krone und Purpur und begrüßten ihn als den Erwählten ihrer Herrin. Dem Premysl erschien die Botschaft so unglaublich, daß er den alten Haselstecken aus seinem Pfluge zog, in die Erde stieß und rief: „So wenig ich glaube, daß dies dürre Reis Wurzeln und Blätter treiben kann, so wenig glaube ich eure Mär!“ Aber der Haselstock wurzelte, ward grün und gedieh, wie das Geschlecht der Premysliden. Ja, er überdauerte es weit. Die Früchte des riesenhaften Strauches mußten bis in dieses Jahrhundert hinein an die kaiserliche Tafel nach Wien abgeliefert werden. Erst in den fünfziger Jahren ist der Strauch infolge einer Überschwemmung zerstört und eingegangen.

Eine wunderbare Kraft schrieb man der Hasel in Beziehung auf Hiebe zu. Diese Kraft erstreckte sich so weit, daß man sogar einen Abwesenden mit einer Haselgerte durchprügeln konnte. Um dieses Kunststück zu bewerkstelligen, mußte man am Karfreitage vor Sonnenaufgang den Haselstock im Namen des dreieinigen Gottes stillschweigend, das Gesicht nach Osten gewendet, mit drei Schnitten abschneiden. Schlug man mit einem solchen Stocke irgendein altes Kleidungsstück, über das man den

Namen desjenigen, dem die Prügel zugedacht waren, aussprach, so empfand der Genannte, und wenn er auch noch so weit entfernt war, die Schmerzen der unsichtbaren Hiebe. Hierzu erzählt man folgende Geschichte: Einst begegneten mehrere Soldaten einem Hirten, der, auf seinen Stab gelehnt, träumerisch in die Ferne schaute. Einer dieser Soldaten, ein übermütiger Bursche, aber geübter Schütze, zerschoß den Stab des Hirten, so daß dieser unter dem Hohngelächter der Zuschauenden zur Erde fiel. Der Hirte ertrug dies stillschweigend. Als sich aber die Soldaten entfernt hatten, zog er seinen Kittel aus und schlug denselben derb mit seinem Haselstock durch. Eine Viertelstunde weit soll man das Geschrei des vor so kurzer Zeit noch so übermütigen Schützen gehört haben.

Die ohne Zweifel merkwürdigste Verwendung fand die Hasel als Wünschel- oder Zeigrute. Mit Hilfe einer solchen konnte man unterirdische Schätze, besonders Erzadern heben, Hexen bannen, Wasserquellen auffinden, Dieben und Mördern nachspüren und anderes mehr. Die Wünschelrute wird verschieden beschrieben; sie war entweder ein Gabelzweig oder ein einfacher, gerader Haselstab, der genau die dreifache Länge eines Zeigefingers haben mußte. Der Gabelzweig mußte so getragen werden, daß die beiden Enden mit den Händen gefaßt wurden, und daß die Verbindungsstelle der Zweige nach oben gerichtet war. Fand sich in der Erde der gesuchte Gegenstand, so schlug die Rute nach unten. Die gerade Wünschelrute ließ man beim Suchen auf dem Zeigefinger oder Daumen balancieren. Einjährige Triebe waren zu solchen Zeigeruten am geeignetsten, weil sie von ihrer geheimen Kraft durch den Einfluß der Witterung noch am wenigsten eingebüßt hatten. Das Schneiden solcher Rute geschah auf genau vorgeschriebene Weise. Sie durfte weder mit einem Messer, noch mit einem anderen metallenen Instrumente geschnitten, sondern mußte mit Hilfe eines scharfen Feuersteines losgetrennt werden. Die Lostrennung vom Stamm mußte rasch erfolgen, damit der Strauch nicht Zeit habe, die geheimnisvolle Kraft aus dem Zweige herauszuziehen. Auch der Tag, an dem die Wünschelrute geschnitten wurde, war nicht gleichgültig. Am liebsten wählte man dazu die Johannis-, Christ- oder Karfreitagsnacht oder den Tag der heiligen drei Könige. Bei Neumond mußte sie gesucht und unter Hersagung gewisser Zaubersprüche vor Sonnenaufgang geschnitten werden. Der abergläubische Gebrauch solcher Wünschelruten hat sich lange im Volke erhalten und besteht in manchen Gegenden noch heute. Im Lechrain spricht man beim Schneiden der Wünschelrute:

„Ich schneide dich, liebe Rute,
Daß du mir sollst sagen,
Was ich dich will fragen,
Und dich so lang nit rühren,
Bis du die Wahrheit thust spüren“.

Als ein heiliger Strauch, der ehemals mit den Göttern in Beziehung gestanden, wird die Hasel in alten Volksliedern mit „Frau“ angeredet.

Es wollt' ein Mägdlein tanzen gehn,
Sucht Rosen auf der Heide;
Was fand sie da am Wege stehn?
Eine Hasel, die war grüne.

„Nun grüß' dich Gott, Frau Haselin!
Von was bist du so grüne?"
„Nun grüß' dich Gott, fein's Mägdelein!
Von was bist du so schöne?"

„Von was daß ich so schöne bin,
Das will ich dir wohl sagen:
Ich ess' weiß Brot, trink' kühlen Wein,
Davon bin ich so schöne."

„Ißt du weiß Brot, trinkst kühlen Wein
Und bist davon so schöne,
Auf mich so fällt der kühle Tau,
Davon bin ich so grüne."

„Hüt' dich, hüt' dich, Frau Haselin,
Und thu' dich wohl umschauen!
Ich hab' daheim zween Brüder stolz,
Die wollen dich umhauen."

„Und hau'n sie mich im Winter ab,
Im Sommer grün' ich wieder;
Verliert ein Mägdlein ihren Kranz,
Den find't sie nie mehr wieder!"

Volkslied.

Der Haselstrauch.

Zart mit purpurnen Fädchen erblüht schon im Winter der Nußstrauch;
Blattlos und dürr von Gestalt, hält er die Blätter geheim.
Langsam erzeugt er die Frucht nun, die süße, versteckt und verwahrt sie;
Danach zur herbstlichen Lust giebt er den Kindern sie hin.
Hasel, du warst mir einst die verhaßteste unter den Stauden;
Aber nun seh' ich's, fürwahr, hast es doch herzlich gemeint.

Krummacher.

Inter folia fructus.

(Zwischen den Blättern die Frucht.)

Zwischen Blättern hängt die Frucht,
Dornen mußt du überwinden;
Wer mit Mühen ernstlich sucht,
Wird die rechten Früchte finden!

Ringe mutig denn zum Ziel! —
Echte Früchte sind oft selten;
Blätter werden, noch so viel,
Nimmermehr als Früchte gelten.

R. Hofmann v. Nauborn.

Die Haselrute.

Eines Nachmittags hatte sich das Christkind in sein Wiegenbett gelegt und war eingeschlafen; da trat seine Mutter heran, sah es voll Freude an und sprach: „Hast du dich schlafen gelegt, mein Kind? schlaf' sanft, ich will derweil in den Wald gehen und eine Handvoll Erdbeeren für dich holen; ich weiß wohl, du freust dich darüber, wenn du aufgewacht bist." Draußen im Wald fand sie einen Platz mit den schönsten Erdbeeren; als sie sich aber herabbückt, um eine zu brechen, so springt aus dem Gras eine Natter in die Höhe. Sie erschrickt, läßt die Beere stehen und eilt hinweg. Die Natter schießt ihr nach; aber die Mutter Gottes, das könnt ihr denken, weiß guten Rat; sie versteckt sich hinter eine Haselstaude und bleibt da stehen, bis die Natter sich wieder verkrochen hat. Sie sammelt dann die Beeren, und als sie sich auf den Heimweg macht, spricht sie: „Wie die Haselstaude diesmal mein Schutz gewesen ist, so soll sie es auch in Zukunft anderen Menschen sein." Darum ist seit

den ältesten Zeiten ein grüner Haselzweig gegen Nattern, Schlangen und was sonst auf der Erde kriecht der sicherste Schutz.

Gebr. Grimm.

16. Die Stechpalme.

(Ilex aquifolium.)

Nach der Legende soll die Stechpalme von jenen Palmbäumen abstammen, von denen man bei dem Einzuge Christi die Zweige brach, die man auf den Weg streute. Als dann aber dasselbe jüdische Volk, welches erst kurz zuvor dem Herrn „Hosianna" zugejubelt hatte, „Kreuzige, kreuzige ihn!" schrie, erhielten die Blätter Dornen, welche zur steten Erinnerung auch für uns selbst im Winter an den immergrünen Blättern zu sehen sind. Wegen der Ähnlichkeit der Blätter mit denen der Eiche führt die Pflanze auch den Namen Stecheiche. In den Alpen und sonst in Süddeutschland benutzt man die Stechpalmzweige als Stellvertreter der echten Palmwedel, die am Palmsonntage von der katholischen Bevölkerung getragen werden. In der Schweiz, in Österreich und Schwaben dient das Gezweig als Schenkenzeichen. In Hannover war nach B. Seemann früher das „Fuen" mit den Zweigen dieses stachligen Hülsenstrauches Sitte. Die Lehrlinge der Bäcker und Böttcher begaben sich mit den durch bunte Bänder und Knittergold geschmückten „Fuebüschen" in die Wohnungen der Kunden, um sich Trinkgelder zu erbitten und zugleich von den weiblichen Bediensteten Bänder zu erzwingen. Im Weigerungsfalle wurden Arme und Hände ordentlich „gefuet", d. h. mit den stachligen Hülsen gestrichen.

In England werden zur Weihnachtszeit die Hausthüren, wie bei uns zu Lande zu Pfingsten mit Birkenmaien, mit den glänzend grünen, durch die scharlachroten Beeren überaus schmuckvollen Zweigen unseres Strauches geziert, welcher dort holly genannt wird. Alle Fleischerstände schmücken sich in reicher und prächtiger Weise mit Holly heraus. Jedes Stück der leckeren Ware wird mit farbenprächtigen Bändern und Stechpalmzweigen behängt.

Von einem kleinen Wald von Stechpalmen ganz seltener Art berichtet Professor Buchenau in den Abhandlungen des naturwissenschaftlichen Vereins zu Bremen. In Norddeutschland bildet die Stechpalme, auch Hülsebusch genannt, meist nur einen Strauch von eben nicht beträchtlicher Höhe, bei dem Dorfe Buchholz in der Nähe von Bremen jedoch befindet sich ein Hag von Stechpalmen, von denen einige die Größe und Stärke von kräftigen Bäumen besitzen. Wie Professor Buchenau mitteilt, bedeckt der Hain bei dem Dorfe Buchholz etwa eine Fläche von $^1/_8$ Hektar. Kräftige Eichen und Rottannen von 15 bis 20 m Höhe bilden hier eine schöne Baumgruppe, welcher sich die Stechpalmen ergänzend anlehnen. In dichtem Schlusse drängen sich Büsche an Büsche, mit ihren stachligen Blättern an vielen Stellen das Eindringen wehrend. Ihr Fuß ist durch einen dichten Kranz von Adlerfarnen umsäumt, welche bis zu Manneshöhe aufragen und als überaus lästiges Unkraut dem Menschen noch

die benachbarten Felder streitig machen, auf denen sie einst in unbestrittener Herrschaft wucherten. Kaum einzelne wilde Rosen, Weißdorn- und Schwarzdornbüsche, hier und da umschlungen von Jelängerjelieber, gesellen sich am Rande den Hülsen zu; im Innern des Hages behaupten die letzteren allein das Feld. Und hier ragen aus dem geschlossenen niederen Gebüsche die wirklichen Hülsenbäume hervor. Kaum noch 50 an der Zahl und bei Gelegenheit der Fällung kräftiger Eichen sehr gelichtet, gewähren sie doch noch einen sehr malerischen Anblick. Eigentümlich wird das Tageslicht von den lederartigen, lebhaft glänzenden und sonderbar wellig hin und her gebogenen Laubblättern des Gebüsches zurückgeworfen; auch hier zeigt sich die Erscheinung, daß an den Hülsenbäumen die Blätter die Buchten, Zacken und Stacheln verlieren; sie nehmen den einfachen, vornehmen Umriß der Blätter des Lorbeers an, und ihre Fläche ist sanft gekrümmt oder fast eben. Bis zu 10 m Höhe ragen die Bäume auf, und Professor Buchenau konnte einen Stamm von 66 cm Umfang messen; erst in den letzten Jahren hatte man noch stärkere Bäume gefällt, um an kräftige Eichen heran gelangen zu können. Noch im Anfang des Jahrhunderts soll es an verschiedenen Orten des deutschen Nordwestens solche Baumgruppen gegeben haben. In der damaligen unsicheren Zeit diente das Hülsengebüsch mit bestem Erfolge zur Verbergung einer Rinderherde vor französischen Marodeuren. Jetzt freilich ist der Bestand in betrübender Weise gelichtet, und auch den Zerstörungen rohen Frevels, wie Abziehen der Rinde von kräftigen Bäumen, begegnet das Auge. Aber bei der Gesundheit des Nachwuchses ist zu hoffen, daß die schöne Gruppe sich noch lange erhalten wird, wenn nur für die Erhaltung und Nachzucht kräftiger Tannen und Eichen gesorgt wird, an welche die Hülsen sich anlehnen können.

Ein Stechpalmreis.

O, wolle nicht den Rosenstrauß
Huldvoll als Gruß mir reichen —
Ein immergrünes Stechpalmreis
Sei unsrer Lieb' das Zeichen.

Der Blätter Kranz im stillen Glanz
Die reifende Frucht beschützet,
Und fremde Hand, die ohn' Verstand
Dran tastet, wird geritzet.

Die Rose prangt, doch kommt der Herbst,
Steht sie verwelkt und trauert:
Des Stechpalmblatts bescheiden Grün
Den Winter überdauert.

J. V. v. Scheffel.

Die Stechpalme.

O Leser, hast du je betrachtet die
Stechpalme? — sieh
Ihr glattes Laub, wie eine weise Hand
Es zum Gewand
Dem Baume gab, so innig, daß daran
Des Atheisten Klugheit scheitern kann.

Denn unten, wie ein Zaun von Dornen, starrt
Es scharf und hart;
Kein weidend Vieh durch diesen spitzen Saum
Verletzt den Baum.
Doch oben, wo die Rinde nichts befährt,
Wird stachellos das Laub und unbewehrt.

Dies ist ein Ding, wie ich's betrachten mag;
Gern denk' ich nach
Des Baumes Weisheit, seiner Blätter Zier
Reicht willig mir
Ein Sinnbild für ein Lied, das lange Zeit
Nach mir vielleicht noch nutzt und euch erfreut.

So schein' ich draußen auch zuweilen rauh
Und herbe; schau
Ich finster auch, wenn mich am stillen Herd
Ein Lust'ger stört,
Doch streb' ich, daß ich Freunden gut und treu,
Sanft, wie das Laub hoch auf der Stechpalm' sei.

Und heg' ich jung, wie wohl die Jugend thut,
Auch Übermut
Und Trotz, doch schaff' ich, daß ich jeden Tag
Sie mindern mag:
Bis ich im hohen Alter mild von Sinn
Gleich dieses Baumes hohen Blättern bin.

Und wie, wenn alle Sommerbäume grün
Da stehn und blühn,
Die Blätter dieses einz'gen Baumes nie
So glühn, wie sie,
Doch spät im öden Winter uns allein
Mit ihrem dunkeln Immergrün erfreun:

So auch in meinen Jugendtagen will
Ich ernst und still
Im Kreis der Jugend sein, die unbedacht
Des Ernstes lacht,
Auf daß mein Alter frisch und fleckenfrei
Gleich dieses Baumes grünem Winter sei.

R. Southey. (Übersetzt von F. Freiligrath.)

---

17. Die Mistel.

(Viscum album.)

Gar zu schnell fliehen die sonnigen und wonnigen Tage des Frühlings und Sommers dahin; schon färbt sich der Wald, und bald erheben sich die rauhen Stürme des Herbstes, Baum und Strauch entblätternd.

Die fröhlichen Lieder der munteren Sänger des Haines sind verstummt, die leichtbeschwingten Sommergäste haben uns bereits verlassen, und nach all dem Sprossen und Grünen, Blühen und Duften scheint eine Pause im Haushalte der Natur einzutreten. Der Winter beginnt seine Herrschaft. Eine weiße Leichendecke lagert sich über Wald und Flur. Nur ernste Tannen im dunkelgrünen Schmucke erinnern uns an die geschwundene Pracht und erhalten die Hoffnung auf Wiederkehr der Maienpracht und -freude. Das ist der ewige Wechsel von „Sommer und Winter, Frost und Hitze, Same und Ernte", der einst von dem Herrn der Schöpfung eingesetzt und bestimmt, und der in den Göttersagen und Mythen so oft symbolisch veranschaulicht wird.

Mitten in dem kalten Winter prangt auf dem seines Festkleides beraubten Baume im glänzenden Grün die Mistel; ihre gabelförmigen, goldgrün berindeten Äste scheinen gegen den Frost des Winters gefeit zu sein, und unwillkürlich bleibt der Blick des Wanderers auf dem sonderbaren Strauche haften. Es ist nicht zu verwundern, daß seit der ältesten Zeit deshalb die Mistel mit besonderer Aufmerksamkeit betrachtet, und daß sie in der Götterlehre bei verschiedenen alten Völkern eine hervorragende Stelle einnimmt.

Die Bedeutung des Namens Mistel, früher und noch im vorigen Jahrhundert männlichen Geschlechts, ist dunkel. Nach den einen soll er sich auf das auseinandergehende, wirre Wachstum des Strauches infolge der wiederholten Gabelung beziehen, nach den anderen von dem gotischen mîgan = ergießen, beregnen, altindisch mih = Regen, Nebel stammen, also den zur nebeligen Winterszeit in Beziehung stehenden Strauch, der ein Symbol des Winters ist, bezeichnen.

Ihre Zweige gaben das Vorbild zu der goldenen Zauberrute, die in späteren Sagen als Wünschelrute auftritt, und die zumeist vom Haselstrauch (siehe S. 70) geschnitten wurde. Die Anfänge des Glaubens an die besondere Kraft gewisser Baumzweige lassen sich einerseits auf den Zauberstab der Magier und Götter, anderseits auf die alte Stabwahrsagung (Rhabdomantie) der Asiaten zurückführen. Was die letztere anbetrifft, so scheint sie von den mongolischen Stämmen (Skythen) auf Perser und Juden übergegangen zu sein, und auf das Wahrsagen aus auf die Erde geworfenen Stäben scheint sich die Klage des Propheten Hosea zu beziehen: „Mein Volk fragt sein Holz, und sein Stab soll ihm wahrsagen" (Hosea 4, 12). Nach der Zauberrute hieß bei den Chaldäern die Göttin der Unterwelt „Herrin des magischen Stabes", und mittels desselben sprengte sie die Pforten der Erde. Die Mistel bildet in der Götterlehre der Griechen den magischen Zweig der Göttin der Unterwelt, Persephone, von dem es bei Homer heißt, daß er Reichtum verleiht, „Schlummer giebt und enthebt und vom Tode selbst die Augen entsiegelt"; die Pforten des Hades, der Unterwelt, öffneten sich nur ihm. Daher muß auch Äneas bei Virgil sich das „goldene Reis" verschaffen, um in die Unterwelt einzudringen, und er sucht das schimmernde Reis mit klirrenden Blättern im winterlichen Walde hoch auf Bäumen. Auch Hermes-Merkur, der Bote und Sprecher der

Götter, bedurfte desselben Gabelzweigs, wenn er Tote hinab in den Hades leitete.

In der nordischen Mythologie finden wir die Zauberrute wieder. Odin, der nordische Merkur und Erbe seines Wünschelhutes und Stabes, hält die Winterrute oder kurz den „Wunsch"[1]) in seiner Hand, und durch Berührung mit demselben versenkt er Brunhilde und die gesamte Natur in den Todesschlaf, bis der jugendschöne, hochgemute Held Siegfried, die Frühjahrssonne, kommt, den starren Eispanzer zerschneidet und zersprengt und mit glühendem Strahlenkusse die Schlafende wach küßt. Eine ausführliche Darstellung hat der Wechsel der Jahreszeiten in dem Mythus von Baldr erfahren, in dem die Mistel eine so hervorragende Rolle spielt; denn ein Zweig derselben, ein „Misteltein", war es, mit welchem der blinde Wintergott Hödur den lichten Sommergott Baldr niederstreckte.

Baldr, der einzige Sohn Friggas durch Odin, die Reinheit und Unschuld selbst, der mildeste und gerechteste Richter, darum auch allbeliebt bei den Göttern, hatte in einer Nacht schwere, beängstigende Träume, und auch die übrigen Götter wurden durch Träume beunruhigt, die Baldrs Leben Gefahr drohten. Deshalb hielten sie einen Rat und beschlossen, von allen Wesen Sicherheit auszuwirken, daß keines den Gott verletze. Frigga forderte von allem Lebendigen und Leblosen einen Eid, des geliebten Gottes schonen zu wollen. Alle schwuren, Baldr nicht verletzen zu wollen, und freudestrahlenden Antlitzes kehrte die hohe Himmelskönigin zu den Göttern zurück und sprach: „Abgewendet ist das böse Verhängnis, von allen Dingen habe ich heilige Eide empfangen für Baldrs Sicherheit." Fröhlichkeit kehrte mit dieser Botschaft zu den Göttern zurück, nur Odin schaute gedankenvoll, trübe Ahnungen verdüsterten seinen Blick. Um sich Gewißheit über Baldrs Schicksal zu verschaffen, ritt er auf seinem schnellen, achtfüßigen Rosse Sleipnir zur allwissenden, weissagenden Wala.

Leider empfing er hier nur die traurige Bestätigung seiner bangen Ahnungen und die betrübende Eröffnung, auch er sei nicht imstande, die Ausführung verhindern zu können.

Als er nach Asgard zurückkehrte, fand er die Götter in fröhlichster Versammlung, mit Baldr Scherz und Kurzweil treibend. Man warf nach demselben mit Speer, Pfeil und Stein, man hieb nach ihm mit dem Schwert, aber nichts vermochte Baldrn zu schaden. Darüber freuten sich die Götter, und nur einer stand neidisch und mißgünstig beiseite; es war der böse Loki. In der Gestalt eines alten Weibes wandte er sich an die Himmelskönigin Frigga, und indem er über die Sicherheit Baldrs Freude heuchelte, fragte er, ob nicht irgendein Ding vergessen sein möchte, das den Eid, Baldrs zu schonen, nicht geschworen hätte. Frigga antwortete: „Östlich von Walhalla wächst ein Mistelstrauch, der schien

---

[1]) Im Nibelungenliede heißt es: „Es lag der Wunsch darunter, von Gold ein Rütelein".

mir zu jung und ungefährlich, als daß ich ihm auch den Eid hätte abnehmen sollen. Wie sollte er imstande sein, Baldrn zu schaden?"

Als Loki dies gehört, verließ er die Götterversammlung, suchte den Mistelstrauch und kehrte mit einem Zweige desselben zurück. Noch immer vergnügten sich die Götter und erprobten die Sicherheit ihres Lieblings. Nur der Gott Hödur stand abseits; denn er war blind und konnte sich darum an dem Spiel der Götter nicht beteiligen. Zu ihm trat Loki und sprach: „Warum schießest du nicht auch nach Baldr?" Hödur antwortete: „Ich kann nicht sehen, wo Baldr steht, zudem habe ich auch keine Waffe." Da entgegnete der falsche Loki: „Thue doch auch wie die andern Götter und scherze mit Baldr. Ich will dich dahin weisen, wo Baldr steht, und hier nimm ein Reis, mit dem du nach ihm werfen sollst." Dabei gab er ihm den Zweig des Mistelstrauches.

Hödur griff nach dem Reise und warf in der Richtung, die ihm Loki wies; da stürzte Baldr, von dem Zweige getroffen, alsbald tot nieder. Sprachlos standen die Götter, als sie das gräßliche Unglück erschauten; keiner vermochte dem andern zu sagen, wie sehr ihn des lichten Baldrs Tod schmerze, nur in heißen Thränen und lautem Schluchzen löste sich nach einiger Zeit das große Weh, welches alle erfüllte.

Zur Deutung dieses Mythus sei bemerkt, daß man in Baldr das allerfreuende und allgeliebte Licht während seiner Herrschaft zu erkennen pflegt, die zur Mitsommerzeit ihre Höhe erreicht hat; sein Tod bedeutet die Sommersonnenwende, von der die Tage wieder kürzer werden. Sein Mörder Hödur, auch ein Sohn Odins, ist blind, weil er das Dunkel des Winters bedeutet, dessen Herrschaft sich nun vorbereitet.

Während in dem Baldr-Mythus die Mistel das unheilvolle Geschoß bildet, welches den Lichtgott tötet, und deshalb wohl als ein Attribut des Todes und der winterlichen Erstarrung angesehen werden könnte, gilt sie bei den keltischen Stämmen als ein Sinnbild der Wiederbelebung der erloschenen Sonnenkraft. Es hat dies vor allem seinen Grund in dem ausdauernden Grün der Pflanze. Allen sichtbar wirkte und schaffte ja die Sonne auch in diesem Strauche während des Winters, er war also besonders bevorzugt und mußte dem entsprechend auch mit belebender und allheilender Kraft gegen allerlei Übel ausgestattet sein. Die Mistel stand deshalb bei den Kelten in hohem Ansehen und genoß eine außerordentliche Verehrung; man wähnte sie vom Himmel auf die Zweige der Bäume gefallen. Der römische Naturforscher Plinius berichtet von ihr: „Ihre Priester, die Druiden, kennen nichts Heiligeres als die Mistel und den Baum, auf welchem sie wächst". In feierlichster Weise wurde sie geschnitten und aus dem Walde geholt.

Am sechsten Tage nach dem Neumonde, mit welchem die Kelten ihre Monate von neuem begannen, zogen die Priester, von ungeheurer Menschenmenge gefolgt, in den Wald. Der Auserwählte, welcher die „alles heilende" Mistel zu schneiden hatte, war in schneeweiße Gewänder gehüllt und fuhr auf stattlichem Wagen, von zwei weißen, bekränzten Stieren gezogen, die zum erstenmal das Joch trugen. Nachdem unter

dem misteltragenden Baume die nötigen Opfer gebracht waren, bestieg der Druide den Baum, schnitt mit goldener Sichel die Mistel ab und warf sie in seinen Mantel. Die heiligen Zweige, die hierbei vielleicht herabfielen, durften die Erde nicht berühren, sondern wurden mit einem schwarzen Tuche aufgefangen. Der Oberpriester weihte dann noch einmal alle Zweiglein und verteilte sie unter die andächtig Versammelten. Frohe Mahlzeiten, zu welchen auch die beiden Stiere geschlachtet wurden, beschlossen die Feier.

Auch bei dem vornehmsten und beliebtesten Feste der alten Germanen, dem Julfest, fehlte die Mistel nicht. Die Feier war dem Sonnengott Fro oder Freyr gewidmet und gleichsam das Geburtsfest der Sonne, deren Sinnbild das Rad (altnordisch hiol oder jol) war. In der Nacht der Wintersonnenwende begann es und dauerte bis zum Dreikönigsabend. Aller Streit ruhte, und die Götter hielten während der zwölf Tage ihre feierlichen Umzüge. Zu frohen Gelagen versammelten sich die Familien und Verwandten, und als Festgericht ward der dem Freyr geheiligte Eber aufgetragen. Die Männer legten ihre Hände darauf und gelobten bei Bragis begeisterndem Becher, im Laufe des eben beginnenden neuen Jahres irgendeine kühne That zu vollbringen, um würdig im Gesange Bragis, des Gottes der Dichtkunst, fortzuleben. Alle Räume aber während dieser heiligen Zeit und besonders die Festhalle und das Festgericht waren mit den Zweigen der heiligen Mistel geschmückt und dadurch geweiht. An die Stelle des Julfestes trat später unser Weihnachtsfest, aber noch heute erinnern manche Gerichte und Gebräuche an dasselbe und an die Mistel, welche einst mit demselben so innig verbunden war.

In England, wo man unser Weihnachtsfest nicht hat, hängt man zu christmas, nachdem die Thür mit holly, den Zweigen der Stechpalme, geschmückt worden, die mistletoe an der Zimmerdecke auf. Der Hausherr führt sein Gemahl unter den wie mit weißen Perlen besäeten grünlichen Busch und wünschet Glück und Segen. Und wenn ein Hausfreund oder auch ein Fremder die Hausfrau oder ihr liebes Töchterlein unter der grünen Krone stehend ertappt, dann hat er nach altem heiligen Brauch ein Anrecht auf einen Kuß. cfr. Charles Dickens' "Christmas Carol".

In Frankreich hat sich noch hier und da die Sitte erhalten, daß Kinder zu Neujahr oder Sylvester mit einem Mistelbusch von Haus zu Haus laufen und mit dem Ruf: „Aguillan-neuf!“ (entstanden aus: au gui l'an neuf! = der Mistel [sei geweiht] das neue Jahr!) Eßwaren und Geschenke verlangen.

In alten Schriften wird das Mistelholz, weil es den nordischen Göttersohn Baldr tötete, mit dem ehemals gabelig dargestellten Kreuz Christi verglichen, und es ist wohl wahrscheinlich, daß die Kirche, wie in so vielen Fällen, auch hier Duldung übte, um die heidnischen Vorstellungen durch christliche zu verdrängen, und das Mistelholz als „heiliges Kreuzholz“ anerkannte.

Schon Plinius teilt mit, daß die Mistel besonders gegen Fallsucht und Epilepsie angewandt wurde, und daß man darum eben bei dem Ab-

schneiden sie ängstlich-sorgsam vor dem Zu-Boden-fallen zu bewahren suchte, und bis in die neueste Zeit hat sie in dem Rufe gestanden, ein Mittel gegen diese Gebrechen zu sein. Mit der Mistel als Wünschelrute konnte man nach dem Glauben des Volkes Diebe bannen, Schlösser sprengen und allerlei Krankheiten heilen; doch war es nicht gleichgültig, auf welchem Baume die Mistel gewachsen. Die Druiden holten sie nur von einer Eiche; am geschätztesten, weil am seltensten, war die auf einer Hasel emporgesprossene, sie deutete zugleich an, daß unter dem Strauch ein Schatz verborgen sei.

Im preußischen Samlande besteht von einer solchen Mistel folgende Sage. Zwei Männer waren einst durch die Beeren einer Mistel, welche klar und glänzend wie Silber waren und dazu die ungewöhnliche Größe einer Nuß hatten, aufmerksam auf diese Pflanze geworden. An einem Sonntage während der Kirchzeit gingen sie nun hin, um den hier verborgenen Schatz auszugraben. Als sie nun den Haselstrauch herausgenommen hatten und den Boden durchwühlten, lief zuerst ein dreibeiniger, lahmer Hase auf sie zu; jedoch ohne ein Wort zu sagen, gruben sie tapfer weiter. Da kam plötzlich der Wächter des Schatzes, ein schwarzer Hund mit nachschleppender Kette, auf sie zu. Aus Schreck schrie einer der beiden Männer laut auf, und in demselben Augenblicke waren der Hund und der Schatz, den sie schon mit dem Spaten fühlen konnten, verschwunden. Jedoch im folgenden Jahre war der Strauch, den die Dorfjungen wieder in das Loch geworfen hatten, wieder grün, und die Mistel trug wieder ihre auffallenden Beeren. Diesmal gelang es aber den beiden Männern, den Schatz zu heben. Vorsichtigerweise haben sie aber nie verraten, wieviel Gold sie gefunden hatten; auch hat niemand den Ort erfahren, wo sie den Schatz aufbewahrten, denn sie waren arm und blieben arm, bis sie im folgenden Jahre beide zu derselben Zeit, in der sie den Schatz gehoben hatten, starben.

Am Triglaw, einem von R. Baumbach im „Zlatarog“ besungenen Berge in Krain, kam ein alter Mann zu Hirten, die eine kleine Hütte bewohnten, und bat um Speise und Herberge. Die Hirten gaben ihm zu essen und einen Platz am Feuerherd. Da erzählte er, daß er einst ein Raubritter gewesen und 300 Jahre zur Strafe auf der Welt habe herumirren müssen. Die Zeit sei nun um, und er wolle die empfangene Gastfreundschaft belohnen. Es wachse eine Mistel auf einer Eiche, an deren Stamm ein Christusbild hänge, die sollten sie nehmen und mit ihr würden sie auf seiner Burg, die auf der Spitze des Triglaw stände, einen Keller finden und einen reichen Schatz heben. Nach langem Suchen fanden die Hirten den Baum und die Mistel und gruben mit ihrer Hilfe eine Schatztruhe aus dem Keller, wurden wohlhabende Leute und ließen zum Dank eine Kapelle bauen.

Hohe Achtung hat sich die Mistel das ganze Mittelalter hindurch bewahrt, aber auch die folgenden Jahrhunderte und die fortschreitende Kultur des XIX. Jahrhunderts haben ihre Spuren im Volke nicht zu beseitigen vermocht. So hängt der Wender, der Kurfischer in Österreich, dem Kinde ein Amulett mit einem „dreimal geweihten“ Mistelblättchen

um den Hals als Mittel gegen „das böse Wesen" und vertreibt dadurch alle durch Zauberei und Hexerei entstandenen Krankheiten. Das Blättchen muß jedoch sechsmal nacheinander an jedem Neumonde unter gewissen geheimnisvollen Sprüchen erneuert werden, was offenbar auf jene Zeremonie hindeutet, mit welcher der Druide am sechsten Tage des Neumondes die Mistel von der Eiche schnitt.

Palmbüsche mit geweihten Mistelzweigen steckt man am Palmsonntage in Wiesen und Getreidefelder. Ein Mistelzweig, in der Weihnacht an die Obstbäume gebunden, schützt gegen Obstverderb durch Raupenfraß und Hagelschlag und sichert eine reiche Obsternte. Ein Mistelzweig im Kuhstalle erleichtert das Kalben der Kühe und verscheucht die Stallhexe.

Für Ehegatten, die sich vergebens nach Kindern sehnen, hat der Wendekundige ein leichtes Mittel zur Hand, um sie mit Nachkommen zu beglücken. Er schmuggelt ihnen, freilich nur auf ausdrücklichen Wunsch eines Verwandten derselben, der dann auch zur angemessenen Belohnung verpflichtet ist, einen Mistelzweig ins Schlafgemach und verbirgt ihn neben oder noch besser über der Schlafstätte, und der gewünschte Erfolg bleibt nicht lange aus.

Die Mistel ist eine echte Schmarotzerpflanze; sie ist nicht imstande, ihre Nahrung unmittelbar aus dem Boden zu nehmen, sondern ist auf die Gehölze als Nährgewächse angewiesen, welche ihr die bereits völlig zubereitete organische Nahrung gewähren. Für die Fortpflanzung und Verbreitung sorgen verschiedene beerenfressende Wandervögel, besonders die verschiedenen Drosseln. Man hat beobachtet, daß durch die Misteldrossel der Schmarotzer in wenigen Jahren über fast alle Bäume eines Feldgehölzes verbreitet wurde. Aus den Beeren kocht man mit Öl und Terpentin den bekannten Vogelleim, mit dem auch wohl einmal eine Drossel gefangen wird. Daher hatten die Alten das Sprichwort: Turdus ipse sibi malum cacat, die Drossel macht sich selbst ihr Unglück.

Aus „Savonarola".

Das Evangelium ist das Leben;
Das kann nur gültigen Entscheid
Und Richterspruch im Kampfe geben,
Ob ihr die Kirche Christi seid.

Das ist die Wurzel, ewig bleibend,
Unschütterlich und ohne Rast
Den Saft des Lebens weiter treibend
Als Tradition von Ast zu Ast.

Der Eiche grünes Leben sprießet
Aus ihrer Wurzel nicht allein,
Sie dorrt, wenn nicht vom Himmel fließet
Der milde Tau und Sonnenschein.

Doch was der Wurzel nicht entsprossen,
Ist falsch, wenn's auch sich heilig nennt;
Wem Nebel nicht das Aug' umschlossen,
Die Mistel von der Eiche trennt.

Der Glaubensbaum, der lebensreiche,
Ist uns gepflanzt von Gottes Sohn;
Die Mistel, wuchernd an der Eiche,
Das ist die falsche Tradition.

Im Eichenlaub als Vöglein singen
Die Seelen, fröhlich und daheim;
Die Mistelbeeren aber bringen
Dem Teufel seinen Vogelleim.

N. Lenau.

18. Der Epheu.

(Hedera Helix.)

Der Epheu hat im Angelsächsischen mit der Eibe die gleiche Bezeichnung iv; in alten Schriften ist der Name in das volkstümliche „Ewigheu" umgemodelt worden, um dadurch an die immergrünen Blätter desselben zu erinnern. Aus gleichem Grunde führt sie auch den Namen Winter- und Immergrün. Fälschlich hielt man den Epheu früher für einen Schmarotzer, der den Pflanzen, die er umranke, den Lebenssaft entzöge, weshalb er früher auch als Symbol des Undankes galt. Die Wissenschaft hat ihn jedoch von dem Verbrechen des Mordes freigesprochen. Gleich der edlen Rebe ist er eine echte Schlingpflanze, die sich selbständig ernährt.

Bei den alten Griechen war der Epheu dem Bacchus geweiht, Epheuranken zierten denselben; schon die früheste Jugend desselben verknüpft die Sage mit der Pflanze. Als Bacchus, der Sohn des Zeus und einer Königstochter, geboren war, trachtete die eifersüchtige Gattin des himmlischen Königs nach seinem Leben. Doch eine schnell emporwachsende Epheuranke verbarg ihn vor ihren verderbenbringenden Blicken und rettete ihn vom Tode. Becher und Thyrsos der Bacchanten waren mit Epheu bekränzt; auch trug man bei einem Gastmahl Kränze desselben, da er das Haupt kühlen und die Trunkenheit mäßigen sollte. Den sittenstrengen und enthaltsamen Pythagoräern galt deshalb die Pflanze für unrein, und sie vermieden es, über Epheuranken zu schreiten. Bei der Vermählung wurde dem Brautpaar vom Priester ein Epheuzweig als Sinnbild der fortgrünenden Liebe und damit des steten Glückes gereicht. Von den Griechen soll der Epheu nach Italien und von da nach Deutschland gebracht worden sein. Vielleicht erinnert eine noch heutigen Tages in der Rheingegend gebräuchliche Sitte an die Epheuranken des Bacchus. Es herrscht nämlich in dieser Gegend der Brauch, daß die Weinhändler, die ihr eigenes Gewächs verzapfen, einen Epheukranz an die Thür hängen.

Bei den ersten Christen hatte der Epheu wegen seiner Ausdauer im strengsten Winter und wegen seines gleichsam ewigen Lebens eine hohe Bedeutung. Sie legten ihre Leichen auf Epheuranken, um hierdurch anzudeuten, daß die Christen trotz des zeitlichen Todes keinen Tod kannten, sondern durch denselben hofften, zum ewigen Leben einzugehen. Die Heiden hatten die Hoffnung einer Auferstehung nicht, daher schmückten sie ihre Toten mit Cypressen, die, einmal abgehauen, nicht wieder ausschlagen.

Der Aberglaube legte im Mittelalter dem Epheu allerlei Heilkräfte bei. Wer mit Löffeln aus Epheuholz aß, war dadurch gegen Halsweh und Bräune gesichert. Jäger wollten wissen, daß sich die verwundeten wilden Schweine mit Epheu wieder heilten. Finnigen Hausschweinen hing man Epheukränze um den Hals, um ihr Fleisch unschädlich zu machen. In Ostpreußen herrscht der eigentümliche Glaube, daß zwischen Eheleuten Zank entsteht, sobald sie Epheu in der Stube pflegen.

Noch heute ist der Epheu das Symbol der treuen Anhänglichkeit.

Eigentümlicherweise umrankt er nie Tannen, sondern nur solche Bäume, die der Winter der Blätter beraubt. Der sinnige Pflanzenpoet St. Pierre sagt deshalb vom Epheu: „Er umschlingt nur die Unglücklichen, und trifft der Tod seinen Protektor, so schlingt er auch um den geliebten Toten die grünen Arme, ihn mit Guirlanden und Festons seines unwandelbaren Laubes schmückend, bis er mit ihm von der Hand des Menschen ausgerodet wird oder an derselben Stelle verdorrt. Selbst das weiße Leichentuch der Natur thut ihm nichts, denn er grünt auch unter dem Schnee."

Vielfach trifft man den Epheu als Zierpflanze an Gebäuden; alten Kirchen und Ruinen verleiht er ein ebenso malerisches als ehrwürdiges Aussehen, er ist gleichsam „der verschönernde Rost der Jahrhunderte". Er umschlingt mit seinen grünen Armen die Trümmer des Heidelberger Schlosses und beweist hier zugleich durch die ungewöhnliche Stärke seines Stammes und seiner Äste, daß er ein bedeutendes Alter erreichen kann. —

Eine graue Burgruine
Steht im Abendsonnenglanz,
Epheu schlingt, der immergrüne,
Um die Trümmer seinen Kranz.

L. Bechstein.

Der Epheu.

I.

Da, wo der Epheu einmal sich
Hat angeschmiegt so inniglich,
Da trennt nicht Frost noch Sturm ihn ab,
Dieselbe Stelle wird sein Grab.
So ist auch treuer Liebe Sinn;
Drum, blickst du auf die Zweige hin,
So denk', es sei des Freundes Bild,
Das sich in dieses Grün gehüllt.

W. v. Goethe.

II.

Epheu und ein zärtlich Gemüt
Heftet sich an und grünet und blüht;
Kann es weder Stamm noch Mauer finden,
Es muß verdorren, es muß verschwinden.

W. v. Goethe.

III.

Epheu, Epheu, Wintergrün!
Herrlich anzuschauen!
Gärten, Felder, Wald verblüh'n
Und die schönsten Auen;
Aber du erhebst dein Haupt
Immer jung und frisch belaubt.

Epheu, Epheu, Wintergrün!
Mit des Frühlings Schimmer
Rankest du dich frisch und grün
Um den Baum, um Trümmer,
Rauschest um die Felsenkluft,
Säuselst um die stille Gruft.

Epheu, Epheu, Wintergrün!
Um des Eichbaums Rinde
Schlingt dein immerfrisches Grün
Üppig sein Gewinde.
Auf dem Scheitel Schnee und Eis
Sieht er grün, des Waldes Greis.

Epheu, Epheu, Wintergrün!
Unverwelklich Leben,
Das dir die Natur verlieh'n,
Warum ist's gegeben?
Sieh, es starb der Hain, die Flur!
Epheu spricht: „Sie schlummern nur".

Epheu, Epheu, Wintergrün!
Trotzest allen Wettern;
Mag des Lenzes Schmuck verblüh'n,
Nichts wird dich entblättern;
Steht erstarrt das Saatgefild',
Bist du treuer Hoffnung Bild.

Krummacher.

---

19. Die Maiblume.

(Convallaria majalis.)

Die schön duftende, jungfräuliche Maiblume war der Göttin Ostara geweiht, von deren Namen das Wort Ostern abgeleitet ist. Dieselbe war die Schwester des Donnerers Donar und wurde verehrt als Göttin des aufsteigenden Lichtes, der strahlenden Morgenröte und des nahenden Frühlings. Ihr zu Ehren wurden um die Osterzeit große Feuer angezündet, in welche man als Opfergabe Maiblumen warf. In den sich anschließenden Maifesten diente die zarte Maiblume als schönster Schmuck für Jungfrauen und Jünglinge; sie stand in dem Rufe, Glück in der Liebe zu bringen. Darum singt auch F. W. Weber in „Dreizehnlinden":

„Gott der Liebe, weißer Balder,
Neige hold dich unsern Grüßen:
Blumen, rein wie unsre Herzen
Legen wir dir gern zu Füßen."

Und den Opferstein umwandelnd,
Warfen sie die heil'gen Kräuter,
Lichte Glocken, lichte Flocken,
Lichte Sterne auf die Scheiter.

In mondhellen Nächten erscheint auch wohl eine weiße, himmlische Jungfrau mit Maiblumen geschmückt, deren Glöckchen wie reines Silber glänzen; sie ist den Menschen freundlich gesinnt, und ihr Kommen deutet auf ein nahe bevorstehendes fröhliches Familienereignis oder eine andere freudige Überraschung.

Als im Mittelalter die sinnige und poetische Naturbetrachtung immer mehr schwand, als man in der Anschauung der Blumenwelt nicht mehr in erster Linie eine Quelle reiner Freuden und edler Genüsse fand, sondern die Pflanzen groß und klein in den Dienst einer albernen Quacksalberei stellte, glaubte man in der Tracht der Maiblumen nach damaliger Sprachweise „die Signatur des Schlagflusses" zu erkennen und zwar, „weil ihre Blumen wie Tropfen niederhängen". Die heilkräftige Pflanze mußte vor Sonnenaufgang, wenn noch die Tauperlen an ihr hingen,

gepflückt werden, und durch einen Aufguß von Malvasier erhielt man die berühmte Aqua apoplectica Hartmanni. Es waren eigentümliche Vorstellungen, die man in damaliger Zeit über die Heilkräfte der Pflanzen hatte. Aus der Gestaltung und Entfaltung des Blattes oder der Blüte, des Stengels oder der Wurzel schloß man auf die Heilung und Genesung bringenden „Geisterlein", die in den Pflanzen häufig gebunden sein sollten. So heißt es unter vielem andern: „Kringelrunde Kräuter wie Wermut, Odermennig und Gauchheil gelten für Krankheiten des Kopfes. Feinblätterige wie Spargel und Fenchel helfen für das Haar. Quendel und Eisenhut tragen das Zeichen des Ohres, der Ampfer das der Zunge, die Blätter der Leberblume zeigen deutlich auf die Leber, und weil die Nessel Brennspitzen trägt, muß sie das Stechen im Innern des Leibes heilen."

In ganz besonderem Ansehen stand in jenen abergläubischen Zeiten die vielblütige Maiblume (C. multiflora), welche ganz allgemein den Namen Salomonssiegel führte; sie hat denselben von ihrem Wurzelstock erhalten, einem unterirdischen Stengelteil, der wagerecht in der Erde liegt und auf seiner Oberfläche runde Narben trägt, welche die Stellen bezeichnen, wo die früheren Stengel standen. Man wußte für diese Male keine Erklärung, auf natürlichem Wege waren sie jedenfalls nicht entstanden, es mußten Hinweise auf die geheimnisvollen Kräfte der Pflanzen sein, und zwar sollten sie von keinem Geringeren als dem weisen Könige Salomo herrühren, der die Pflanze zum Zerspalten der Felsen bei dem Tempelbau benutzt hatte. Die Narben des Wurzelstocks wurden in der Phantasie des wundersüchtigen Volkes in Abdrücke des Siegels vom Könige Salomo verwandelt.

Das Salomonssiegel ist die in Sagen und Märchen so oft erwähnte Springwurzel, welche neben der Wünschelrute den mächtigsten Zauber in sich barg und für den glücklichen Besitzer von unschätzbarem Werte war; denn mittels derselben war man imstande, die reichen Schätze, die an so vielen Stellen in der Erde vergraben liegen sollen, aber von dämonischen Gewalten bewacht werden, zu finden und ohne Gefahr zu heben. Freilich eignete sich hierzu nicht jeder Wurzelstock der Pflanze; die echte zauberkräftige Springwurzel konnte von keinem Menschen selbst gefunden werden. Wer sie besitzen wollte, mußte ein Spechtnest aufsuchen, einen Holzkeil in die Öffnung desselben treiben und sich in der Nähe versteckt halten. Sobald der Specht zurückkehrt und sein Nest verschlossen findet, fliegt er fort und sucht die Springwurzel; dann hält er dieselbe an den Nesteingang, und der Keil fliegt heraus. Erschreckt man in diesem Augenblicke den Specht, so läßt er die Springwurzel fallen. R. Baumbach hebt deshalb eins seiner launigen Lieder an:

„Der Schwarzspecht ist ein Kräutermann,
Kennt manches Zauberkraut im Tann,
Das im Verborg'nen sprießet.
Er hält ob einer Wurzel Wacht,
Die alle Schlösser springen macht
Und jede Thür erschließet."

Das Maiglöckchen.

I.

Wie schlägt im Busch die Nachtigall,
Maiblümchen d'runter blüht,
Es schwingt die kleinen Glöckchen all',
Gelingt ihm doch kein Lied.

Wie ist mein Herz zum Springen voll,
Wie wogt's durch mein Gemüt,
Doch wenn ich's singen und sagen soll,
Gelingt mir doch kein Lied.

Ich glaub', im Himmel singt und klingt
Ein jeder grüne Strauch,
Ich glaub', im Himmel da gelingt
Ein kleines Lied mir auch.

Im Frühlingshauche schwingen sich
Die kleinen Glöckchen all',
Im Busche schlägt so wonniglich
Dazu die Nachtigall.

Martin (M. Lange).

II.

Maienglöcklein läuten wieder,
Denn der Frühling ziehet ein,
Und der Vögel helle Lieder
Heißen ihn willkommen sein.

Und mit Sonnenschein beladen
Und mit Blumenduft besät,
Nahet er mit Gottes Gnaden,
Er, des Frühlings Majestät.

Und an eines Berges Halde
Schlägt er auf sein Königszelt
Und beruft aus Feld und Walde
Hin zu sich die Sängerwelt.

Und er spricht zu ihnen allen:
Hört, ihr Sänger, groß und klein,
Jeder singe nach Gefallen,
Frei soll alles Singen sein.

Und die Maienglöcklein klangen
Niemals noch so hell und laut,
Und die kleinen Vöglein sangen
Niemals noch so hold und traut.

Warum klingen doch die Lieder
Und die Glöcklein weit und breit?
Ja, dem Frühling gilt es wieder,
Mehr doch gilt's der Singfreiheit.

Hoffmann v. Fallersleben.

Rätsel.

Ein Glöckchen ist mir wohlbekannt,
Es schimmert hell im ganzen Land;
Aus Silber scheint es dir gegossen,
Doch ist es aus der Erde entsprossen;

Mit einem Klöppel ist's verseh'n,
Doch hörte niemand sein Getön;
Auch ist's auf keinem Turm gehangen,
Es kann nur in der Tiefe prangen.

---

20. Die Erdbeere.

(Fragaria vesca.)

„Der Mai erschien in aller Herrlichkeit und erfreute Mensch und Tier. Im Walde, wo es bis dahin so öde und still war, wurde es lebendig; alles jubilierte in seliger Lust. Der Epheu spielte vergnügt im Sonnenschein, das Moos beschaute sich im Spiegel der klaren Tautröpfchen und freute sich über den reizenden Anblick, die Maiblumen hörten freudig das feine Geläute ihrer silbernen Glöcklein, wenn der Wind sie hin- und herschwang.

Alles, alles freute sich, nur die Erdbeere weinte: denn niemand beachtete sie, niemand blickte auf ihre weiße Blumenkrone und ihre grünen

Blätter, die sie doch mit großer Sorgfalt gebildet hatte. Das Bienchen allein kam summend zu ihr, suchte sie zu trösten und bat, Geduld und Hoffnung nicht zu verlieren. Und die Erdbeere hoffte und harrte. Und siehe, bald wurde ihr Fruchtboden fleischig, saftig und reifte die köstlichen Beeren.

Als nun das Maiblümchen schon längst entblättert war, und niemand mehr danach fragte, da stand sie in ihrer ganzen Pracht, beladen mit den schönsten und würzigsten Früchten und geliebt von Mensch und Tier. Alles drängte sich jetzt heran, um zu naschen und zu schmausen: Eichhörnchen holte für seine Kleinen, Ameisen speisten, Vöglein pickten, und noch spät abends steckte Glühwürmchen die Laterne an und flog herbei, um zu naschen. Erdbeere gab allen von ihrem Überfluß; aber die besten Früchte behielt sie zurück und bedeckte sie sorgsam mit ihren grünen Blättern.

Doch eines Morgens kam ein herzig Mägdlein mit einem kleinen Körbchen und suchte Erdbeeren für die kranke Mutter. Da zitterte die Erdbeere vor Wonne, daß ein frischer Morgenwind die Blätter hob und die purpurroten Beeren zeigte. Jubelnd neigte sich das Mägdlein nieder, pflückte so viel, als es heimtragen konnte, und labte die kranke Mutter.

Seitdem wächst die Erdbeere bescheiden in stiller Einsamkeit fort und reift die süßen Früchte, daß sie den Armen und Leidenden zur Nahrung dienen."

Nach alter Überlieferung darf eine Mutter, der der Tod schon Kinder genommen hat, vor dem Johannistage keine Erdbeeren essen, weil an diesem Tage die Mutter Maria die verstorbenen Kindlein in dem Paradiese zum Erdbeerpflücken führt. Die Kinder, deren Mütter jenes Gebot nicht beachtet haben, dürfen an der Freude nicht teilnehmen, weil ihre naschhaften Mütter ihren Anteil bereits verzehrt haben. Die Beziehung der Mutter Maria zu der Erdbeere ist eine Übertragung der Verbindung, welche nach Mannhardt einst zwischen der Frau Holle als Sommergöttin und unserer Pflanze bestanden hat.

Wenn ein Reiter eine Erdbeere am Wege sieht, so soll er, auch wenn er noch so große Eile hätte, vom Pferde steigen und sie essen. Hierdurch soll wohl ausgedrückt werden: selbst bei der größten Eile gönne dir die nötige Zeit zur Rast, oder wie es im Sprichwort heißt: „Eile mit Weile!"

Die Entstehung der Erdbeere.

In Waldes Dunkelheit und Nacht
Stand still ein Kräutlein unbewacht,
Es trug der zarten Blättlein drei,
Manch lichtes Blümchen sproßt' dabei,
Da flüstert's leis': „Ach, solch ein Blüh'n
Ward nicht mir niederm Kraut verliehn;
Nicht kann ich Glanz und süßen Duft
Versenden in die Frühlingsluft;
Doch, Blümlein, nimmer neid' ich euch,
Wohl bin ich arm, wohl seid ihr reich;
Doch ob ich schmucklos gleich und klein,
So denkt der Vater dennoch mein.
Auch mich labt Tau und Himmelslicht,
Der Herr vergißt die Kleinen nicht!"

Und als es noch so still erwägt,
Wie fein der Herr in Liebe pflegt,
Da kommt mit goldnem Lockenhaar,
Mit Augen, hell und wunderbar,
Das Haupt umstrahlt mit Himmelsschein,
Der Jesusknabe durch den Hain.
Und wie er freundlich um sich blickt,
Da ruft er innig und entzückt:
„Wohl glänzen in des Himmels Höh'n
Die Stern' und Sonnen wunderschön,
Doch auch in diesen Blümlein zart
Hat sich mein Vater offenbart."

Und zu den Blumen neigt er sich,
Des freuten sie sich inniglich,
Da seufzte still das nied're Kraut:
„Auf mich hat nicht das Kind geschaut;
Jetzt erst durchbebt mich stilles Leid,
Ich hätte es so gern erfreut!"
Und Jesus hört das leise Ach,
Ob noch so sacht' das Blümlein sprach,
Und neigt sich liebend zu ihm hin,
Und pflückt es ab mit mildem Sinn
Und spricht: „Mein Blümchen, zage nicht,
Auch du birgst wohl ein süßes Licht;
Wem Demut still im Busen ruht,
Den wähl' ich mir, dem bin ich gut."
Und seine Lippen drückt er drauf,
Da lebt in Wonn' das Kräutlein auf;
Und in ihm keimt's und wogt's und schwillt,
Und eine Erdbeer' zart und mild
Entsprießt in heller Purpurglut
Der Stell', wo Jesu Mund geruht. —

Jetzt reift die Beere weit und breit,
Hat manches Menschenherz erfreut;
Doch ob Geschmack mit Duft sich eint,
Ob auch die Farbe lieblich scheint,
So neigt sie doch mit Demutssinn
Sich stets zur stillen Erde hin
Und ist als Erdbeer' nun im Land
Gesucht, geliebt und wohlbekannt. —

Ihr Arm' und Kleinen, die ihr zagt,
Weil euch kein lichter Morgen tagt:
Wer weiß, was euch der Herr verleiht,
Und ist's auch nicht in dieser Zeit,
Wenn einst des Geistes Hülle fällt,
Dann wird auch euer Los erhellt;
Denn was in Demut hier bewährt,
Das wird in Liebe dort verklärt.

Fr. Rückert.

Die Erdbeere.

Erdbeeren sammelnd streiften
Kindlein im Wald umher,
Kommt Christ, der Herr, gegangen,
Erschöpft, ermattet sehr.

Er sieht die Beerlein schimmern,
Tritt drum den Kindlein nah,
Möcht' auch gern welche haben:
„Kindlein, was habt ihr da?"

„Wir haben nichts", so sprechen
Sie spottend obendrein,
Drauf er, von Licht umglänzet:
„So soll es auch nichts sein."

Und wieder weiter wallet
Er todesmüd' und matt —
Die Beeren aber machen
Fortan nicht Hungernde satt.

A. Pöls.

---

21. Der Waldmeister.

(Asperula odorata.)

Der Waldmeister gehört zu den Erstlingen des Lenzes; er ist ein „duftig grünes Kräutlein", das um seine Blütezeit mit den zierlichen Blattquirlen und den Dolden porzellanweißer Blumen zu unseren anmutigsten Waldpflänzchen zählt und die Namen Herzfreude und Herzfreudeli, welche es in der Schweiz führt, mit Recht auch ohne seine löblichen Beziehungen zur Maibowle verdient. Er ist ein Gast des

dämmerigen, schattigen Buchenwaldes, ja es scheint, als ob eine Art geheimer Sympathie zwischen der hohen Buche und dem niedrigen, schmucken Kraute bestände. Beide Gewächse haben fast dieselbe geographische Verbreitung, dieselbe Vorliebe für gewisse Standorte und denselben Entwickelungsgang. Zu derselben Zeit, wann aus den Knospen der Buchenzweige das junge Laub wie mit einem Zauberschlage plötzlich hervorbringt und den bisher winterlich braunen Wald in frisches, junges, freudiges Grün einkleidet, sprossen auch zwischen dem dürren Laub des Waldbodens die zarten Triebe des Waldmeisters hervor, und wann dann oben in den reich belaubten Kronen die kugeligen Blütenkätzchen der Buchen zu stäuben beginnen, dann hat auch der Waldmeister im schattigen Grunde seine Doldentrauben ausgesteckt, und die zarten weißen Sterne haben sich aufgethan, um den lieblichsten Blütenduft und die milde Mailuft auszuatmen.

Der Name Waldmeister oder Woldmeester findet sich schon seit alter Zeit im westlichen Deutschland, in der Schweiz und den Niederlanden; in Mecklenburg heißt unsere Pflanze Mösch, welche Bezeichnung wiederkehrt als Möske in der Mark, Meeßke in Ostpreußen, als Meserich und Meiserich in Schlesien. K. Schiller hat den Ausdruck Mösch auf Moschus zurückgeführt. Des Wohlgeruchs wegen werden die Möschkränze in Pommern, im Mecklenburgischen und in Hamburg auf die Märkte gebracht. Man bewahrt sie, bis es wieder neue giebt, und ziert die Wände damit oder legt sie in Schubfächer zwischen die Wäsche. In alten Kräuterbüchern finden sich auch die Namen Sternleberkraut und Leberkraut; H. Bock empfiehlt den an der Leber Leidenden Wein über Waldmeisterkraut gegossen. So stammt unser Maitrank aus den Laboratorien der Kräutermänner; allein wenn er anfangs nur zur Stärkung der Leber getrunken wurde, so fand er doch bald, als man hinter den Wohlgeschmack dieser Medizin gekommen war, allgemeinere Verwendung zur Förderung und Pflege fröhlicher Geselligkeit.

„Deutscher Waldmeister,
Du Kraut des Mai, zum Maitrank gieß' ich Wein auf,
Daß dein Duft befreie des Weines Geister!"

Es ist auffallend, daß das schöngeformte, duftige Kraut in den alten Sagen von den Blumen und Pflanzen nicht erwähnt wird; die Poeten der neueren Zeit jedoch haben das Lob desselben in prächtigen Liedern verkündet. Wer kennt nicht das heitere „Rhein-, Wein- und Wandermärchen" von O. Roquette, in welchem uns die Abenteuer aus Prinz „Waldmeisters Brautfahrt" in bunten Scenen vorübergeführt werden, und aus dem es uns so frisch und duftig entgegenweht, wie aus einem jungbelaubten, frühlingsgrünen Buchenwald. Die Bilder der rebenumkränzten Rheinufer ziehen in dem holden Märchen an uns vorüber; in der milden Luft schöner Maitage wandern wir längs dem breiten rauschenden Strome, hier durch Weingelände und über grünende sonnige Hügel, dort in den kühlen Schatten eines hochgewölbten Buchenhaines.

Waldmeister.

Im Walde grünt ein Edelkraut
— Ich nenn' es nicht mit Namen —,
Das mußt du pflücken, frisch betaut,
Eh's Blüten trägt und Samen.
Wie Quirle stehn in grader Zahl
Um eck'gen Stiel die Blätter schmal;
Das mußt du streu'n und stürzen
Ins Kännelein,
Den kühlen Wein
Dir wohl damit zu würzen.

Viel holde Kraft in Müßiggang
Ist diesem Kraut verliehen,
Doch nicht zu kurz und nicht zu lang'
Darf in dem Wein es ziehen.
An einem Augenblicke hängt,
Wie man im Nest den Vogel fängt,
Des Wonnetranks Gelingen.
Wird der verpaßt,
Weh' dir! Du hast
Ein Lied davon zu singen.

Aus: J. Wolff, „Der wilde Jäger".

Maitrank.

Es rankt die Rebe am rauschenden Rheine,
Die Kräfte der Erde saugt sie empor!
Sie bindet den Sommer und bannt ihn in Beeren,
Sie wendet und wandelt im Wechsel der Wochen
Der Sonne Gefunkel zu flüssigem Feuer,
Der Sonne Gleißen in glänzendes Gold,
Und füllt die Fässer mit feurigen Fluten
Der sinkenden Sonne Abschiedsgeschenk.

Im dämmernden Walde mit süßen Düften
Wächst in der Wildnis ein zierliches Würzkraut,
Ein feines Pflänzchen, Waldmeister genannt.
Frühzeitige Düfte des frischen Frühlings,
Ein Waldes-Würzhauch entströmte wohlig
Dem linden Kräutlein in lieblicher Kraft.

Es mischt nun der Meister mit weisem Maße
Das Gold des Herbstes zur Gabe des Frühlings,
Der Sonne Feuer zur Waldeswürze,
Daß lieblich vereint sich Anfang und Ende,
Das sonnenentspross'ne dem schattenenttauchten,
Die duftende Milde der leuchtenden Macht. . . . .

H. Seidel.

---

22. Die Schlüsselblume.

(Primula officinalis.)

Nach ihrem botanischen Namen Primula trägt die Schlüsselblume die Bezeichnung Primel, das heißt so viel als kleiner Erstling, nämlich des Frühlings. Ihren deutschen Namen hat sie von der Ähnlichkeit der Blüte mit einem Schlüssel, wie er vor Jahren gebräuchlich war. Zieht man die gelbe Blumenkrone heraus, so bleibt die Kelchröhre

wie ein zierliches Schloß mit dem Schlüsselloch nach altdeutscher Art zurück. Die spitz zulaufende Krone selber gleicht einem im Inneren hohlen Schlüssel, in welchen der Stift des Schlosses geschoben werden mußte.

Eine andere Erklärung des Namens unserer Blume weiß die Legende zu geben; sie erzählt: Als einst vor der hohen Himmelsthür der Pförtner Petrus vernahm, daß man sich Nachschlüssel gemacht, um Hinterpförtchen an dem Himmelsdome damit zu erschließen, entfiel vor Schreck das ganze Schlüsselbund der heiligen Hand und sank von Stern zu Stern bis tief herab auf unsere Erde. Schnell sandte er demselben einen Engel nach, daß er es aufhebe und ihm zurückbringe. Doch ehe dieser den Befehl auszuführen vermochte, hatten die goldenen Schlüssel bereits den Erdboden erreicht und sich demselben eingedrückt, und aus ihnen empor war eine goldene Blume erwachsen, welche der Erde bereits den Frühlingshimmel erschlossen. Zwar nahm der Engel die Schlüssel wieder mit sich fort, doch ein zarter Abdruck blieb uns zurück, und in jedem Jahre sprießen die Schlüsselblumen von neuem empor und erschließen uns den Blumenhimmel des Frühlings.

Ich bin der Schlüssel zur Tempelpracht,
Die Blumen öffn' ich in warmer Nacht,
Erschließe die Herzen zu Jubel und Wonne
Im goldenen Strahle der Frühlingssonne. Agnes Franz.

Himmelsschlüssel ist genannt ein goldenes,
Feingebildetes Blümchen auf der Wiese,
Weil den Himmel auf Erden sieht die Unschuld
Aufgeschlossen im Frühling unter Blumen. Fr. Rückert.

Schon im grauen Altertume stand die Blume als Heilpflanze in ganz besonderem Ansehen. Sie war „die Heilpflanze des Olymps". Wie das Mittelalter den Stein der Weisen suchte, um Gold zu machen, und sich mit dem Wahne trug, daß es einen Urstoff aller Materie geben müsse, der die Macht hätte, alles in seine einzelnen Teile aufzulösen, und dies allgemeine Auflösungsmittel Menstruum universale nannte, das auch die Kraft haben müsse, allen Krankheitsstoff aus dem Körper zu entfernen und das Leben zu erneuern: so war auch das Altertum in dem Wahne befangen, daß irgendeine Pflanze mit diesen Kräften ausgestattet sei. Dodecatheon, Zwölfgötterblume, nannten die Griechen die mit solchen Wundergaben bedachte Pflanze. Neben einigen anderen Blumen ist auch Primula veris zu den Pflanzen gerechnet, die von den Alten für diese Zwölfgötterblume gehalten wurden.

Auch bei den alten Galliern stand die Primel in hoher Achtung; aus ihr wurde ein Wundertrank gebraut, der Linderung in vielen Leiden bringen sollte. Zu diesem Zwecke durfte sie aber nur von dem Priester, dem Druiden, gepflückt werden, der sich auf entblößten Füßen, nüchtern und unter Gebet und allerlei Beschwörungsformeln in den Wald begab. Um die volle Heilkraft der Pflanze zu gewinnen, durfte die zu pflückende nicht angesehen werden, deshalb mußte die Hand beim Brechen links

unter den Kleidern durchgesteckt, und die Pflanzen mußten sofort in dem Gewande verborgen werden.

In der deutschen Volkssage wird der Schlüsselblume eine ähnliche Rolle wie der Springwurzel angewiesen. Manchmal erschien nämlich denen, welche Schlüsselblumen suchten, eine hehre Frauengestalt, die Schlüsseljungfrau (denn ein goldener Schlüssel pflegte sich in ihrer Krone zu befinden), und verlieh den Blumen, die in ihrer Gegenwart gepflückt wurden, die Macht, geheime Schätze zu erschließen. In der späteren christlichen Zeit ist diese Huld der Schlüsseljungfrau auf die Jungfrau Maria übertragen. Aus mancher Sage klingt dieser alte, heidnische Glaube zu uns herüber. So wird von einem Schäfer erzählt, der von einer Jungfrau auf einen Platz mit Schlüsselblumen geführt wurde. Er schloß mit einer solchen eine Thür auf, hinter welcher Kisten mit Schafzähnen standen, von denen er ohne bestimmte Absicht einige Hände voll einsteckte. Ohne sich weiter um die Schlüsselblume zu bekümmern, ging er von dannen. Die Schafzähne wurden in der Nacht zu eitel Gold; leider aber hatte er die Schlüsselblume vergessen, um mit ihrer Hilfe die Thür wiederholt zu finden und aufzuschließen.

Am 19. April, dem Todestage Lord Beaconsfields, trägt die feine Welt in London zu Ehren des verstorbenen Staatsmannes im Knopfloch oder am Busen eine Primel. An diesen Brauch knüpft sich eine Anekdote, wie die Primel Disraelis Lieblingsblume wurde, denn damals war er nur Disraeli und ein ganz junger Mann. Eines Abends Ballgast in Buckinghamshire, bei einem Verwandten, lenkte er die Aufmerksamkeit eines Freundes auf den Primelkranz, welchen eine reizende junge Dame in ihren dunklen Haaren trug, und bemerkte, die Primeln müßten natürliche sein, da der warme Lebenshauch, der über ihnen ruhe, unmöglich nachgebildet sein könnte. Sein Freund war der entgegengesetzten Meinung, und diese Verschiedenheit der Ansichten führte zu einer Wette. „Diese Primeln interessieren mich derartig", sagte Disraeli, „daß ich Gewißheit darüber haben muß. Hier, fünf Guineen; setzen Sie dagegen und lassen wir die junge Schöne selbst entscheiden." Der Freund bat die ihm bekannte Dame, ihr Disraeli vorstellen zu dürfen, und dann erzählte er ihre Wette. „Es thut mir leid, aber Sie haben verloren, Mr. Disraeli hat gewonnen, es sind wirkliche, keine künstlichen Primeln. Ich habe sie heute Morgen selbst in unserem Garten gepflückt und den Kranz selbst gewunden." Sie zog eine Blume aus dem Haar und sagte lächelnd, sie Disraeli überreichend: „Überzeugen Sie sich von Ihrem Siege." Disraeli steckte die Blume in sein Knopfloch und trug sie für den Rest des Abends. Am anderen Tage war er so glücklich, von der liebenswürdigen Schönen, der er einen Besuch machte, wieder eine Primel zu erhalten — dieses Glück erneuerte sich alle Tage während seines Besuches in Buckinghamshire. Die junge Dame endete leider tragisch; auf einem Spazierritt mit einem neuen Pferde wurde sie abgeworfen und starb nach langem Siechtum. Disraeli kam bald darauf zum zweitenmal nach Buckinghamshire, er fand nur das Grab der schönen Mabel und brach sich von dem reichen Blumenschmuck desselben eine Primel.

Seit dieser Zeit war sie seine Lieblingsblume. Er nannte die Unvergeßliche oft noch in Erinnerung seine Primula veris.

Primula veris.

I.

Liebliche Blume,
Primula veris!
Holde, dich nenn' ich
Blume des Glaubens.

Gläubig dem ersten
Winke des Himmels
Eilst du entgegen,
Öffnest die Brust ihm.

Frühling ist kommen.
Mögen ihn Fröste,
Trübende Nebel
Wieder verhüllen;

Blume, du glaubst es,
Daß der ersehnte
Göttliche Frühling
Endlich gekommen,

Öffnest die Brust ihm;
Aber es dringen
Lauernde Fröste
Tödlich ins Herz dir.

Mag es verwelken!
Ging doch der Blume
Gläubige Seele
Nimmer verloren!

Nikolaus Lenau.

II.

Willkommen mir,
Goldblümchen, hier,
Die auf den Wiesen
Zuerst uns grüßen!
Aufs neue seh'
Nach Frost und Schnee
In neuer Blüte
Ich Gottes Güte.

Der gute Gott!
Er schickt nach Not
Und kurzen Leiden
Uns wieder Freuden.
Wie schmücket euch
Der Tau so reich!
Wie hell ihr flimmert
Und glänzt und schimmert;

So mild bedenkt
Euch Gott — so tränkt
Er Laub und Rose,
Und Eich' und Moose!
Fest baue ich,
Mein Gott, auf dich;
Du sorgst nicht minder
Für deine Kinder.

Chr. v. Schmid.

23. Die Anemonen.

Zu den Anemonen gehören drei unserer schönsten Frühlingsblumen: das Buschwindröschen (Anemone nemorosa), das Leberblümchen (A. hepatica) und die Küchenschelle (A. pratensis).

Das erste Blümchen von ihnen, das Buschwindröschen, hat seinen Namen von der schönen Blüte, die in Gestalt und Farbe der

wilden Rose ähnelt. Infolge des dünnen Blütenstieles schwankt dieselbe bei dem leisesten Windhauche hin und her. Der botanische Name Anemone bedeutet so viel wie „Windling“. Im Unterrheinthal und in Tirol führt die Pflanze den Namen *Osterblume*, weil sie zur Osterzeit blüht und zu den Erstlingen der Blumen gehört, die vom Winterschlaf wieder auferstehen. Wie *Oberleitner* mitteilt, ist nach dem Glauben der schwedischen Bauern in den schönen Kronenblättern dieser Blume eine schützende Macht verborgen. Die rötlich glänzenden Blätter erinnern an die altnordische Redensart: „wie Blut auf Schnee“. Die Pflanze wird von den Bauern den Elfen geweiht, auch ist es Brauch, die erste Blume, die man im Frühling sieht, zu verzehren; denn man glaubt dadurch im ganzen Jahre von Krankheiten befreit zu sein. In Mecklenburg ist der Glaube allgemein verbreitet, daß das Verschlucken von drei oder sieben Blüten dieser Blume das kalte Fieber vertreibe. Wie der Dichter *Rist* erzählt, hat in den sechziger Jahren des 17. Jahrhunderts, nachdem das Hazardspiel mit den Tulpenzwiebeln ein jähes Ende gefunden hatte, in Holland das Windröschen plötzlich so hoch im Preise gestanden, wie einige Jahrzehnte früher die Tulpe. Aber bei der massenhaft gesteigerten Produktion verlor die neue Zierblume rasch diesen Modewert.

Noch früher als das Buschwindröschen begrüßt uns das *Leberblümchen* mit seinen schönen blauen Blüten. Gar treffend hat man die Blümchen in manchen Gegenden mit dem Namen *Himmelströpfchen* bezeichnet. Bei dem massenhaften Auftreten dieser Blume sieht es in der That aus, als ob der im ersten Frühlinge so düstere Waldgrund das freundliche Blau des Himmels wiederspiegele. Zu dem eigentümlichen Namen *Leberblume* hat die leberähnliche Gestalt der Blätter Anlaß gegeben. Man ließ sich von der Gestalt der Blätter zu der Ansicht führen, die Pflanze als ein Heilmittel bei Leberkrankheiten anzuwenden.

Die dritte Anemone ist die *Küchenschelle*; sie hat ihren Namen von der Form der Blüte. Derselbe heißt eigentlich *Kuhschelle*, weil die dunkelblauen Blüten den Schellen der Kühe gleichen. Die Diminutivform des Namens „*Kühchenschelle*“, welche in der Gegenwart meist zur Bezeichnung der Pflanze dient, wird fehlerhafterweise *Küchenschelle* ausgesprochen, hierdurch wird die Deutung desselben nicht unwesentlich erschwert. Nach anderer Ableitung hat jedoch der Name mit der Kuh nichts zu schaffen; danach ist die alte Bezeichnung *Kuckschelle*, die jedoch nicht mehr verstanden wurde, als in den süddeutschen Dialekten das Wort Kuck in Gauch überging und daneben die norddeutsche Form Kuckuck den einsilbigen Namen des Vogels verdrängte. Der Kuckuck paßt in doppelter Beziehung zur Pflanze: er ist der Vogel des Frühlings, welchen die Küchenschelle gleichsam einläutet; man vergleiche Schneeglöckchen. Sodann galt der Vogel früher als unheimlich und gefährlich, und so paßt der Kuckuck auch in dieser Beziehung zu der giftigen Pflanze.

Alle Anemonen zeichnen sich durch einen mehr oder weniger giftigen Saft aus. Die giftigste ist die Küchenschelle. Sie wurde früher medi-

zinisch gebraucht. Die mit unserem Buschwindröschen verwandte gelbe Anemone ist noch dadurch interessant, daß sie in ihrem Safte den Kamtschadalen das Gift liefert, mit dem dieselben ihre Pfeile für die Robbenjagd vergiften.

Anemone ranunculoides

Aus „Trompeter von Säkkingen“.

'S war im März. Noch trieb der Winter
Mummenschanz; die Äste hingen,
Mit phantastischen Eiskrystallen
Schwer geziert, zur Erde nieder.
Da und dort nur aus dem Grunde
Hob das junge Köpflein schüchtern
Anemon' und Schlüsselblume.
Wie der alte Patriarch einst
In der Sündflut Wassernöten
Ausgesandt die weiße Taube:
So von Winters Eis umlastet
Schickt die Erde ungeduldig
Prangend aus die ersten Blumen,
Fragend, ob nicht der Bedränger
In den letzten Zügen liege.

J. V. v. Scheffel.

Die weiße Anemone.

Was ist das für ein zarter Schnee
Im stillen Thal, auf sanfter Höh'?

Komm näher nur und schau herein!
Es sind viel Anemonen fein.

Die Glöckchen, rotverschämt und weiß,
Sie läuten auf des Herrn Geheiß.

Mit goldnen Klöppeln läuten sie
Dem Herrn zum Preise spät und früh.

F. Ettig.

---

24. Die Akelei.

(Aquilegia vulgaris.)

Die Akelei oder Aglei ist eine deutsche Waldblume mit echtdeutschem Namen. Über die Bedeutung und Entstehung des botanischen Namens Aquilegia und des Wortes Aglei herrschen die verschiedensten Ansichten. Wahrscheinlich ist die botanische Bezeichnung Aquilegia erst aus dem Deutschen entstanden, da diese Pflanze den Botanikern des Altertums nicht bekannt war. Das Wort Aglei stammt aus dem althochdeutschen agana mit der Bedeutung Granne, Spitze oder Stengel. Man gab der Pflanze diesen Namen, weil die fünf Schoten derselben spitz und den

Vogelkrallen gleich gekrümmt sind. Andere suchen das Wort Aquilegia in anderer Weise zu deuten. So findet man die Erklärung, daß aquilegia aus aqua (Wasser) und legere (schöpfen) zusammengesetzt sei. Die fünf trichterförmigen Kronblätter, in denen sich der Regen leicht ansammelt, mögen Anlaß zu dieser Deutung gegeben haben. Noch nach anderen soll der Name Aquilegia eigentlich Alleluja gelautet haben, weil diese Pflanze zur Zeit des Mittelalters wegen der Blätter als Symbol der Dreifaltigkeit gegolten hat. Andere deutsche Bezeichnungen dieser Pflanze sind Elfenschuh und unserer lieben Frauen Handschuh. Zur Zeit des germanischen Heidentums war unsere Blume den Elfen und der hohen Himmelskönigin Frigga geweiht. Nach Einführung des Christentums wurden die der Frigga geheiligten Pflanzen in den Marienkultus verwoben, aus Elfenhandschuh wurde der Name unserer lieben Frauen Handschuh.

---

25. Der Kreuz-Enzian.

(Gentiana cruciata.)

Wie Plinius berichtet, hat das artenreiche Geschlecht der Gentianen oder Enziangewächse seinen Namen von dem illyrischen König Gentius erhalten, der die Pflanze zuerst gefunden und medizinisch verwandt haben soll. Vorzugsweise eine Blume der Bergwiesen, steigen doch auch einige Arten in die Ebene und gereichen unseren Herbstwiesen zur Zierde.

Der Kreuz-Enzian oder die Kreuzwurz, so nach den kreuzweis-gegenständigen Blättern benannt, hieß früher Geerkraut oder Speerenstich. Schneidet man nach H. Bock den Wurzelstock quer durch, so entdeckt man einen kreuzförmigen Längsspalt, als ob mit einem Speer zweimal kreuzweis hindurchgestochen wäre. Andere Namen sind Modelgeer, Himmelstengel, Heil aller Schaden. Im Mittelalter war die Pflanze das gerühmteste Mittel zur Wundenheilung, daher das Sprüchlein:

„Modelgeer
Aller Wurzel Ehr'".

Wie man die Wurzel gegen Gift und ansteckende Krankheiten bei sich trug, so gebrauchten sie auch die Jäger, um ihr „Rohr nicht verderben" zu lassen. Zu diesem Zweck „fütterten" sie den Stein auf dem Hahne mit Kreuzwurzel; diese mußte jedoch am Karfreitag vor Sonnenaufgang mit einem Goldstück ausgegraben werden, wurde dann unter das Altartuch gelegt, und der Pfarrer mußte, ohne etwas davon zu wissen, drei Messen darüber lesen.

Der König des Geschlechts ist der gelbe Enzian (G. lutea), den schon A. v. Haller in seinen „Alpen" besungen hat:

„Dort ragt das hohe Haupt vom edlen Enziane
Weit übern niedern Chor der Pöbelkräuter hin,
Ein ganzes Blumenvolk dient unter seiner Fahne,
Sein blauer Bruder selbst bückt sich und ehret ihn.

Der Blumen helles Gold, in Strahlen umgebogen,
Türmt sich am Stengel auf und krönt sein grau' Gewand,
Der Blätter glattes Weiß, mit tiefem Grün durchzogen,
Bestrahlt der bunte Blitz von feuchtem Diamant.
Gerechtestes Gesetz, daß Kraft und Zier vermähle,
In einem schönen Leib wohnt eine schöne Seele."

Die Entstehung der Gentianen.

Drei Kinder gingen auf die Auen,
Des neuen Frühlings Reiz zu schauen.
Der Winter war so lang gewesen,
Und zwei von Krankheit erst genesen.
Der dritte sprach: „Kommt mit spazieren,
Ich will euch auf den Anger führen,
Daß euer mattes Aug' sich freue
An Blütenpracht und Himmelsbläue".
Doch da sie nun die Höh' erstiegen
Und sehn das Dörflein drunten liegen,
So waren Wolken aufgezogen,
Von Regen schwer, am Himmelsbogen,
Und zitternd fingen unsre Kleinen
Jetzt an vor Traurigkeit zu weinen,
Daß sie statt blauer Himmelsmilde
Der Regenguß umrauscht so wilde,
Und eilen fort, um unter Buchen
Am Saum des Waldes Schutz zu suchen.
Da kommt aus tiefen Waldesgründen,
Wo Sommers Beeren süß zu finden,
Ein lockicht-schöner Knab' gegangen,
Hat sie zu trösten angefangen,
Und spricht: „Am Sonntag kommet wieder
Und singt da oben fromme Lieder,
Den Himmel sollt, den wunderblauen,
Ihr dann zu euern Füßen schauen;
Wo jetzt die Regentropfen schimmern,
Da soll dann Himmelsfarbe dämmern;
Da müßt ihr betend niederfallen,
Das wird dem lieben Gott gefallen."
Drauf ist der Knabe schnell entschwunden,
Und keines hat ihn mehr gefunden.
Als nun die Kinder wiederkamen
Und ihren Weg zum Anger nahmen,
Sich an dem Blütenduft entzückten
Und in das Thal herniederblickten,
Ward droben alles vollgestreut
Mit Himmelsblau, und hoch erfreut
Hat Kindesauge sich verwundert,
Und Kindesherz sich froh ermuntert,
Den großen Gott im Himmel droben
Ob solchem Wunderwerk zu loben.
Ringsum war heil'ge Sonntagsstille:
Die Knospen drangen aus der Hülle,
Und über Berg' und Thäler fern
Hinwehte mild der Hauch des Herrn.
Drum ward den Kindern auch so eigen,
Sie mußten ihre Kniee beugen;
Und ihrer Lippen kindlich Lallen
Tönt' freudig, wie wenn Glocken hallen,
Und durch ihr offenes Gemüte
Drang ihnen des Allmächt'gen Güte.
Den Nachhall ihrer frohen Lieder,
Den gab der Chor der Vögel wieder.
Die Kinder liefen drauf mit Freuden
Die Läng' und Quer nach allen Seiten;
So weit sie reicht, der Augen Schau,
Blickt aus dem Grün das Himmelsblau,
Und wo ein Kindesfüßchen steht,
Sind blaue Blumen hingesät.
Und seitdem sieht man auf den Höhen
Alljährlich solche Blümlein stehen;
Doch wollen sie sich nicht bequemen,
Sich lassen mit nach Haus zu nehmen;
Sobald ihr anfangt sie zu pflücken,
Die Blättlein sich zusammendrücken;
Sie wollten nur den Anger zieren,
Nur unterm Himmelsdach florieren
Und auch des ewigen Lichtes Strahlen
In sanftem Glanz vor Augen malen.
Und fragt ihr nach der Blumen Namen,
So merkt's: Es sind die Gentianen,

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Auch „Herrgottsschühlein“ zubenannt,
Weil sie des Engels Tritt entstammt.
Wo aber solche Blumen blühen,
Da müßt ihr betend niederknieen
Und mit erhobenen Gedanken
Dem Schöpfer alles Schönen danken.
Er läßt die Blumen unten blühen,
Nach oben euern Blick zu ziehen;
Da wird dereinst im Himmelsgarten
Viel größ're Schönheit euer warten.

Jugendblätter.

26. Der Diptam.

(Dictamnus Fraxinella.)

In neuerer Zeit hat man auf Diptam, als auf eine „brennende“ und „feuerspeiende“ Pflanze, die Aufmerksamkeit in ganz ungewöhnlichem Maße gelenkt; ja man hat sogar geglaubt, in ihr das Gewächs wiedergefunden zu haben, welches bei der Berufung Mosis (2 Mos. 3, 2) erwähnt wird: „Und der Engel des Herrn erschien ihm in einer feurigen Flamme aus dem Busch. Und er sah, daß der Busch mit Feuer brannte und ward doch nicht verzehret.“ In dem Stengel, den Blättern und den Blüten des Diptams ist ein starkes ätherisches Öl enthalten, welches an warmen Tagen der Pflanze in Gasform entströmt und sich dann entzünden läßt. Von einem anhaltenden Brennen kann dabei jedoch nicht die Rede sein. Es tritt vielmehr nur ein momentanes Aufflackern eines bläulichen Flämmleins ein, und selbst diese Erscheinung läßt sich nur an ganz trockenen und heißen Tagen herbeiführen.

Die Pflanze soll von der Tochter des berühmten Naturforschers Linné entdeckt worden sein; doch war sie in Deutschland schon früher bekannt. In einem Kräuterbuche vom Jahre 1625 heißt es: „Fraxinella Aeschwurtz. Dieß Kraut wirdt von dem weit berühmten Herrn Dodonäo in Historia stirpium beschrieben. Die Blümlein haben eine schöne rohte purpurbraune Farb, und weiß sprenglicht mit Äderlein durchzogen, mit fünff Blättlein besetzet, aus welchen etliche krumme Fäßlein (die Staubfäden!) hangen, gleichwie ein Bart anzusehen, deren Geruch ist süß-lieblich, wie ein wohlriechender Zimmet, aber die Wurzel ist eines starken Geruchs, fast wie ein Bock. Wächst auf Bergen und Büheln.“ Die der Beschreibung beigefügte Abbildung läßt keinen Zweifel über die Gleichheit der Pflanze mit Dictamnus Fraxinella aufkommen.

Im ganzen Mittelalter wurde die Pflanze als wichtiges Arzneimittel angewandt. Banhinus rühmt von ihr: „Sie wird nützlich gebraucht wider der Schlangen Stich und giftigen Artzneyen; widerstrebt der Pestilenz und allem anderen Gift“. Auch in der Gegenwart wird die Pflanze von Landleuten als ein sehr kräftiges Heilmittel geschätzt; in Thüringen, wo dieselbe auf Kalkboden nicht selten vorkommt, ist sie stellenweise durch das fleißige Einsammeln gänzlich ausgerottet.

Von der Wertschätzung der Pflanze zeugen besonders auch die Namen Springwurzel, Spechtwurz, Krut, das Ysen aus den Wunden tut.

27. Der Frauenmantel.

(Alchemilla vulgaris.)

Der Frauenmantel war in der heidnischen Vorzeit der Göttermutter Frigga geweiht. Der Name bezieht sich auf die mantelartig zusammengefalteten Blätter. In einem alten Kräuterbuch heißt es: „a foliis in plicas coactis, weil die Blätter gleichsam zusammengefalten und einem kleinen Schurz oder Mäntelein nicht unähnlich sein". Die Pflanze war später der Mutter Maria geheiligt, welche mit einem Mantel dargestellt wird, der alle zu ihren Füßen Betenden mit einhüllt. Das Kraut führt auch die Bezeichnung Sinau, Sinnau, Sindau, mittelhochdeutsch sintôwe, d. h. Sin-tau = Immertau (vgl. Singrün), weil die Tautropfen in den breitlappigen Blättern auch bei Sonnenschein stehen bleiben; daher auch der Name Sonnentau. An die Tautropfen knüpft sich die eddaische Sage von Frigga, welche ihrem zu fernen Völkern gezogenen Gemahl Odin Thränen nachweint und darum die Thränenschöne genannt wird. So weinen auch im mittelhochdeutschen Epos Flos und Blankflos, die beiden Liebenden, als sie von einander getrennt, sich Thränen nach, die zu lauter Blumen und Perlen werden.

Die Pflanze wurde früher gegen Wunden und Blutflüsse gebraucht und stand besonders bei den Alchimisten in hohem Ansehen; sie bedienten sich derselben bei Aufsuchung des Steins der Weisen, des Lapis philosophorum, und beim Goldmachen. Von dieser Verwendung rührt der Name Alchimistenkraut her.

---

28. Die Bibernelle.

(Pimpinella.)

Die Bibernelle trägt ihren Namen von der ehemaligen Verwendung als Heilkraut und ist von bibere = trinken abzuleiten. Die botanische Bezeichnung ist nur als eine Umbildung des deutschen Namens anzusehen, nicht umgekehrt, wie man im Hinblick auf die gefiederten Blätter der Pflanze gemeint hat; denn diese sind nicht doppelt, sondern nur einfach gefiedert. Als im Mittelalter der schwarze Tod Deutschland wiederholt verheerte, niemand, der des Morgens gesund und frisch aufstand, wußte, ob er am Abend noch atmen würde, galt die Bibernellenwurzel als eins der geschätztesten Heilmittel. Ein Mann im Toggenburgischen wollte 1629 eine Stimme vom Himmel vernommen haben, welche gerufen:

„[illegible] die Bibernelle,
So sterbt ihr nicht so schnelle!"

Auch aus neuerer Zeit wird erzählt, daß 1832, als um Wien die Cholera hauste, ein aus dem Wald kommender Vogel ähnlich gesungen habe. — Als ein Hexenmeister in Fulda verbrannt wurde, rief er:

„Hätt' ich Aaron und Bibernell gekannt,
So würde ich nicht verbrannt!"

Bei den Landleuten steht die Wurzel noch heute in hohen Ehren, sie wird in Branntwein gelegt und dieser Abzug bei den verschiedensten Übeln angewandt.

Aus der Wertschätzung der Bibernellwurzel erklärt sich ein Brauch, der in einigen Orten der Mark herrscht. Am Himmelfahrtsfeste macht sich die Schuljugend auf, um Bibernellen zu suchen und mit der Wurzel auszugraben. Derjenige, welcher die größte Wurzel findet, gilt für den König und muß für die Ehre seinen Kameraden einen Schmaus geben. Nach diesem Brauch tragen verschiedene Berge den Namen Pimpinellenberge; so einer bei Königsberg in der Neumark, ein anderer bei Reppen.

---

29. Der gemeine Dosten.

(Origanum vulgare.)

Der Name Dosten, Dost, Dust ist sehr alt; im Dänischen und Norwegischen heißt die Pflanze Tost. Dost und Dosten bedeutet etwas, was sich buschig ausbreitet, also im allgemeinen einen Büschel oder einen Strauß; Dosten als Pflanzenname bezeichnet ein buschartig wachsendes Kraut. Nach altem Volksglauben war die Pflanze eins der besten Mittel gegen Hexen, Nixen und selbst gegen den Teufel. In einem Kräuterbuche von 1678 heißt es:

„Dost, Hartheu und weiße Heid',
Thun dem Teufel viel Leid".

Die bloße Berührung genügte, um die bösen Geister zu vertreiben, wie aus mehreren alten Volkssagen hervorgeht. Zu Werbach im Badischen erzählte einst ein Mädchen seiner Mutter, es hätte von seiner Pate gelernt, Mäuse und Gewitter zu machen. Die Mutter erkannte sofort, daß dieses nur mit Hilfe des Bösen möglich sei, und unterschätzte die Gefahr, in welcher ihr Kind schwebte, nicht. Als kluge Frau nahm sie Dosten und Johanniskraut, nähte es der Tochter heimlich in die Kleider und verbot ihr, die Pate ferner zu besuchen. Doch die Zaubereien gefielen derselben zu sehr, und heimlich schlich sie nach dem verbotenen Orte. Hier wartete schon der Teufel, um sie als Beute fortzuführen. Doch als er sie berührte, roch er die Pflanzen im Kleide und schrie wild:

„Dosten und Johanniskraut
Entführen mir meine Braut!"

Er mußte entweichen, denn er hatte nun keine Gewalt mehr über das Mädchen.

Ein andermal kam eine Hexe in einen Garten zu Hildesheim, um dort Unheil zu stiften; in demselben standen Dill (Anethum) und Dosten, und als sie dieselben erblickte, schrie sie vor Angst:

„Dillen und Dust,
Dat hew eck nich wußt!“

und entfloh sofort aus dem Raume.

Neben der Bezeichnung Dosten führte die Pflanze auch den Namen Wohlgemut; vielleicht ursprünglich wegen der stark und angenehm riechenden Blätter. In der alten „Bedeutung der Blumen“ heißt es: „Ein Kraut das heißt Gemude, wer es trägt, der zeigt, daß er allezeit fröhlichen Gemütes ist, und es machen die Frauen gern Scheppeln (Kränze) davon“. Und in dem Kräuterbuche von H. Bock vom Jahre 1574 wird der Name Wohlgemut dahin gedeutet, „daß die Pflanze Freude und guten Mut in den Menschen erwecke“.

Wurde das Kraut Mähern und Schnittern unter das Essen gekocht, so sollte die Speise in den heißen Tagen des Sommers die Lust und Freude zur Erntearbeit beleben, „daß sie wohlgemüter schafften“. Auch in alten Volksliedern findet das Kraut vielfach Erwähnung:

„Ein Blümlein auf der Heiden,
Mit Namen Wohlgemut,
Läßt uns der lieb' Gott wachsen,
Ist uns für Trauern gut;
Vergißmeinnicht steht auch dabei;
Grüß' sie mir Gott von Herzen,
Die mir die liebste sei!“

Zu dem Dostengeschlechte gehört auch der Majoran (O. Majorana). Der Name ist aus dem mittellateinischen majorana entstanden, und dieser wieder aus der alten Bezeichnung amarakos entstellt. Über die Entstehung der Pflanze erzählt eine griechische Sage: Amarakos, ein Sohn des Königs Kinyras auf Paphos, war als Salbenträger im Opferdienste thätig. Einst stürzte derselbe, als er ein Gefäß mit köstlicher Salbe trug, und erschrak darüber so, daß er erstarrte und sich unter Verbreitung des köstlichen Wohlgeruchs in die Pflanze Amarakos verwandelte. Da Amarakos im Dienste der Aphrodite gestanden, galt die Pflanze dieser Göttin als heilig und wurde wegen des Wohlgeruchs in die Opferfeuer geworfen. Nach Vergil legte Venus den geretteten Knaben Askanius in einem Haine Idalias auf einem Polster von weichen Majoranblüten nieder, und bei Catull heißt es in dem Dithyrambus an den Ehegott: „Komm herab, Gott Hymen, und umkränze deine Schläfe mit der Blüte des süß duftenden Majorans“. In der Gegenwart führt die Pflanze in vielen Gegenden nach der Verwendung als Gewürz den prosaischen Namen Wurstkraut.

---

30. Das Tausendgüldenkraut.

(Erythraea Centaurium.)

Diese schöne Pflanze führt ihren sonderbaren Namen von der vermeintlichen unübertrefflichen Wirkung, die man ihr früher und hin und

wieder auch noch jetzt gegen Fieber und Verdauungsbeschwerden zuschrieb, wie es J. Muth in folgenden Versen ausspricht:

„Kräftig bist du, wie der Natur freiwachsende Kinder,
Hoch gepriesen an Wert, dem die Benennung entspricht;
Bitter ist zwar, was du schenkst, wie die kühn gesprochene Wahrheit;
Doch dein bitterer Saft, wirkt er nicht Heilsames stets?"

Der alte Name der Pflanze lautete herba Centauria. Diesen führt dieselbe nach der Erklärung des Dr. Söhns in der „Natur" zu Ehren des in der Arzneikunde wohl erfahrenen Kentauren Cheiron. Als man jedoch in späterer Zeit diesen heilkundigen Kentauren nicht mehr kannte, ließ man das Wort Centaurium aus centum und aurum entstanden sein, so daß man die Pflanze im Deutschen eigentlich Hundertgüldenkraut hätte nennen müssen. Da aber seit alter Zeit zur Bezeichnung einer unbestimmten großen Menge nicht die Zahl 100, sondern 1000 volkstümlich gebräuchlich ist, so wurde die Pflanze Tausendgüldenkraut benannt. In wie hohem Ansehen dieses heilkräftige Kraut in früherer Zeit stand, geht aus der Sitte hervor, daß ein Reiter absteigen mußte, um es zu pflücken, so oft er es antraf, und daß die erste ihm begegnende Frau der Blume einen Kuß geben mußte.

Auf die Eigentümlichkeit unserer Blume, an Tagen, an welchen wegen der feuchten Luft Regen in Aussicht ist, die Blüten zu schließen, bezieht sich ein tiefempfundenes Lied von Fr. Rückert aus den „Kindertotenliedern".

Wenn das Tausendgüldenkraut
Offen blüht in Waldgehegen,
Darf gewiß sein, wer es schaut,
Daß es hat bei Nacht getaut
Und am Tage kommt kein Regen.

Als ein Tausendgüldenkraut
Blühtest du an meinen Wegen,
Und so lang' ich dich geschaut,
War die Nacht mir lustbetaut
Und der Tag hell ohne Regen.

Schönes Tausendgüldenkraut,
Wie sich nun zusammenlegen
Deine Blätter, seufz' ich laut:
Ach, die Nacht hat stark getaut,
Und der ganze Tag ist Regen!

---

31. Der Aaronsstab.

(Arum maculatum.)

Der Name Aaronsstab findet seine Erklärung in dem wundersamen Baue der Blüte. Der obere nackte, in der Mitte mit Staub- und unten mit Fruchtblüten besetzte Blütenkolben hat ein stabförmiges Aussehen, und das Volk sah in ihm ein bleibendes Zeichen der Erinnerung an den grünenden Stab des Hohenpriesters Aaron (4 Mose 17, 8). In einigen Gegenden führt die Pflanze den Namen Zehrwurz, weil

die Wurzel, die zwar im rohen Zustande der Gesundheit nachteilig ist, gekocht oder getrocknet ein gesundes Nahrungsmittel bietet; in den Karpathen wird sie dem Brotmehl beigemischt. Ein dritter Name ist Zeigwurz; denn in manchen Gegenden ist sie dem Landmanne ein Vorzeichen einer günstigen oder ungünstigen Ernte. Sind die Staubblüten vorwiegend stark entwickelt, so deutet dies auf eine gute Kornernte; eine überwiegende Entwickelung der Fruchtblüten aber läßt auf eine gute Heuernte schließen.

Bei der auffallenden Bildung der Blüte konnte es nicht fehlen, daß auch der Aberglaube die Pflanze in seinen Dienst nahm. Weil der Blütenkolben von der weißen Scheide wie ein Kind von den Windeln eingehüllt wird, sollte die Pflanze kleine Kinder gegen die Unholden schützen. Man legte den Aaronsstab zu diesem Zwecke den Kindern in die Wiege. Auch grub man ihn unter die Thürschwelle, um dem Bösen den Eingang in das Haus zu wehren.

In Schwaben erzählt eine Sage, daß Josua und Kaleb auf ihrer Reise als Kundschafter den Stab Aarons mitnahmen und auf demselben die große Traube aus Kanaan heimtrugen. Bei ihrer Rückkehr steckten sie den Stab in die Erde, und eben an der Stelle, wohin sie den Stab gesteckt hatten, wuchs der Aaronsstab hervor. Noch jetzt ist deshalb diese Pflanze ein Abbild des Früchtesegens, von welchem die beiden Kundschafter erzählten.

---

32. Der Seidelbast.

(Daphne mezereum.)

Die Deutung des Namens Seidelbast, mittelhochdeutsch zidelbast, ist eine verschiedene. Während die einen das Wort wegen des feinen Bastgewebes des Strauches an Seide anlehnen, beziehen es die anderen auf die Bienen, welche im ersten Frühjahr die schönen roten Blüten besuchen, indem sie daran erinnern, daß Zeidler gleichbedeutend mit Bienenzüchter und zeideln oder zideln so viel heißt, als Honigscheiben aus dem Bienenstocke schneiden. Der altnordische Name der Pflanze Tyvidhr weist auf Zio, den Kriegsgott der heidnischen Germanen; J. Grimm erschließt für denselben als die rechte alte Lesart Ziolinta, welche in Form und Sache zu der altnordischen Bezeichnung stimme, wobei er bemerkt, daß linta Bast bezeichne und Seidelbast für Zeilindebast stehe. Der Strauch führt auch den auffallenden Namen Kellerhals. Andresen vermutet, „daß demselben ein imperativisches ‚Kellen, hals' (quäl' den Hals, von kellen, englisch quell) zugrunde liege, mit Beziehung darauf, daß die Beeren als Gewaltmittel bei Halskrankheiten heftiges Brennen verursachen".

Der Strauch soll einst ein stolzer Baum gewesen sein. Als aber die Juden aus seinem Holze das Kreuz Christi zimmerten, traf ihn der Fluch des Herrn. Er schwand und verkümmerte seit der Zeit, bis er endlich zu einem kleinen, mageren Sträuchlein wurde.

Blüten schmücken dich schon, noch ehe die Blätter dich kleiden;
Ungestielt an den Zweig schmiegen die Blumen sich an.
Röschen ahmst du nach und Hyacinthen; an Farbe
Jenen, und diesen an Duft; beides verführet den Sinn.
Gärten zieret dein Schmuck; doch bist du bekannt durch die Schärfe,
Durch betäubenden Duft, durch die gefährliche Frucht.

J. Muth.

33. Die Tollkirsche.

(Atropa belladonna.)

Der deutsche Name sowohl wie der botanische deuten auf die Giftigkeit dieser Pflanze. Atropa stammt aus dem Griechischen und sagt, daß der Tod nach dem Genusse dieser Pflanze unabwendbar sei. Denselben Namen (Atropos) führte auch die Todesgöttin, die in der Unterwelt ohne Erbarmen den von den beiden anderen Parzen gesponnenen Lebensfaden abschnitt. Die Bezeichnung Tollkirsche führt die Pflanze, weil ihre schönen, kirschähnlichen und zum Genuß einladenden Beeren von sehr nachteiliger Wirkung für den Menschen sind. Am Niederrhein heißt die Pflanze auch Walkerbeere, weil jeder nach dem Genuß der Beere den Walküren anheimfiel. Im Gegensatz zu den angeführten Namen steht der lateinische Beiname belladonna; er bedeutet schöne Frau. In Italien wurde die Pflanze von eitlen, gefallsüchtigen Schönen benutzt, um durch Einträufelung eines Tropfens Saft aus der Beere dem Auge Glanz und Feuer zu verleihen. Auch bereitete man aus dem Safte ein Schönheitswasser zur Erhaltung einer reinen, klaren Haut. Wegen der pupillenerweiternden Eigentümlichkeit verwendet man das Alkaloid der Tollkirsche in neuerer Zeit vielfach in der Augenheilkunde.

Das besonders in der Wurzel und der Frucht enthaltene Gift heißt Atropin. Seine Wirkungen erstrecken sich vorzugsweise auf die Sinnesorgane und das Gehirn, es erzeugt Schwindel, Betäubung, Doppelsehen u. s. w. Von Kindern, denen die Pflanze unbekannt ist, wird die schöne, kirschähnliche Beere gar leicht gegessen, und hat die Tollkirsche auf diese Weise schon viel Unheil angerichtet. Ein furchtbarer Vergiftungsfall hat sich 1813 bei Pirna zugetragen, wo viele französische Soldaten in einem Feldlager Tollkirschen aßen und infolge dessen an Wahnsinnszufällen litten und verstarben. Nach Montanus mischten einst die Schotten den Saft der Tollkirschen unter das Getränk, wodurch das Kriegsheer des eingedrungenen Dänenkönigs Sveno eingeschläfert und dann durch einen Überfall leicht bezwungen wurde.

Die Tollkirsche.

Deine Glocken, die roten, erhebst du auf waldigen Höhen;
Glänzend wie Kirschen, schwarz, prangen die Beeren an dir.

Aber du heuchelst nur die Farben der Rose; dem ernsten
Blick enthüllet es sich, daß nur die Falschheit so glüht.
Deine Kirschen verführen durch ihren Zucker, doch wehe,
Wer sie genießet, denn sie bergen im Zucker das Gift.
Schön ist dein Name, doch schrecklich dein Gift; so hinter den schönen
Worten leider! ist oft Tücke des Herzens versteckt.

J. Muth.

34. Der Türkenbund.

(Lilium martagon.)

Die bräunlich-roten Perigonblätter des Türkenbundes sind rund gewölbt und zurückgeschlagen und bilden einen kleinen Turban, wie ihn die Türken tragen, daher der fremdländische Name der Pflanze. Die Heimat derselben soll nach einigen das Kap der guten Hoffnung sein, von hier sollen sie Kolonisten nach Europa gebracht haben. Andere behaupten jedoch, sie wäre ursprünglich eine abendländische Pflanze. Zur Zeit der Alchimisten hat sie eine große Rolle gespielt. Bekanntlich beschäftigten sich diese wunderbaren „Gelehrten" damit, aus irgendeiner Mischung von Stoffen das vielbegehrte und hochgeehrte Gold herzustellen. Fast jeder Fürst hatte seinen Hofalchimisten, der mit regem Eifer und geheimnisvoller Wichtigthuerei die abenteuerlichen Studien pflegte; denn das Gold war eben bei allen Fürsten knapp und rar. Die Zwiebel des Türkenbundes hat einen goldgelben Farbstoff, er sollte das eigentliche Goldmittel enthalten, und von ihm hat die Pflanze den Namen Goldwurz erhalten. In Bezug hierauf heißt es in einem Kräuterbuch aus dem 16. Jahrhundert: „Das vierte Geschlecht Heidnisch-Lilie nennt man Goldwurz von wegen der gelben Wurzel, vielleicht auch, weil die Alchimisten das Kraut in großem Wert halten und wollen, es habe eine Kraft, die Metalle zu verändern".

Im 16. Jahrhundert war der Türkenbund die Modepflanze, besonders war die scharlachfarbige Blume sehr geschätzt und gesucht. Wie in späterer Zeit bei der Kultur der Tulpen, so soll es auch beim Türkenbund besonders die holländische Gartenkunst verstanden haben, ein recht lohnendes Geschäft mit den Zwiebeln zu erzielen. So schnell freilich die Liebhaberei für diese Pflanze entstanden, so schnell schwand sie auch wieder; eine andere Blume trat an ihre Stelle, um auf einige Zeit die Gunst der Menge zu fesseln.

In der Schweiz pflückt noch jetzt der Senne die auffallenden Blüten und hängt sie in seiner Sennhüte oder in den Ställen des heimatlichen Dorfes auf, damit sie die Kühe vor Krankheit und Hexerei schütze.

35. Die Farnkräuter.

(Filices.)

Welcher Freund der Natur hätte sich bei einem Spaziergange durch den Wald oder durch das Gebirge nicht schon erfreut an den vielen zier-

lichen Gestalten dieser Kräuter! Wie mancher hebt ein solches Pflänzchen mit den Wurzeln aus und pflegt es daheim im Gärtchen oder Blumentisch, um sich täglich an den zierlich zerteilten Wedeln desselben zu ergötzen! Zwar die ganze Pracht und Schönheit der Entfaltung dieser Pflanzenart zeigen erst die Vertreter in den feuchten Wäldern der heißen Zone, wo baumförmige Farne in einer Höhe von 15 m mit riesigen Wedeln das Erstaunen des Europäers erregen. Und doch, was sind selbst diese baumförmigen Farne der Gegenwart im Vergleich mit ihren Brüdern der Vorzeit! Es gab einst eine Periode in der geologischen Entwickelung unseres Planeten, in der den Farnen die Herrschaft unter den Pflanzen zukam, in der sie in großen, unermeßlichen Wäldern das feste Land bedeckten. Sie fanden in jener fernen Zeit alles das in reichlicher Menge vor, was sie zu ihrer üppigen Gestaltung erfordern. Über dem eben aus dem Urmeere emporgehobenen Festlande lagerte eine tropische, reichlich mit Wasserdämpfen und Kohlensäure angefüllte Atmosphäre, welche Exemplare zeitigte, gegen deren riesenhafte Ausdehnung selbst die größten der heutigen Vertreter als Zwerge erscheinen. Doch nachdem sie lange, lange Zeit hindurch als die Schönsten unter den Kindern Floras das grüne Pflanzenkleid der Erde gebildet hatten, verschwanden sie, um anderen die Herrschaft einzuräumen. Das feste Land sank unter das Niveau des Urmeeres, und die herrlichen Farnwälder wurden von den mächtigen Meereswellen überflutet und von den festen Bestandteilen des Meeres, die sich aus demselben niederschlugen, begraben. Der Druck dieser Schichten, die meist eine erstaunliche Ausdehnung erhielten, ist im Laufe der unermeßlichen Zeit so stark gewesen, um die unter ihnen ruhenden Farne in steinharte Kohlen zu verwandeln. In welcher üppigen Entfaltung und kolossalen Menge die Farnkräuter damals auf der Erde existiert haben müssen, beweisen die vielen und mächtigen Steinkohlenflötze, die sich in allen Erdteilen befinden, und aus denen der Bergmann häufig die schönsten Abdrücke der zierlichen Wedel als Urkunden über die Entstehung der Steinkohle und zugleich als Denkmünzen der Schöpfung an das Tageslicht fördert.

Nach diesem flüchtigen Rückblick in die graue Vorzeit unserer Erde wenden wir uns wieder der fröhlichen Gegenwart und der Betrachtung der heutigen Farne zu. Beginnen wir mit dem Namen Farn. Derselbe findet sich bereits im Althochdeutschen, doch ist die Bedeutung desselben dunkel. Ein Zusammenhang mit dem Worte „fahren" ist schwer anzunehmen, obgleich einige ältere Botaniker die Pflanze „Waldfahren" nennen; möglich, daß sie hierdurch auf die außerordentlich schnelle Entwickelung derselben hinweisen wollten. Eine Farnart führt den Namen Engelsüß (Polypodium vulgare), weil sie nach dem Volksglauben den Menschen von den Engeln als Heilmittel gegen Schlaganfälle gegeben sein soll. Die Bezeichnung „süß" bezieht sich auf den Geschmack der Wurzel. Unser größter europäischer Farn heißt Adlerfarn (Pteris aquilina), weil der untere Teil des Wedelstieles auf der Durchschnittsfläche eine dem Doppeladler ähnliche Figur zeigt. Auch mit den Buch-

staben J. C. wird die Zeichnung verglichen, wonach der Farn Jesus-Christus-Wurzel benannt ist.

Unter den Farnkräutern, welche die heimlichen Verstecke des Waldes und der Felsenklüfte verlassen und in die Ritzen unserer Mauern und Ruinen übersiedeln, erwähnen wir nach einem Artikel von C. Sterne in der Zeitschrift „Vom Fels zum Meer“ zuerst die Mauerraute (Asplenium Ruta muraria), welche in ganz West-, Mittel- und Südeuropa aus allen Fugen alter Mauern ihre fingerlangen, zierlich wie eine Raute zerteilten grünen Wedel hervorstreckt, deren Unterseite sich schließlich dick mit schwarzbraunen Samenknöspchen (Sporen) bedeckt. Der alte deutsche Botaniker Hieronymus Bock (Tragus) nannte dieses immergrüne, neugierig aus allen Mauerritzen guckende und vermutlich den Eidechsen nahe befreundete Kräutlein schon vor 300 Jahren Miraculum Naturae und setzte geheimnisvoll hinzu: „Dies Kräutlein ist nit wie andere Pflanzen, man muß darin der Natur ihren Lauf lassen“.

Ein gleiches Aufsehen erregte in früheren Zeiten ihr natürlicher Gefährte und Nachbar, der aus den Mauerritzen herabschlängelnde Haarfarn (Asplenium Trichomanes), der an einem haardünnen, rotbraunen, glänzenden Stiele beiderseits lebhaft grüne Linsenblättchen trägt, also gegenüber der Mauerraute, deren Wedel gleich dem der meisten Farne doppelt gefiedert ist, nur eine einfache Fiederung zeigt. Man nannte das zierliche Gewächs auch roten Steinbrech, weil es so zu sagen die Steine mit seinen Wurzeln durchbricht, und hielt es für ein Pflänzlein, welches wider den Tod gewachsen wäre. Es galt für eine Art Gegenpart zu der eben erwähnten Mauerraute, und Bock schreibt darüber: „Die Weiber reden also von diesem Kräutlein, Mauerraute soll niederlegen (d. h. die Kräfte des Herzens) und abhelfen, dagegen soll das braune Härlein mit den Linsenblättlein wiederbringen und aufhelfen“. Man nannte daher diese beiden Ruinenfarne auch Abthon und Wiederthon (Abthun und Wiedergeben).

Den dritten im Bunde dieser geheimnisvollen und kräftereichen Steinfarne bildet der Schuppenfarn (A. Ceterach), der sich auf den Mosel- und Nahebergen und versprengt im mittleren Europa findet. Die fingerlangen, lebhaft grünen Wedel, die in der Regel anmutige Rosetten bilden, gleichen im Umriß einer groben Doppelsäge, deren Zähne einander nicht gegenüber, sondern in sehr auffallender Weise abwechselnd stehen, während die Unterseite dicht mit braunen, sich wie das Gefieder eines Rebhuhns deckenden Schuppen bedeckt sind. Man hielt den Schuppenfarn für ein Zauberkraut und sammelte ihn in mondlosen Nächten. Tieren, die davon fräßen, sollte es die Milz verzehren, deshalb gebrauchte man es bei Milzanschwellungen, und davon hat die ganze Gruppe der Stein- und Ruinenfarne im engeren Sinne den Namen Asplenium, von dem kretischen Namen des Gewächses Asplenon, das Milzlose, erhalten.

Die eigentümliche Art und Weise der Fortpflanzung der Farnkräuter ist es von jeher gewesen, welche die Verwunderung der Menschen erregt hat; als zu den Kryptogamen gehörend, treiben dieselben weder Blüten

noch Früchte wie die übrigen Pflanzen und vermehren sich trotzdem. Da unseren Vorfahren die Kenntnis der Sporenkörper und die Entstehung der Pflanze aus ihnen fremd war, so fand der Aberglaube hier leichtes Spiel, und man brachte die Pflanze mit den bösen Geistern, ja mit dem Teufel selbst in Verbindung. Dem rätselhaften Samen schrieb man die wunderbarsten Kräfte zu. Wer in dem glücklichen Besitze desselben war, erfreute sich einer unverwelklichen Jugend und bekam eine solche Kraft, daß er in seinem Geschäfte ebenso viel arbeitete als sonst zwanzig Männer. Unter anderem erzählt E. Meier in seinen schwäbischen Sagen, daß vor etwa 200 Jahren in Rotenburg ein Webergesell gewesen sei, der nur am Samstag gearbeitet und die übrigen Tage der Woche mit Spielen und Saufen hingebracht, aber an dem einen Tage immer mehr gewoben habe als ein geschickter Weber die ganze Woche hindurch. Das kam daher, weil dieser Gesell den Farnsamen auf seine Profession geholt hatte. Dies ist am Ende auch herausgekommen. Denn einst, als dieser Gesell ein Stück Leintuch von 100 Ellen während eines einzigen Tages gefertigt hatte, wollte seine Meisterin dasselbe auch an dem nämlichen Abend abliefern. Sie that's in einen Korb und trug es fort. Ihr Weg aber führte sie gerade an der Ehinger Kirche vorbei; und als sie eben daran vorüberging, hörte sie zum heiligen Segen schellen, stellte darauf ihren Korb nieder, kniete hin und empfing nun auch den heiligen Segen. Nachdem aber der Segen ausgeteilt war, und die Frau mit ihrem Leintuch weiter wollte, da war das ganze Stück wieder zu Garn geworden und die ganze Weberei vernichtet. Zur Zeit des Mittelalters führte der Same den vielversprechenden Namen „Wünschelsame", denn wer ihn bei sich trug, dem wurden alle Wünsche erfüllt. Auch besaß der Farnsame nach der Meinung des Volkes die wunderbare Macht, unsichtbar zu machen. Als einst ein Mann in der Mitsommernacht sein verlorenes Füllen suchte und durch eine Wiese ging, fiel Farnsamen in seine Schuhe, und als er heim kam, gewahrte er, daß seine Hausleute gar nicht auf ihn achteten. Er rief: „Ich habe das Fohlen nicht gefunden!" Da erschraken alle heftig, weil sie seine Stimme hörten, ohne ihn zu sehen. Er machte nun allerlei, um sich über den Vorfall aufzuklären, wurde aber erst dann wieder sichtbar, als er seine Schuhe ausgezogen hatte.

Legte man ferner den Farnsamen zum Gelde, so sollte er bewirken, daß dasselbe trotz aller Ausgaben nicht weniger wurde. Überhaupt sollte der Teufel dem glücklichen Besitzer dieses Samens bei allen möglichen und unmöglichen Dingen behilflich sein. So erzählt man folgende Geschichte: Ein Bursche hatte sich auch einst vom Teufel den Farnsamen zu verschaffen gewußt; infolgedessen konnte er fahren, wie er wollte: so jagte er z. B. mit vier Pferden die steilsten Abhänge hinab, ohne Schaden zu nehmen. Als er einst mit dem Erntewagen in die Scheune fuhr und niemand zum Abladen bei der Hand war, fuhr er über die Leiter zum Boden hinauf und warf dort das Getreide ab. Der Bauer kam zufällig dazu, aber ängstlich schwieg er still, denn hätte er nur ein Wort gesprochen, so wären Kutscher, Pferde und Wagen rettungslos heruntergestürzt.

Der zauberkräftige Same war jedoch sehr schwer zu erlangen. Ganz unsicher war man darüber, wann er zur Reife gelangt wäre; die einen sagten, in der Johannisnacht müsse man ihn suchen, die anderen bestimmten die Christnacht dazu. In jedem Falle mußte man ihn des Nachts von 11—12 Uhr sammeln. Aber gerade dies Einsammeln hatte seine große Schwierigkeit. Denn der Same gelangte nicht allmählich zur Reife, sondern plötzlich, und in demselben Augenblicke fiel er funkelnd wie feuriges Gold mit großer Kraft zur Erde und verschwand, so daß er nicht wiedergefunden werden konnte. Die Kraft, mit der er dem Boden zustrebte, sollte so groß sein, daß er selbst metallene Mörser, in denen man ihn auffangen wollte, durchschlug; nur ein kohlschwarzes Bockfell konnte ihn aufhalten. Am sichersten erhielt man ihn aber vom Teufel selber, dem man sich dann allerdings verschreiben mußte. Zu diesem Zwecke durfte man in der ganzen Adventszeit nicht beten, kein Weihwasser berühren und nicht in die Kirche gehen. Dagegen mußte man sich stets mit teuflischen Gedanken beschäftigen. In der Christnacht stellte man sich vor Mitternacht auf einen Kreuzweg, über welchen schon Leichen nach dem Friedhof getragen waren; hier erschienen dem Menschen eine Menge Gespenster, unter denen bekannte und unbekannte Verstorbene waren, und suchten ihn von seinem Vorhaben abzubringen. Er durfte aber kein Wort sprechen und nicht lachen, sonst wurde er sofort vom Teufel zerrissen. Hatte er bis zum Schlage zwölf die Probe bestanden, so erschien der Böse und gab ihm eine Düte mit Farnsamen.

Von einem Burschen wird erzählt, daß er einst den oben erwähnten Kutscher gebeten habe, ihn bei der Gewinnung des Farnsamens in der Christnacht begleiten zu dürfen. Zur vorgeschriebenen Zeit, nachts elf Uhr, gingen sie nach dem Kreuzwege. Der Führer zog einen Kreis, gebot das tiefste Schweigen und las wunderliches Zeug aus einem kleinen Buche. Von halb zwölf ertönte das Getöse des wilden Heeres, dann hing ein großer Mühlstein an einem dünnen Faden über beiden. Hierauf erschien ein vierspänniger Wagen, dessen Fuhrmann, um sie zum Sprechen zu verleiten, nach der nächsten Ortschaft fragte. Dann glitt eine große Holzschüssel herab und fragte, ob sie dem Wagen nachkommen könne, und diese Schüssel erschien dem Burschen so komisch, daß er laut lachen mußte, wofür ihn der Wissende mit einer kräftigen Ohrfeige belohnte, da er durch das Lachen den Farnsamen verscherzt hatte.

Aber nicht nur der Same, sondern auch das ganze Kraut war wunderkräftig. Schritt ein Wanderer über dasselbe, ohne es zu beachten, so verlor er den Weg und konnte sich nur dann wieder zurechtfinden, wenn er die Schuhe wechselte oder — wenn es eine Frau war — wenn sie die Schürze ablöste und verkehrt vorband. Aus diesem Grunde hieß das Kraut in Thüringen Irrkraut. Blühenden Farn hing man gern über die Thür, damit er Glück ins Haus bringe. Zur Mitternachtsstunde, am Walpurgistage (1. Mai) verwandelte sich nach der Meinung unserer Vorfahren alles Wasser der Brunnen und Flüsse in Wein, doch nur der, welcher Farnblüte bei sich trug, konnte es schöpfen. Nach Montanus schneiden Betrüger im Frühjahr die Farnkrautwurzel zu

der Gestalt einer Menschenhand, welche sie Johannishand oder Glückshändchen nennen, und geben vor, daß der, welcher eine solche bei sich trage, in allen Unternehmungen, vorzüglich aber in Erlangung von Geld und Gut höchst glücklich sei.

Eine andere Sage erzählt Dr. Th. Bodin in der „Natur" über das Farnkraut, das bei den Wenden des Spreewaldes Paproschkraut genannt wird. Er schreibt: „Ein junger Hirte verstand einmal, dank diesem Kraute, die Sprache der Gänse. Aber nur ganz kurze Zeit konnte er sich seiner Sprachkunde rühmen. Das kam folgendermaßen: Einst hütete er nachts die Gänse seines Herrn. Da fiel ihm die Blüte von dem Kraute Paprosch in die Schuhe; das blüht nur nachts um die zwölfte Stunde. Früh morgens heimgekehrt, brüstete er sich nicht wenig vor den Leuten, denn er konnte ihnen berichten, was die Gänse sich erzählt hatten. Sofort wurde dieses im ganzen Dorfe bekannt, und auch der Herr des Hirten erfuhr davon; neugierig geworden, ließ er sobald den gelehrten Hirten zu sich kommen. Dieser wollte nun sauber und ordentlich vor seinem Gebieter erscheinen; er zog die beschmutzten Schuhe aus und bessere an — aber da hat er nichts mehr gewußt und ist von seinem Herrn als Prahlhans verspottet worden."

---

36. Der Bärlapp.

(Lycopodium clavatum.)

Diese dem Farnkraut nahe verwandte Pflanze führt den eigentümlichen Namen Bärlapp von der Ähnlichkeit der dichtbeblätterten jungen Zweige mit einem behaarten Tierfuße; auch der botanische Name besagt dasselbe, er ist zusammengesetzt aus zwei griechischen Wörtern, die Wolf und Fuß bedeuten.

Man war früher der Meinung, daß nach der Zeit der Sonnenwende, von der die Tage wieder abnehmen, die bösen Geister auch mehr Macht über die Menschen bekämen. Um sich nun gegen die dunkeln Mächte der Finsternis zu schützen, suchte man die Ranken des Bärlapp, umgürtete sich damit und warf Kränze aus diesem Kraute in die Johannisfeuer. Daher führte die Pflanze auch die Namen Gürtelkraut und Johanniskraut. Eine andere Bezeichnung der Pflanze ist Weinkraut, weil man, um das Sauerwerden und Abstehen des Weines zu verhüten, ein Stückchen von ihrer Wurzel oder ihrem Kraute in den Wein hing. Besonders rätselhaft erschienen die Sporen. Weil sich dieselben schwer mit Wasser verbinden und im Feuer mit blitzähnlicher Flamme aufleuchten, hielt man sie für ein schwefelhaltiges Pulver, welches der Pflanze von den bösen Geistern verliehen wäre, und nannte es Hexenmehl. In einem alten Kräuterbuche heißt es von demselben: „Im Julio und Augusto findet man einen fahlgelben Staub, Mehl oder Pulver in der Pflanze, so etliche für den Samen halten. Das gelbliche Mehl oder Pulver, wenn es durch ein Röhrlein in ein brennendes Licht

oder ein Feuer geworfen wird, giebt wegen seiner subtilen schwefelichten Teilchen eine starke Flamme oder Blitz von sich, dahero es etliche Sulphur vegetabile (Schwefel aus dem Pflanzenreiche) nennen."

---

37. Die Schwämme.

(Funginae.)

In noch weit höherem Grade als die übrigen Kryptogamen erregte das Heer der Schwämme die Verwunderung des Menschen. Gar vieles wirkte hier zusammen, um die wunderbarsten Ansichten über diese Gewächse bei dem Volke hervorzurufen. Außer der auffallenden Gestalt und Farbe war es besonders das sprichwörtlich gewordene schnelle Hervorschießen derselben aus dem dunkeln Schoß der Erde, das sie vor anderen Pflanzen auszeichnete; über Nacht entstanden sie, und fast ebenso schnell waren sie verschwunden. Die Unkenntnis der Sporenkörper ließ die Menschen früher über das Wesen der Fortpflanzung der Schwämme vollkommen im Unklaren. Dazu kam noch die auffallende Erscheinung, daß sich einige Schwämme für den Menschen als genießbar erwiesen, während andere trotz ihrer verführerisch leuchtenden Farbe Krankheit und Tod bei einem Genusse im Gefolge hatten. Es darf uns daher nicht wundernehmen, wenn auch die Schwämme mit geisterhaften Wesen in Verbindung gebracht wurden. Bis vor gar nicht langer Zeit hielt man sie überhaupt nicht für Pflanzen, wie dies deutlich aus den Worten eines alten Pflanzenkenners hervorgeht, der über dieselben sagt: „Die Schwämme sind weder Kräuter noch Wurzeln, weder Blumen noch Samen, sondern nichts anderes, denn eine überflüssige Feuchtigkeit der Erden, der Bäume, der Hölzer und anderer fauler Dinge".

Besonders rätselhaft erschien die ringförmige Ausbreitung mancher Pilze auf Wiesen und im Walde. Da man sich diese auffallende Erscheinung auf natürliche Weise nicht erklären konnte, so nannte man sie „Hexen- oder Zauberringe" und schrieb ihr Entstehen geisterhaften Wesen zu. Diese Ansicht wurde noch durch den Umstand verstärkt, daß das Vieh das innerhalb dieser Hexenringe wachsende Gras, welches von den vermoderten Pilzen einen häßlichen Geruch hat, nicht frißt. Über das Wesen solcher Hexenringe schreibt Lenz: „Viele fädigflockige und häutige Mycelien (das sind wurzelähnliche Gebilde am Fuße des Pilzstieles) überwintern und entwickeln sich jahrelang fort und erzeugen alljährlich neue Fruchtkörper. Tritt kein Hindernis entgegen, so geschieht die Entwickelung in der Regel so, daß das Mycelium von dem Punkte seiner ersten Entwickelung in zentrifugaler Richtung und mit jedem Jahre in größeren Kreisen sich ausbreitet. Indem nun in der Peripherie, als der jüngsten und am kräftigsten vegetierenden Region, die Fruchtkörper sich entwickeln, während das Zentrum allmählich abstirbt, entsteht die jedem Schwammsammler bekannte Erscheinung, daß die Pilze in mehr oder weniger regelmäßigen Ringen und Halbkreisen entstehen, eine Erscheinung, die sich

selbst bei den Schimmel= und den auf Blättern schmarotzenden Pilzen (z. B. Kartoffelpilz) wahrnehmen läßt."

Unter den einzelnen Schwämmen hatte besonders der Bovist die Aufmerksamkeit durch seinen staubgefüllten, beutelförmigen Körper auf sich gezogen. Da die Schwämme besonders nach einem warmen Regen in größerer Menge erscheinen, brachte man ihr Auftreten mit der in eine Hexe verwandelten Regenthrude in Verbindung, worunter man in der heidnischen Vorzeit die Tochter des Donar verstand, die den Menschen den sanften, fruchtbaren Regen sandte. Deshalb nannte man den Bovist auch Thrudenbeutel. In anderen Gegenden erklärte man diese wunderbaren Staubpilze für ausgebrannte und auf die Erde gefallene Sternschnuppen.

38. Die Moose.

(Musci.)

„Ein verwöhntes und blasiertes Geschlecht sind in vieler Beziehung wir Menschen der heutigen Zeit. Wir sind es oft selbst unserer heimischen Natur gegenüber und verstehen nicht, durch deren liebevolle Betrachtung unser Herz jung und frisch zu erhalten. Durch Schilderungen ferner Länder und Zonen werden wir auf Geistesflügeln, ja durch das Dampfroß selbst mit Leib und Leben mühelos in anmutige Gegenden gebracht, gegen welche freilich unsere heimische Scholle bescheiden sich ausnimmt. So streift denn das Auge recht gleichgültig an den heimischen Fluren, an den allgewohnten Baumgruppen, an dem harmlosen Bache vorüber, dessen über Kiesel murmelndes Silber und dessen blumiges Ufer unsere Kinderherzen einst hoch erfreute. Wir wollen mehr, wollen Außergewöhnliches, Seltsames haben, um gefesselt zu werden." Leider hat P. Kummer in diesen Worten nur zu recht. Wie oft hört man Klagen über die traurige Gegend, in die das Schicksal unser Leben gebannt habe. Zwar wandeln wir nicht überall in großartigen Alpenlandschaften oder in majestätischen Eichenhainen, wo die Reize der Natur sich uns in so erhebender Schönheit darbieten; doch wenn wir es verstehen, die Wunder der Schöpfung auch im kleinen zu beachten, so wird keine Gegend, und wäre es die ödeste Heide, ohne Reiz für uns sein. Und zu solchen Gegenständen, an denen wir die Naturschönheit im kleinen bewundern müssen, gehört in erster Linie das Moos. Aber wie viele treten das Moos mit Füßen und gehen gleichgültig an demselben vorüber, ohne es eines näheren Blickes zu würdigen! „Wer hätte außer dem Botaniker auch wohl schon einmal eine Moosfrucht beachtet und an deren seltsamer schlanker Gestaltung sich erfreut! Daß ein Moos blühen und Früchte tragen könne, ist den meisten schon überraschend. Und doch, was für Früchte! Solche, die an niedlichster Grazie — dabei sind Blattstamm, Fruchtstiel und Frucht zusammen oft kaum einen Zoll hoch — alles übertreffen. Es sind Pflanzen, wie aus liliputanischen Gärten in menschliche Gegenden verirrt, und bei der größten Einfachheit im Bau doch von origineller Form sondergleichen." Daher singt auch der Dichter vom Moose:

„Willst du stille Wunder schauen,
Lenk' zur Erde deinen Sinn;
Dich im Niedern zu erbauen,
Sieh' auf zarte Moose hin!

Sieh' nur dieses stille Walten,
Das mit Wunderkräften schafft,
Wenn im Keimen und Entfalten
Alles eilt aus seiner Haft!

Wenn im Blatte tausend Zellen
Aus dem Urstoff des Demant
Mit des Lichtes Wunderwellen
Bilden nun ihr grün Gewand!

Wenn in wunderschönen Blüten,
Tiefverborgen, zart und bunt,
Liebeskräfte neu erglühten
Im geheimen, schönen Bund!

Wenn ein Schwellen und ein Dehnen
Jetzt im zarten Schoß sich fand,
Und dann unter raschen Sehnen
Bald ein Früchtchen auferstand!

Wenn es jetzt auf zarten Säulchen
Anmutsvoll ins Leben trat,
Auf dem rings gezähnten Mäulchen,
Deckelchen und Hütchen naht!

Wenn sie beide sich erheben,
Um dem Früchtchen zu entfliehn,
Und zu einem neuen Leben
Nun die Samen weiter ziehn!

Wenn du alles dies erschautest
In gemeiner Zauberpracht,
Wett' ich, daß du dich erbautest,
Daß viel Wunder dir gelacht!"

Ernst Schemel.

Während in dem vorstehenden Gedichte das einzelne Moospflänzchen gefeiert wird, schildert das folgende den Eindruck, den die grüne Moosdecke als eigenartiger und sinniger Schmuck ehrwürdiger, menschlicher Bauwerke auf uns macht.

Das bescheiden und still erglänzt im Schimmer des Abends,
Sei mir, sinniges Moos, an der Ruine gegrüßt.
Nimmer mit goldener Blüte umkränzt dich der heitere Frühling;
Aber der Winter auch bleicht nimmer dein ewiges Grün.
Ernstvoll blickst du herab von des Domes stolzragender Kuppel,
Lächelst im Hoffnungsgewand noch an dem Steine der Gruft.
So bescheiden und still bist du mir des Weisen ein Sinnbild;
Nimmer von Freuden entflammt, nimmer von Kummer gebleicht.
Ernsthaft blickt es herab von des Glückes erhabenstem Gipfel,
Lächelt, der Hoffnung Bild, noch an dem Steine der Gruft.

C. M. Büschenthal.

Das saftige, schwellende Moos, welches den müden Wanderer so freundlich zur erquickenden Rast einladet, war von jeher ein Liebling des Menschen; Sage und Legende verherrlichen dasselbe. So erzählt die Sage in Tirol von dem heilkräftigen isländischen Moose — welches allerdings der Botaniker nicht zu den Moosen, sondern zu den Flechten rechnet —, daß es in früheren Zeiten auch in den Thälern wuchs und so reich an nährenden Stoffen war, daß die Kühe, welche davon fraßen, außerordentlich viel Milch gaben. Als nun Christus auf einer seiner Wanderungen auch durch Tirol kam, gelangte er als Bettler verkleidet zu einem Gehöfte, in welchem die übermütige Bäuerin soeben ein Milchbad nahm und den bittenden Herrn schnöde abwies. Da erzürnte der Herr und verbannte die nützliche Flechte aus den Thälern, indem er rief:

„Isere, wachs unterm Schnee!" und seitdem wächst die Pflanze, die früher Isere hieß, nur auf den Höhen.

Jesus und das Moos.

In tiefster Schlucht im Waldesschoß
Entsproß das grüne zarte Moos,
Ein Teppich, sammetweich.
Den Blicken zeigt es sich nur klein,
Doch schließt sein Bau ein Wunder ein
Von Wipfel, Laub und Zweig.

Zu Rosenglut und Waldesgrün
Schaut 's niedre Moos und seufzt: Solch Blüh'n
Gab mir der Himmel nicht!
Viel Tritte rauschen über mir,
Und nicht ein Auge sieht mich hier,
Denn alle lockt das Licht.

Und sieh! da kommt im Abendschein
Der Heiland wandelnd durch den Hain
Mit bleichem Angesicht,
Mit wundem Fuß er weiter mußt',
Da fühlt er 's weiche Moos mit Lust
Zu seinen Füßen dicht.

Er kam erst durch die Wüste her,
Da brannten Sand und Sonne sehr,
Nun kühlt das sanfte Moos.
Da spricht der Heiland: „Vaterhand
Hat solche Lieb' auf dich gewandt
In Zartheit ernst und groß!

Welch' Auge mag so blöde sein,
Erkennt nicht in der Klarheit dein
Des Schöpfers Macht und Huld?
Du zierlich Kraut, so unbeacht't,
Dein hat der Vater auch gedacht,
Dein Los trag' mit Geduld!"

Dies Wort bracht' Jesus kaum hervor,
Da sprießt es aus dem Moos empor,
Ein Röslein wundermild!
Moosröslein wurd' es bald genannt,
Das blühet nun in jedem Land,
Der Demut süßes Bild.

Des Heilands Erdenleid versüßt
Hat es, die Füß' ihm sanft geküßt,
Des wurd' ihm solcher Lohn. —
O Herz, bleib' immer treu und weich,
Bist du bedrückt dem Moose gleich,
Dann knospt die Rose schon!

H. v. Chezy.

Der Aberglaube hat sich auffallenderweise nur wenig mit dem Moose befaßt; am bemerkenswertesten sind in dieser Beziehung die sogen. Moosleute. Im Harze waren sie bekannt als Moosweiblein und Moosfräulein, denen sich die seltneren Moosmännlein zugesellten. Man stellte sich unter ihnen zwergähnliche Wesen vor mit einem behaarten Körper und einem alten runzeligen Gesicht, das an mehreren Stellen gleich alten Baumstämmen ganz mit grauem Moos bewachsen war. In der Gegend von Saalfeld bilden Drechsler diese Wesen in der Gestalt kleiner Puppen nach und stellen sie zum Verkauf aus. In Reichenbach herrscht noch die Sitte, Weihnachten kleine Moosleute auf den Tisch zu stellen. Diese Moosleute haben nach dem Glauben des Volkes ihre Wohnung in hohlen Bäumen oder in Mooshütten. Sie spinnen das Garn, aus dem sie ihr Gewand bereiten, aus dem zarten Miesmoos, das oft mehrere Fuß lang gleich einem Seile von einem Baume zum andern hängt. Ihr Gesicht

waschen sie im Tau, welcher sich in den Blättern des Frauenmantel (Alchemilla) angesammelt hat, und baden sich im Wiesentau. Als Handtuch dient ihnen das zarte Wellmoos. Ihre Kinder betten sie auf Moos oder in Wiegen von Baumrinde. Mit den Menschen verkehren sie höchst friedlich, sie warnen dieselben besonders vor Entheiligung des Feiertages. Oft suchen sie die Hilfe des Menschen, wofür sie sich jedoch demselben wieder dienstwillig erweisen oder ihm grünes Laub schenken, das sich in Gold verwandelt; dagegen nehmen sie als Lohn für ihre Dienste nur Speisen an, die man für sie auf den Ofen zu setzen pflegt. Sie selber führen kein freudenreiches Leben; denn sie werden von dem wilden Jäger verfolgt, der sie, wenn er ihrer habhaft wird, in der Luft in Stücke zerreißt. Man hört sie daher oft klagen und weinen und nennt sie aus diesem Grunde auch wohl Klageweibel. Um eine sichere Zufluchtsstätte vor dem wilden Jäger zu haben, sollen sie oft die Holzhauer bitten, drei Kreuze mit der Axt auf die Baumstumpfe einzuhauen, auf die sie sich dann setzen.

In erster Linie sah man die Holz- oder Moosfräulein als die Schutzgeister der Waldbäume an. Ihr Leben war an das der Waldbäume gebunden, und so oft jemand einen jungen Baum so lange umdrehte, bis Rinde und Bast sich vom Holze trennten, mußte eins von den Moosleuten sterben. Aus diesem Grunde schärften sie allen Menschen, mit denen sie zusammenkamen, ein, keinen Baum zu schälen oder anderweitig zu vernichten. Aber auch die Früchte des Feldes und besonders der Flachsbau standen unter ihrer Obhut. Deshalb warf man z. B. in der Oberpfalz beim Säen desselben einige Körner für das Holzfräulein in den nahen Wald, oder, wenn man später den Flachs jätete, verfertigte man dem Holzfräulein aus einigen Flachsstengeln ein Hüttchen. Selbst bei der Ernte ließ man aus Dankbarkeit einige Flachshalme stehen und band sie oben mit einem Knoten zusammen, damit das Holzfräulein sich daruntersetze und Schutz fände.

Das Moos.

In des Waldes grünem Haus,
Um der Erde rauhen Schoß
Breitet still das zarte Moos
Seinen weichen Teppich aus;

Baut viel tausend Zellen hier
Dicht und still und nett und traut,
Fein gewölbt und zart gebaut,
All dem kleinen Waldgetier;

Trägt geduldig jeden Tritt,
Saugt des Regens Schauer ein,
Lacht im goldnen Sonnenschein
Froh gleich allen Blumen mit.

Und wo eine Blum' herab
Neigt verwelkt das Haupt zur Ruh',
Deckt es sie so freundlich zu,
B'reitet ihr ein duftig Grab.

Schmiegt und dehnt so weit sich aus,
Wo ein Wandrer müd' und matt
Sich zum Schlaf gelagert hat,
Daß ihm träumt vom Vaterhaus.

Deckt es gleich der eis'ge Schnee,
Tritt manch rauher Fuß darauf,
Richtet sich's doch wieder auf,
Grünt und schauet in die Höh'.

Selbstentsagend still erfreu'n,
Alles tragen mit Geduld
Mußt voll Liebe du und Huld,
Herz, dann wirst du glücklich sein!

Hedwig Gäde.

Das Moos der Bäume.

Da, wo der Nord mit scharfem Speer
Hinsendet Stoß auf Stoß,
Da deckt den Baum als sich're Wehr
Ein Schild von dichtem Moos.

Nicht war mir solch ein Schild zur Hand
Im Sturmgewühl der Welt,
Und jeder Pfeil, von ihr gesandt,
Traf mich auf off'nem Feld.

Doch jetzt, wie scharf und schonungslos
Sie angreift, alles prallt
Leicht von mir ab, denn was das Moos
Dem Baum, ist mir der Wald.

G. Pfarrius.

II. Feld und Flur.

Das Kornfeld.

Im Korne zwischen seinen Ähren
Durchschlich es mich besonders. Kehren
Die mannigfaltigsten Gesicht'
Aus ihm hervor die Blumen nicht?
Steht es nicht wie des Waldes Mauer
Und ladet zum Verborg'nen ein?
Und lebt doch nur so kurze Dauer;
Die Ernte kommt, es fällt der Hain
Der schlanken Halme, darauf sauset
Der Wind in Stoppeln, wo nichts hauset.

Immermann.

Es ist uns geläufig geworden, wenn wir von Natur und Naturschönheit reden, nur an reine, von Menschenhand unberührte Formen der Landschaft zu denken. Unbewußt oder bewußt liegt dieser Gewohnheit eine richtige Anschauung zugrunde. Denn wo der Mensch, sei es bildend, sei es zerstörend, eingreift in die Gestaltung der Erdfläche, da ist es fast überall ein Bedürfnis, das ihn treibt, ein Nutzen, den er erstrebt; und wie im Reiche der Kunst, so wird auch in dem der Natur der spröde Zweck meistens der Tod des Schönen sein. Natur und Kultur stellen Gegensätze dar. Aber allerdings keine unvereinbaren Gegensätze. Nichts beweist dies vielleicht deutlicher als der Park oder die Kunstlandschaft, die — wie der Name sagt — eben auf Grundzügen, von der Natur selbst gegeben und im Geiste derselben gefaßt, eine gleichsam ideale Wirklichkeit schafft. Aber man darf vielleicht noch weiter gehen und behaupten, daß keine der Gestalten, in welche der erobernde Mensch den Boden zwang, jener Poesie ganz entbehre, die aus freier Natur allenthalben weht. Ja, selbst die ärmste aller Kulturformen, selbst das Kornfeld hat noch immer einigen Anteil an dem stillen, tiefen Reiz des Erdenlebens. — —

Wir nennen die verschiedenen Arten des Kornes mit zusammenfassendem Ausdruck Getreide. Das fast undurchsichtig gewordene Wort

bezeichnet sie als das Getragene (ahd. gitragidi, mhd. getregede), das Erdgezeugte, als Gabe der Erde. Und welches andere Geschenk der reichen Mutter verdiente mehr die Auszeichnung eines solchen Namens? Und welch ein Rück- und Ausblick käme an Weite dem gleich, der sich an die Verleihung, gleichsam an die Belehnung des Menschen mit dieser Erd- und Himmelsgabe knüpfte?

Jahrhunderte, Jahrtausende thun sich auf, und in die ersten Zeiten des Menschendaseins sehen wir staunend hinaus. Heimat- und obdachlos streift der Jäger durchs Gewälde, horchenden Ohrs beschleicht er das ruhende Wild oder erjagt im Wettlauf das flüchtige, fordert es mit roher Waffe zum Kampf. Sein blutiges Gewerbe duldet keine Genossen; er bedarf großer Erdstrecken, damit Hirsch und Bison sich nähre, in deren Fell er sich hüllt, deren Fleisch seinen Hunger bändigt, aus deren Blut er neue Wildheit trinkt: einsam, wie er gelebt, endet er einsam. Wie ganz anders erscheint neben ihm der Hirt! Sein Geschäft ist nicht mehr der Mord, er nährt, zähmt, erzieht das Tier; schon werden die edleren Kräfte des Gemütes wach: nach oben zu den ewigen Gestirnen richtet sich sein ahnendes Auge, und in die Weite der Ebene oder im Thal des Gebirges erhebt er die Stimme zum Wechselgesang. Aber noch folgt er mit dem beweglichen Zelt der weidesuchenden Herde von Steppe zu Steppe, auch er ist noch fremd und ohne Heimat auf der Erde, und in langen Fehden vertilgt oft ein Geschlecht das andere. Erst wenn er den Jagdspeer und den Hirtenstab weggeworfen, wenn der Pflanzensegen der Erde seine irren Schritte hemmt und ihn die Kunst lehrt, säend und erntend mit unblutiger Hand sein Brot zu bauen, wenn er auf die großen Ordnungen der Natur ein stetiges Dasein gründet, dann erst, im Ackerbauer, ist der Mensch zum Menschen geworden und mag versuchen, die großen Aufgaben der Menschheit zu erkennen und zu lösen. Um die feste Wohnstatt breiten sich umfriedete Marken, gesellt sich mannigfaltiger Schmuck des Bodens; Hütte tritt neben Hütte, auf beschirmtem Altar brennt das Opfer, und bald erwachsen aus dauernder Gemeinschaft die Tugenden und Kräfte der Völker. Auf dem Ackerbau, als auf einer unzerstörbaren äußeren Grundlage, ruht alles, was die Menschheit errungen hat in Sitte und Bildung. — —

Je größer sonach die kulturgeschichtliche Bedeutung des Kornes ist, um so geringer erscheint nun dagegen die ästhetische. Die Getreideflur hat wenig malerischen Reiz. In eintöniger, gleicher Linie markt sich Feld von Feld. Es ist, wie der Dichter sagt, die

„— Schrift des Gesetzes, des menschenerhaltenden Gottes;
In den Teppich der Flur hat sie Demeter gewirkt“. Schiller.

Die Schrift des Gesetzes. Gewiß! Aber darf man sie schön nennen? Und ist in der bunten Mosaik, in dem schachbrettartigen Getäfel, zu dem die Ackerstreifen sich zusammensetzen, etwas anderes sichtbar, als die mühende, regelnde Hand des Fleißes? Es ist die Erde in Knechtsgestalt, die wir sehen, abgerissen von ihren Schultern der stolze Mantel der

Wälder, von ihrem Busen das Geschmeide der Wiesen; den freien Schwung ihrer Formen fesselt ein knappes Gewand, für welches der Poet vielleicht lieber die Nacktheit der Wüste tauschen möchte. Oder sind etwa nicht gerade jene Erdstriche, aus deren reichem Segen ein großer Teil Europas seine Speicher füllt, verhältnismäßig die ärmsten an schönen Landschaften? Brot, Brot! das ist der einzige Eindruck, den der Wanderer aus diesen weitgedehnten Getreideflächen mitnimmt. Der Gedanke an die Notdurft des Lebens ist's, der ihn begleitet und festhält.

Und dennoch wäre in dieser Härte ausgesprochen das Urteil ein unbegründetes, denn auch das Kornfeld hat seine Poesie, und sie umwebt uns — wie so oft — auch ungesucht. — —

Gewiß, auch ein Halmenfeld ist schön. Sei es, daß es, ein stiller Wald, träumend in die Luft stehe, oder daß der Wind in seinen weichen Wellen buhlend wühle. Wenn da in den Tagen der Sommersonnenwende die langen Kornwogen dunkellicht aufschlagen und die Hügel hinauf und hinab und weiter ziehen und die ganze Fläche jetzt violett, jetzt silbergrau schimmert, dann ahnen auch wir, gleich unseren Vorfahren, im Steigen und Beugen der Halme den Segensgang der befruchtenden Naturkraft. Dann mag noch immer Fro, der schützende Gott, auf seinem Eber durch die Fluren reiten und Gedeihen geben, oder Walpurgis, die heilige Ährenhüterin, die Saaten weihen. Aber auch ohne diesen frommen Glauben — welches Auge verfolgte nicht mit Lust die reizenden Linien jenes Spiels? Und wer empfände nicht im Anblick dieses stillen Regens und Lebens dem Dichter nach, wenn er darin ein Bild erkennt der im Menschengeist wachsenden und wogenden Gedanken? Oder wer hätte nicht schon, wenn er durch das schlanke Geröhre wanderte, jener Scene gedacht, in welcher Dorothea an Hermanns Arm der neuen Heimat zueilt und mit ihm des wankenden Korns sich freut,

„Das die Durchschreitenden fast, die hohen Gestalten erreichte" — ?

Und was flüstern nun diese schwankenden, wiegenden Halme? Was raunt in diesem leisen Rauschen, in dem es immer wie ein geheimes reifendes Feuer zu knistern scheint? Sie erzählen sich von dem Natursegen, der nun wieder aufgethan ist für so viel sorgende, hoffende, harrende Menschenherzen, aufgethan für alles, was da lebt. Das ist das unendlich Beruhigende, ich möchte sagen Sättigende im Anblick des Kornfeldes. Es ist die neue Erfüllung der alten Gottesverheißung: „So lange die Erde steht, soll nicht aufhören Samen und Ernte, Frost und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht". Man sieht wieder mit leiblichen Augen die Hand des Himmels, der mit der Erde einen Bund geschlossen, und der Staub der blühenden Ähren dampft ein keusch Geheimnis der Natur in die blauen Wolken auf und wird zum Opfer der Scholle. — —

Ist das Korn gemäht und eingescheuert, so ist des Jahres schönere Hälfte dahin. Über dem Stoppelfelde liegt schon die ganze Herbstschwermut. Die Wanderspinnen weben ihren Schleier, die Heimatvögel, lange verstummt, rüsten zur fernen Wanderschaft, vom Himmel hangt trüb-

stilles Gewölk. Nur wenn im Spätherbst die Pflugschar von neuem die Erde spaltet, belebt sich noch einmal dieses Bild. Die Spuren der Vergänglichkeit schwinden wieder, der neuen Saat wird das Bett bereitet, hoffend strebt der Sinn hinaus, und wie der Scheidende wohl ein grünes Reis zurückläßt, so zeigt uns noch im Vorwinter das Korn ein neues Grün. Mag die Schneedecke es auch bald genug verhüllen, sie hüllt es nur ein, um es desto sicherer einer künftigen Frühlingssonne entgegenzuführen.

H. Masius.

39. Der Roggen.

(Secale cereale.)

Der Roggen ist unsere wichtigste heimische Getreideart und wird von dem Landmann schlechtweg das Korn genannt. Er ist die Frucht „unseres täglichen Brotes“, wie der Weizen bei den Romanen. Sein Name ist sehr alt und bisher noch nicht genügend erklärt; man vermutet, daß er mit Rogen verwandt sei, welches im weiteren Sinne Frucht bedeutet; z. B. Fischrogen, d. i. Frucht der Fische. Die alten Inder, Ägypter und Homer haben den Roggen nicht gekannt, und noch in der Gegenwart hat er sich nur wenig nach Süden verbreitet. Seine Heimat scheint Osteuropa oder das östliche Asien zu sein. Plinius bezeichnet den Roggen als das geringste Getreide, das man nur zum Stillen des Hungers gebrauchen könne.

Nach dem Glauben der alten Griechen und Römer war Ceres, die Göttin des Ackerbaues, die Spenderin der Getreidepflanzen; ihr zu Ehren erhielten dieselben den Namen Cerealien. Unsere germanischen Vorfahren verehrten den Odin als den Gott der Ernte. Auch waren sie der Ansicht, Fro oder Freyr, der Sonnengott, ritte auf seinem Eber durch die Fluren, um Wachstum und Gedeihen zu spenden. In dunkler Erinnerung an diesen Glauben sagt man in Thüringen noch heute, wenn die goldenen Ähren vom Winde hin und her bewegt werden, ein Eber durchrausche das Korn. Bei der Ernte ließ man am Ende jedes Feldes einen kleinen Ort ungemäht, dessen Ähren man zusammenschürzte und mit Wasser besprengte. Dann traten alle Mäher umher, entblößten ihre Häupter, wandten ihre Sensen und Wetzsteine nach dem Ährenbüschel und riefen Wodan dreimal an:

„Wode, Wode,
Hale dinem Rose nu Foder.
Nu Distel und Dorn,
Tom andern Jar beter Korn!“

Lange hat sich dieser Brauch in Mecklenburg und am Harze erhalten. Doch geschah das Binden solcher Büschel in den einzelnen Gegenden in verschiedener Weise. So mußten in einigen Gegenden drei große Ähren mit der rechten Hand erfaßt, zu einem Knoten verschlungen und mit den Kräutern des Ackers als Kornblumen, Mohn und Kamillen geschmückt

werden. Betend stellten sich dann die Schnitter um den Büschel und dankten, daß sie sich bei der Ernte nicht geschnitten hatten. In manchen Gegenden fügte man dieser Götterspende auf Roggenäckern noch ein Stück Roggenbrot und auf Weizenäckern ein Stück Weizenbrot bei. Auch in anderer Weise bekundete sich die Dankbarkeit gegen die Götter für den Erntesegen. In Hessen warf man, sobald die Ernte beendet war, nachts um zwölf Uhr eine Garbe aus der Scheune, damit die Engel ihren Teil des Gottessegens bekämen, und am Harz ließ man sogar eine Garbe für die Sperlinge stehen.

Es ist natürlich, daß eine Pflanze, die in so hohem Grade den Dank des Menschen gegen die Götter forderte, in ihrer ganzen Entwickelung vom Keimen bis zur Ernte mit besonderem Interesse beobachtet wurde, und daß eine große Anzahl von eigenen Sitten und Gebräuchen sich an dieselbe knüpften. War im Frühjahr die Feldflur bestellt, so wurde dieselbe mit einem Pfluge, der von Jungfrauen gezogen wurde, umzogen. Hierdurch wollte man der Ackerarbeit den besten Erfolg sichern. In Süddeutschland rissen am Aschermittwoch die Burschen die Mädchen aus den Häusern und spannten sie vor einen Pflug. Einer der Burschen trieb und lenkte sie mit einer Peitsche. Hans Sachs erzählt in seinem Schwank „Die Hausmaide im Pflug", daß er bei Regensburg am Aschermittwoch sechs schöne Hausmaide an einem Pfluge habe dahinziehen sehen, ein Bursche trieb sie mit der Geißel, ein anderer hielt zu hinterst den Pflug, und ein Teil der Gesellen trieb noch mehr Hausmaide herzu. Es waren die Hausmaide, die übergeblieben waren und bis Fastnacht keinen Mann genommen hatten. Wollte der Landmann seine Saaten vor Blitz, Hagel und schädlichen Würmern schützen, so besteckte er am Palmsonntage die Felder mit den geweihten Palmzweigen. In einigen Gegenden, wie den Alpen, war es Sitte, brennende Strohbündel über die Saatfelder hinabrollen zu lassen, um, wie es hieß, „das Korn aufzuwecken". In anderen Gegenden schoß man am Walpurgisabend (1. Mai) mit Gewehren dreimal über die Felder, um die Hexen, die das Schießen nicht leiden konnten, von den Fluren zu vertreiben, damit sie der keimenden Saat keinen Schaden zufügten. In der Altmark herrscht die eigentümliche Sitte, daß die Brautleute während der Trauung Getreidekörner in den Schuhen tragen, um hierdurch die Fruchtbarkeit der Felder zu vermehren. In vielen Gegenden wird in die erste Garbe ein Brot und ein Osterei gebunden, um das Wiederaufkeimen und einen reichlichen Ertrag für das nächste Jahr zu sichern. An anderen Orten wird der erste Pflug über ein Brot und ein Ei in den Acker geführt, auch vergräbt man wohl beides in das besäte Feld. In Thüringen ißt der Landmann mit seiner Familie einige frische Eier auf dem eben bestellten Acker. Das Ei ist hier das Symbol des erwachenden Lebens. In Steiermark wird, wie Rosegger erzählt, am Sonnenwendvorabend „die Natur beschworen". Zu diesem Zweck macht der Landmann auf seinem Getreidefelde Feuer an und streut Weihrauch von der Christnacht und Weihholz vom Palmsonntag hinein. Hierauf überdeckt er nun das auflodernde Feuer hübsch kreuzweise mit grünem Tannenreisig, feuchtem Moos und Heidekraut.

Von dem Feuer steigt sofort dichter, geweihter Rauch auf, dieser streicht über das Kornfeld, verbindet sich mit den Wolken und macht dieselben unschädlich. In Westpreußen säet man die Körner des vorjährigen Erntekranzes zuerst aufs Feld, um eine gute Ernte zu erzielen. Es erinnert diese Sitte an das Opfer, welches man früher ungemäht dem Wodan auf dem Felde stehen ließ. In Mecklenburg steckt man drei reife Kornähren im Namen des dreieinigen Gottes über den Spiegel, um reichen Kornsegen zu erhalten. In Oldenburg beginnt man mit dem Schneiden des Kornes an dem der Göttin Freia geweihten Freitage, um den Mäuseschaden zu verhüten. In derselben Gegend benutzt man auch den Karfreitag und den darauf folgenden Sonnabend zum Aussäen des Kornes. Dies geschieht wahrscheinlich aus dem Grunde, damit die Saat am Osterfeste zum Leben erweckt werde. Wenn im Roggenfelde viele (körnerarme) Ähren hoch über die anderen ragen, so sagt man in Mecklenburg und anderen Gegenden: es sind viel Käufer im Roggen; er wird teuer.

Aus all diesen Sitten und Gebräuchen geht hervor, daß der Landmann schon früh zu der Erkenntnis gekommen war, daß zu dem Gedeihen des Getreides mehr erforderlich war als seine Arbeit. Er schrieb diese Einwirkung geisterhaften Wesen zu, die bald einen günstigen, bald einen schädlichen Einfluß auf die Feldfrüchte ausüben sollten. Der böswilligste und gefürchtetste unter diesen Geistern war der sogen. Bilwitz. Man dachte ihn sich als einen sehr magern Mann, angethan mit einem langschößigen Rock, das Haupt bedeckt mit einem dreieckigen Hütchen. Die knöchernen Hände hatte er immer in den Hosentaschen. Entweder um Walpurgis oder um Johannis, wenn kein Mond am Himmel stand, schlich er sich zur Mitternachtszeit aufs Feld. Sein Gang war so leise, daß ihn niemand hörte. War er bei dem Acker angekommen, dem er schaden wollte, so schnallte er seinen rechten Schuh ab, nahm ihn unter den Arm und band an die große Zehe seines rechten Fußes eine kleine, sehr scharfe Sichel. Dann ging er quer und schräg oder in Schwenkungen durch das Getreide und mähte schmale, aber sehr lange Gassen. Bis zum Morgen waren alle abgeschnittenen Halme verschwunden, so daß der Eigentümer, wenn er an sein Feld kam, nichts weiter sah als die Verwüstung seines Getreides und die trostlos leeren Gänge. In Bayern, im Voigtland, in Thüringen und anderen Ländern war der Bilwitz bekannt und gefürchtet. Jede Gegend besaß ihr besonderes Mittel, denselben unschädlich zu machen. In Landau z. B. steckte man mitten in den Acker auf einen Stab einen aus Feldblumen gewundenen und am Gründonnerstage geweihten Kranz. In der Passauer Gegend band man bei der Ernte in die erste Garbe einen Wacholderzweig und legte sie zuerst auf den Wagen, drosch sie aber zuletzt aus. Hierdurch sollte der Acker für das kommende Jahr vor dem Bilwitz gesichert sein. Sehr schwer war es, den Unhold zu entdecken und zu vernichten. In Thüringen hing man sich zu diesem Zwecke am Dreifaltigkeitssonntag einen Spiegel um den Hals und setzte sich auf einen Holunderbusch, von hieraus fleißig nach allen Seiten nach ihm umsehend. Doch wagte es jemand höchst selten, auf diese Weise den Bilwitz zu entdecken, da es für den Späher

selbst lebensgefährlich war; denn wenn der Bilwitz denselben zuerst sah, mußte er sein kühnes Unternehmen mit dem Tode büßen. Nur wenn sich der Bilwitz in dem Spiegel erblickte, ohne den Träger desselben zu sehen, mußte er binnen Jahresfrist sterben. Zur Erklärung über die Entstehung der Sage von dem Bilwitz sei bemerkt, daß man in der That in Getreidefeldern, die in der Nähe eines Waldes liegen, solche leer getretenen, wie abgemähten Gänge findet. Doch braucht man zur Deutung ihres Entstehens seine Zuflucht nicht zu solchen abergläubischen Meinungen zu nehmen. Dieselben haben sich dem nüchternen Beobachter als Spuren der Hirsche und Rehe herausgestellt, die zur frühen Morgenzeit Äsung in dem Getreidefelde gehalten haben.

War das Getreide gereift, so galt als eine den Ernteertrag vermehrende Sitte, daß die Hände der Unschuld das reife Getreide zuerst berührten. Ein vierjähriges Kind schnitt die ersten Halme, und das Seil, mit dem die erste Garbe gebunden wurde, mußte von einem sechsjährigen Kinde geschürzt worden sein. Eine eigene Rolle spielt bei der Ernte in manchen Gegenden der sogen. Roggenwolf. Wer z. B. in Mecklenburg die letzten Halme mäht oder bindet, hat den Roggenwolf gemäht und gebunden und ist der Wolf. Darum mäht kein Schnitter gern die letzte Ecke ab, weil der Wolf darin steckt.

Wenn in früherer Zeit die Heilighaltung des Sonntags überhaupt noch strenger beobachtet wurde als heute, so war es doch besonders verrufen, am Sonntage Getreide zu schneiden. Mehrere Beispiele werden erzählt, die den Unwillen Gottes über solche That deutlich bekunden. In Kammin in Pommern lebte eine Edelfrau, die sich hartnäckig weigerte, das Christentum anzunehmen. Eines Sonntags wollte sie ihr Gesinde zwingen, Getreide zu schneiden. Als sich dieses jedoch weigerte, ihrem gotteslästerlichen Gebote Folge zu leisten, ergriff sie selber die Sichel. Doch als sie gerade mit der Arbeit beginnen wollte, erstarrte sie plötzlich. Alle sahen hierin ein deutliches Zeichen des Himmels, und wer mit der Taufe bis dahin noch gezögert hatte, ließ sich schnell taufen. Ein andermal traf ein Priester am Tage Mariä Himmelfahrt einen Mann und eine Frau beim Getreideschneiden. Er ermahnte sie, den Tag nicht zu entheiligen. Doch als der Mann trotzdem mit der Arbeit fortfuhr, stürzte er plötzlich tot zu Boden. Sichel und Halme hielt er krampfhaft in der Hand, und nicht eher konnte man dieselben ihm aus den Händen ziehen, als bis sein Frevel von der ganzen Gemeinde anerkannt war.

Die Zeit der Ernte ist in mancher Beziehung eine Zeit, in welcher der Mensch die Güte Gottes ganz besonders erkennen und preisen soll. Gar schön ist daher die Sitte einiger Gegenden, des Mittags vom Kirchturm zu läuten, so lange Garben auf dem Felde stehen. In Mecklenburg schmücken sich Mäher und Binderinnen zur Kornernte mit einem Strauße und letztere mit weißer Schürze und Brustlatz. Schon der Anblick eines reifen Getreidefeldes macht auf den sinnigen Beschauer einen erhebenden Eindruck. J. Hammer giebt diesem Gefühle Ausdruck, wenn er singt:

„Es regt auf dem reifenden Korngefild
Sich kaum ein Lüftchen leis' und mild;
Wie fromme Beter still beglückt
Im Gotteshause stehn gebückt,
So scheinen, von ihrem Segen trunken,
Die Ähren im Gebet versunken.

Und zwischen ihnen dort und hier
Der blauen Blümchen süße Zier,
Als ob ein jedes hold und hehr
Ein Liebesblick des Himmels wär';
Drum mag die Lerche mit frommem Vertrauen
Bei ihnen gern ihr Nestlein bauen."

Wurde in früherer Zeit das letzte Getreide in die Scheune gebracht, so geschah dies unter besonderer Festlichkeit, wie ja auch Schiller in der „Glocke" der „Feier des Erntekranzes" Erwähnung thut. Im allgemeinen gestaltete sich die Feier in folgender Weise: Fuhr der letzte Erntewagen heim, so war derselbe mit Baumzweigen und Blumen des Feldes geschmückt, desgleichen hatten sich Schnitter und Schnitterinnen mit Kränzen und Bändern geziert, ja selbst die Sichel, das Trinkgefäß und die Peitsche waren mit Blumen geschmückt. Dann wand man zum Kranze die goldenen Ähren und flocht neben blauen Cyanen Wintergrün und Dreifaltigkeitsblumen hinein. Mit Sang und Klang zog die frohe Schar der Schnitter und Schnitterinnen ins Dorf hinein, um dem Herrn der Ernte den Erntekranz darzubringen, der nun für die vollbrachte saure Arbeit seinen Leuten ein frohes Fest bereitete, wobei der Erntereigen nie fehlen durfte. Hat auch in unserer Zeit des Dampfes und der Maschinen, in der das früher mehr patriarchalische Verhältnis zwischen Herrschaft und Arbeiter geschwunden, die weltliche Feier dieses Erntefestes immer mehr von seinem schönen Charakter eingebüßt, so hat doch die Kirche Sorge getragen, daß der christliche Landmann und Bürger nicht vergißt, dem rechten Herrn der Ernte Lob und Dank zu sagen; noch ziert in sehr vielen Kirchen am Erntedankfeste ein goldener Ährenkranz den Altar.

Daß auch manche Sage und abergläubischer Brauch sich an das Getreide knüpfen, wurde bereits erwähnt; einige Züge seien im folgenden noch mitgeteilt. Einst, so berichtet die Sage, reichten die Ähren am Halme bis zur Erde herab. Doch zur Strafe für die Bosheit der Menschen wollte Gott die Ähren ganz von den Halmen abstreifen. Nur der Bitte der Mutter Maria ist es zu danken, daß die Ähre wenigstens am Gipfel stehen blieb. Um vor dem Fieber gesichert zu sein, muß man die drei ersten Ähren, die man findet, essen. Bei Landleuten sieht man wohl hinter dem Spiegel drei Ähren stecken, sie sollen für das ganze Jahr Glück bringen. Besonders groß war die Freude über den Fund einer doppelten Ähre; dieselbe deutete auf ein nahe bevorstehendes großes Glück.

Wollte ein Kind nicht gedeihen, so legte man es am Johannismorgen in ein Ährenfeld und übersäete es mit Samenkorn. Sobald die

Saat begann aufzulaufen, sollte auch das Kind anfangen zu laufen. Das Getreide war gleichsam der Doppelgänger desselben, und sein Wachstum verbürgte das des Kindes. Der Sage nach war Roggenbrei eine Lieblingsspeise der Zwerge. Im Tau des Roggenfeldes badeten sich die Zwerge, weil derselbe kräftigen und verjüngen sollte, besonders im Monat Mai; auch Sommersprossen wurden durch denselben vertrieben.

Gar praktisch war der Glaube an die Roggenmuhme, die das Brotkorn gegen das Zertreten böser Buben schützte. Folgendes Gedicht von W. Stamm erzählt davon.

Es schläft die Luft, es weht kein Wind,
Und dennoch beugen tausend Ähren
Bald leise sich und bald geschwind,
Als ob sie freien Willens wären.

Rings liegt die Flur so seltsam stumm,
Gleich einem weiten Heiligtume —
Das macht, unsichtbar schreitet um
Im Erntefeld die Roggenmuhme.

Mit schwielenharter, brauner Hand
Erteilet sie dem Korn den Segen,
Wann sich im heißen Sonnenbrand
Beginnt der Blüte Frucht zu regen.

Wo sie die Ähren rührt, da quillt
Empor die Milch der Mutter Erde
Ins Körnlein, welches freudig schwillt,
Daß es zum Brot des Menschen werde.

Und wo zu schmalen Äckerlein
Sich teilen die besäten Breiten,
Da sieht man doppelt sie feldein,
Feldaus der Armen Land durchschreiten.

Mein Kind, hab' du des Kornes acht,
Zertritt es nicht ob einer Blume —
Mit ihren großen Augen wacht
Im Feld die strenge Roggenmuhme.

Auch der Dichter A. Kopisch warnt die Kinder vor der in dem wogenden Halmenmeer auf und ab wandernden Roggenmuhme:

„Laß stehn die Blume!
Geh' nicht ins Korn!
Die Roggenmuhme
Zieht um da vorn!
Bald duckt sie nieder,
Bald guckt sie wieder:
Sie wird die Kinder fangen,
Die nach den Blumen langen!"

In Oldenburg sucht man die Kinder dadurch von den Roggenfeldern fernzuhalten, daß man sagt, der Werwolf sitze im Felde. Unter einem Werwolf dachte man sich einen Menschen von unersättlicher Gefräßigkeit. Sie legten sich einen Zaubergürtel um und verwandelten sich dadurch in Wölfe, die alles fraßen, was ihnen in den Weg kam, Menschen und Tiere.

Unter den Sagen des Roggens, welche sich an bekannte Personen knüpfen, sei noch folgende erwähnt: Als einst Georg Fugger in Augsburg heiratete, fragte er den Teufel, was er für einen über Nacht gebauten Palast begehre. Der Teufel verlangte Fuggers Seele, und dieser sagte zu, indem er sich nur noch eine kleine Aufgabe vorbehielt. Als nun der Palast gebaut war, nahm Fugger einen Scheffel Roggen, verstreute ihn in alle Winkel und Gemächer des Gebäudes und sagte zum

Teufel, daß er seine Seele haben könne, wenn er imstande sei, alle die Körner zu sammeln. Der Teufel suchte die ganze Nacht, stellte sich mit dem ganzen Scheffel am Morgen bei Fugger ein und begehrte seinen Lohn. Aber Fugger lächelte und sagte, daß drei Körner fehlten, die, weil sie geweiht wären, ihm zwischen den Krallen wären stecken geblieben. So hatte der Kaufmann den Teufel um Palast und Seele betrogen.

Im Schwarzwald erzählt eine Sage, warum der junge Roggen rot aus der Erde hervorkeimt. Kain soll nämlich seinen Bruder auf einem Roggenfelde erschlagen haben, welches von diesem ersten, unschuldig vergossenen Blute rot gefärbt wurde. Nach einer sehr alten Ansicht hilft gekautes Brot gegen den Biß toller Hunde. Auch soll man das Bluten der Nase dadurch leicht stillen können, daß man das Blut auf die Schneidestelle von zwei über Kreuz gelegten Strohhalmen fallen läßt.

Eine Reihe abergläubischer Aussprüche knüpft sich an das Brot. Wer reich werden will, der schneide das Brot fein gleich. Wer ein Brot aufschneidet und schneidet nicht gleich, der hat an selbigem Tage gelogen. Junge Eheleute sollen von ihrer Hochzeit Brot aufheben, so werden sie hernach niemals Mangel am Brote haben. Wer viel schimmelicht Brot ißt, der wird alt. Ehe man ein Brot anschneidet, soll man mit dem Messer drei Kreuze darüber hin machen. Wer unverheiratet ein ganzes Brot anschneidet, darf in sieben Jahren nicht heiraten. Wenn man eine neue Wohnung bezieht, so trägt man nach fast allgemein verbreiteter Sitte ein Brot voran, damit es in der neuen Wohnung nie an Brot fehle.

Aus Schillers „Glocke“.

Dem dunkeln Schoß der heil'gen Erde
Vertrauen wir der Hände That,
Vertraut der Sämann seine Saat
Und hofft, daß sie entkeimen werde
Zum Segen, nach des Himmels Rat.
Noch köstlicheren Samen bergen
Wir trauernd in der Erde Schoß
Und hoffen, daß er aus den Särgen
Erblühen soll zu schönerm Los.

Das Lied vom Samenkorn.

Der Sämann streut aus voller Hand
Den Samen auf das weiche Land.
Und wundersam! was er gesät,
Das Körnlein wieder aufersteht.

Die Erde nimmt es in den den Schoß
Und wickelt es im stillen los:
Ein zartes Keimlein kommt hervor
Und hebt sein rötlich Haupt empor.

Es steht und frieret, nackt und klein,
Und fleht um Tau und Sonnenschein,
Die Sonne schaut von hoher Bahn
Der Erde Kindlein freundlich an.

Bald aber nahet Frost und Sturm,
Und scheu verbirgt sich Mensch und Wurm;
Das Körnlein kann ihm nicht entgehn
Und muß in Wind und Wetter stehn.

Doch schadet ihm kein Leid noch Weh,
Der Himmel deckt mit weißem Schnee
Der Erde Kindlein freundlich zu;
Dann schlummert es in stiller Ruh'.

Bald fleucht des Winters trübe Nacht,
Die Lerche singt, das Korn erwacht,
Der Lenz heißt Baum und Wiesen blühn
Und schmückt das Thal mit frischem Grün.

Voll krauser Ähren, schlank und schön,
Muß nun die Halmensaat erstehn,
Und wie ein grünes, stilles Meer
Im Winde, wogt sie hin und her.

Dann schaut vom hohen Himmelszelt
Die Sonne auf das Ährenfeld;
Die Erde ruht in stillem Glanz,
Geschmückt mit goldnem Erntekranz.

Die Ernte naht, die Sichel klingt,
Die Garbe rauscht, gen Himmel dringt
Der Freude lauter Jubelsang,
Des Herzens stiller Preis und Dank.

Krummacher.

Das Ährenfeld ein Bild der Schule.

Lustig wogendes Ährenfeld,
Kommst mir vor wie die Kinderwelt
In der Schule gedrängtem Raum,
Bietend jedem ein Plätzchen kaum.

Wenn die herbstliche Zeit sich naht,
Streut ins Feld der Sämann die Saat,
Und Jahr aus, Jahr ein auch besät
Just so der Lehrer des Geistes Beet.

Sonn' und Regen und Eis und Schnee,
Lächeln und Thränen und Ernst und Weh
Wechseln für beid' oft in Jahresfrist,
Daß ein rechtes Gedeihen auch ist.

Und bald drauf reget sich da und dort
Halm und Ähre, Gedanke und Wort,
Ei, wie selig der Sämann da blickt,
Ei, wie freundlich der Lehrer da nickt!

Doch es drängt sich in dichten Reih'n
Unkraut zwischen die Ähren auch ein;
O ihr Kinder, so träg und so wild,
Unkraut seid ihr im Schulgefild!

Doch im Felde da glänzen auch hold
Schimmernde Farben durchs Ährengold,
Blümlein drängen sich in die Reih',
Daß der Schein beim Guten auch sei.

So in dem freundlichen Kinderrund
Geben sich Freuden wie Blumen auch kund,
Daß mit Wonne an jedem Tag
Sei gewürzet die Müh' und die Plag'!

Braun.

Zwischen den Halmen.

Der Bauer steht vor seinem Feld
Und zieht die Stirne kraus in Falten:
„Ich hab' den Acker wohl bestellt,
Auf reine Aussaat streng gehalten;
Nun seh' mir eins das Unkraut an:
Das hat der böse Feind gethan!"

Da kommt sein Knabe hoch beglückt,
Mit bunten Blumen reich beladen;
Im Felde hat er sie gepflückt,
Kornblumen sind es, Mohn und Raden;
Er jauchzt: „Sieh', Vater, nur die Pracht,
Die hat der liebe Gott gemacht!"

Jul. Sturm.

Rätsel.

Ich bin das Nützlichste wohl auf der Erde,
Doch gleichet dem auch nichts, wie ich gemartert werde;

Den Prügel und das Rad hab' ich erst auszusteh'n,
Ich muß durchs Wasser erst und dann durchs Feuer geh'n,
Und alles, was man mir nur Hartes angethan,
Beschließt das Wasser und der Zahn.

Es wallt das Korn —

Es wallt das Korn weit in die Runde,
Und wie ein Meer dehnt es sich aus;
Doch liegt auf seinem stillen Grunde
Nicht Seegewürm, noch andrer Graus:
Da träumen Blumen nur von Kränzen
Und trinken der Gestirne Schein.
O goldnes Meer, dein friedlich Glänzen
Saugt meine Seele gierig ein!

In meiner Heimat grünen Thalen,
Da herrscht ein alter schöner Brauch;
Wann hell die Sommersterne strahlen,
Der Glühwurm schimmert durch den Strauch:
Dann geht ein Flüstern und ein Winken,
Das sich dem Ährenfelde naht,
Da geht ein nächtlich Silberblinken
Von Sicheln durch die goldne Saat.

Das sind die Bursche jung und wacker,
Die sammeln sich im Feld zu Hauf
Und suchen den gereiften Acker
Der Witwe oder Waise auf,
Die keines Vaters, keiner Brüder
Und keines Knechtes Hilfe weiß —
Ihr schneiden sie den Segen nieder,
Die reinste Lust ziert ihren Fleiß!

Schon sind die Garben fest gebunden
Und schön in einen Kranz gebracht;
Wie lieblich flohn die stillen Stunden,
Es war ein Spiel in kühler Nacht!
Nun wird geschwärmt und hell gesungen
Im Garbenkreis, bis Morgenduft
Die nimmermüden, braunen Jungen
Zur eignen schweren Arbeit ruft.

Gottfried Keller.

Die Kornähre.

Vorzeiten, als Gott noch selbst auf Erden wandelte, da war die Fruchtbarkeit des Bodens viel größer, als sie jetzt ist: damals trugen die Ähren nicht fünfzig- oder sechzigfältig, sondern vier- bis fünfhundertfältig. Da wuchsen die Körner am Halm von unten bis oben hinauf: so lang er war, so lang war auch die Ähre. Aber wie die Menschen sind, im Überfluß achten sie des Segens nicht mehr, der von Gott kommt, werden gleichgültig und leichtsinnig. Eines Tages ging eine Frau an einem Kornfeld vorbei, und ihr kleines Kind, das neben ihr sprang, fiel in eine Pfütze und beschmutzte sein Kleidchen. Da riß die Mutter eine Handvoll der schönen Ähren ab und reinigte ihm damit das Kleid. Als der Herr, der eben vorüberkam, das sah, zürnte er und sprach: „Fortan soll der Kornhalm keine Ähre mehr tragen, die Menschen sind der himmlischen Gaben nicht länger wert". Die Umstehenden, die das hörten, erschraken, fielen auf die Kniee und flehten, daß er noch etwas möchte an dem Halm stehen lassen, wenn sie selbst es auch nicht verdienten, doch der unschuldigen Hühner wegen, die sonst verhungern müßten. Der Herr, der ihr Elend voraussah, erbarmte sich und gewährte die Bitte. Also blieb noch oben die Ähre übrig, wie sie jetzt wächst.

Gebr. Grimm.

40. Der Weizen.

(Triticum vulgare.)

Als die Heimat dieser feinsten Getreideart sieht man nach neueren Untersuchungen die Euphratländer an. Von hier wanderte der Weizen mit den Kulturvölkern nach Westen. In den ältesten Urkunden jener Völker wird er bereits als Brotfrucht erwähnt. So wurde er in Palästina zu Abrahams Zeit schon gemahlen und zu Kuchen verbacken (1 Mos. 18, 6). Die Chinesen kannten den Weizen bereits 3000 Jahre vor Christo, und in den alten Mumiensärgen Ägyptens ist uns sogar Weizen aus jener Zeit bis in unsere Tage aufbewahrt worden. Nach Professor E. L. Rochholz hat ein Franzose, Guérin Mineville, 1849 fünf solcher Weizenkörner ausgesät und mit einem 1200fachen Ertrage ein der heutigen ägyptischen Weizenfrucht völlig gleiches Produkt erhalten. Bei den Ägyptern, Griechen und Römern war der Weizen die vorzüglichste Getreideart.

Statt des bei uns gewöhnlichen Hafers bekamen die Pferde in Griechenland Gerste; reiche Helden gaben, wie wir aus Homer ersehen, auch Weizen. Im 8. Gesange der „Iliade" ruft Hektor aus: „Wohlauf, ihr meine Rosse, zeigt euch dankbar für die gute Pflege, die euch Andromache hat angedeihen lassen, indem sie euch köstlichen Weizen und Wein vorsetzte, so oft ihr nach Futter und Trank verlangtet". Und aus dem 10. Gesange erfahren wir, daß auch die schnellfüßigen Rosse des Diomedes den lieblich schmeckenden Weizen als Futter erhielten. Nach Columella, einem Schriftsteller, der um das Jahr 50 nach Christo über die Landwirtschaft geschrieben hat, bauten die Römer besonders drei Weizenarten. Um die Aussaat vor Ungeziefer zu bewahren, empfiehlt er, die Körner eine Nacht vor dem Aussäen in Wasser einzuweichen, welches mit dem Safte des Mauerpfeffers (Sedum acre) gemischt ist. Nach Plinius sind in dem Jahre, in welchem Hannibal besiegt wurde, prophetische Erscheinungen an dem Weizen beobachtet worden, indem in diesem Jahre Getreide auf Bäumen gewachsen sei, eine Erscheinung, die jedenfalls darin ihren natürlichen Grund hat, daß der Weizen in der Holzerde kernfauler Bäume wurzelte.

Als in den Zeiten des Verfalls die römischen Kaiser zu einem Spielball des Heeres geworden waren, buhlten dieselben um die Gunst des Volks, indem sie demselben nach dem Vorbilde des großen Cäsar „Spiele und Brot" gewährten; das letztere geschah durch Getreideverteilung. In welchem Umfange solche Verteilungen stattfanden, ersehen wir aus einer Nachricht über den Tod des Kaisers Severus, der einen auf sieben Jahre ausreichenden Vorrat von Getreide hinterließ, daß jeden Tag 75000 Modii hätten ausgeteilt werden können. Aus dieser Angabe hat man die Zahl derer, welche sich vom Kaiser mit Getreide ernähren ließen, auf 600000 berechnet.

Schon früh muß der Weizen nach Deutschland eingeführt worden sein. Nicht nur die ostdeutschen Leichenfelder zwischen Elbe und Weichsel haben eine nicht unbeträchtliche Menge gerösteten Weizens ergeben,

sondern auch die Pfahlbauten des Bodensees zu Wangen haben eine reiche Ausbeute von Weizen und Gerste geliefert. Von den Sitten und Bräuchen, welche mit dem Anbau des Weizens in vielen Gegenden verbunden, seien im folgenden einige erwähnt. Soll die Frucht schön gelb werden, so trägt der Landmann beim Säen in der Oberpfalz und Franken einen goldenen Ring am Finger. In Mecklenburg herrscht an einigen Orten die Sitte, den Saatweizen vor dem Säen durch ein altes Beinkleid zu schütten. Ebendaselbst nimmt der Landmann beim Säen drei Weizenkörner in den Mund und verhält sich während des Säens still. Hierdurch sollen die Sperlinge vom Weizen ferngehalten werden. In Ostpreußen, im Erzgebirge, in Westfalen, Sachsen und Brandenburg glaubt man, die Vögel dadurch vom Weizen fernzuhalten, daß man ihn am Mittwoch oder Sonnabend sät. Während man vom Roggen sagt, daß er am 1. Mai schon so groß sein muß, daß sich eine Krähe darin verstecken kann, verspricht der Weizen noch gut zu werden, wenn man ihn am genannten Tage noch mit der Laterne suchen muß. Große Not machte in früherer Zeit dem Landmann ein Pilz, der in Masse an der Ähre wuchert und unter dem Namen „Brand“ bekannt und verrufen ist. Allerlei Mittel wandte man früher an, um den sogen. Brand von dem Weizen fernzuhalten. In den Gegenden am Harze stellte man den Samen stillschweigend auf den Kopf und sagte dabei:

„Weizen, ich setze dich auf den Band (?),
Gott behüte dich vor Tresp' und Brand“.

(Trespe ist ein Gras, das als Unkraut unter dem Getreide wuchert.) In Franken warf man zu dem gleichen Zweck das Saatkorn vor dem Säen durch ein Strohfeuer, wodurch jedenfalls manches schädliche Samenkörnchen vernichtet wurde, oder man vermischte es mit der Asche der geweihten Palmen.

Füttert man zu Weihnachten das Geflügel mit Weizenkörnern, die man während des Gottesdienstes in der Tasche getragen hat, so wird es fett und legt viele Eier. Sogar sicher treffende Kugeln wurden mit Hilfe eines Weizenkorns, welches man beim Gießen in das Blei steckte, bereitet.

Nach altchristlicher Vorstellung wird Christus mit Weizen verglichen, der auf Mariens Acker wuchs. Zu diesem Bilde hatte besonders die Bibelstelle Ev. Joh. 12, 24 Anlaß gegeben, in welcher der Herr sich selbst mit dem Weizenkorn vergleicht, das in die Erde fallen und ersterben muß, um viele Frucht zu bringen. Die christliche Poesie hat diesen Gedanken weiter ausgeführt. „Christus ist das Korn, das blühte, zur Garbe heranwuchs, gemäht, gebunden, geschlagen, gemahlen (gekreuzigt), in den Ofen gethan (begraben), nach drei Tagen herausgenommen ward und als Speise Tausende sättigte.“ Wie tief in manchen Gegenden diese Anschauung in das Volk eingedrungen ist, geht aus einem Brauche in Frankreich hervor, nach dem die letzte Garbe der Ernte la garbe de la passion genannt wird. Dieselbe wird mit einem am Palmsonntag geweihten Kreuze und mit einem Lorbeerzweige ge-

schmückt und so auf dem letzten Erntewagen heimgefahren. Auch die Zeit der Aussaat des Weizens hat der Volksglaube mit diesem Vergleiche in Zusammenhang gebracht. Denn wie Maria am Tage der Verkündigung (25. März) das himmlische Weizenkorn — Christus — empfing, so muß sich, wenn die Ernte recht ergiebig werden soll, die Erde auch an diesem Tage für den Empfang des Weizens öffnen. Wie Professor Bartsch in den Sagen aus Mecklenburg berichtet, findet der Volksglaube daselbst ebenfalls Beziehungen zwischen dem Weizenkorn und Christus. Er schreibt: Der untere Teil eines Weizenkorns, welches in der Ähre steckt, zeigt einen Abdruck, der Ähnlichkeit mit einem Gesichte haben soll. Man sagt: Der Weizen ist das edelste Korn, welches uns der liebe Gott gegeben hat; darum findet sich auf jedem Weizenkorn das Gesicht Christi.

Nach einer mohammedanischen Legende ist das Weizenkorn gleichzeitig mit Adam aus dem himmlischen Paradiese zur Erde gesunken. Im Fall sei es aber zu seiner jetzigen Kleinheit zusammengeschrumpft, damit der Mensch Mühe habe, es zu bauen.

Die Aussaat.

Der Sämann streut die reiche Saat
Still hoffend in die lock're Erde,
Sein ist der Wille, sein die That,
Gott weiß, ob sie entkeimen werde.

Ja, hoffe still und streue fort,
Streu' aus mit nimmer müden Händen,
Ob sie erwacht, ob sie verdorrt,
Du darfst dein Säen drum nicht enden.

Und frag' nicht, wann ein Frühlingsblick
Die Saat dir reift mit lindem Lichte,
Denn Gott vollendet dein Geschick —
Dein ist die Saat, sein sind die Früchte.

H. Kletke.

Die Kornähre.

O Bild des Lebens, Kornesähre!
Stolz hebt das taube Haupt die leere,
Doch die von schwerem Segen schwoll,
Neigt es zur Erde demutsvoll.

Wilhelm Risch.

Die Ähren.

Im Feld die vollen Ähren,
Wie stehn sie so gebückt,
Von ihres eignen schweren
Reichtumes Last bedrückt!

Wie nickte sonst im Felde
Ihr Haupt so leicht und frei!
Nun sehnen sie in Bälde
Den Schnitter selbst herbei.

A. Schults.

Das Weizenfeld.

Sieh', wie die goldne Weizenähre,
Vom lichten Abendtau getränkt,
Durch ihrer vollen Körner Schwere
Das müde Haupt zu Boden senkt.

Die Halme wallen auf und nieder,
Vom weichen, lauen West bewegt,
Indes die Lerche ihre Lieder
Im tiefen Blau des Himmels schlägt.

Und jubelnd steigt sie immer weiter,
Sie singt: „Die Sorgen thut in Bann!“
So schwingt auf des Gesanges Leiter
Sie sich im Liede himmelan.

Sie dankt in jubelvollen Schlägen,
Sie dankt durch heitre Melodie'n
Dem Weltenherrn für all den Segen,
Den er den Fluren hat verliehn.

Und du, der mehr als jener Sänger,
Der jubelnd sich gen Himmel schwang,
Stimm' jauchzend ein, nicht zaud're länger
Mit deines Herzens warmem Dank.

Die Lerche singt am Himmel droben,
Das Feld barg sie vor jeder Not,
Dein Mund auch soll die Allmacht loben,
Brichst du bei Tisch dein Weizenbrot.

H. Zeise.

41. Die Gerste.

(Hordeum vulgare.)

Die Heimat der Gerste ist noch nicht mit Sicherheit ermittelt. Ältere Schriftsteller vermuteten Ägypten, Armenien oder Indien, neuere verlegen sie nach Sicilien, Sibirien und der Tatarei. In den Ländern zwischen Euphrat und Tigris hat man sie wild wachsend gefunden; doch ist sie dort wahrscheinlich nur verwildert.

Die Gerste soll die älteste angebaute Getreideart sein. Professor Unger fand sie in den Ziegeln der Pyramide von Dashur, die um das Jahr 3570 vor Christo erbaut wurde. Der Nilschlamm, welcher im feuchten Zustand einen plastischen Thon liefert, war das Material, aus dem die Kinder Israel die Ziegel formten; dieselben wurden selten gebrannt, sondern zumeist, mit Stroh vermischt, an der Sonne getrocknet. Auch die Mumiensärge haben Proben altägyptischer Gerste geliefert.

Die alten Israeliten bauten die Gerste stark an; in dem alten Testament wird dieselbe an vielen Stellen erwähnt, wie 3 Mos. 27, 16; 2 Chron. 2, 10 ff. Man benutzte sie zumeist als Viehfutter. Als der Rabbi Jochanan im Talmud spricht: „Die Gerste ist gut geraten“, erhält er als Antwort: „So gehe hin und melde es den Pferden und Eseln“. Das trockene und rauhe Gerstenbrot war nur eine Nahrung der Armen.

Bei den alten Griechen stand die Gerste in hohen Ehren. Sie war die wichtigste Pflanze der Demeter, der Göttin des Ackerbaues. Das heilige Mahl bei den Opfern wurde aus Gerste bereitet, und das Opfertier sowohl als auch der Altar wurde vor dem Opfer mit Gerste bestreut. Homer redet von der „weißen“ Gerste. Und als Nestor einen Ochsen opfern wollte, trug Aretos im blumigen Becken das Wasser und in der Linken ein Körbchen mit „heiliger“ Gerste. Als Trasymedes naht mit der geschliffenen Axt, die Ochsen zu schlagen, eröffnet Nestor die feierliche Handlung, indem er sich die Hände wäscht und die heilige Gerste auf das Opfertier streut (Odyssee, 3. Gesang).

Bei den Römern erfreute sich die Gerste eines nicht gleich hohen Ansehens. Nach Plinius säte man sie, wie ein Sprichwort sagte, für den Geldbeutel, weil sie die Ausgaben am schnellsten ersetzte. Sie diente zum Futter für die Pferde, wie es noch jetzt eine in Südeuropa ge-

bräuchliche Sitte ist, den Pferden statt des Hafers Gerste zu geben. Gerstenbrot als Nahrung aßen nur die unteren Klassen der Bevölkerung; die Soldaten erhielten es zur Strafe, wenn sie in der Schlacht gewichen waren oder ihre Feldzeichen verloren hatten.

Wie die Pfahlbautenfunde beweisen, ist die Gerste in Deutschland eine altheimische Kulturpflanze. Durchwandert nach den Liedern der Edda einmal der Germanengott Rigr die Welt, um das Menschengeschlecht in Stände zu ordnen, so findet er dasselbe überall schon mit dem Ackerbau beschäftigt und erhält zur Einkehr in dem einen Hause grobes Gerstenbrot, in dem andern feine Weizenkuchen vorgesetzt. Vorzugsweise in Gerste, deren Anbau im Norden bis zum 70. Breitengrad geht und deren Reife, von der Aussaat an gerechnet, nur zwei Monate Zeit braucht, hat der Germane seine Opfer dargebracht. Noch mancher Brauch erinnert hieran. So wird nach Professor Rochholz im Kanton Thurgau der Gerstentag, ein von der Kinderwelt der ganzen Landschaft gemeindeweise begangenes Kinderfest, gefeiert. Und nach der „Bavaria" hängt man im Bayerischen Walde rohe Menschenhäupter in natürlicher Größe aus Thon gebrannt und mit Gerste gefüllt gegen chronische Kopfleiden in Kapellen und an Wallfahrtsbäumen auf. J. Grimm erblickt ein Zeugnis der Heiligung, in welcher die Gerste stand, in dem Umstande, daß das Gerstenkorn aller Landmessung zugrunde lag. In Bezug auf den Königs- und Gottesfrieden heißt es in Adhelstans Gesetzbuch: „Er soll sich von dem Burgthore, wo der König sitzt, nach den vier Seiten erstrecken drei Meilen, drei Ackerbreiten, drei Furchenlängen und neun Gerstenkörner weit." Den größeren Fernen sind hier immer kleinere hinzugefügt bis auf das Gerstenkorn, welches die letzte Einheit des Maßes bildete. Neun Gerstenkörner in einem Glase frischen Wassers getrunken heilen nach französischem Aberglauben eine Krankheit, und nach Berner Landesbrauch muß die Mutter drei Gerstenkörner dem Täufling in die Windeln und drei Weizenkörner in die drei Taufscheine einbinden, die ihm seine drei Paten ausstellen. Um Wechselfieberkranke zu heilen, giebt man an einigen Orten denselben Gerstenkörner in die Hand und pflanzt dieselben dann in die Erde. Zittern die daraus entsprossenden Halme beständig, so ist die Krankheit auf sie übergegangen und der Kranke geheilt.

Wie einst von den römischen Priestern, den Augurn, so wurde auch in späterer Zeit in Deutschland die Gerste zur Hahnenwahrsagerei benutzt. Man zeichnete dazu einen Kreis und teilte denselben in 24 Felder; jedes bezeichnete einen Buchstaben und wurde mit einem Gerstenkorn belegt. Der Hahn wurde darauf in die Mitte gestellt, um die Körner aufzupicken. Die Reihenfolge, in der dieses geschah, merkte man und suchte dann ein Wort daraus zusammenzustellen. Das ganze Verfahren stammt augenscheinlich von den Römern her.

Durch die Verwendung der Gerste zur Bierbrauerei hat dieselbe in der Landwirtschaft eine sehr große Bedeutung erhalten. Die Bereitung des Bieres war schon im frühen Altertum bekannt, und wenn es jetzt vorzüglich ein nordisches Getränk ist, besaß es im Altertum ein viel ausgedehnteres Gebiet. Nach Herodot und Diodor brauten bereits die

Ägypter einen Trank aus Gerste, dessen Bereitung Osiris als Ersatz des Weines gelehrt haben soll. Auch in Spanien war das Bier seit alter Zeit üblich, und man verstand, dasselbe lange aufzubewahren und durch das Alter zu veredeln. Von hier scheint es zu den Kelten gekommen zu sein und später zu den Germanen. Cäsar erwähnt es als germanisches Getränk noch nicht. Als die Deutschen sich dem Ackerbau zuwandten, begannen sie auch dem Biergenuß zu huldigen, und Tacitus berichtet schon von ihnen, daß man sie ebenso gut durch Lieferung berauschenden Bieres, als durch Waffengewalt überwinden könnte. Das Bier der Alten war wesentlich verschieden von dem unsrigen; denn der Hopfen ist wahrscheinlich erst infolge der Völkerwanderung zu uns gekommen. In einer Urkunde Pippins von 768 werden zuerst Hopfengärten erwähnt; Karl der Große empfiehlt den Anbau des Hopfens in den Kapitularien nicht. In den Klöstern scheint man im Mittelalter in der Kunst, ein gutes Bier zu brauen, am weitesten gewesen zu sein; man unterschied hier das stärkere Pater- von dem schwächeren Kofentbier. Allmählich kam die Kunst des Bierbrauens aus den Klöstern auch in die Hände der Bürger. Im 14. Jahrhundert bildeten sich die Zünfte der Bierbrauer, und besonders in Flandern und Brabant gelangte die Bierbrauerei zu hoher Blüte und wurde zu einer Haupteinnahmequelle des Landes. Johann I., Herzog von Brabant, war deshalb auch Ehrenmitglied der Brüsseler Brauerzunft, und er ist auch, wie Coremans nachgewiesen hat, jener mythische Bierkönig Gambrinus (Jan primus), dessen Bildnis mit schäumendem Pokal die Wände so vieler Bierstuben schmückt. — Eine Bierpoesie hat es im Mittelalter nicht gegeben; man besang nur den Wein, von dem nach Hartmann von der Aue ein Becher mehr Stärkung gewähre, als 44 Becher Bier. Die neuere Zeit hat auch dieses Unrecht gesühnt und den edlen Gerstensaft in ebenso „tiefempfundenen" als „feuchtfröhlichen" Liedern verherrlicht.

---

42. Der Hafer.

(Avena sativa.)

Der Name Hafer, im Mittelhochdeutschen haber, soll sich nach J. Grimm mit dem Namen des Bockes berühren; hafr hieß im Altnordischen der Ziegenbock. Danach muß also die Pflanze Bezug auf den Bock oder das Schaf gehabt haben, sei es, daß das Tier dem Hafer nachgestellt, oder daß es vormals damit gefüttert wurde.

Die Heimat des Hafers ist bislang noch nicht bestimmt erwiesen. Er ist ein Korn der nördlichen Breiten, jedoch erstreckt sich sein Verbreitungskreis nach Norden nicht so weit wie der der Gerste. Sein Anbau eignet sich besonders für rauhe Gebirgsgegenden, in denen er das wichtigste Getreide ist, indem er Kälte und sterilen Boden besser verträgt als die übrigen Getreidearten. Noch jetzt ist der Hafer im skandinavischen Norden und in Hochschottland ein wichtiges Brotkorn. Solches Haferbrot ist aber eine elende, ungesunde Nahrung und bildet einen dem Schiffszwieback ähnlichen Kuchen.

Den alten Griechen und Römern war der Hafer wohl bekannt, jedoch benutzten sie ihn nicht als Nahrung für die Menschen, sondern höchstens als Viehfutter. Sie hielten ihn für ein Ackerunkraut, welches sich unter das Korn mischte; doch konnte sich nach ihrer Ansicht das gute Korn in Hafer verwandeln und so den Ertrag der Ernte mindern. Man jätete deshalb den Hafer als Unkraut aus. Mit der Zeit stieg jedoch der Hafer in der Meinung der Alten, indem sie behaupteten, daß der Hafer auch in eine edlere Getreideart übergehen könne. Auch ist noch zu bemerken, daß man aus den Halmen des Hafers Pfeifchen machte, die aus einer Reihe mit einander verbundener Röhrchen von verschiedener Länge bestanden.

Unsere alten Vorfahren wußten dagegen den Hafer mehr zu schätzen; bei ihnen war er ein Hauptnahrungsmittel. Der römische Naturforscher Plinius berichtet, die alten Germanen hätten ausschließlich von Haferbrei gelebt. Hering und Haferbrei waren nach Wuttke die Speise der Göttin Holle, und an den dieser Göttin geweihten Festtagen wurden Fische und Klöße von Hafergrütze genossen. Aus Hebels Gedicht „Das Habermus" ist bekannt, wie noch jetzt der Hafer ein Lieblingsgericht der schwäbischen und alemannischen Bauern ist. Auch bei uns ist wohl keine Haushaltung, in der nicht die Hafergrütze ihre gebührende Beachtung fände. Sagt doch ein alter Knittelvers:

„Geduld, Vernunft und Hafergrütze
Sind zu gar vielen Dingen nütze".

Als altdeutsche Sitte ist ein Brauch in Sachsen zu erwähnen. Ein Knecht verhüllt sich ganz mit Haferstroh und geht in diesem Aufzuge als Haferbräutigam neben dem Schimmelreiter durch die Felder. Jedenfalls ist dieser sonderbare Aufzug eine Erinnerung an den früheren Umzug Wodans durch Feld und Wald.

Im Bayerischen besteht in dem sogen. Hafertreiben noch eine Art Volksgericht, welches zur Nachtzeit über denjenigen vollzogen wird, der durch seinen Lebenswandel Ärgernis erregt hat. Die zu strafende Person wird mit Peitschenhieben durch ein Haferfeld getrieben.

Das Habermus.

Also das Habermus wär' fertig; kommt, Kinder, und esset!
Betet: „Aller Augen" — und gebt mir ordentlich Achtung,
Daß nicht eines am rußigen Topf den Ärmel sich schwarz macht.

Esset denn, gesegn' es euch Gott, und wachset und gedeihet!
Sehet, die Haberkörnchen, die hat der Vater gesäet
Zwischen die Furchen mit fleißiger Hand und geegget im Frühjahr.
Aber, daß es da wuchs und reif geworden, dafür kann
Euer Vater nicht; das thut der Vater im Himmel.
Denkt euch nur, ihr Kinder, es schläft im mehligen Körnchen
Klein und zart ein Keimchen, nicht rührt, nicht regt es sich darin.

Nein, es schläft und sagt kein Wort und ißt nicht und trinkt nicht,
Bis in den Furchen es liegt da draußen im lockeren Boden.
Aber dort in den Furchen — es ist so feucht und so warm drin —
Wacht es heimlich auf aus seinem verschwiegenen Schlafe,
Streckt die Gliederchen aus und saugt am saftigen Körnchen
Just wie ein Mutterkind, es fehlt nur, daß es nicht weinet.
Mit der Zeit wird's größer und heimlich schöner und stärker,
Schlüpft aus seinen Windeln und streckt seine Würzelchen nieder
Tief hinab in den Grund und sucht und findet die Nahrung.
Ja, und die Neugier sticht's; gar gern auch möcht' es erfahren,
Wie's denn da oben wohl weiter ist. Ganz heimlich und furchtsam
Guckt es zum Boden heraus — der Tausend! das will ihm gefallen! —
Unser lieber Herrgott, der schickt ein Engelchen nieder:
„Bring' ihm ein Tröpfchen Tau und sag' ihm freundlich Willkommen!"
Und es trinkt, und es schmeckt ihm so wohl, und es streckt sich behaglich.
Derweil kämmt sich die Sonne, und sauber gekämmt und gewaschen
Kommt mit dem Strickzeug sie hervor aus den Bergen gegangen,
Wandelt ihren Weg hoch an der himmlischen Landstraß',
Strickt und sieht herab, gleichwie eine freundliche Mutter
Nach den Kindern sieht. Sie lacht dem Keimchen entgegen,
Und das thut ihm so wohl bis an die Wurzeln herunter.
„Solche schöne Frau und doch so gütig und freundlich!"
Aber was strickt sie denn nur? Gewölk aus himmlischen Düften.
Da! schon tröpfelt's, ein Spritzerchen kommt, drauf regnet es tüchtig;
Keimchen trinkt sich satt. Drauf weht ein Lüftchen und trocknet's,
Und es sagt: „Jetzt kriech' ich auch nie mehr unter den Boden.
Nein, um keinen Preis! Da bleib' ich, geh's, wie es gehn mag!"

Esset, Kinder, gesegn' es euch Gott, und wachst und gedeihet!
Schwere Zeiten warten aufs Keimchen, Wolken an Wolken
Steh'n am Himmel Tag und Nacht, und die Sonne versteckt sich,
Auf den Bergen schneit es, und weiter nach unten zu hagelt's.
Hu! Huhu! wie klappert doch jetzt und wimmert mein Keimchen,
Und der Boden ist zu, und es hat gar kümmerlich Nahrung.
„Ist denn die Sonne tot", so klagt es, „daß sie nicht da ist?
Oder fürchtet auch sie vor der Kälte sich? Wär' ich geblieben,
Wo ich sonst war, still und klein im mehligen Körnchen
Und daheim im Boden, es war so feucht und so warm drin."

Seht, ihr Kinder, so geht's; ihr werdet noch auch so sprechen,
Wenn aus dem Haus ihr kommt und unter den fremden Gesichtern
Schaffen müßt und euch plagen und Zeug und Brot euch verdienen:
„Wär' ich beim Mütterchen doch! und hinter dem Ofen!"
Tröst' euch Gott! Auch das hat ein End', einmal wird es besser,
Wie's dem Keimchen auch erging. Am heiteren Maitag
Weht es so lau, und die Sonne, sie steigt so kräftig vom Berg auf
Und sieht nach, was das Keimchen macht, und giebt ihm ein Schmätzchen;
Ja, da ist ihm wohl, und es weiß sich vor Lust nicht zu lassen.

Und schon prangen die Wiesen mit Gras und farbigen Blumen,
Und schon duftet die Kirschblüt', und es grünet der Pflaumbaum,
Und schon schießt in die Höh' der Roggen und Weizen und Gerste,
Und mein Haberchen sagt: „Da bleib' ich gewiß nicht dahinten!"
Nein, es spreitet die Blätterchen aus — wer hat sie gewoben?
Und jetzt schießt der Halm — wer treibt durch Röhren an Röhren
Bis in die saftige Spitze hinauf aus den Wurzeln das Wasser?
Endlich da schlüpft ein Ährchen heraus und schwankt in den Lüften —
Sag' mir doch ein Mensch, wer hat an seidene Fäden
Hier ein Knöspchen gehängt und dort mit künstlichen Händen?
Nun, die Engel, wer sonst? Sie wandeln zwischen den Furchen
Auf und ab, von Halm zu Halm und schaffen so emsig,
Jetzt hängt Blüt' an Blüt' am zarten, schwankenden Ährchen,
Und mein Haber steht, so steht ein Bräutchen im Kirchstuhl.
Jetzt sind zarte Körner darin und wachsen im stillen,
Und mein Haber, er merkt allmählich, was er will werden.
Käfer kommen und Fliegen, sie machen ihm ihre Visiten,
Sehen zu, was er macht, und singen: „Eia, popeia!"
Und das Johanniswürmchen, ei ja! kommt mit dem Laternchen
Nachts um neun auf Abendbesuch, wenn die Fliegen schon schlafen.

Eßt ihr Kinder, gesegn' es euch Gott, und wachst und gedeihet!
Seitdem hat man geheut nach Pfingsten und Kirschen gepflücket,
Seitdem hat man Pflaumen gelesen hinter dem Garten,
Seitdem haben sie Roggen geschnitten und Weizen und Gerste,
Und die armen Kinder, die haben gelesen die Ähren,
Barfuß zwischen den Stoppeln; geholfen hat ihnen das Mäuschen.
Drauf ist auch der Haber gebleicht. Voll mehliger Körner
Hat er geschwankt und gesagt: „Jetzt wird mir's allmählich verleidet,
Um ist meine Zeit, ich merk's; was thu' ich allein da
Zwischen den Stoppelrüben und zwischen den lieben Kartoffeln?"
Drauf ist die Mutter hinaus und Euphrosinchen und Evchen,
An den Fingern fror's einen schon des Morgens und Abends.
Endlich brachten wir ihn, und in der staubigen Scheuer
Wurd' er gedroschen von früh um zwei bis abends um viere.
Drauf ist des Müllers Esel gekommen und hat ihn zur Mühle
Abgeholt und wiedergebracht, zermahlen in Körnchen,
Und mit fetter Milch von der jungen, fleckigen Blesse
Hat in dem Topf ihn die Mutter gekocht. — Gelt, Kinder, das schmeckte?
Wischet die Löffel ab und bet' eins: „Danket dem Herren!"
Und jetzt geht in die Schul', da hängt am Gesimse die Tasche.
Fall' mir keins, gebt acht und lernt hübsch, was man euch aufgiebt!
Wenn aus der Schul' ihr kommt, da giebt es gebackene Pflaumen!

J. P. Hebel.

43. Die Kartoffel.

(Solanum tuberosum.)

Von all' den Gaben, welche Amerika Europa gespendet, ist keine von größerem Segen und durchgreifenderer wirtschaftlicher Bedeutung geworden, als die Kartoffel. Die Spanier fanden bei ihrer Ankunft in Amerika den Anbau derselben bereits vor. Nach Humboldt ist die ursprüngliche Heimat unserer Kartoffel Chile, wo sie noch jetzt wild vorkommt; sie führt auf der Hochebene von Peru den Namen Papa oder Papas. Die älteste deutsche Beschreibung der Kartoffel findet sich in D. Jakobi Theodori Tabernae montani New und Vollkommen Kräuterbuch (Frankfurt a/M. 1685). Sie wird hier mit dem deutschen Namen „Grültling Baum" genannt. Der Name Kartoffel soll durch Verstümmelung aus dem italienischen Tartuffoli, in der Diminutivform Taratoffuli (Tartuffeln, Kartoffeln), welches soviel wie Trüffeln bedeutet, entstanden sein; die Kartoffeln haben mit den in Italien viel wachsenden Trüffeln eine ähnliche Gestalt, auch befinden sie sich wie diese unter der Erde.

Über die Einführung der Kartoffel in Europa bestehen verschiedene Lesarten. Die einen schreiben Sir Walter Raleigh dieses Verdienst zu, andere behaupten und wohl mit Recht, daß die Spanier und zwar schon vor 1585 die Kartoffel nach Europa gebracht haben; dagegen ist es im deutschen Volksmunde noch immer Franz Drake, dem man die Einführung dieses wichtigen Gewächses zuschreibt; 1586 soll er die Knollen einem Freunde in England gesandt haben, weil er der Meinung gewesen sei, daß der Anbau der Pflanze für sein Vaterland und ganz Europa von großem Segen werden könnte. In Offenburg in Baden hat man ihm deshalb ein Denkmal gesetzt. Wie G. H. Schubert erzählt, wäre aber die Kartoffel fast verkannt und verachtet weggeworfen worden, weil der Bebauer meinte, Drake habe mit dem Worte „Frucht" die Beeren gemeint, die oben am Kraute hangen. Als es darum Herbst war, und die Beeren gelb waren, lud er eine Menge vornehmer Herren zu einem Gastmahle ein, wobei es hoch herging. Am Ende kam auch eine zugedeckte Schüssel, und der Hausherr stand auf und hielt eine schöne Rede an die Gäste, worin er sagte, er habe hier die Ehre, ihnen eine Frucht mitzuteilen, wozu er den Samen von seinem Freunde mit der Versicherung erhalten habe, daß ihr Anbau für England höchst wichtig werden könnte. Die Herren kosteten nun die Frucht, die in Butter gebacken und mit Zucker und Zimmet bestreut war; aber sie schmeckte abscheulich, und es war nur schade um den Zucker. Darauf urteilten alle, die Frucht könne wohl für Amerika gut sein, aber in England werde sie nicht reif. Da ließ der Gutsherr einige Zeit nachher die Kartoffelsträucher ausreißen und wollte sie wegwerfen. Aber eines Morgens im Herbst ging er durch seinen Garten und sah in der Asche des Feuers, das sich der Gärtner angemacht hatte, schwarze, runde Knollen liegen. Er zertrat einen, und siehe, er duftete so lieblich wie — eine gebratene Kartoffel. Er fragte den Gärtner, was das für Knollen wären, und dieser sagte ihm, daß sie unter der Wurzel des fremden amerikanischen

Gewächses gehangen hätten. Nun ging dem Herrn erst das rechte Licht auf. Er ließ die Knollen sammeln, zubereiten und lud dann die Parlamentsherren wieder zu Gaste, wobei er wohl wieder eine Rede gehalten haben mag, deren Inhalt gewesen sein wird, daß der Mensch, wenn er bloß nach dem urteilt, was oben an der Oberfläche ist, und nicht noch tiefer gräbt, manchmal gar sehr irren könne.

Über die Einführung der Kartoffel in Sachsen berichtet eine Urkunde im Hauptstaatsarchiv zu Dresden folgendes. Der Kurfürst Christian I. von Sachsen bat im Jahre 1591 den Landgrafen Wilhelm IV. von Hessen-Kassel um Zusendung einiger in dem berühmten Lustgarten gepflegten seltenen ausländischen Pflanzen. Der Landgraf erfüllte die Bitte und fügte der Sendung einen Brief bei, in dem es heißt: „Wir überschicken E. L. unter anderen ein Gewächs, so wir vor wenig Jahren aus Italien bekommen und Tartouphli genannt wird. Dasselbe wächst in der Erde und hat schöne Blumen, guten Geruch, und unten an den Wurzeln hat es viele tubera (Knollen) hängen; dieselben, wenn sie gekocht werden, sind gar anmutig zu essen. Man muß sie erstlich in Wasser aufsieden lassen, so geht die oberste Schale ab, darnach thut man die Brühe davon und siedet sie in Butter vollends gar."

Die Verbreitung der Kartoffeln ging sehr langsam vor sich. In Württemberg ward seit 1700 die Kartoffel einheimisch durch den unermüdlichen Eifer des Waldensers Antoine Seignoret, obschon sich die Bauern dem „Viehfutter" widersetzten, des Nachts die gelegten Samen aus den Furchen rissen und dann vorgaben, das Wild habe dies gethan. In Reutlingen kannte man 1760 die Kartoffel noch nicht, und in Stuttgart aß man 1728 Rindfleisch mit Kartoffeln als Seltenheit und Luxus. An 100 Jahre hatten die Bauern dem Kartoffelbau Widerstand geleistet, und als der Herzog mit Strenge eingriff und den Kartoffelbau anbefahl, weigerten sich die Bauern, von den Kartoffeläckern Zehnten zu geben, weil davon nichts in den alten Rechtsbüchern stehe. Juristen stimmten ihnen bei, doch nun befahl die Regierung auch den Kartoffelzehnten.

In Frankreich wurde sie erst 1783 allgemeiner kultiviert. Auch hier war die neue Frucht mit großen Vorurteilen aufgenommen worden; besonders weigerten sich die Landleute ganz entschieden, ihren Grund und Boden mit dem neumodischen Gewächs zu bestellen, hielten sie die Frucht doch kaum für eine geeignete Nahrung für die Tiere, geschweige daß dieselbe von Menschen gegessen werden könnte. Nur den nicht erlahmenden Bemühungen des Chemikers Parmentier gelang es endlich, die Schranken engherziger Vorurteile und hartnäckiger Gleichgültigkeit zu durchbrechen. Er hatte gesehen, daß Anwendung von Gewalt nichts fruchtete, darum benutzte er eine Schwäche seines Volkes. Er pachtete in der Nähe von Paris große Strecken Landes und ließ darauf die verachtete Kartoffel massenweise bauen. Unter Trompetenklang ließ er später den strengen Befehl bekannt machen, daß jeder mit dem Tode bestraft würde, den man beim Diebstahl des fremden Gewächses ertappe. Die Felder wurden am Tage von Aufsehern sorgfältig bewacht, doch in der Nacht entfernten sich dieselben. Durch das strenge Gebot wurde die Aufmerksamkeit der Bauern

im hohen Grade auf die neue Frucht gelenkt. Sie sagten sich, es müsse doch etwas ganz Besonderes um die neue Frucht sein; weshalb sonst die Vorsicht und Bewachung. Und da die Felder in der Nacht schutzlos waren, so stahlen sie während dieser Zeit wie die Raben; und bald war die Kartoffel über ganz Frankreich verbreitet.

Über die Einführung der Kartoffel in Kolberg erzählt Nettelbeck folgendes. Im Jahre 1745 erhielt die Stadt durch die Güte des großen Friedrich einen Frachtwagen voll Kartoffeln, die bis dahin noch gänzlich unbekannt waren. Durch Trommelschlag erging in der Stadt und Vorstadt die Bekanntmachung, daß alle Gartenbesitzer sich vor dem Rathause einzufinden hätten, indem des Königs Majestät ihnen eine besondere Wohlthat zugedacht habe. Unter großer Aufregung versammelten sie sich zur bestimmten Stunde. Da standen die Ratsherren auf, zeigten die Menge der geschickten Gaben und verlasen eine umständliche Anweisung, wie sie gepflanzt, bewirtschaftet, gekocht und zubereitet werden sollten. In dem Getümmel aber achtete niemand auf die Vorlesung. Verwundert nahm man die Knollen in die Hand, roch, schmeckte und leckte daran. Kopfschüttelnd gab sie der eine Nachbar dem andern, brach sie wohl gar entzwei und warf sie den Hunden vor. Da diese sie auch verschmähten, so hieß es im lauten Gewühl: „Die Dinger riechen nicht und schmecken nicht, und nicht einmal die Hunde mögen sie fressen. Was wäre uns damit geholfen?"

Viele glaubten, die Knollen müßten zu Bäumen heranwachsen, von welchen man die Früchte herabschüttele, wie die Äpfel vom Baum. Inzwischen wurden die Kartoffeln ausgeteilt. Viele warfen sie auf den Kehrichthaufen; andere, welche den Versuch nicht scheuen wollten, verfuhren dabei so verkehrt wie möglich. Einige steckten sie einzeln in die Erde, ohne sich weiter um sie zu bekümmern, andere schütteten sie auf einen Haufen und bedeckten sie mit etwas Erde, infolgedessen sie zu einem dichten Filz zusammenwuchsen.

Die Herren vom Rate mußten in Erfahrung gebracht haben, daß unter den Empfängern viele Verächter gewesen waren. Darum hielten sie in den Sommermonaten eine Kartoffelschau, und diejenigen, welche widerspenstig gefunden wurden, mußten mit einer Geldstrafe büßen. Hierüber erhob sich ein großes Geschrei, daß die Kartoffeln ganz in Verruf kamen. Im folgenden Jahre erneuerte der König sein Geschenk, sandte aber zugleich einen geborenen Schwaben mit, der über vernünftige Bestellung genauere Anleitung zu geben verstand. Durch dessen Rat und Hilfe wurde der Anbau kräftig gefördert. Dennoch traf Nettelbeck erst 40 Jahre später bei Stargard im freien Felde die ersten Kartoffeln.

In Schlesien wurde die Abneigung gegen die Kartoffel und ihren Bau nicht durch Belohnung und Zwangsmaßregeln, sondern zumeist durch die Teurung während des Siebenjährigen Krieges überwunden. Landprediger, welche den Kartoffelbau empfahlen, wurden spottweise Knollenprediger genannt.

In der Geschichte der Nassau-Oranischen Lande von Arnoldi wird über die Einführung der Kartoffel folgende ergötzliche

Geschichte erzählt: Im Jahre 1621 lebte in Herborn der Professor J. Matthäus, der ein großer Blumenfreund war. Er hatte zum intimen Freunde einen Professor in Oxford. Zu jener Zeit waren in England die Kartoffeln bekannter geworden, und der Oxforder Professor erhielt mehrere Knollen der neuen Frucht zum Geschenk. Er beschloß, einige davon als große Rarität seinem deutschen Freunde zu senden. Dieser pflanzte die Knollen mit großer Freude in Blumentöpfe, denn er glaubte eine neue schöne Blume bekommen zu haben. Die vermeintlichen Blumen gingen auf, grünten und blühten, und alle Welt wunderte sich mit dem Professor über die herrlichen Blüten des neuen fremdländischen Gewächses. In dieser Zeit hatte die Tochter des Nachbarn Hochzeit, und da sie mit dem Professor befreundet war, hatte sie durch ihren Vater die Kühnheit, ihn um ein Sträußchen von den schönen Blumen für die Trauung zu bitten. Der Professor gewährte die Bitte und sprach: „Bringet diese Blumen der Braut und sagt ihr, durch ihre Tugenden sei sie würdig, die schönste und seltenste der Blumen als Brautstrauß zu tragen.“ Am folgenden Tage schmückte die Kartoffel wirklich die Braut.

Mehr als 200 Jahre später wurde der Kartoffel eine noch größere Ehre zuteil. Als der König Otto von Griechenland seine Gemahlin nach Athen heimführte, überreichte eine Anzahl Jungfrauen bei der Begrüßung der Königin einen Strauß Kartoffelblüten, und in ihrer Rede wies die Jungfrau darauf hin, daß die schöne Blüte von einer seltenen und köstlichen Frucht sei, die wohl im Heimatlande der Königin noch unbekannt sei.

Gegenwärtig ist der Kartoffelbau fast über die ganze Erde verbreitet, von Hammerfest, der nördlichsten Stadt Europas, bis in den wärmeren Süden, bis nach Neuseeland. Allerdings sagt ihr sowohl die Kälte des hohen Nordens, als die große Hitze des Südens nicht zu. Wo sie ist eingeführt worden, ist niemals eine so schreckliche Hungersnot wie in früherer Zeit wieder ausgebrochen. Nur die Chinesen haben sich bis jetzt noch ablehnend gegen den Anbau derselben verhalten, trotzdem weite Bezirke periodisch von furchtbarer Hungersnot heimgesucht werden.

Bei dem Mißtrauen, welches die Landbevölkerung der Einführung und Verbreitung entgegenbrachte, traten auch die Dichter des vergangenen Jahrhunderts mit in die Reihen, um für das Geschenk der neuen Welt Stimmung zu machen. Der „Wandsbecker Bote“ sang in seiner munteren Weise:

„Pasteten hin, Pasteten her,
Was kümmern uns Pasteten!
Die Schüssel hier ist auch nicht leer
Und schmeckt so gut als aus dem Meer
Die Austern und Lampreten.

Und viel Pastet und Leckerbrot
Verderben Blut und Magen.
Die Köche kochen lauter Not,
Sie kochen uns viel eher tot;
Ihr Herren, laßt euch sagen.

Schön rötlich die Kartoffeln sind
Und weiß wie Alabaster,
Verdau'n sich lieblich und geschwind
Und sind für Mann und Frau und Kind
Ein rechtes Magenpflaster.“

Und J. H. Voß preist in einem Liede „Kartoffelernte" es als ein gnädiges Wunder des Herrn, daß Amerika nur der Kartoffel wegen entdeckt worden ist.

„Einst vom Himmel schaute Gott
Auf der Armen bittre Not.
Nahe ging's ihm, und was that er
Uns zum Trost, der gute Vater?
Regnet' er uns Mannabrot?

Nein, ein Mann ward ausgesandt,
Der die neue Welt erfand.
Reiche nennen's Land des Goldes;
Doch der Arme nennet's holdes
Nährendes Kartoffelland.

Was ist nun für Sorge noch?
Klar im ird'nen Topf und hoch
Dampft Kartoffelschmaus für alle.
Unsre Milchkuh auch im Stalle
Nimmt ihr Teil und brummt am Trog."

44. Der Buchweizen.

(Polygonum fagopyrum.)

Der Buchweizen hat seinen Namen von den glänzend braunen Nüßchen, welche den Buchecken ähnlich sind. Früher nannte man ihn Türkenkorn, eine Bezeichnung, die auf die Heimat der Pflanze hinweist. Den Alten war der Buchweizen nicht bekannt, und erst im 15. Jahrhundert ist derselbe bei uns eingeführt worden. In dem „New Kräuterbuch" des Hieronymus Tragus (1546) findet sich die erste genauere Beschreibung desselben. Man nimmt an, daß er zuerst am Mittelmeer heimisch gewesen und durch die Sarazenen verbreitet worden sei. Dafür spricht auch die französische Bezeichnung Blé sarrasin. In Schleswig heißt er Taterkorn, entstellt aus Tatarenkorn, und in Süddeutschland Heidenkorn.

Die Früchte sind sehr stärkemehlreich, und da die Pflanze auf dem magersten Boden noch gedeiht, ist sie für unfruchtbare Gegenden von hoher Bedeutung. Um einen reichen Ertrag der Ernte zu sichern, sät man in Oldenburg den Buchweizen im Mondschein, während man in Westpreußen, Brandenburg und im Erzgebirge die Zeit des abnehmenden Mondes dazu wählt. In Mecklenburg glaubt man, er gedeihe am besten, wenn man ihn am Urbanstage (25. Mai) bestelle.

Der Buchweizen.

Hin und wieder, wenn man nach einem Gewitter an einem Acker vorbeigeht, auf welchem Buchweizen steht, sieht man, daß dieser ganz schwarz und versengt ist; es ist, als wenn eine Feuerflamme darüber hingegangen wäre, und der Bauersmann sagt dann: „Das hat der Blitz gethan!" Aber wie geht es zu, daß der Blitz das thut? — Ich will erzählen, was mir der Sperling gesagt hat, und der Sperling hat es von einem alten Weidenbaum gehört, der an einem Buchweizenacker stand

und noch steht. Es ist so ein großer, ehrwürdiger Weidenbaum, aber alt und runzelig, er ist von oben bis unten eingerissen, und aus dem Riß wachsen Gras und Brombeerranken, der Baum hängt vornüber, und die Zweige gehen fast auf die Erde, es sieht aus, wie ein langes grünes Haar.

Auf allen Feldern ringsumher stand Korn, Roggen, Buchweizen und Hafer; — ja, der schöne Hafer, der, wenn er reif ist, aussieht, wie eine ganze Menge kleiner gelber Kanarienvögel, die auf einem Zweige sitzen. Das Korn stand so gesegnet, und je schwerer es war, desto tiefer beugte es sich in frommer Demut.

Aber es war auch ein Feld mit Buchweizen; und das Feld lag gerade vor dem alten Weidenbaume; der Buchweizen beugte sich nicht, wie das andere Korn, steif und stolz stand er da.

„Ich bin ebenso reich, wie die Ähren", sagte er, „und außerdem bin ich viel schöner; meine Blumen sind schön, wie die Blüten des Apfelbaumes, es ist eine Lust, mich und meinesgleichen anzusehen! Kennst du etwas Kräftigeres als uns, du alter Weidenbaum?"

Und der Weidenbaum nickte mit dem Haupte, als wollte er sagen: „Ja freilich kenne ich etwas!" Aber der Buchweizen strotzte von Hochmut und sagte: „Der dumme Baum, er ist so alt, daß ihm Gras aus dem Bauche wächst!" Nun zog ein schreckliches Wetter herauf; alle Blumen des Feldes falteten ihre Blätter oder beugten ihre Köpfe, während der Sturm darüber hinfuhr, aber der Buchweizen stand in seinem Stolze gerade aufgerichtet.

„Beuge dein Haupt wie wir!" sagten die Blumen. „Das habe ich nicht nötig!" sagte der Buchweizen. „Beuge dein Haupt wie wir!" sagte das Korn. „Nun kommt der Sturmesengel geflogen! Er hat Flügel, die von der Wolke bis zur Erde herunterreichen, er schlägt dich nieder, ehe du ihn bitten kannst, daß er dir gnädig sei!" „Nein, ich will mich nicht beugen", sagte der Buchweizen.

„Schließe deine Blumen und beuge deine Blätter!" sagte der alte Weidenbaum, „sieh nicht in den Blitz hinein, wenn die Wolke birst; selbst die Menschen dürfen das nicht wagen, denn im Blitze sieht man hinein in Gottes Himmel, und der Anblick kann selbst den Menschen blenden, wie wollte es uns Gewächsen der Erde ergehen, wenn wir es wagten, wir, die wir so viel geringer sind!"

„Viel geringer?" sagte der Buchweizen, „nun will ich gerade in Gottes Himmel hineinsehen!" und das that er in seinem Stolz und Übermut. Es war, als stände die ganze Welt in Feuer und Flammen, so blitzte es.

Als das böse Wetter später vorbei war, standen Blumen und Korn in der stillen reinen Luft so erfrischt vom Regen, aber der Buchweizen war vom Blitze kohlschwarz gebrannt, er war nun ein totes, unnützes Kraut auf dem Felde.

Und der alte Weidenbaum bewegte seine Zweige im Winde, und es fielen große Wassertropfen von den grünen Blättern, als ob der Baum weinte. Und die Sperlinge fragten: „Was weinst du denn, du alter Weidenbaum?"

Und der alte Weidenbaum erzählte von des Buchweizens Stolz, Übermut und Strafe, die immer folgt. Ich, der ich die Geschichte erzähle, habe sie von den Sperlingen gehört, — die erzählten sie mir eines Abends, als ich sie um ein Märchen bat.

H. C. Andersen.

45. Der Flachs.

(Linum usitatissimum.)

Der Name Flachs stammt aus einer Wurzel mit dem Worte flechten und stimmt der Lautverschiebung gemäß mit dem griechischen plekein = flechten, zusammenschlingen überein; er weist auf die Verarbeitung der Bastfasern des Stengels. In manchen Gegenden nennt man die Pflanze auch Lein, während man sonst damit den Samen oder die Leinwand bezeichnet. Lein ist gleichbedeutend mit linum, linon, das so viel wie Faden heißt. Eine volkstümliche, in Süddeutschland verbreitete Bezeichnung ist Haar.

Die Kultur des Flachses reicht über die Anfänge der Kulturgeschichte hinaus; denn in den Pfahlbauten am Oberrhein und in den angrenzenden Ländern wurden vielfach Überreste der Flachskultur und -bearbeitung vorgefunden. Mit dem Beginn der Kulturgeschichte findet man den Flachs angebaut in den fruchtbaren Ebenen des Nildeltas und den Flußthälern Vorderasiens. Auf alten ägyptischen Wandmalereien ist der ganze Prozeß der Leinwandbereitung dargestellt; sie muß in großem Maßstabe betrieben worden sein, wenn man nur in Betracht zieht, wieviel Leinwand zur Bestattung der Toten und zur Bekleidung der Priester erforderlich war. Mit den Mumien ist die Leinwand der alten Ägypter bis in unsere Zeit erhalten. Die feinen und kunstreichen Gewebe der Ägypter waren in damaliger Zeit sehr geschätzt und gesucht. In Bezug auf die hohe Vollkommenheit der Bearbeitung wird von dem Könige Amasis erzählt, er habe den Lacedämoniern und dem Tempel der Athene auf Rhodus je ein leinenes Panzerhemd mit eingewebten Tierbildern, mit Gold und Wolle gestickt, geschenkt, das von einer solchen Feinheit der Fäden war, daß jeder Faden aus 360 Fäden bestand. Man verstand es, die Leinwand bunt zu färben, arabeskenartig zu durchwirken und mit Goldfäden zu besticken. Von Joseph heißt es bei seiner Erhöhung: „Der König Pharao nahm seinen Ring von seiner Hand und gab ihn Joseph und kleidete ihn mit weißer Seide und hing ihm eine goldene Kette um den Hals“ (1 Mos. 41, 42). Unter „weißer Seide“ haben wir keine eigentliche Seide, sondern das feinste Linnen zu verstehen. Solche feinen Gewebe bildeten die gewählte Tracht am königlichen Hofe und die Gewandung der Priester sowohl bei den Ägyptern als auch bei den anderen vorderasiatischen Kulten. Bei den Hebräern warf der Hohepriester, wenn er in das Allerheiligste eintreten wollte, das bunte Gewand ab und legte ein weißes aus feinstem Byssus (Leinen) an. Diese Sitte ging später in Europa auf die Pythagoräer und auf Büßende und Betende überhaupt über; sie hat sich in dem weißen Chorhemd in der katholischen Kirche bis auf den heutigen Tag erhalten.

Auch bei den Kulturvölkern Asiens verliert sich die Verbreitung und Verwendung des Flachses zu den verschiedensten Geweben im tiefsten Dunkel der Sage. Die Webereien und Buntfärbereien der Phönizier und ihrer Kolonieen behaupten durch alle Zeitläufe des Altertums den Ruhm besonderer Schönheit. Auch die Babylonier und Chaldäer waren

nicht zurückgeblieben. Die babylonischen Leinwandgewebe, namentlich die buntgewirkten Gewänder, waren sehr berühmt.

Die Griechen kannten das Leinen schon zu Homers Zeit. Bei den Phäaken, den heiteren und genußliebenden Bewohnern der nördlich von Ithaka gelegenen Insel Scheria, welche dem schiffbrüchigen Odysseus gastliche Aufnahme gewährten, sitzen in dem Wunderschlosse die Mägde webend und die Spindel drehend. Besondere Verwendung fand das Leinen zu Segeln und Flaggen. Dieselben waren aus buntgewirktem Leinen mit Gold- und Purpurbesatz. Solche Segel werden erwähnt bei der Rückkehr des Theseus von Kreta und bei Kleopatra in der Schlacht bei Actium. Zur Kleidung wurde das Leinen in der ältesten Zeit weder bei den Griechen noch Römern benutzt, sie verwandten dazu die Wolle, welche sich wegen der Unbilden der wechselvollen Temperatur dieser Gegenden und wegen des ausgedehnteren Aufenthaltes der Bewohner im Freien auch am besten hierzu empfiehlt. Später galt die Leinwandkleidung für üppig und weibisch, dem Luxus und der Prunksucht dienend. Zur Kaiserzeit nahm der Verbrauch der Leinwandstoffe sehr zu, man überspannte die Theater, um den Römern während der Spiele Schatten zu geben. Wie Plinius erzählt, hatte Cäsar über das ganze Forum, über die heilige Straße von seinem Hause bis an das Kapitol eine Leinwanddecke gezogen. Über dem Amphitheater des Nero befand sich ein himmelblaues Leinengewebe mit goldenen Sternen übersät. In der ältesten Zeit der römischen Geschichte, ehe man Papyrus und Pergament kannte, benutzte man leinenes Gewebe, um darauf zu schreiben. Auch Panzer wurden aus der Leinwand gearbeitet. Nach der Mitteilung des Herodot trugen die Assyrier, welche im Heere des Xerxes dienten, leinene Panzer. Zu Lindos, einer zu Rhodus gehörenden Insel, wurde im Tempel der Minerva ein Brustharnisch des ägyptischen Königs Amasis aufbewahrt, an welchem jeder Faden aus 365 einfachen Fäden zusammengesetzt war. Die Verwendung der Leinwand als Volkstracht ist entschieden nordischen Ursprungs; das leinene Unterkleid, das Hemd, lernten die Römer erst von den Barbaren kennen.

Bei den germanischen Völkern war die Flachskultur ebenfalls schon früh bekannt und verbreitet, sie lag in der Hand der Frauen. Dieselben sollen mit Vorliebe ihr Gewebe mit roter Farbe verziert haben; vielleicht stammt davon die Sitte der heutigen Zeit, die Wäsche mit roter Farbe zu zeichnen. Über die Kleidung Karls des Großen schreibt sein Biograph Einhard: „Der Kaiser Karl kleidete sich nach vaterländischem, fränkischem Brauch. Auf dem Leib trug er ein linnenes Hemd und ebenfalls linnene Unterhosen, darüber ein mit seidenen Streifen verbrämtes Wams und Beinkleider; sodann bedeckte er die Beine mit Binden und die Füße mit Schuhen."

Der Flachs war die heilige Pflanze der Frigga, der Gemahlin des Odin und der Schutzgöttin der Ehe; ihr Katzengespann war mit Strängen von blühendem Flachs angeschirrt. Die ganze Bearbeitung des Flachses, Säen und Rösten, Hecheln und Spinnen, stand unter dem besonderen Schutze der hohen Himmelskönigin; dieselbe wurde als Schirmerin des-

selben unter dem Namen Frau Holle als spinnende Frau dargestellt. Denjenigen, die dem Flachsbau mit Fleiß und Emsigkeit oblagen, schenkte sie Spindeln, die sie des Nachts, wenn alles ruhte, voll spann. Nach einigen Sagen hält sich die Göttin gern in Wäldern auf; da sitzt sie am stillen See und spinnt und haspelt mit ihren großen Daumen, und all ihr Gespinst wird eitel Gold. In Oberdeutschland führt die germanische Göttermutter den Namen Bertha, Perahta, d. i. die Glänzende. Bei den Franzosen und Italienern bezeichnet man seit alters das goldene Zeitalter mit dem Ausdruck: Als Bertha spann.

Wie bei der Ernte des Getreides dem Odin, so ließ man auch bei dem Flachs ein Bündel als Gabe für die Schutzgöttin stehen. In Mitteldeutschland sind es drei Hände voll Flachs, welche für die Holzweibchen liegen bleiben, oder man windet aus den Flachsbüscheln einen Zopf, indem man dabei singt:

„Holzfräule, Holzfräule,
Da flecht' ich dir ein Zöpfle
Auf dein nacktes Köpfle,
So lang als wie ein Weiden,
So klar als wie ein Seiden!"

Der hohen Bedeutung der Pflanze entsprechend, war bei dem Bau und der Aufarbeitung derselben alles bis ins kleinste durch alten Brauch geregelt. Die Aussaat war genau an Tag und Stunde geknüpft, am besten sollte sie gedeihen, wenn man sie am 100. Tage nach Neujahr (am 10. April) um Mittag bestellte. Besonders vermied man es, Lein am Wodanstage (Mittwoch) zu säen, damit das Pferd dieses Gottes, der an diesem Tage seinen Umzug hielt, die Saat nicht zertrete. In Hessen hält man den Tag des Pankratius, 12. Mai, am geeignetsten zum Säen des Flachses. Dabei muß man recht große Schritte machen, so wird der Flachs recht lang. Aus der Bewölkung des Himmels am 2. Februar, an welchem Tage in der katholischen Kirche die Kerzen für das ganze Jahr geweiht werden, schloß man auf die bevorstehende Flachsernte.

„Lichtmessen, hell und klar,
Giebt ein gutes Flachsjahr!"

In Westfalen mußten die Weiber, um das Gedeihen des Flachses zu fördern, an diesem Tage auf dem Acker tanzen, wobei sie Holunderzweige in den Händen trugen, mit denen sie die Männer schlugen, die sich ihnen näherten. Wie Dr. Wuttke im „Deutschen Volksaberglauben" mitteilt, glaubt man in Hessen das Wachsen des Leins dadurch zu begünstigen, daß man Lichtmeß Hirsebrei und möglichst lange Bratwurst genießt. In Ostpreußen tanzt man Fastnacht, damit der Flachs gut gerät. In Mecklenburg ist man der Meinung, daß es ein gutes Flachsjahr giebt, wenn am Ostermorgen Tautropfen am Zaune hängen, in Ostpreußen dagegen glaubt man auf eine gute Flachsernte rechnen zu dürfen, wenn die Sonne zu Neujahr hervorkommt. Zwei uns aus früherer Zeit überlieferte Sitten erinnern an die Opfergaben, die einst der Frigga, als der Be-

schützerin des Flachsbaues, dargebracht wurden; wer Leinsamen säte, sollte dem Sämann ein Trinkgeld geben, damit der Flachs nicht verderbe, und wenn der Bräutigam seine Braut heim holte, so sollte die Braut unterwegs Flachs wegwerfen, damit der Flachs gedeihe. Auch gestohlener Leinsamen unter die Saat gemischt sollte besonderes Gedeihen bringen. Um recht langen Flachs zu erhalten, war es in vielen Gegenden Sitte, durch das Johannisfeuer zu springen; in Deffingen rief man dabei:

„Flachs! Flachs!
Daß der Flachs des Jaur
Sieben Elle lang wachs'!"

und in Niederaltaich rief der erste:

„I spring übers Sunnwendfuie,
Alle Nachbe'n san me thuie,
Springt's mit mir allzamm,
So wird der Haar recht lang!"

Das Ausziehen des Flachses begann in Oberbayern erst um zwölf Uhr mittags und mußte um zehn Uhr morgens am nächsten Tage vollendet sein. Die Zeit der Ernte war eine sehr fröhliche und wurde mit Gesang und Festmahl gefeiert. In einer Schilderung des dithmarsischen Volkslebens in der „Gartenlaube" finden wir eine anziehende Darstellung eines „Schwingtages". Es heißt darin: „Zum Braaken (Brechen) und Reinigen (Schwingen) des Flachses, dessen Bau in ausgedehntem Maße gepflegt wird, findet sehr häufig auf vorausgegangene Einladung eine Schar junger Freundinnen sich ein, für die dann nach beendigter Dienstleistung mitunter auch wohl ein Tänzchen arrangiert wird. Am Tage des Flachsschwingens werden die großen Hausthüren möglichst weit geöffnet, und eine von unten bis oben auf der Hausflur aufgestellte Reihe von hölzernen Schwingstühlen bildet eine fast schnurgerade Front, hinter welcher die jungen Schwingerinnen auf gewöhnlichen Stühlen, welche für sie aus dem Wohnzimmer herbeigeholt werden, Platz nehmen. Jede der zur Hilfe gebetenen Freundinnen trägt, des Staubes wegen, eine weiße leinene Jacke. Munter geht es an die Arbeit, und das fortwährende Klipp-klapp! der hölzernen Schwingbretter hindert die frohen Dörflerinnen nicht am Plaudern, Schäkern und Singen. Ein vorübergehender Bursche wirft einige Äpfel oder Birnen in den geschäftigen Kreis und wird dafür mit einer Ladung eben nicht sehr hart gemeinter Zurechtweisungen abgefertigt. Manche Herzensangelegenheit wird dabei an das Licht gezogen, selten aber wird durch solche Scherze die Eintracht gestört, und die mit emsiger und geübter Hand geführte Arbeit wird heiteres Spiel und frohes Leben."

Wenn die Zubereitung des Flachses, das Rösten, Schwingen, Hecheln und Bürsten, bei den Reichen und Vornehmen auch nur von den Mägden besorgt wurde, gesponnen wurde jedoch in früherer Zeit von allen, selbst von Fürstinnen, und zwar am Rocken mittels der Spindel, welche darum auch als Symbol der Hausfrau galt. Die Spinnräder kennt

man erst seit 1530, in welchem Jahre sie durch den Bildschnitzer Johann Jürgens in Watenbüttel erfunden wurden. Jahrhunderte hindurch sind dann die „Spinnstuben" die Heimstätten des gemütlichen Stilllebens für die Dorfbewohner gewesen. W. Meyer-Markau berichtet darüber in einer Schilderung des Hansjochenwinkels: „Die langen Winterabende sind den Spinnstuben gewidmet; die Jugend des Dorfes versammelt sich in einer Bauernstube und dreht um die schnurrende ‚Spudel' Hede- und Flachsgarn. Gesang von Volksliedern, die in keinem Liederbuche stehen, Rätselfragen, Erzählen von Märchen und Schauergeschichten wechseln mit einander in bunter Reihe ab. Wer's Gruseln gründlich lernen will, muß namentlich letztere mit anhören. Mir läuft noch heute eine Gänsehaut über den Rücken, gedenke ich der Stunden, in denen ich als Knabe denselben atemlos lauschte." — Mag auch in anderer Hinsicht gegen das Abhalten der Spinnstuben manches geltend zu machen sein, so sichert ihnen doch bei ihrem Schwinden die Überlieferung von so mancher schönen Volksliederweise und von so vielen Sagen und Märchen ein dankbares Gedenken jedes Volksfreundes.

Auch an die Zeit des Spinnens knüpfte sich mancher Glaube. Bei Mondenlicht soll man nicht spinnen, sonst bereitet man sich selbst sein Leichentuch. Allgemein ist der Glaube, daß am Sonnabend kein Flachs am Rocken hängen bleiben darf, sonst treiben Hexen damit ihr Unwesen. Rad und Rocken werden vielmehr zugedeckt in die Ecke gestellt, und an diesem Abend werden keine Spinnstuben besucht. Die Magd, welche in dieser Nacht fortspinnt, erhält daraus ein Linnenzeug, dessen Fäden sich ungleich bleichen. Wer über Feierabend spinnt, vergeht sich gegen Sonne und Mond, und das Bild im Monde zeigt das Gesicht und den Rockenstiel jener verwünschten Frau, die am Sonnabend spann.

Wie sehr der Flachs und das leinene Kleid mit der innersten Empfindung des germanischen Volkes verwachsen ist, das lehren am besten einige Sagen. Einst wurde ein Meermännlein von einem Könige gefangen genommen. Nachdem es längere Zeit in der Umgebung des Königs gelebt, wurde es gefragt, was ihm am besten von allem, was es bisher gesehen und kennen gelernt, gefiele. Es antwortete: „Kaltes Wasser für die Augen, Fleisch für die Zähne und Leinwand für den Leib." Ebenso beweist die schon angezogene Sage von der Frau Holle, welchen Wert man dem Flachse und dem Spinnen beimaß. Noch heute ist feine Leinwand ein Zeichen des Reichtums, der Stolz und die Vorliebe der Hausfrau, die Hauptmitgift der Töchter, und gewiß hatte Schiller recht, als er in der „Glocke" das Spinnen als eine der Hauptbeschäftigungen der deutschen Hausfrau mit den schönen Worten bezeichnete:

„Und füllet mit Schätzen die duftenden Laden,
Und dreht um die schnurrende Spindel den Faden,
Und sammelt im reinlich geglätteten Schrein
Die schimmernde Wolle, den schneeichten Lein,
Und füget zum Guten den Glanz und den Schimmer,
Und ruhet nimmer!" —

Von besonderer Bedeutung war in dem Aberglauben des Mittelalters das Not- oder Georgenhemd. Es mußte unter stetem Schweigen, geheimen Formeln und Beschwörungen von einer keuschen Jungfrau gesponnen, gewebt und genäht werden. Den Träger sollte es hieb-, stich- und kugelfest machen. Ursprünglich war dieses sagenhafte Gewand jedenfalls das Siegeshemd, welches nach nordischem Mythus Odin verlieh. In der Kunstkammer Kaiser Rudolfs II. zu Prag wurde ein solches Nothemd aufbewahrt.

Die Wertschätzung der Leinwand von Karl dem Großen wurde schon oben berührt; mit Vorliebe trug er leinene Gewänder und wußte die Eitelkeit seiner Hofbeamten, die Seide und Wolle trugen, trefflich zu bestrafen. Seine Gemahlin und seine Töchter spannen und webten mit eigener Hand und suchten eine Ehre darin, recht feines Gewebe zu fertigen. Die höchste Blüte erreichte die Leinenindustrie in Deutschland zur Zeit Kaiser Karls V. Als man diesem einst in Paris die königlichen Schätze zeigte, rief er: „In Augsburg sitzt ein Weber, der kann alles mit eigenem Gelde bezahlen!“ Er hatte selbst den Reichtum des Webers Fugger kennen gelernt, als dieser eine große Schuldverschreibung vor seinen Augen im Kamin verbrannte. Im 16. Jahrhundert waren in Augsburg drei und ein halb Tausend Weber; die Familie Fugger wurde sogar in den Grafenstand erhoben.

Durch die Baumwolle ist in der neuesten Zeit die Leinwand mehr und mehr verdrängt worden, und wegen der Zuckerrübenindustrie ist in vielen Gegenden die Kultur des Flachses ganz verschwunden. Das Drehen der schnurrenden Spindel und das Sammeln des schneeichten Leins gehören bereits der Vergangenheit an, von der nun bald die Großmutter der lauschenden Enkelin erzählt.

Lob des Flachses.

Wohl hat Sommer sich zum Kranze
Manche Blüte zart gewoben,
Aber Flachs, dich mild'ste Pflanze,
Muß ich doch vor allen loben.

Weiches Grün den Stengel zieret,
Blüte trägt des Himmels Helle;
Leis' vom Westhauch angerühret
Wogt sie sanft in blauer Welle.

Ist die Blüte dir entfallen,
Zieht man dich aus dunkler Erden;
Darfst nicht mehr im Windhauch wallen,
Mußt durch Feu'r zu Silber werden. —

Zarten Leib in dich gekleidet,
Tritt das Mägdlein zum Altare;
Liegst als Grabtuch ausgebreitet
Schimmernd über dunkler Bahre.

Bist des Säuglings erste Hülle,
Spielest lind um seine Glieder;
In dich eingehüllt und stille
Kehrt der Mensch zur Erde wieder.

J. Kerner.

Der blühende Flachs.

Auf, kommt in die Felder und blühenden Au'n,
Das liebliche Pflänzchen der Mädchen zu schau'n!

Es wächset und grünet so lieblich und zart,
Jungfräulich-bescheiden in eigener Art.

Laut rauschet vom Golde der Ähren das Land,
Still grünet das Pflänzchen im lichten Gewand;
Doch trägt es ein Krönlein von himmlischem Blau,
Des Krönleins Gestein ist der funkelnde Tau.

Erst barg es die Erde im kühligen Schoß,
Da zogen die freundlichen Lüftchen es groß;
Nun woget und wallet es lieblich und schlank,
Du Erde, ihr Lüftchen, habt freundlichen Dank!

Bald trugen sie sorglich das Pflänzchen hinein,
Dann schmückt es den Rocken mit silbernem Schein;
Wir singen zum tönenden Rädchen und dreh'n
Die Fädchen wie Seide, so glatt und so schön.

Wenn draußen die Felder erstarren vor Eis,
Dann ruft uns das Pflänzchen zum traulichen Kreis.
Jetzt blühend und grünend ergötzt uns sein Glanz,
Dann schlingt es uns selber zum blühenden Kranz.

Drum kommt in die Felder und blühenden Au'n,
Das liebliche Pflänzchen der Mädchen zu schau'n!
Es grünet und blühet so lieblich und zart,
Jungfräulich-bescheiden in eigener Art.

Krummacher.

Der Flachs.

Der Flachs stand in Blüte: er hatte so niedliche blaue Blumen, zart, wie die Flügel einer Motte, und noch viel feiner! Die Sonne schien auf den Flachs, und die Regenwolken begossen ihn; und dies war ebenso gut für ihn, wie es für kleine Kinder ist, gewaschen zu werden und darauf einen Kuß von der Mutter zu bekommen; sie werden dann viel schöner, und das wird der Flachs auch.

„Die Leute sagen, daß ich so ausgezeichnet gut stehe", sagte der Flachs, „und daß ich so schön lang werde; es wird ein tüchtiges Stück Leinwand aus mir werden. Nein, wie glücklich bin ich doch! Ich bin gewiß der Allerglücklichste von allen! Ich habe es so gut, und es wird etwas aus mir werden. Wie der Sonnenschein erfreut, und wie der Regen gut schmeckt und erfrischt! Ich bin grenzenlos glücklich, ich bin der Allerglücklichste!"

„Ja, ja, ja!" sagte der Zaunstecken, „ihr kennt die Welt nicht, aber das thun wir, denn in uns stecken Knorren"; und dann knarrte er ganz jämmerlich:

„Schnipp-Schnapp-Schnurre,
Baselurre.
Aus ist das Lied!"

„Nein, es ist nicht aus!" sagte der Flachs. „Morgen scheint die Sonne, oder der Regen thut wohl. Ich fühle, wie ich wachse; ich fühle, daß ich in Blüte stehe! Ich bin der Allerglücklichste!"

Aber eines Tages kamen Leute, die nahmen den Flachs beim Schopf und zogen ihn mit der Wurzel aus; das that weh, und er ward ins Wasser gelegt, als ob er ersäuft werden sollte, und dann kam er übers Feuer, als wollte man ihn braten — es war ganz greulich!

„Man kann es nicht immer gut haben!“ sagte der Flachs; „man muß etwas durchmachen, dann weiß man etwas!“

Aber es kam allerdings schlimm; der Flachs ward angefeuchtet, geröstet, gebrochen und gehechelt — ja, was wußte er, wie das hieß, was man alles mit ihm vornahm. Er kam aufs Spinnrad: schnurr, schnurr! — Da war es nicht möglich, die Gedanken beisammen zu halten.

„Ich bin außerordentlich glücklich gewesen!“ dachte er bei aller seiner Pein; „man muß zufrieden sein mit dem Guten, das man genossen hat! — Zufrieden! Zufrieden! O!“ Und das sagte er noch, als er auf den Webstuhl kam; — und so ward er zu einem großen, dünnen Stück Leinwand. All der Flachs, bis auf den letzten Stengel, ging zu einem Stück auf.

„Aber das ist doch ganz außerordentlich! Das hätte ich nie geglaubt! Nein, wie das Glück mir doch günstig ist! Der Zaunstecken wußte wirklich nicht übel Bescheid mit seinem:

‚Schnipp-Schnapp-Schnurre,
Baselurre‘.

Das Lied ist keineswegs aus! Nun fängt es erst recht an! Das ist wirklich außerordentlich! Hab' ich auch etwas gelitten, so ist doch auch aus mir etwas geworden! Ich bin der Glücklichste von allen! Ich bin so stark und so fein, so weiß und so lang! Das ist etwas anderes als bloß Pflanze zu sein, wenn man auch Blumen trägt; man wird nicht gepflegt, und Wasser bekommt man nur, wenn es regnet! Jetzt werde ich gewartet und gepflegt, die Magd wendet mich jeden Morgen um, und aus der Gießkanne bekomme ich jeden Abend ein Regenbad; ja die Frau Pastorin hat selbst eine Rede über mich gehalten und hat gesagt, daß ich das beste Stück im ganzen Kirchspiel sei. Ich kann gar nicht glücklicher werden!“

Nun kam die Leinwand ins Haus, aber unter die Schere; nein, wie man schnitt und riß, wie man mit Nähnadeln darauf losstach! — Das war kein Vergnügen; aber aus der Leinwand wurden zwölf Stück Wäsche, von der Sorte, die man nicht gern nennt, die aber alle Menschen haben müssen; es waren zwölf Stück davon.

Nein, seht doch! Jetzt bin ich erst etwas Rechtes geworden! Also das war meine Bestimmung! Das ist ja ein wahrer Segen! Nun schaffe ich Nutzen in der Welt, und das soll man ja, das ist erst das wahre Vergnügen! Wir sind zwölf Stück geworden, aber wir sind doch alle eins und dasselbe: wir sind ein Dutzend! Was das für ein außerordentliches Glück ist!“

Und Jahre vergingen — und da hielten sie nicht länger. „Einmal muß es ja vorbei sein!“ sagte jedes Stück. „Ich hätte gern etwas länger gehalten, aber man muß nichts Unmögliches verlangen!“

Und so wurden sie in Stücke und Fetzen zerrissen. Sie glaubten, daß es nun ganz vorbei sei, denn sie wurden zerhackt und eingeweicht und gekocht, ja sie wußten selbst nicht, was alles — — und dann wurden sie schönes weißes Papier.

„Nein, das ist eine Überraschung, und eine herrliche Überraschung!“ sagte das Papier. „Nun bin ich feiner als vorhin, und nun wird auf mir geschrieben

werden! Was kann nicht alles geschrieben werden! Das ist doch ein außerordentliches Glück!"

Und es wurden wirklich die allerschönsten Geschichten und Verse darauf geschrieben; und es kam nur ein einziges Mal ein Klex darauf; — das war denn freilich ein ganz besonderes Glück! Und die Leute hörten, was darauf stand: es war so klug und so gut, es machte die Menschen viel klüger und besser; es lag ein großer Segen in den Worten auf diesem Papier.

„Das ist mehr, als ich mir träumen ließ, als ich noch eine kleine, blaue Blume auf dem Felde war! Wie konnte es mir einfallen, daß ich dereinst Freude und Kenntnisse unter die Menschen bringen sollte! Ich kann es selbst noch nicht begreifen; aber ist es denn wirklich so! Und der Herrgott weiß, daß ich selbst nichts gethan habe, als was ich, nach schwachen Kräften, für mein Dasein thun mußte; und so fördert er mich auf diese Weise von der einen Freude und Ehre zur andern! Jedesmal wenn ich denke: ‚Aus ist das Lied!' da geht es gerade wieder zu etwas Höherem und Besserem über. Nun soll ich gewiß auf Reisen in der Welt herumgeschickt werden, damit alle Menschen mich lesen können. Das kann nicht anders sein! Es ist das einzig Wahrscheinliche! Ich habe köstliche Gedanken, ebenso viel wie ich früher blaue Blumen hatte! Ich bin der Allerglücklichste!"

Aber das Papier kam gar nicht auf Reisen, es kam zum Buchdrucker; und da ward alles, was darauf geschrieben stand, zum Druck gesetzt zu einem Buche, ja zu vielen hundert Büchern, denn auf diese Weise konnten so unendlich viel mehr Nutzen und Vergnügen davon haben, als wenn das einzige Papier, auf dem es geschrieben stand, in der Welt hätte umherlaufen sollen und auf halbem Wege abgenutzt worden wäre.

„Ja, das ist freilich das Allervernünftigste!" dachte das bescheidene Papier. „Das fiel mir allerdings gar nicht ein! Ich bleibe zuhause und werde in Ehren gehalten, gerade wie ein alter Großvater, und das bin ich ja auch von allen diesen neuen Büchern! Nun kann etwas ausgerichtet werden! So hätte ich nicht umherwandern können! Auf mich hat er gesehen, der das Ganze schrieb! Jedes Wort floß geradeswegs aus der Feder in mich hinein! Ich bin der Allerglücklichste!"

Dann wurde das Papier in ein Bündel zusammengebunden und in eine Tonne geworfen, die im Waschhause stand.

„Nach vollbrachter That ist gut ruhen!" sagte das Papier. „Es ist sehr weise, daß man sich sammelt und über das, was in einem wohnt, zum Nachdenken kommt. Jetzt weiß ich erst so recht, was auf mir steht! Und sich selbst kennen, das ist der wahre Fortschritt! Was sollte nun wohl mit mir geschehen? Vorwärts wird's jedenfalls wieder gehen, es geht allezeit vorwärts, das habe ich erfahren!"

Und so wurde eines Tages alles Papier herausgenommen und auf den Herd gelegt; da sollte es verbrannt werden, denn es durfte nicht an den Höker verkauft und zum Einschlag für Butter und Zucker benutzt werden — so sagte man. Und alle Kinder im Hause standen rund herum, denn sie mochten so gern Papier brennen sehen; das flimmerte ja so prächtig in die Höhe, und nachher konnte man in der Asche die vielen roten Funken sehen, die hin- und herfuhren. Einer nach dem andern erlosch, so geschwind, so geschwind! Das nannte man „die Kinder aus der Schule kommen sehen", und der letzte Funke war der Schulmeister; oft glaubte man, daß dieser gegangen sei, aber dann kam in demselben Augenblick noch ein Funke, und: „Da ging der Schulmeister!" sagten sie. Ei, die wußten schon Bescheid. Sie hätten

nur wissen sollen, wer da ging! Wir werden es zu wissen bekommen; aber sie wußten es nicht. Alles alte Papier, das ganze Bündel, ward aufs Feuer gelegt, und es zündete schnell.

„Uh!“ sagte es und flackerte in hellen Flammen auf. „Uh!“ Das war eben nicht sehr angenehm, zu brennen. Als aber das Ganze in Flammen stand, schlugen diese so hoch in die Höhe, wie der Flachs niemals seine kleinen blauen Blumen hatte erheben können, und glänzten, wie die weiße Leinwand niemals hatte glänzen können. Alle geschriebenen Buchstaben wurden einen Augenblick ganz rot, und alle Worte und Gedanken gingen in Flammen auf.

„Nun steige ich geradeswegs zur Sonne hinauf!“ sprach es in der Flamme, und es war, als ob tausend Stimmen es einstimmig sagten; und die Flammen schlugen durch den Schornstein oben heraus. — Und ferner, als ob die Flammen unsichtbar für menschliche Augen, schwebten da ganz kleiner Wesen ebenso viele, wie Blumen auf dem Flachse gewesen waren. Sie waren noch leichter als die Flamme, die sie geboren hatte; und als diese erlosch und von dem Papier nur die schwarze Asche übrig war, tanzten sie noch einmal über diese hin, und wo sie dieselbe berührten, da liefen rote Funken. „Die Kinder kamen aus der Schule, und der Schulmeister war der Allerletzte!“ Das war eine Lust, und die Kinder sangen bei der toten Asche:

„Schnipp-Schnapp-Schnurre,
Baselurre.
Aus ist das Lied!“

Aber die kleinen unsichtbaren Wesen sagten alle: „Das Lied ist nie aus! Das ist das schönste bei dem Ganzen. Ich weiß es, und darum bin ich der Allerglücklichste!“

Aber das konnten die Kinder weder hören noch verstehen, und das sollten sie auch nicht; denn Kinder müssen nicht alles wissen.

H. C. Andersen.

Rätsel.

Klein wie Kümmel,
Blau wie Himmel,
Grün wie Gras:
Was ist das?

Simrocks „Deutsches Kinderbuch“.

---

46. Der gemeine Hanf.

(Cannabis sativa.)

Der Name Hanf ist gemäß der Lautverschiebung aus der römischen Bezeichnung cannabis entstanden und ist ursprünglich medisch, wie die Pflanze aus dem alten Baktrien stammt, den Gegenden am Kaspischen Meer. In den ältesten Zeiten war dieselbe in Griechenland und Rom nicht bekannt. Herodot erwähnt dieselbe zuerst, indem er erzählt: „Im Lande der Skythen wächst der Hanf, welcher dem Flachs ähnlich ist; aus ihm machen die Thraker Kleider, welche ganz so aussehen wie die

leinenen.“ Auch die berauschende Eigenschaft gewisser Hanfpräparate war denselben schon bekannt; denn Herodot teilt in seinem Bericht mit: „Wollen die Skythen baden, so stellen sie drei Stangen gegen einander, ziehen wollene Decken darüber, schließen alles recht fest, legen glühende Steine unter dieses Zelt und streuen Hanfsamen auf die Steine, worauf ein Rauch und Dampf entsteht, als wenn es ein hellenisches Schwitzbad wäre. Den Skythen ist aber das ihrige so angenehm, daß sie vor Wohlbehagen brüllen.“

Im Altertum hatte der Hanf bei weitem nicht die gleiche Verbreitung und Verwendung wie der Flachs; des Hanfes geschieht z. B. im Alten Testamente nirgends Erwähnung; auch muß er den Ägyptern unbekannt gewesen sein, da sich in den Beigaben der Mumien keine Überreste von ihm gefunden haben. Heutzutage wird der Hanf in ganz Europa angebaut; besonders ausgedehnt ist seine Kultur in Rußland und in Deutschland, vornehmlich in Baden und am Oberrhein. Zur Zeit des deutschen Ritterordens war Suppe von Hanfsamen eine gewöhnliche Speise. Nach einer Rechnung aus dem Jahre 1500 wurden in einem einzigen Konvente 2 Tonnen und 29 Scheffel Hanfsamen in der Küche verbraucht.

Wie man in der Schweiz mit Hanf den Winter aus dem Lande vertreibt, so läutet man nach P. K. Rosegger in der nordöstlichen Steiermark denselben damit ein. In dem „Volksleben der Steiermark“ schildert der Volksdichter Rosegger diese Sitte in folgender Weise: „Am 24. August (Bartholomäus) liegt es nämlich den kräftigen Knechten ob, den Herbst „einzuschnalzen“, den Winter einzuläuten. Dazu bedient man sich der „Schnalzgeißel“, einer riesigen Peitsche aus Hanfgarn, welche an einem Ende, das an dem kurzen, derben Stiele hängt, oft die Dicke von zwei Zoll hat, sich aber weiter hinaus immer mehr verkleinert und an dem andern, ganz dünnen Ende mit einer Seidenfranse ausläuft. Diese Peitsche ist nicht selten mehrere Klafter lang, und damit sie auch die dem Zwecke entsprechende Schwere hat und sich nicht lockern kann, wird sie reichlich mit Harz überzogen. Jeder hat eine Schnalzgeißel in der Hand, die kleinste der Rinderbub'; die größte handhabt der Großknecht. Dieser hebt an. Er faßt den derben Stiel fest in seine beiden Hände und beginnt sie zu schwingen. Die Geißel hebt sich in langsamen Schlangendrehungen vom Boden — ein paar Windungen, ein paar Kreise in der Luft über dem Haupte, noch eine Schwingung des Handstabes, und ein pistolenschußähnlicher Knall entfährt dem Seile und hallt vielfach in den Bergen.

Das ist das erste Zeichen; das ist der Peitschenhieb auf den Rücken des fliehenden Sommers. Noch ein zweiter Knall, daß wieder die Wälder gellen und die Felsen, — das ist der Gruß an den Herbst, an den Winter. Hierauf rüsten sich auch die übrigen Burschen, und das Schnalzen beginnt. Den Anfang macht jetzt der Halterbub' mit der kleinsten Geißel, dieselbe giebt den hochtönigsten Knall. Nun fällt die mittlere ein, und endlich kracht die des Großknechtes dazu. So knattert es nun in langsamem, gleichmäßigem Takte, wie Glockengeläute, oft meh-

rere Minuten lang in einem fort, und dazwischen rauscht und verwebt sich der vielstimmige Wiederhall von den Wäldern und Felswänden.

„Die Schnalzgeißeln", so weiß man zu erzählen, „sind die Glocken des Pflanzenreiches. Einstmal hat das übermütige Mineralreich zum Pflanzenreich gesagt: ‚Schäme dich, du hast nicht einmal Glocken zu einem ordentlichen Festgeläute. Ja, deine Glockenblumen! was nützt mich das Duften, wenn sie nicht klingen wie mein Metall auf dem Turme.' Das hat das Pflanzenreich gar sehr verdrossen, und da hat es zum Hanf gesagt: ‚Du Hanf, diene nicht mehr dem übermütigen Metall als Glockenstrick; werde lieber selbst ein Schwengel und schlage an die liebe Gottesluft, das wird auch klingen und hallen und das Menschenherz erfreuen!' — Seitdem läutet der Strick, und die Glocke mag schweigen auf dem Turme und sich grämen."

Die Hanfpflanzen verbreiten einen scharfen, Kopfweh erregenden Geruch, der so stark werden kann, daß die im Hanf beschäftigten Arbeiter davon betäubt werden können. In dem indischen Hanf ist dieser Stoff am stärksten vertreten. Die Orientalen bereiten deshalb aus dem Hanfe ein starkes Berauschungsmittel, den sogen. Haschisch, dessen der Gesundheit höchst nachteilige Wirkung ähnlich der des Opiums ist. In Afrika, Persien, Indien und in der Türkei ist der Haschisch in Gebrauch. Der Orientale nennt ihn wegen der nächsten Wirkung, die er auf den Menschen ausübt, den „Vermehrer des Vergnügens", den „Kitt der Freundschaft" und den „Gelächter-Erwecker". Ein zu großer Genuß des Haschisch erzeugt Wahnsinn und Starrkrampf und hat neben furchtbaren Körperqualen eine gänzliche Geisteszerrüttung zur Folge. 200—300 Millionen Menschen sind der furchtbaren Herrschaft des Haschisch unterworfen.

In dieser scharfen Ausdünstung der Hanfpflanze findet der in einigen Gegenden übliche Gebrauch seine Erklärung, die Gemüsefelder mit Hanf zu umpflanzen, um die Insekten von denselben fernzuhalten. Es wird daher auch empfohlen, Hanfpflanzen in Kartoffelfeldern anzupflanzen, um dadurch den schädlichen Kartoffelkäfer fernzuhalten.

Eine ganz besondere Verwendung findet die Hanffaser im preußischen Staate, indem hier aus derselben das Papiergeld hergestellt wird.

---

47. Der Kümmel.

(Carum Carvi.)

Der Name Kümmel ist nach Weigand aus Cuminum entstanden, womit die Römer eine Pflanze bezeichneten, welche in ihren Wirkungen mit unserm Kümmel übereinkommt. Die Alten bezogen ihren Kümmel aus Karien, wonach sie ihn Careum benannten; sie schätzten ihn als Gewürz sehr und setzten ihn in kleinen Gefäßen wie das Salz auf den Tisch. Reiche hatten zur Bewahrung des Kümmels sogar einen besonderen Sklaven; Geizige gingen mit demselben sehr sparsam um, und die Griechen nannten deshalb einen solchen einen Kümmelspalter. Nach

Plinius benutzte man den Kümmel in der Medizin gegen Magengrimmen und Leibweh; doch bemerkt er, alle, die ihn mit Wasser oder Wein trinken, werden blaß. So sollen ihn die Schüler von Porcius Latro, dem berühmten Lehrer der Beredsamkeit, gebraucht haben, um sich eine ähnliche Gesichtsfarbe anzueignen, wie jener sie durch seine Anstrengungen erworben hatte.

In Deutschland gilt der Kümmel allgemein als Mittel gegen Zwerge und Behexung. Aus vielen Sagen erfahren wir, daß die freundlichen Zwerge und andere Geisterwesen, welche sich nach mancher Hinsicht hilfreich gegen die Menschen erwiesen, durch Kümmel, welchen man ihrer Nahrung beigab, für immer verdrängt wurden. So wird von einer Bauersfrau zu Wilhelmsdorf in Thüringen erzählt, daß ein Waldfräulein derselben gar manchen wichtigen Dienst geleistet, wofür es sich nur stets ein Stückchen Brot ohne Kümmel ausgebeten hatte. Die Wirtschaft der Bauersfrau ging zusehends vorwärts, und die Nachbarn betrachteten mit heimlichem Neid den Wohlstand. Da buk die Bauersfrau eines Tages Kümmel in das Brot und gab dem Waldfräulein hiervon zu essen. Doch kaum hatte dieses gekostet, so rief es:

„Hast du mir gebacken Kümmelbrot,
Bukst du dir selbst die größte Not!“

Das Fräulein verließ hierauf das Haus, und mit ihm schien auch der Segen von demselben geschieden zu sein. Mit der Wirtschaft ging es immer mehr und mehr zurück, so daß die Bäuerin später nicht einmal immer Kümmel und Brot hatte.

Weil der Kümmel als ein kräftiges Mittel gegen Behexung gilt, müssen in vielen Gegenden Mitteldeutschlands Braut und Bräutigam denselben nebst Dill und Salz bei der Trauung in ihren Taschen haben. In Hessen streute man früher, wenn abends die Feuerbrände und Kohlen mit Asche bedeckt wurden, Kümmel und Salz darauf, damit sie bis zum Morgen fortglühten. Bei der Aussaat des Kümmels muß man tüchtig schelten, damit die bösen Geister verscheucht werden und die Frucht wohl gedeiht.

---

48. Die Kornblume.

(Centaurea cyanus.)

Die Kornblume ist bei uns so heimisch geworden, daß man kaum noch daran gedenkt, daß sie eine Ausländerin ist; sie soll durch die Kreuzfahrer einst mit den Raden aus Asien zu uns herübergekommen sein.

„Als Ceres, die Göttin des Ackerbaues, einst die wogenden Kornfelder durchwandelte und sich ihres Segens freute, den sie den Menschen spendete, da nahten sich ihr die Cyanen oder Kornblumen und klagten: ‚O Ceres, warum ließ dein Wink uns erblühen inmitten deiner Gaben, die das Land mit Ähren bedecken? Der Erde Sohn berechnet nur die Menge des ihm winkenden Segens; uns aber schaut er nicht einmal an. So gieb uns auch ein körnergeschwelltes Haupt wie den schwergesenkten

Ähren; wo nicht, so laß uns anderswo einsam blühen, wo wir den Blicken des Menschen und seiner Verachtung entzogen sind.‘ Die Göttin aber erwiderte ihren holden Blumenkindern liebreich: ‚Nicht doch, ihr Lieben, ihr wurdet vielmehr von mir ersehen, hier im rauschenden Gewoge der Ähren zu blühen. Des Nutzens bedarf es hier nicht mehr; denn ihr seid die Priesterinnen im großen Volk der Ähren. Darum sollt ihr nicht ährengleich rauschen und schwerbelastet euer Haupt zur Erde neigen, sondern frei und fröhlich blühen und emporschauen als ein frommes Bild der stillen Heiterkeit und des zuversichtlichen Glaubens zu den Höhen des azurblauen Alls. Und darum habe ich euch als Priesterschmuck ein himmelblaues Gewand verliehen, euch auszuzeichnen als meine Priesterinnen des Himmels und der Menschen, zu predigen Glaube und Treue den Göttern. Und geduldet euch nur, die ihr jetzt scheinbar vereinsamt und verlassen steht; am Erntetage, wenn alle diese Halme und Ähren fallen unter der Hand des Schnitters, dann wird euch die Schnitterin suchen und pflücken, sich mit euch ihre Stirn bekränzen und ihren Busen schmücken.‘ Darüber waren die klagenden Kornblumen zufrieden, und sie schieden dankerfüllt von dem milden Angesichte der hohen Göttin und freuten sich nun ihres bevorzugten Standes und ihrer hohen Bestimmung. Und so blühen sie weiter als schöne Priesterinnen inmitten des wogenden Halmmeeres und predigen den Menschen des Himmels Gnade und Güte.“

Wurde eine Kornblume am Fronleichnamsfeste ausgegraben, so war sie besonders heilsam; sie stillte das Nasenbluten, wenn man sie so lange in der Hand hielt, bis sie erwärmt war.

Wegen der schönen blauen Farbe der Blüten wurde sie schon früh zum Schmuck benutzt; die Nachfrage war bereits im 16. Jahrhundert so stark, daß sie, wie Tabernämontan berichtet, von den Gärtnern in Gärten gezogen wurde. Die Kinder gehen weit in die wogenden Ährenfelder, um sie zu pflücken, und richten dabei natürlich nur Schaden an; um sie davon abzuhalten, erzählte man ihnen von der Roggenmuhme oder dem Kornwif (s. S. 125).

Das schöne Blau der Blüte wird jedoch leicht von der Sonne ausgebleicht, darum galt die Kornblume früher als ein Zeichen der Veränderlichkeit; und in der „Bedeutung der Blumen“ heißt es von ihr: „Wer sein Herz wandelt und selbst nicht weiß, wo er bleiben will, und seinen Wankelmut verhohlen trägt, der soll Kornblumen tragen, die sind blau und lustiglich und färben sich weiß, sie mögen nicht lange ihre Farbe behalten und zeigen ihren Wandel“. —

Die Kornblume war die Lieblingsblume Kaiser Wilhelms I. Die „Gartenlaube“ bringt im Jahrgang 1877 nachstehende Geschichte zur Erklärung der Vorliebe des großen Kaisers für die schlichte Blume. Sie erzählt: „In den Jahren 1806—1808 bewohnte die Königin Luise während der Sommermonate eine vor dem Steindammer Thore Königsbergs gelegene ländliche Besitzung. Die Einsamkeit dieses Aufenthaltes, in welchem nur das Rauschen der alten Waldbäume und das helle Zwitschern der Vögel die tiefe Stille unterbrachen, that dem leiden-

den Gemüte der schwergeprüften Fürstin wohl. Eines Morgens, als die Königin mit den Kindern sich wiederum in den Park begeben wollte, bot ein Landmädchen, welches mit einem Korbe voll Kornblumen neben der Gartenpforte stand, diese der hohen Frau an. Luise beschenkte das Mädchen und nahm die Kornblumen, über deren herrliche blaue Farbe die zehnjährige Prinzessin Charlotte sich voll Bewunderung äußerte, mit sich in den Garten. Als man auf einem Ruhesitze Platz genommen hatte, versuchte die Prinzessin nach Anleitung der Mutter, von den Kornblumen einen Kranz zu winden, und so groß war die Freude über den gelungenen Ausfall dieser Arbeit, daß die gewöhnlich bleichen Wangen der Prinzessin vom hellsten Rot überhaucht wurden. Und als sie dann den vollendeten Kranz auf ihr schönes Haar drückte, stand er dem feinen, edel geschnitzten Gesichte so trefflich, daß die zuschauenden Geschwister, darunter auch der hochselige Kaiser Wilhelm, durch laute Ausrufe von ihrer Freude Kunde gaben. Was mochte in dem Herzen der Königin sich regen, als sie die Augen ihrer Kinder so froh erglänzen sah? Die Gewalt der Waffen hatte dem teuren Vaterlande Unglück über Unglück gebracht; wer konnte ahnen, daß die jetzt mit einem Kranze von Feldblumen geschmückte Prinzessin einst das Diadem einer Kaiserin auf ihrer Stirn tragen würde? Wer konnte ahnen, daß das scheinbar vernichtete Preußen einst seinen schützenden Arm vom Fels zum Meere breiten und Luisens Sohn als deutscher Kaiser das geeinte Deutschland zu ungeahnter Machtstellung und Ehre erheben würde? Allein die Königin sah in dem einfachen, durch schuldlose Freuden beglückten Sinn ihrer Kinder ein Eden erstehen, aus dem unvergängliche Quellen des reinsten Genusses sich ergießen mußten. In tiefer Rührung zog sie die Geliebten an ihr Herz, und die Kornblume, welche ihr so Schönes offenbart hatte, wurde und blieb ihre und ihrer Tochter Charlotte Lieblingsblume. — Als Charlotte zwanzig Jahre später als Kaiserin von Rußland ihre Heimat durch einen Besuch erfreute, glaubten die Bewohner von Königsberg in der mächtigen Kaiserin die angenehmsten Erinnerungen zu wecken, wenn die jungen Mädchen, die beim Einzuge der Fürstin ihr Blumen streuten, mit Kränzen von Kornblumen geschmückt vor ihr erschienen. Und sie hatten sich nicht getäuscht; die Kaiserin sprach ihren Dank und ihre Freude aus, daß man die Kornblume gewählt, um sie zu ehren."

Als die Lieblingsblume des deutschen Kaisers Wilhelm I. ist die Kornblume in Böhmen, seitdem daselbst der Sprachenkampf entbrannt ist, zu einer Parteiblume geworden und gilt als das Sinnbild deutscher Gesinnung. Das Tragen derselben ruft deshalb auch den Haß der Czechen wach, und in den deutsch-böhmischen Blättern liest man darum oft von beleidigenden Angriffen und Beschimpfungen, die den Trägern von Kornblumen widerfahren.

Die Kornblume.

I.

Ein Blümlein kenn' ich gar lieb und hold,
Das birgt sich in rauschender Ähren Gold;

Sein Auge blickt treu und himmelrein,
Drum schaut der Kaiser so gerne hinein.
Dich Kaiserblume, dich lob' ich mir
Als deutscher Männer und Frauen Zier!

O Blümchen, seligen Friedens Bild,
Wie stimmt uns dein Anblick sanft und mild,
Wie hast du nach mancher heißen Schlacht
Dem Kaiser Freude und Trost gebracht.
Dich Kaiserblume, dich lob' ich mir
Als deutscher Männer und Frauen Zier!

Du reichstes Blümchen in Wald und Feld,
Dich liebt ein Kaiser, ein mächtiger Held,
Ein Herz, ach so treu und rein wie du,
Drum bringet die Freude den Dank dir zu.
Dich Kaiserblume, dich lob' ich mir
Als deutscher Männer und Frauen Zier!

A. Herm. Francke.

II.

Es ist im kühlen Morgentau
Aus hohen Himmelshallen
Ein lichtes Stückchen Himmelsblau
Aufs grüne Feld gefallen.

Zum Glück war schon die Sonn' heraus,
Als ihm der Fall begegnet,
Die machte tausend Blümchen d'raus,
Als hätt' es blau geregnet.

Sie stehn verschämt im Korn versteckt
Mit Kränzchen in den Haaren,
Das Vöglein hat sie dort entdeckt
Und will's uns offenbaren.

Nun zieh'n wir mit dem Vöglein hin,
Uns Kränze draus zu winden,
Der Himmel ist noch immer d'rin,
Wer ihn nur weiß zu finden!

III.

Kornblumen flecht' ich dir zum Kranz
Ins blonde Lockenhaar!
Wie leuchtet doch der blaue Glanz
Auf goldnem Grund so klar!

Der blaue Kranz ist meine Lust!
Er sagt mir stets aufs neu',
Wohl keine sei in tiefster Brust
Wie du, mein Kind, so treu.

Auch mahnt sein Himmelsblau zugleich
Mich heimlich süßer Art,
Daß mir ein ganzes Himmelreich
In deiner Liebe ward.

E. v. Geibel.

49. Der Feldrittersporn.

(Delphinium consolida.)

Der Feldrittersporn, welcher zu unseren schönsten Feldblumen gehört, hat seinen Namen von dem oberen, spornartig geformten Kelchblatte. In der Knospenlage zeigt die Blume eine entfernte Ähnlichkeit mit einem Delphin, worauf sich die botanische Benennung Delphi-

nium bezieht. Die Bezeichnung consolida weist auf die frühere Anwendung der Pflanze; sie stand im Mittelalter in dem Rufe, Wunden schnell zu heilen und zusammenzuziehen oder zu konsolidieren. Schon früh ist die reizende Blume wegen ihrer Farbe und Gestalt zum Liebling der Menschen erkoren und in zahlreichen Spielarten in den Gärten gehegt und gepflegt worden. Der Gartenrittersporn (D. Ajacis) zeigt ein schön ausgeprägtes Saftmal, und in den dunkeln Adern desselben glaubten die Griechen die Buchstaben A I zu lesen. Einige Forscher halten die Pflanze für die Blume, welche aus dem Blute des Ajax emporsproß. (Vgl. Hyacinthe.)

Wegen der prächtigen und beständigen blauen Farbe der Blüten, auf welchen das Auge mit Wohlgefallen ruht, galt der Feldrittersporn als das kräftigste Augenheilmittel. Der alte Botaniker O. Brunfels (um 1530) schreibt hierüber: „Das Kräutlein ist also lustig blaw gefärbt, daß es auch dem gesicht ein freud geben, dasselbig bekräftigen und stärken, so oft man es ansieht. Derenthalben denn die geleerten, so ire augen hefftig brauchen mit studiren, dieses kraut hoch in eeren haben, auch uffhenken am ort, wo sie studiren, damit sie solches stätig im gesicht haben." Und Popp meldet: „Ein Wasser auß diesen Blümlein destillirt (dasselbe in die Augen gethan) sterket das Gesicht vnd vertreibt die Röthe in den Augen, nimbt hinweg die Geschwulst, stillet das fliessen und rinnen der Augen. Am Tage Johannis des Täuffers pflegen viel Leute einen Krantz auß diesen Blumen zu binden vnd in die Stuben zu henken, daß sie denselben stetig vor Augen haben, damit ihr Angesicht zu sterken und zu leutern."

Wie S. Frank mitteilt, zündete man in der Sonnenwendnacht ein Sonnenwend- oder Johannisfeuer an, dabei trug man Kränze von Beifuß und Eisenkraut, und in der Hand hielt man Rittersporn. „Wer dadurch in das feuer sihet, dem thut dis ganz jahr kein aug weh"; und „wer vom feur heim zu haus weg will gehn, der wirft dis sein kraut in das feur, sprechend: ‚es geh hinweg und werd verbrennt mit disem kraut al mein unglück'". Nach Rosegger hat sich dieser Brauch in Steiermark bis heute erhalten. Alljährlich lodern daselbst die Sonnenwendfeuer auf, und unsere Blume wirft man mit folgendem Spruche in die Flammen:

„Brenn', Kräutl, brenn',
Das Unglück soll vergehn.
Heiliger Sankt Veit,
Schick' uns einen Scheit!
Heiliger Sankt Florian,
Zünd' uns ein Feuer an!
Dann steigt der weiß' Rauch
Zum Himmel hinauf,
Und der weiß' Rauch soll verehren
Gott unsern Herrn!" —

Als die sichere Helferin in Augenkrankheiten wird die heil. Ottilie, die Patronin des Elsaß, verehrt. Gläubige Wallfahrer pilgern nach dem

Ottilienbrunnen zu Ottilienberg und waschen mit dem Wasser desselben ihre kranken Augen. Es kann daher nicht auffallen, daß man den Ritter-sporn mit dieser Heiligen in Verbindung brachte und die Blume mit dem Namen St. Ottilienkraut belegte.

Den Dichter Fr. Rückert hat unsere Blume zu folgender Rätsel-aufgabe veranlaßt:

„Den sich der Ritter
Legt bei zum Ruhme,
Gehört einem Vogel
Zum Eigentume
Und wächst im Garten
Als eine Blume".

50. Der Mohn.

(Papaver.)

Für den sinnigen Naturfreund kann es nicht leicht ein reizenderes Bild geben als das eines wogenden Kornfeldes voll bunter Blüten, roter Mohn- und blauer Kornblumen, weißer Winden und violetter Raden.

Und doch sieht es die Mehrzahl der sonst so gemütlichen Landleute, wenn es recht bunt ist, nur mit Verdruß, wohl gar mit Ingrimm an, denn diese uns so lieblich entgegenlachenden Blumen sind ja böse Un-kräuter.

„Rot' und blaue Blumen!
Der mürrische Schnitter verwirft euch als nutzlos,
Hölzerne Flegel zerdreschen euch höhnend,
Sogar der hablose Wandrer,
Den eu'r Blick ergötzt und erquickt,
Schüttelt das Haupt
Und nennt euch schönes Unkraut.
Aber die ländliche Jungfrau,
Die Kränzewinderin,
Verehrt euch und pflückt euch
Und schmückt mit euch die schönen Locken,
Und also geziert eilt sie zum Tanzplatz,
Wo Pfeifen und Geigen lieblich ertönen,
Oder zur stillen Buche,
Wo die Stimme des Liebsten noch lieblicher tönt
Als Pfeifen und Geigen."

H. Heine.

Die lieblichste aller dieser zudringlichen Pflanzen ist der Feld-mohn (P. rhoeas). Der Name Mohn, mittelhochdeutsch mân, zu-sammengezogen aus mâgen, mahen, althochdeutsch mâgo, in dem mund-artlichen Mogn noch fortdauernd, entstammt mit dem lateinischen magnus (groß) einer Wurzel und bezeichnet eine große oder lange Pflanze.

Die Namen Klatschrose, Klatschmohn, Klatschblume er-innern daran, daß die Blume seit alten Zeiten ein Spielzeug der Kinder

gewesen ist. Schon Leonhard Fuchs (um 1540) erzählt: „Die Kinder haben ihr Kurzweil mit den Blumen, indem sie mit den Blättern Schnallen in der Hand oder Stirn machen". Noch heute ist es eine allgemein verbreitete Sitte, daß die Kinder die dünnen, seidenglänzenden Blütenblätter über den durch Daumen und Zeigefinger gebildeten Ring legen und mit der andern flachen Hand darauf klatschen. Von dem Rasseln der reifen Samenkörner trägt die Blume auch die Bezeichnungen Klapperrose und Klapperblume in dem Korn, und von der purpurroten Farbe ihrer Blüte heißt sie Fürblom oder Feuerblume.

Den Alten war der Mohn das Symbol der Erde und ihrer Fruchtbarkeit; er war der Hera, der hohen Gemahlin des Zeus, heilig. Der Mohnkopf war ein Attribut des Schlafes und seines Sohnes Morpheus, des Traumgottes mit seinem phantastischen Gefolge. Er war auch ein Bild des Todes, der ein Bruder des Schlafes ist. Die Mohnpflanze besingt schon Homer, und der berühmte Arzt Hippokrates kannte bereits die einschläfernde Eigenschaft des Mohnes.

Der Mohn.

I.

Wie dort gewiegt von Westen
Des Mohnes Blüte glänzt,
Die Blume, die am besten
Des Traumgotts Schläfe kränzt!
Bald purpurhell, als spiele
Der Abendröte Schein,
Bald weiß und bleich, als fiele
Des Mondes Schimmer ein.

Zur Warnung hört' ich sagen,
Daß der im Mohne schlief,
Hinunter ward getragen
In Träume schwer und tief;
Dem Wachen selbst geblieben
Sei irren Wahnes Spur:
Die Nahen und die Lieben
Hält er für Schemen nur.

L. Uhland.

II.

„Ich bin der Mohn, der rote Mohn,
Ich bin des Traumes liebster Sohn.
Ich wiege mich hin, ich wiege mich her,
Mein Haupt ist sehr gedankenschwer!"
Der Gärtner hört's und lachte:
„Du, armer Prahlhans, du!"
Der Wind ging sachte, sachte
Und ließ den Mohn in Ruh'.
Da fiel nach einer kurzen Zeit
Von ihm das rote Narrenkleid.
Die Sonne brannt' ihm auf den Kopf;
Wie klapperte der arme Tropf!

Der Gärtner hört's und lachte:
„Ei, wie gedankenschwer!"
Zerschnitt drauf sachte, sachte
Den Kopf ihm kreuz und quer.
Da fand er Körnchen, winzigklein:
„Das sollen die Gedanken sein?
Im Zwergland, Liliput genannt,
Swift größere Gedanken fand."
Der Gärtner sprach's und lachte
Und streut' sie in den Wind.
Ich stand dabei und dachte
An manches Menschenkind.

Ferd. Naumann.

51. Die Ackerwinde.

(Convolvulus arvensis.)

Der deutsche und lateinische Name dieser Pflanze beziehen sich auf die Art und Weise des Wachstums derselben. In Westpreußen nennt man die Ackerwinde Gotteshemdchen, und man erzählt von ihr, sie schlösse ihre Blüten, wenn der liebe Gott sein Hemdchen auszöge, und sie öffne dieselben wieder, sobald er es angezogen habe. In einigen Gegenden herrscht der Glaube, daß die Winde Regen anzeige, wenn sie sich am Morgen nicht öffne, und daß man Regen hervorzaubern könne, wenn man ihr das Öffnen durch Einknicken verleide. An die niedliche, überall im Getreide und auf allen Feldwegen wachsende Blume knüpft sich folgende Sage: Einst wollte ein Fuhrmann seinen mit Weinfässern beladenen schweren Wagen einen sandigen Hügel hinauffahren. Es war ein heißer Sommertag. Die Pferde trieften von Schweiß, und die Wagenräder schnitten tief in den lockeren Sandboden ein. Plötzlich blieben die Pferde stehen, sie waren zu sehr ermüdet und vermochten den Wagen nicht mehr fortzuschaffen. Der Fuhrmann wurde hierüber sehr böse und wollte mit unbarmherzigen Schlägen und lästerlichem Fluchen die Pferde zum Weitergehen zwingen. Doch seine Anstrengungen waren vergeblich. Da — er hatte gerade einen bösen Fluch gethan und die armen Pferde schrecklich geschlagen — erschien ihm die Mutter Maria. Sie tadelte sein böses Benehmen und versprach, für einen Trunk Weines den Wagen auf den Berg zu schaffen. Dann erfaßte sie die Zügel der Pferde, und ruhig und gehorsam zogen die Tiere den Wagen den Berg hinauf. Als sie oben waren, gab sie dem Fuhrmann die gute Lehre, in Zukunft sein ungestümes Wesen und sein lästerliches Fluchen zu unterlassen; durch ruhiges, besonnenes Wesen erreiche man viel eher das Ziel. Hierauf erbat sie sich das versprochene Glas Wein. Doch der Fuhrmann geriet in große Verlegenheit, als er merkte, daß ihm ein Glas fehle. Aber die Mutter Gottes half ihm aus der Verlegenheit. Sie ergriff eine am Wege blühende, kleine weiße Ackerwinde und bat, diese zu füllen. Die roten Streifen, die mitunter in der Blüte sind, rühren von dem roten Weine her. In Erinnerung hieran heißt die Pflanze auch Mutter Gottes Trinkbecher.

Auf die herzförmigen Blätter der Zaunwinde beziehen sich die folgenden sinnigen Verse des Dichters:

Die Winde, die am Boden kriecht,
Wird schwach und dürftig bleiben;
Nur die am Ast empor sich schmiegt,
Wird saft'ge Triebe treiben.

Darum, ein Sinnspiel der Natur,
Ihr Blatt ist herzgestaltet,
Weil eines Herzens Triebkraft nur
Aufstrebend sich entfaltet.

Fr. Rückert.

Die Winde.

I.

Winde, zarte, flücht'ge Blüte,
Ach, den Baum mit stillem Bangen
Hält dein schwacher Arm umfangen,
Daß er schütze dich und hüte.

Froh blickt jetzt dein Aug' und offen,
Da der Tag mit hellem Scheine
Leuchtet in dem Blumenhaine,
Bist so glücklich, voller Hoffen.

Doch der Tag ist bald verflossen,
Und vor Nachtwinds kaltem Hauche
Hast du schnell dein Blütenauge,
Das so hell erglänzt, geschlossen.

Winde, zarte, flücht'ge Blüte!
Kühn zwar strebend, dennoch schwankend,
Fest an stärk're Macht sich rankend,
Gleichst du liebendem Gemüte!

Wohl so lang', als dir am Tage
Winkt der Sonnenglanz des Glückes,
Schaust du freudig, offnen Blickes
Auf zum Himmel ohne Klage.

Doch wenn sich die Nacht ergossen
Mit des Schicksals ganzer Schwere,
Hat das Herz, das freudeleere,
Scheu sich aller Welt verschlossen.

T. A.

II.

Winde, welches Glutverlangen
Zieht dich aus dem Schattenreiche?
Ist es Hoffen, ist es Bangen,
Was durchzittert deine Zweige?

Alle deine Blätter wenden
Sich zur goldnen Sonne Strahl,
Deine Ranken, gleich den Händen
Ringen aufwärts allzumal.

Alle deine Blumen schließen
Sich dem ew'gen Lichte auf,
Und die milden Strahlen grüßen
Freundlich sie im flücht'gen Lauf.

Winde, Winde, stille Thränen
Tau'n mir aus dem Aug' hervor,
Mich erfaßt ein mächt'ges Sehnen
Ranken möcht' ich auch empor!

Ranken aus dem düstern Dunkel,
Aus des Lebens finstrer Bahn,
Ranken zu dem Lichtgefunkel,
An das Himmelszelt hinan.

Ranken zu der Weltensonne,
Zu des Lichtes Urquell still,
Froh genießend sel'ge Wonne,
Die entströmet Gottes Füll'.

A. Kopisch.

---

52. Sommer-Adonisröschen.

(Adonis aestivalis.)

Eine schmucke und auf gutem Boden unter dem Weizen nicht seltene Sommerpflanze ist das Adonisröschen. Die zinnoberroten Blütenblätter geben demselben eine große Ähnlichkeit mit der Klatschrose und sind Veranlassung zu den Namen Blutauge, Blutströpfle, Feldröslein, Feuerrösel u. a. m. geworden. Früher rechnete man die Adonis zu den Anemonen, denen sie auch in mancher Beziehung nahesteht. Über ihre Entstehung berichtet eine griechische Sage folgendes:

Aphrodite, die Göttin der Schönheit und Liebe, hatte den wunderschönen Jüngling Adonis, welcher in dem Haine der Nymphen herangewachsen war, zu ihrem Liebling erkoren. In zärtlichster Sorgfalt und Hingebung wachte sie über sein Wohl und Wehe und erregte dadurch die Eifersucht des Ares. Als Adonis einst als leidenschaftlicher Jäger trotz aller Warnungen der ängstlich-besorgten Geliebten die Wälder durchstreifte, sandte ihm der rachgierige Kriegsgott einen Eber entgegen. Mutig rang er mit dem Untier und erlegte es endlich, doch trug er eine tödliche Wunde davon. Obgleich Aphrodite, von dem Unglück beizeiten benachrichtigt, so schnell zur Hilfe herbeieilte, daß ihre von den Dornen geritzten Füße die weißen Rosenbüsche mit Blut färbten, welche nunmehr

für immer rot blieben, so kam sie doch zu seiner Rettung zu spät. Sie fand den Jüngling sterbend auf dem Sammet des Grases liegen und bemühte sich vergebens, ihn aufzurichten und das fliehende Leben zu erhalten. Aus den Blutstropfen des Sterbenden sproßten Rosen empor, und die heißen Thränen, welche die tiefunglückliche Göttin um den so früh Verlorenen weinte, verwandelten sich, auf die Erde rollend, in Blumen.

„— — — Nicht länger denn stündliche Weile
Hatt' es gewährt, da wuchs aus dem Blut gleichfarbige Blume,
So wie der punische Baum sie trägt."

So entstand das Adonisröschen. Und flüchtig wie das Leben des schönen Jünglings ist die Blüte des schmucken Röschens, dessen Blätter so leicht im Winde dahinfallen.

---

53. Der Gauchheil.

(Anagallis arvensis.)

Der Name Gauchheil erinnert an den Glauben des Volkes, nach welchem die Pflanze die Kraft hat, Gespenster zu vertreiben. Sie wurde zu diesem Zwecke in dem Hausflur aufgehängt und sollte nach dem Kräuterbuche von L. Fuchs „Gauch und Gespenst" verscheuchen. Wegen der roten Blüten und Ähnlichkeit mit der gemeinen Vogelmiere heißt sie rote Miere und roter Hühnerdarm.

Die Pflanze wird auch Faules Lieschen genannt, da sie ihre Blüten erst morgens um acht Uhr öffnet und gegen vier Uhr schon wieder schließt. Sie ist hygroskopisch und entfaltet ihre Blüten nicht, wenn die Luft mit Wasserdämpfen angefüllt und Regen zu erwarten ist. Diese Eigenschaft hat ihr den Namen Armer Leute Wetterglas, in England „poor mans weatherglass", eingetragen.

Auch besaß nach früherer Meinung die Pflanze besondere Kraft gegen Melancholie, machte Gauche (Narren) heil und gesund und stillte das Blut so vortrefflich, daß man einem, dem zur Ader gelassen wurde, nur dieses Kraut in die Hand zu geben brauchte, um das Fließen des Blutes aufhören zu lassen.

Neben der rotblühenden Art kommt auf kalkhaltigem Boden auch der blaue Gauchheil (A. caerulea) mit himmelblauen Blüten vor. Beide Arten sind einander sehr ähnlich, und Dioskorides unterschied die blaue als den weiblichen und die rote als den männlichen Gauchheil.

Im „Paradiesgärtlein" heißt es in Bezug auf die oben erwähnte Eigentümlichkeit dieses Krautes:

„Ja wie diß Kräutlein blüht und keimt,
Wenn nur die Sonn am heisten scheint,
Und bald zu blühen auch aufhört,
Der Maul-Christ auch so einher fährt,

Mit großem Schein, Rhumreysigkeit,
Mit hohen Worten ist bereit;
Wenn's hell am Himmel schön und klar,
So ist er keck, das wiß fürwar,
Sobald das Wetter dann sich wendt,
Ir Ruhm und Mut dann hat ein end".

---

54. Der Stechapfel.

(Datura stramonium.)

Zum Gesamtbilde der Flora eines Dorfes gehört zur Zeit auch der Stechapfel; auf dem schwarzen Dunghaufen erhebt sich das üppig verzweigte, dunkelgrüne, kräftig emporgeschossene Kraut, und die schneeweißen, fingerlangen Trompetenblumen oder die apfelförmigen, mit ziemlich langen Stacheln besetzten Früchte kennzeichnen es deutlich für jedermann. Doch trotz der jetzigen allgemeinen Verbreitung ist der Stechapfel ein fremdes Gewächs, das erst vor ungefähr 400 Jahren bei uns eingeführt worden und zwar der Überlieferung nach durch die Zigeuner; seine Heimat ist im Osten, im südlichen Rußland und Sibirien.

Die Pflanze enthält in den Samen und Blättern Daturin und ist im hohen Grade narkotisch-giftig; schon ein längeres Einatmen des Duftes wirkt betäubend. Auch die anderen Teile der Pflanze üben ihren Einfluß vorzugsweise auf die Gehirn- und Sinnesorgane und verursachen Schwindel, Betäubung, Doppelsehen und den Tod. Diese unheilvolle Eigenschaft benutzten in früherer Zeit Zauberer und Diebe zur Ausführung ihrer schändlichen Pläne. Die Diebe suchten Stechapfelsamen auf die heißen Ofenplatten zu streuen, um dadurch die im Zimmer befindlichen Personen zu betäuben, damit sie ungestört ihr Unwesen treiben konnten. Ferner bereitete man aus Stechapfelsamen durch innige Vermischung mit Fett die berüchtigte Hexensalbe. Rieb man mit derselben die Achselhöhle ein, so sollte dies die wunderbarsten Wirkungen auf das Gehirn haben. Die Phantasie des Betreffenden wurde sehr angeregt, er wähnte zu fliegen, oder in der Einbildung zog er auf einen hohen Berg, wo er wüsten und wilden Gelagen beizuwohnen glaubte.

Auch bei Schatzgräbereien, Geisterbeschwörungen und Bannungen fand der Stechapfelsamen wichtige Beachtung und Verwertung. Zumeist wurde bei diesen Gelegenheiten zunächst ein Feuer angezündet, auf die glühenden Kohlen wurde sodann der Same der Zauberpflanze gestreut, aus welchem sich die betäubenden Dämpfe entwickelten, welche die beteiligten Personen in einen eigentümlichen Rausch versetzten; in demselben glaubten sie alles, was ihnen die Phantasie vorspiegelte, wirklich zu sehen und zu hören.

In allen diesen schwarzen Künsten waren die Zigeuner Meister, und sie werden daher wohl stets größere Vorräte von Stechapfelsamen aus ihrer östlichen Heimat bei sich geführt haben; es erscheint deshalb auch

die Überlieferung, daß die Zigeuner die Pflanze im westlichen Europa verbreitet hätten, wohl glaubwürdig und gerechtfertigt. In der Gegenwart müssen wir die Pflanze zu unseren Heilkräutern rechnen; Cigarren, mit Stechapfelaufguß behandelt, werden bei asthmatischen Anfällen geraucht und haben sich als ein gutes Mittel erwiesen.

In Amerika fand sich die Pflanze zur Zeit der Entdeckung schon vor. Die Sonnenpriester der Anden tranken den Saft derselben, um sich in einen Zustand der Verzückung zu setzen, der als ein unmittelbarer Verkehr mit der Gottheit galt. Vielleicht verhielt es sich mit den Priestern des delphinischen Apollo auf ähnliche Weise.

---

55. Das Bilsenkraut.

(Hyoscyamus niger.)

Den Namen Bilsenkraut leiten einige von Bel oder Biel, dem Sonnengott der Kelten, ab; es soll diesem geheiligt gewesen sein und deshalb den Namen Belinuntia erhalten haben. Andere nehmen jedoch an, daß der Name mit Bilwitz, dem Feldteufel unserer Vorfahren, der an der Ernte mancherlei Schäden ausführte (s. S. 122), in Verbindung steht. Hiernach bedeutet Bilsenkraut so viel wie Teufelskraut. Und diesen Namen führt die Pflanze mit Recht. Schon die dicht gedrängt stehenden, graugrünen, widerlich riechenden Blätter, die düsteren, schmutziggelb geaderten Blüten und der einsame, unwirtliche Standort geben derselben einen unheimlichen Ausdruck, der durch die Giftigkeit aller Teile der Pflanze nur noch verstärkt wird. Andere Namen der Pflanze sind: Tollkraut, Hühnertod, Rasewurzel, Schlafkraut, Teufelsauge, Zigeunerkraut u. a.

Die alten Gallier kannten bereits das Bilsengift und benutzten es, um ihre Pfeile und Wurfspieße zur sicheren Erlegung des Wildes damit zu bestreichen. Nach Mitteilung des Plinius soll das Bilsenkraut zuerst von Herkules gefunden worden sein. Die alten Ärzte gaben einen Weinaufguß der Blätter gegen das Fieber; aus dem Samen bereitete man ein Öl, welches, in das Ohr gegossen, Betäubung und Wahnsinn hervorrufen sollte. In Anlehnung hieran ist in dem „Hamlet" unsere Pflanze „das mitternächt'ge Kraut", des „schnöder Trank, dreimal vom Fluche Hekates betaut, durch seine grause Schärfe" das gesundeste Leben gräßlich zerstört. Der Geist des gemordeten Königs erscheint dem tiefgebeugten Hamlet; und mit bang' lauschendem Herzen vernimmt der Sohn die furchtbare Bestätigung der Ahnungen seines „prophetischen Gemütes". Der Geist des Königs spricht:

„— — — Da ich im Garten schlief,
Wie immer meine Sitte nachmittags,
Beschlich dein Oheim meine sich're Stunde
Mit Saft verfluchten Bilsenkrauts im Fläschchen
Und träufelt' in den Eingang meines Ohrs

Das schwärende Getränk, wovon die Wirkung
So mit des Menschen Blut in Feindschaft steht,
Daß es durch die natürlichen Kanäle
Des Körpers hurtig wie Quecksilber läuft.
Und wie ein saures Lab, in Milch getropft,
Mit plötzlicher Gewalt gerinnen macht
Das leichte, reine Blut, so that es meinem,
Und Aussatz schuppte sich mir augenblicklich,
Wie einem Lazarus, mit ekler Rinde
Ganz um den platten Leib."

Das Bilsenkraut war ein Hauptbestandteil der berüchtigten Hexensalbe und wurde auch vielfach zum Geisterbeschwören und Wettermachen benutzt. Um bei anhaltender Dürre für die durstenden Fluren einen erquickenden Regen zu schaffen, wurde, wie Burchard von Worms beschreibt, ein kleines Mädchen ganz entkleidet und von seinen Gespielinnen in den Wald geführt. Hier riß es das Bilsenkraut mit dem kleinen Finger der rechten Hand samt der Wurzel aus und band es an die kleine Zehe des rechten Fußes. So geschmückt wurde es dann an dem nächsten Flusse von seinen Begleiterinnen mittels Ruten, die sie sich im Walde gebrochen hatten, mit Wasser besprengt. Durch dieses Verfahren glaubte man einen erfrischenden Regen herbeizuzaubern. Noch 1825 sah man, wie Montanus berichtet, in einem Dorfe am Rhein abergläubische Landleute bemüht, durch Bilsenkrautstäbchen die anhaltende Dürre hinwegzuzaubern, indem sie vermeinten, daß den Wassertropfen, die sie mit Hilfe jener Stengel aus der Quelle auf den glühenden Sand sprengten, ein baldiger Regen folgen werde.

Von den sinnenverwirrenden Wirkungen des Bilsenkrautes erzählt man folgendes: Einst gerieten bei der Zubereitung von Pastinaken in einem Kloster Wurzeln von Bilsenkraut in das Gericht. Nach dem Genuß der Speise zeigten sich bei den Mönchen Geistesstörungen der verschiedensten Art. Die Buchstaben eines Buches dünkten dem einen umherlaufende Ameisen, ein anderer glaubte sich von wilden Tieren verfolgt und kletterte auf den Ofen, den er für einen Waldbaum hielt; ein dritter bildete sich ein, er knacke Nüsse, und machte die Pantomimen des Werfens, um die vermeintlichen Schalen nach eingebildeten Pfauen zu schleudern.

Auch bei Liebeszauber fand die Wurzel dieser unheimlichen Pflanze Verwendung. J. Wolff singt im „Rattenfänger":

„Bilsenkraut war's, das er aushob
Aus der Erde; mit dem Messer
Schnitzt' er aus der starken Wurzel
Einen Menschenleib und ritzte
Auf die Brust verschlung'ne Zeichen,
Murmelte geheimen Segen
Aufs Gebild und steckt' es zu sich.
‚So, schön Jüngferlein, nun wahr' dich,
Wenn du kannst, vor Zaubers Walten!
Wird sich bald ein süßes Gift dir
In die blauen Adern schleichen,
Wirst dein Herzchen pochen hören,
Wirst dich heimlich nach mir sehnen,
Und ein wonnig heiß Verlangen
Wird dir wie ein lüstern Schlänglein
Schmeichelnd um den Busen spielen.' —

Grade vor dem hölzern Tripplein,
Das hinauf zur Krone führte,
Wo er wußte, daß Regina
Tag für Tag darüber hinschritt,
Kniet' er nieder, Sprüche murmelnd,
Lockerte etwas die Erde
Und vergrub den Liebeszauber,
Den er auf dem Basberg formte
Aus des Bilsenkrautes Wurzel.
Sorglich jede Spur vertilgend
Des geheimnisvollen Werkes
Ebnet' er den Weg und streute
Trockne Blätter auf die Stätte."

56. Der gefleckte Schierling.

(Conium maculatum.)

Zu den stattlichen Doldengewächsen, die der gemütvolle V. Sigismund in den Versen feiert:

„O Dolden auf mächt'gen
Stämmen, mit prächt'gen
Schirmen, ihr Riesen
Der blumigen Wiesen!"

gehört auch der gefleckte Schierling, wenn er auch weniger zum Schmuck der „blumigen Wiesen", als zu den Vertretern der Dorfflora zu rechnen ist. Durch den dicken, angeschwollenen, glänzenden Stamm mit den braunroten Flecken macht er sich leicht kenntlich und hebt sich so als gefürchtete Giftpflanze von den harmloseren Verwandten ab. Als einen Unhold in dem Chor der Blumen behandelt ihn auch der Dichter J. G. Seidl, indem er von ihm singt:

„Der Schierling selbst mit fleck'gem Stengel
Gehöret mit zum großen Chor:
Er stellt im Kreis der Blumenengel
Den düsteren, gefall'nen vor".

Auf die giftigen Eigenschaften der Pflanze beziehen sich die Volksnamen: Bangenkraut, Düllkrut, Teufelspeterling, Wüterich und Tollkörfel.

Den Alten war der gefleckte Schierling unter dem Namen Cicuta bekannt, während wir mit demselben den Wasserschierling (Cicuta virosa) bezeichnen; sie benutzten sein Gift, um eine möglichst schmerzlose Todesart herbeizuführen. Die Wirkungen zeigten sich in Lähmungserscheinungen, die an den unteren Gliedmaßen begannen. Plinius bemerkt von dem Schierling: „Er ist ein Gift und um so verhaßter, weil er in Athen ge-

braucht wird, um die Staatsgefangenen hinzurichten. Samen und Blätter töten durch ihre erkältende Kraft, und das Frostgefühl beginnt an den Enden der Glieder. Der ausgepreßte und eingedickte Saft wird zu kleinen Pasteten geformt und bringt verschluckt das Blut zum Gerinnen. An dem Körper der Vergifteten bemerkt man Flecken."

Bekannt ist, daß der weise Sokrates, im 70. Jahre seines Lebens als Verführer der Jugend angeklagt und verurteilt, umgeben von seinen Schülern den Schierlingsbecher trank; und von den Bewohnern von Chios erzählt man, daß sie den Schierlingstrank nahmen, wenn sie fühlten, daß sie in ihrem Alter dem Vaterlande zur Last fallen würden.

57. Der gute Heinrich.

(Chenopodium bonus Henricus.)

Zu den Proletariern des Pflanzenreiches gehören die zahlreichen Gänsefuß- und Meldearten, welche alle Ecken und Winkel, Schutt- und Komposthaufen in den Dörfern bedecken; unter ihnen findet sich mit feisten, dreieckigen Blättern und schlanker Blütenähre auch der gute Heinrich. Sein Name wird verschieden gedeutet. Französische Schriftsteller nehmen an, er sei zu Ehren des für seine armen Unterthanen besorgten guten Königs Heinrich IV. benannt, weil er rings um die Hütten der Armen wachse und ihnen als einzige ausdauernde Art Spargel und Gemüse zugleich ersetze. Adelung deutet den Namen Heinrich auf Heim, weil die Pflanze an den Heimen, d. i. an den Zäunen der Häuser, zu finden sei. Eine andere Erklärung des Namens giebt J. Grimm; er schreibt in der Mythologie: „Ich erkläre die Namen (gut Heinrich, rot und stolz Heinrich) aus den Vorstellungen von Elben und Kobolden, die gern Heinz oder Heinrich heißen, was hernach auf Teufel und Hexen überging. Solchen dämonischen Wesen schrieb man die Heilkraft des Krautes zu. Selbst die ihrem Ursprung nach unerforschte Sage vom armen Heinrich könnte mit dem Kraute zusammenhängen, das den Aussatz heilte." Neben dem „guten" Heinrich unterschied man auch einen „bösen" Heinrich, womit in einigen Gegenden das Bingelkraut (Mercurialis) bezeichnet wird. War der erstere als heilkräftig geschätzt, so der letztere wegen seiner giftigen Eigenschaften verachtet, daß ihn selbst das Vieh nicht anrühre.

58. Der große Wegerich.

(Plantago major.)

Der Name Wegerich bedeutet nach Weigand so viel als Herrscher (Herr) an und auf dem Wege. Der Weg ist der Lieblingsstandort der Pflanze, sie beherrscht ihn gleichsam, d. h. sie nimmt ihn in Menge ein. Andere Benennungen beziehen sich auf die an den Wegen ausgebreiteten

Blätter und deren starke Berippung, wie Wegebreit, Wegtritt, Wegblätter, Aderkraut, Fifaderbläder, Ribbkenblatt u. a. Der botanische Name Plantago deutet auf die Ähnlichkeit der Blätter mit einer Fußsohle (planta) und ließe sich mit Sohlenkraut übersetzen. Der große Wegerich hat dadurch ein besonderes Interesse gewonnen, daß derselbe den Auswanderern nach Westen auf Schritt und Tritt gefolgt ist, so daß die Indianer dieses Kraut die „Fußtapfen der Weißen“ nennen, deren Nähe sie überall vermuten, wo sie dasselbe sehen. In der Vorzeit war der Wegerich ein Kraut, dem man alle mögliche Hilfe in menschlichen Nöten und Krankheiten beimaß, wie der alte Arzt und Botaniker des 16. Jahrhunderts, Hieronymus Tragus, schreibt: „Unter vielen Kräutern ist der Wegerich in der Arznei am gebräuchlichsten“. Wenige innerliche Krankheiten gab es, bei denen er nicht Wunder thun sollte. Das grüne Kraut, gekocht in der Speise genossen, heilte die Auszehrung und eröffnete die Verstopfung der Leber und Nieren. Der ausgedrückte Saft der Blätter war hilfreich beim Keuchhusten und der fallenden Sucht und vertrieb auch Würmer. Drei Wegerichwurzeln, zu einem Glase Wein genossen, hoben das dreitägige Fieber, vier dagegen das viertägige.

Aber all' diese innerliche Hilfe ist noch Kinderspiel gegen die Wunder, welche das Kraut bei äußerlicher Anwendung vollbringt. Da offenbart es sich als ein wahres Allerleidenskraut. Mit dem Fette des Samens getränkte leinene Tücher um das Haupt gelegt stillen den wütendsten Kopfschmerz; kranke Augen verlieren die Entzündung, sobald sie damit betupft werden, und die Ohren erhalten das Gehör wieder. Gegen Halsleiden ist der Mund damit zu spülen. Fistel, Krebs, Karbunkel und jegliche äußere Wunde und Entzündung konnten nicht widerstehen. Das grimmigste Zahnweh vergeht, wenn man Wegerichswurzel darauf legt. Selbst die von Schlangen oder tollen Hunden beigebrachte Wunde heilt, wenn sie mit Wegerichssaft gewaschen wird und Blätter dieser Pflanze darübergelegt werden. Drei Blätter in den Mund genommen sind gut gegen Bienenstiche. In Mecklenburg ist es in einigen Gegenden Sitte, daß zwei Leute ein Wegerichblatt auseinanderziehen, wenn sie erfahren wollen, wer von ihnen das größere Glück hat. Letzteres wird dem zuteil, an dessen Blattstiel mehr Fäden heraussstehen. Je länger die Adern sind, desto größer ist das Glück.

Und wie beim Menschen, so auch beim Tier. Von einem klugen Beobachter der Natur, mit Namen Trasmus, berichten die alten Kräuterbücher, er habe bemerkt, wenn eine Kröte von einer Spinne gestochen werde, eile sie zum Wegerich, und damit werde ihr geholfen.

In der Heilmittellehre der Gegenwart nimmt der Wegerich allerdings eine viel bescheidenere Stellung ein, von seiner vermeintlichen Wunderkraft haben wir gar wenig zu entdecken vermocht, und kein Arzt läßt die herbstwelkenden Blätter mehr kochen oder auspressen oder giebt die Wurzeln zu verspeisen. Nur gegen Brandwunden finden die zerquetschten Blätter noch Anwendung und leisten denselben kühlenden Dienst wie eben jedes andere saftreiche Blatt.

Der Wegerich.

Ich armes Kraut am Weg,
Ich steh' hier ungebeten,
Muß auf mich lassen treten
Wer Lust hat, flink und träg'.

Und bin doch froh fürwahr,
Wenn nicht des Gärtners Harke
Mich mit des Lebens Marke
Reißt aus dem Boden gar.

Wenn dir dein Stand mißfällt,
Wen hast du zu verklagen?
Warum hast, hör' ich sagen,
Du dich hierhergestellt?

Ich möchte lieber stehen
Im Garten bei der Rose,
Um die mit Liebgekose
Die Lüfte schmeichelnd weh'n.

Doch wird gepflückt zuletzt
Die Ros' von ihren Beeten,
Und werd' ich dann zertreten,
So sind wir gleich geschätzt.

Fr. Rückert.

---

59. Die Wegewarte.

(Cichorium intybus.)

Diese Pflanze zeigt manche Eigentümlichkeiten, durch welche sie sich von den Nachbarpflanzen abhebt. In ihrer ganzen Erscheinung liegt etwas Geister- und Märchenhaftes. Die großen, blauen, nur zu einigen Stunden des Tages geöffneten, Augen ähnlichen Blüten an den blätterarmen Stengeln sehen den Wanderer treuherzig an. An allen Wegen, selbst an den bestaubtesten Feldwegen und Landstraßen, ist sie im Hochsommer anzutreffen. Weit überragt sie die sie umgebenden Pflanzen und fällt dem Wanderer schon von weitem in die Augen. Was Wunder, daß sich die Sage ihrer bemächtigte und sie als eine unglückliche Person auffaßte, wie schon der Name Wegewarte andeutet.

Es wartet ein bleiches Jungfräulein
Den Tag und die dunkle Nacht allein
Auf ihren Herzliebsten am Wege,
Wegewart! Wegewart!

Sie spricht: „Und wenn ich hier Wurzel schlag'
Und warten soll bis zum jüngsten Tag,
Ich warte auf ihn am Wege,
Wegewart! Wegewart!"

Vergessen hat sie der wilde Knab'!
Und wo sie gewartet, da fand sie ihr Grab,
Ein Blümlein sprießet am Wege,
Wegewart! Wegewart!

Der Sommer kommt und der Sommer geht,
Der Herbstwind über die Heide weht,
Das Blümlein wartet am Wege.
Wegewart! Wegewart!

J. Wolff.

Da das Blau der Blüte in der Sonne verbleicht, sind die Blüten in der Frühe des Morgens, nachdem sich die Knospe eben geöffnet hat, dunkelblau, des Mittags lichtblau und des Abends weißlich. Auch dieses deutete der Volksglaube in seinem Interesse. Da die rein weißen Blüten die seltensten sind, weil sie meist schon abfallen, bevor sie alle Farbe ver-

loren haben, gab man ihnen eine besondere Bedeutung. Wer so glücklich war, eine solche zu finden, dem war das Glück hold; doch mußte er dieselbe sofort an einen Stab binden. Versäumte er dieses, so war sie am nächsten Morgen verschwunden. Die festgebundene weiße Blüte hatte die Kraft, Dornen und Nadeln aus der Haut zu ziehen. Wer sie am Jakobstage, 25. Juli, schweigend, mittels eines Geldstückes ausgrub und bei sich trug, war stich- und hiebfest, auch konnte er sich unsichtbar machen. Nach der Sage waren alle Wegewarten verwunschene Menschen, und zwar sollten die bei weitem häufigsten blauen böse und die seltenen weißen gute Menschen gewesen sein. Der Volksglaube sagt von unserer Blume, wer dieselbe bei sich trage, der sei vor Banden sicher; ja, würde er listigerweise im Schlafe gebunden, so fallen bei seinem Erwachen die Fesseln von ihm ab. In einem alten Buche: „Die Bedeutung der Blumen" heißt es: „Wer Wegweidblumen trägt, der wünscht, daß er auf alle Tugenden hingewiesen werde, die seiner Liebsten gefällig sind. Wem dies Kraut aber von seiner Liebsten geboten wird, der soll bedenken, daß er immer auf dem rechten Wege sei, sich durch nichts von seinem Vorhaben ablenken lasse und sein Herz, seine Sinne, sein Gemüt mit ganzem Willen nach seiner Liebsten kehre, wie auch die ‚Wegweise' sich allezeit wendet gegen die Sonne." Ganz eigentümlich war der Glaube, daß sich die Wurzel nach sieben Jahren in einen Vogel verwandle.

Bemerkenswert dürfte es noch sein, daß seit alter Zeit das altmärkische Geschlecht der Herren von Bismarck Wegewartenblätter im Wappen führt, welche im Mittelpunkte des Schildes verbunden sind und aus deren Ecken drei Nesselblätter hervorsprießen. Man hat diese Wegewarten im Wappen der Bismarck wohl manchmal für glückverheißende Kleeblätter ansehen wollen; aber das alte Haus der Bismarck selbst hat nie etwas davon wissen wollen und solche Deutung stets mit seinem dräuenden Wahlspruche abgelehnt:

„Das Wegekraut sollst stehen la'n,
Hüt' dich, Jung', 's sind Nesseln dran!"

---

60. Das Johanniskraut.

(Hypericum perforatum.)

Wie oft geringe, zum Teil wenig in die Augen fallende Eigentümlichkeiten die Aufmerksamkeit des Volkes im hohen Grade auf eine Pflanze lenken konnten, bekundet recht deutlich das durchlöcherte Johanniskraut. Die Pflanze zeigt keinerlei medizinische Wirkungen, auch der Geschmack ist nicht besonders auffallend; doch die punktiert durchscheinenden Blätter, der rote Farbstoff der Pflanze und die hellgelben Blüten, deren fünf Kronblätter an Christi Wunden erinnerten, genügten, derselben ein ganz besonderes Ansehen zu verschaffen und Veranlassung zu dem wunderlichsten Aberglauben zu geben.

Es liegt nahe, den Namen mit der Blütezeit in Verbindung zu bringen, denn um Johanni entwickeln sich die Blüten am schönsten; doch im Paradiesgärtlein heißt es: „St. Johanniskraut sagt der gemeine Mann, weil es aus des Täufers Johannis Blut soll erwachsen sein". Wegen der wunderbaren Macht, welche das Kraut nach altem Volksglauben auf den Teufel ausüben sollte, hieß es Jageteufel und Fleuchteufel. Der Böse hatte da keine Gewalt, wo Johanniskraut aufbewahrt wurde, er mied solche Stätten und wurde von schon eingenommenen durch das zauberkräftige Kraut vertrieben. Andere Namen der Pflanze sind: Johannesblut, Elfenblut, Hartenaue. Die letztere Bezeichnung findet sich in der Havelgegend bei Plaue; dort setzt man die Blume in Beziehung zu dem Gewitter; bei starken Donnerschlägen hört man von alten Leuten den Vers:

„Ist denn keene olle Fraue,
Die kann plücken Hartenaue,
Det sich det Gewitter staue".

In der Gegenwart heißt es zumeist Hartheu; es taugt wenig als Viehfutter, es ist zu hart zwischen dem Heu.

Die Pflanze wurde schon bei dem Feste der Sonnenwende, auf welches der Johannistag verlegt ist, zum Schmuck der Götterbilder, Altäre und Opfertiere gebraucht. Wer um das Johannisfeuer tanzte, mußte einen Kranz von Hartheu tragen, und am Niederrhein flechten noch heute die Kinder Johanniskränze und werfen sie auf die Hausdächer, weil sie Segen bringen.

Der Johannisstrauß mußte in der Mittagsstunde des 24. Juni stillschweigend und lautlos, ohne umzuschauen, gepflückt werden, wenn er sich besonders kräftig und segenbringend erweisen sollte. An die Decke der Wohnstube gehängt oder kreuzweise an die Fenster gesteckt schützte er das Haus gegen Unglücksfälle aller Art; blieb er das ganze Jahr hindurch bis zum nächsten Johannistage grün, so deutete dieses auf ein außerordentliches Glück, eine reiche Erbschaft, eine glückliche Hochzeit und dergleichen.

Auch in den Hexenprozessen fand das Johanniskraut seine Verwendung. Ein Trank, aus Hartheu und Distelsamen gebraut, sollte alle Gewalt des Teufels in den Gefolterten vernichten und sie veranlassen, die Wahrheit zu sagen.

An der Wurzel der Pflanze finden sich kleine Knollen (Insektenlarven), die einen roten Saft enthalten, welcher früher Elfenblut und später Johannisblut hieß; auch in den Blumenblättern ist ein rotbrauner Saft enthalten. In blechernen Büchsen wurde dieser wunderthätige Saft sorgfältig aufbewahrt und gegen Schwindel, Melancholie u. s. w. angewandt. Wer das Kraut in der Schlacht mit sich führte, war gegen die Kugeln der Feinde gefeit; und wer es bei der Begegnung mit einem andern auf der bloßen Brust trug, war sicher, sich die Liebe und Freundschaft desselben zu erwerben. — Junge Mädchen quetschen in manchen Gegenden noch jetzt die Blumen zwischen Leinwand und prophezeien

sich aus dem daraus entstehenden roten Flecke ihr zukünftiges Geschick. In Tirol legt man das vor Sonnenaufgang gepflückte Kraut in die Schuhe, um dann selbst bei den weitesten Wanderungen nicht zu ermüden.

Sehr groß war also der vermeintliche Segen, welchen die Pflanze der armen, leidenden Menschheit brachte; darum haßte sie aber auch der Teufel ganz besonders und suchte sie zu vernichten. Die Sage erzählt, er habe einst im furchtbaren Grimme Nadeln genommen und damit alle Blätter der Pflanze oft durchbohrt, um ihre Lebenskraft zu zerstören. Doch sie ist ja aus dem Blute Johannis des Täufers entsprossen, und das Bemühen des Bösen war vergebens, sie blieb zur Freude und zum Heile der Menschen erhalten. Die Blätter zeigen aber noch heute, wie sehr sie einst vom Teufel gemißhandelt worden. — Die durchscheinenden Punkte sind kleine Öldrüsen, welche das Licht durchlassen, und die sich auch noch bei der Myrte finden.

Entfaltung.

„Alles ist im Keim enthalten,
Alles Wachstum im Entfalten,
Leises Auseinanderrücken,
Daß sich einzeln könne schmücken,
Was zusammen nur geschoben.

Wie am Stengel stets noch oben
Blüt' um Blüte rücket weiter,
Sieh' es an und lern' so heiter
Zu entwickeln, zu entfalten,
Was im Herzen ist enthalten."

Fr. Rückert.

---

61. Die Schafgarbe.

(Achillea millefolium.)

Wie Plinius erzählt, erinnert der botanische Name Achillea an Achilles, einen Schüler des heilkundigen Centauren Chiron, welcher zuerst diese Pflanze als ein Heilmittel bei Wunden in Anwendung brachte. Der deutsche Name Garbe wird in verschiedener Weise abgeleitet. Nach Wiärda soll er von carmen abstammen, welches so viel wie einschneiden, kerben bedeutet, weil die Blätter fein gekerbt sind. Schwenk deutet ihn auf den Geschmack der Pflanze und meint, Garbe käme her von herb (altd. garbe) und bezeichne ein herbes Gewächs. Eine dritte Erklärung nimmt auf den garbenförmig zusammengestellten Blütenstand Rücksicht. Weil dieses Kraut ein Lieblingsfutter der Schafe ist, hat es den Namen Schafgarbe bekommen. Andere Volksnamen der Pflanze sind: Rölleke, Relek, Röhlk, Relitz, Rels und viele ähnliche. Nemnich vermutet, daß der Name Rölleke seine Erklärung in dem Umstande findet, daß die Blätter in der Knospenlage gerollt erscheinen.

Schon die Alten schätzten die Pflanze als Arzenei, die nach Dioskorides gegen Blutflüsse, Geschwüre und Fisteln treffliche Dienste leistete. Nach deutschem Volksglauben wächst sie besonders gern an jener Stelle, an welcher man nach dem Essen am Weihnachtstage das Tischtuch ausschüttelt. Nach Bock brauchen die Landfrauen in Preußen die

Blumen und das Kraut als einen Thee bei allen Krankheiten in der Familie und verfertigen daraus mit einem Zusatz von etwas Wachs und ungesalzener Butter ein vortreffliches Pflaster bei Wunden. Ziemlich allgemein steht vorzugsweise Thee von dieser Pflanze als Heilmittel gegen Brustleiden in Ansehen.

---

62. Die Distel.

Dem Volksbrauch in der Benennung folgend, berücksichtigen wir unter Distel hier alle distelartigen Gewächse und beginnen mit Carlina acaulis, Karlsdistel oder Eberwurz.

Der wissenschaftliche wie der erste deutsche Name scheinen nach folgender Sage gebildet zu sein: Zur Zeit der Regierung Karls des Großen wütete einst die Pest und forderte zahlreiche Opfer. In schweren Sorgen über die Tod und Verderben bringende Seuche war der große Kaiser in einer Nacht eingeschlafen. Da erschien ihm im Traume ein Engel und befahl ihm, einen Pfeil in die Luft zu schießen; das Kraut, auf welches er niederfallen werde, sei heilsam gegen die schreckliche Krankheit. Kaiser Karl schoß am nächsten Morgen einen Pfeil ab; als derselbe zur Erde niederfiel, durchbohrte er die Eberwurz. Man wandte hierauf die Pflanze arzeneilich an, und die Pest begann zu weichen.

Den Namen Eberwurz soll sie erhalten haben, weil nach abergläubischer Meinung die Pflanze vom Eber aufgesucht wird, wenn er Bilsenkraut gefressen hat. Das Gift lähmt die Glieder des Tieres, doch die Distel soll die Wirkungen desselben aufheben und völlige Gesundheit zurückgeben.

Silybum marianus heißt Mariendistel. Als die Mutter Maria auf der Flucht nach Ägypten mitten in der Wüste, wo nichts als harte Disteln wuchsen, das Jesuskind pflegte, fiel ein Tropfen ihrer Milch auf die nächste Distelstaude, die von Stund' an weich und süß wurde und bis auf den heutigen Tag die weißen Flecken behalten hat.

Die Kardendistel (Dipsacus) soll nach einer arabischen Sage zum Lohn der Gastfreundschaft von Allah erschaffen sein.

Einst kamen zu einem armen arabischen Manne in später Stunde zwei ärmlich gekleidete Fremdlinge und baten um gastfreundliche Aufnahme. Zwei Tage bewirtete sie der Arme und legte sich selbst Entbehrungen auf, um es an nichts fehlen zu lassen. Doch seine Vorräte waren nur zu bald erschöpft, und er wies seine Gäste darum an seinen reichen Nachbar. Mit unfreundlichen Worten begegnete dieser den Bittenden, mit einer geringen Gabe entließ er sie von seiner Schwelle. Doch kaum hatte er sie von sich gestoßen, da verwandelten sich die Fremdlinge vor den staunenden Blicken des Reichen und Armen in zwei Engel. In Milde und Freundlichkeit wandten sie sich an ihren Gastgeber und überreichten ihm einen Sack voll Samen mit der Aufforderung, ihn auf das Feld zu streuen. Auch der Reiche erhielt ein Päckchen. Beide kamen dem Gebot der Engel eifrig nach und sahen unbekannte

Pflanzen auf ihrem Felde erwachsen. Der Arme erntete Kardendistel; betrübt und traurig schaute er zuerst auf das Unkraut, nicht wissend, was er damit beginnen sollte. Doch ein Engel gab ihm im Traume die Weisung, die Köpfe an die Nachbarstämme zur Aufarbeitung der Wolle zu verkaufen. Durch den Erlös wurde er ein reicher Mann. Der Reiche erblickte zwar auf seinem Felde schöne Blüten, doch fand sich nicht nur keine Verwertung für die Pflanzen, sondern sie stellten sich als ein gar lästiges Unkraut heraus, welches hinfort auf seinen Feldern üppig wucherte und alle anderen Pflanzen erstickte. In kurzer Zeit war er verarmt und geriet in große Not.

Unsere schönste Vertreterin des ganzen Distelgeschlechts ist die Bisamdistel (Carduus nutans), ausgezeichnet durch den nickenden, prachtvoll purpurroten Blütenkopf. Als Hungo, König der Pikten, über Athelstane gesiegt hatte, nahm er sie in sein Wappen mit der Umschrift auf: Nemo me impune laeserit — „Niemand wird mich ungestraft verletzen". Auch sonst ist die durch ihre Stacheln so wehrhafte und unnahbare Pflanze von manchem tapferen Ritter als Wappenblume erwählt worden; ebenso findet sie sich in dem hohen englischen Andreas-Orden. In dem ovalen Schilde der Ritter dieses Ordens steht der Apostel Andreas hinter seinem Kreuze mit einer Distel in der Hand, während am Rande die oben angeführte Umschrift zu lesen ist.

Wegen der dornig-gezähnten Blätter wird auch die Männertreu (Eryngium campestre) vom Volke mit zu den Disteln gerechnet und führt von ihrem Vorkommen auf unfruchtbaren Höhen und trockenen Triften den Namen Brachdistel. Die Bezeichnung Männertreu bezieht sich auf die dauerhafte blaue Farbe der Blüten und auf die zahlreichen Stacheln, welche der Pflanze ein sehr rauhes, unfreundliches Aussehen verleihen. Von der Gewohnheit der Landleute, die Pflanze an einem Faden an der Zimmerdecke aufzuhängen, wo sie dann von der aufsteigenden Wärme in kreisende Bewegung gesetzt wird, kommen die Namen Laufende Distel, Raddistel, Unruh.

Im Verein mit dem Windsbock (Rapistrum perenne) treibt der Wind die entwurzelten dauerhaften Strünke als Spiel vor sich her, und mancher nächtliche Wanderer mag durch sie erschreckt worden sein. So erzählt Hieronymus Bock auch von einem kecken Schneidergesellen, der mit einem langen Spieß bewaffnet in den Krieg ziehen wollte. Aber in der Dämmerung kam die „rauschende und runde Distel vom Winde gejagt daher und walzte mit großem Rauschen gegen den Schneiderknecht, der sie für einen schrecklichen Feind hielt, den Spieß fallen ließ und noch glücklich entrann".

Der Aberglaube des deutschen Volkes beschäftigt sich unter den „Disteln" nur mit der Eberwurz. Zwei Eigentümlichkeiten der Pflanze mögen den Blick des Volkes auf sie gezogen haben: sie ist stengellos und öffnet ihre Blüten nur bei Sonnenschein, bei trübem Himmel und Regen sind dieselben geschlossen. Sie stand in dem Rufe, heiter zu machen und Melancholie zu vertreiben. „Wer Distelwurzel bei sich trägt, dem scheucht sie alle Melancholie." Auch vor Ermattung

und Müdigkeit sollte die Pflanze schützen, ja sie sollte sogar dem Mitwandernden die Kraft entziehen und sie dem mitteilen, der die Wurzel bei sich trägt. Wegen ihrer vermeintlichen heilenden Kraft nagelt man selbst in der Gegenwart noch in manchen Gegenden die Eberwurz an den Trog der Schweine.

Weil die Disteln alles festzuhalten suchen, was ihnen nahe kommt, wird ihnen in folgender Sage, wie den Kranichen in dem Gedichte von Schiller, die Aufgabe zuerteilt, ein Verbrechen ans Licht zu bringen. In Hohenzoll wurde einst ein Kaufmann von einem Bauern überfallen und seines Geldes wegen erschlagen. Der Räuber stürzte ihn in einen Distelbusch und plünderte ihn aus; in seinem Todeskampfe rief der Unglückliche: „Die Disteln werden dich verraten!“ Nur mit Grauen und Zittern konnte der Bauer hinfort die Disteln anschauen, und oft murmelte er, vor ihnen stehend, zu seiner eigenen Beruhigung: „Ihr Disteln werdet mich nicht verraten!“ Sein scheues ängstliches Wesen erregte die Aufmerksamkeit der Nachbarn, man beobachtete ihn, von einem Lauscher wurden die Worte einst vernommen, und sie führten zur Entdeckung seiner furchtbaren That.

Die Eberwurz.

Zum Wappenbilde wählt' ich mir,
Sollt' Wappenzier ich tragen,
Kein wild und grimmig Raubgetier,
Davor die Menschen zagen.
Ich setzte in das Wappen mein
Die Eberwurz, die Distel,
Die hüllt in Schuppenkelch sich ein
Und zottig Dorngenistel.

Den Dornenstengel hebt sie nicht
Aus ihrem Blätterkranze,
Damit sie trotzig sich einflicht
In grüner Stachelschanze.
Der Wandersmann vorbei ihr geht
Und merket kaum ihr Blühen,
Der Schäflein keines bei ihr steht,
Wenn sie vorüberziehen.

Doch wenn ihr Dorngeflecht bestrahlt
Die liebe Himmelssonne
Und ihr mit Gold den Kelch bemalt,
Dann öffnet sich mit Wonne
Die Blume schnell; dem Himmelslicht
Entgegen sie sich wendet
Und folgt, bis ihr ins Angesicht
Der letzte Strahl gesendet. —

O. S.

Das Distelstöckchen.

Alles, was ich vorgedeutet,
Hat mein Gärtner nachgethan,
Alles Unkraut ausgereutet
In dem neuen Gartenplan.

Quecke, Wegerich und Klette,
Nessel, brennend oder taub;
Nein, im ganzen Blumenbeete
Duldet er kein falsches Laub.

Nur ein einzig Distelstöckchen
Ließ er steh'n auf meinen Wink,
Daß sich mit dem bunten Röckchen
Setze d'rauf ein Distelfink.

Fr. Rückert.

63. Die Königskerze.

(Verbascum Thapsus.)

Da die Königskerze mit Vorliebe an solchen Orten wächst, die sonst weniger mit Pflanzen geschmückt sind, und sich durch ihre Größe und helle Farbe schon aus beträchtlicher Ferne bemerkbar macht, kann es uns nicht wundern, daß sie sich früh großer Achtung zu erfreuen hatte. Ihr alter Name ist Himmelbrand, himilbrando. Sie soll denselben nach einigen deshalb erhalten haben, „weil sie hoch gegen den Himmel aufsprießt"; denn das Wort Brand bedeutet etwas Hohes, über das Gewöhnliche Emporragendes, daher denn auch Berge wie „der Brand", „die Brandleite" und „der Brenner" und Helden wie „Hildebrand" und „Hadubrand" ihre Namen erhielten. Andere deuten den Namen „Himmelbrand" dahin, die Pflanze sei als ein vorzügliches, himmlisches Mittel gegen Brandwunden angewandt; dieser Annahme entspricht auch der Name Brennkraut, welchen die Pflanze in dem Kräuterbuche von H. Bock vom Jahre 1574 führt.

Der Himmelbrand befand sich wegen seiner Größe zumeist in der Mitte jener Kräuterbüschel, welche am 15. August, am Tage von Mariä Himmelfahrt, in feierlicher Weise geweiht wurden. Der Tag hieß deshalb auch Krautweihtag oder Büschelfrauentag. Es waren zumeist neunerlei Kräuter, welche man zu einem Strauß vereinigte; mit Vorliebe wählte man solche mit reichen und schönen Blüten; oft war der Büschel so dick, daß man ihn kaum mit einer Hand umspannen konnte. Sollten die Kräuter sich besonders heilkräftig erweisen, so mußten sie vor Sonnenaufgang und ohne Messerschnitt gesammelt werden.

Der Himmelbrand wurde auch allein gegen mancherlei Krankheiten benutzt; doch mußte er mit einem Werkzeug von edlem Metall gegraben werden. Gegen Schlagflüsse trug man ihn in rotem Taffet auf der Herzgrube. Wunden berührte man mit den Blüten des Himmelbrands und sprach dreimal dazu:

„Unsere liebe Frau geht dreimal über das Land,
Sie trägt den Himmelbrand in der Hand".

In Ostpreußen wird die Pflanze zum Orakel verwendet. Die Mägde hängen einen grünen Himmelbrandstengel über ihre Betten; deren Pflanze nun zuerst welkt, die muß zuerst von dieser Erde scheiden. Erhebt sich ein Himmelbrand aus einem Grabe empor, so ist dies ein Zeichen, daß die Seele des Verstorbenen sich noch im Fegefeuer befindet, und daß man für sie eine Wallfahrt verrichten müsse.

Nach dem kerzenähnlichen Blütenstand heißt die Pflanze auch kurz Kerze. Ein altes Kräuterbuch fügt zur Erklärung dieses Namens noch hinzu: „so man sie mit Harz oder Pech überstreichet, brennt sie wie eine Kerze". Weil die Unholden vor ihr entweichen sollten, wurde sie auch Unholdenkerze genannt. In Bezug auf den Namen Königskerze heißt es im Paradiesgärtlein:

„Darumb wie dies Kräutlein bringt sein Blum'
Auf langen Stengeln schön ringsumb,
Also ziert Gott die großen Herren
Und bringet sie zu hohen Ehren".

Die wollig behaarten Stengel und Blattrippen haben Veranlassung zu dem Namen Wollkraut gegeben, den die Pflanze in der Gegenwart in einigen Gegenden führt. Man hat die Kerze zum Sinnbilde der Thränen gemacht; L. Trattinnick nimmt hierauf in den folgenden Strophen Bezug:

„In den Kranz des Lichtes flicht
Liebe wohl die schönsten Blüten;
Doch wenn sie auch Rosen bricht,
Müßt ihr euch vor Dornen hüten.

Bald, im starren Rosmarin,
Winkt sie euch zur ew'gen Dauer,
Bald entbietet auch ihr Sinn
Süßen Schmerz und sanfte Trauer.

Lilien und Vergißmeinnicht
Pflegt sie überall zu schützen,
Auch die Kerze ohne Licht
Weiß sie geistreich zu benützen.

Thränen sind das Unterpfand
Von unnennbarem Entzücken;
Denn es prüft die heil'ge Hand
Nur, um höher zu beglücken."

64. Die Wucherblume.

(Chrysanthemum.)

Die Wucherblume, besonders die Saat-Wucherblume (C. segetum), gehörte ehemals zu den häufigsten und schädlichsten Ackerunkräutern. Die zahlreichen Samen in den teilweise geflügelten Gehäusen begünstigten die überaus schnelle Ausbreitung dieses Schädlings und führten oft zu einer vollständigen Überwucherung der Saatfelder. In verschiedenen Gegenden ist darum die Ausrottung dieser Pflanze von den Behörden planmäßig betrieben worden. Aus Mecklenburg berichtet Dreves über dieses Unkraut: Die Wucherblume war dem Kornbau so lange vorzüglich hinderlich, als die Felder in drei Schlägen beackert werden mußten. Dieses schädliche Unkraut hatte alle Feldmarken überzogen und überwuchs durch sein schnelles Wachstum alle Getreidearten. Sie war auf keine Weise aus dem Acker, wo sie sich einmal angesogen hatte, wieder herauszuschaffen. Sobald jedoch die Koppelwirtschaft eingeführt wurde, war auch, ohne daß man daran dachte, die Vertilgung der Wucherblume zugleich bewirkt. Da ihre Blüten auf den Weideschlägen von dem Vieh abgefressen wurden, so konnte ihr Wachstum durch nichts besser gehemmt werden, als wenn kein Same von ihr zur Reife kam. Man findet darum auf allen Landgütern, wo die Schlagordnung eingeführt ist, jetzt keine Spur mehr von diesem schädlichen Unkraut. In verschiedenen Dörfern in Holstein wurde früher die sogen. „Wucherblumenköst" gefeiert, wobei alle Mannschaft zum Aufziehen der Wucherblumen aufgeboten wurde und ein fröhlicher Tanz den Tag beendete.

Die weiße Wucherblume (C. leucanthemum), auch das weiße Mädchen, Priesterkragen und Johannisblume genannt, dient

in Schweden als Orakelblume, um zukünftige Dinge zu erforschen, wie es auch Goethe in so anziehender Weise in der Gartenscene des Faust darstellt. Ähnliches wird von B. Wartmann aus der Schweiz erzählt. Auf die Frage: „Wohin komme ich nach meinem Tode?“ werden die Strahlblüten der Reihe nach ausgerissen und „Himmel, Fegfür, Höll“ dabei gezählt. Auf die Frage: „Was werde ich?“ zählt man: „Herr, Bur, Bettelmann“, oder: „Edelmann, Bettelmann, Bur“, oder: „heiraten, ledig bleiben, Mönch (Klosterfrau) werden“.

65. Der Feld-Thymian.

(Thymus serpyllum.)

Der Feld-Thymian, auch Quendel, Quandel, Kandelkraut, Kudlkraut und Polei genannt, überzieht im Sommer mit seinen niederliegenden Ästen, gewürzhaft duftenden Blättern und rosenroten Blüten die sonnigen Abhänge der Berge und bildet eine der besuchtesten Pflanzen der Bienen, die ihm den gewürzigsten Honig entnehmen. Im Altertum wuchs er in besonders großer Menge auf dem Hymettus bei Athen, der darum wegen seines Honigs hochberühmt war. Nach den emsigen Bienen, welche den Thymian umschwirren, war unsere Pflanze den Griechen das Sinnbild der Thätigkeit; ihr Wohlgeruch sollte den Kopf stärken, Greisen sehr heilsam sein, Gewandtheit, Kraft und Stärke verleihen. Als ein Sinnbild der Tapferkeit stickten in späterer Zeit die Damen ihren Rittern einen von Bienen umschwärmten Thymianzweig in die Schärpe.

Nach dem Volksglauben in Tirol und im Salzkammergut bricht das Kudlkraut allerlei bösen Zauber. Ein Büschel davon, neben die Milch gelegt, schützt diese vor dem Verhexen. Seit alter Zeit pflegen die Mädchen des Salzburger Landes dieses Kraut rechtzeitig zu sammeln, damit ihre schönen Jungfrau-Kränze gelegentlich der Fronleichnams-Prozession von allen gottesfürchtigen Leuten belobt werden. Haben diese Gewinde am Tage auf dem Kopfe der Landschönen geprangt, so schirmen sie dieselben auch später vor dem Gottseibeiuns, der sie vielleicht in der Gestalt eines schmucken Bauernburschen zu berücken sucht. Im Thüringer Walde pflücken die Landleute, wenn sie nach dem Markte gehen, einen Stengel Quendel mit der rechten Hand, schwingen ihn dreimal ums Haupt und sprechen dabei:

„Quandel, mach' mir Handel!“

In dem thüringischen Ort Wandersleben unter den „Drei Gleichen“ steht der Feld-Thymian unter dem Namen Feld-Poleich in sehr großem Ansehen; er ist gleichsam die „Pflanze für alles“ und ersetzt den Landleuten eine vollständige Hausapotheke. Am Trinitatissonntage, dem altem Kräutersonntage Mittelthüringens, mittags 12 Uhr, wird er stillschweigend geholt, wobei man jedoch vermeidet, fließendes Wasser zu überschreiten, da er sonst von seiner Wunderkraft verliert. Aus der Pflanze

windet man Kränze, die man in der Hausflur und in den Ställen aufhängt. Groß ist der vermeintliche Segen solcher Poleichkränze; das Haus schützen sie vor dem Gewitter und die Kühe vor dem Verkalben. Mit Fichtensprossen benutzt man dieselben zur Herstellung heilkräftiger Bäder für schwächliche Kinder.

66. Der gemeine Erdrauch.

(Fumaria officinalis.)

Beschreibung und Erklärung des Namens giebt bereits Dioskorides, der um das Jahr 60 nach Christo lebte. Er schreibt: „Der Erdrauch ist ein buschiges, zartes Kräutchen mit vielen weißgraulichen Blättern, purpurroten Blüten. Der Saft ist scharf, reizt wie der Rauch zu Thränen, daher die Pflanze Rauch heißt.“ Dr. Söhns meint dagegen: „Das Kraut hat jedenfalls seinen Namen von der Eigentümlichkeit seiner Blätter und Blüten, den Staub des Ackers festzuhalten, so daß derselbe in trockener Sommerszeit wie Rauch von der Pflanze emporwirbelt, wenn sie stark erschüttert wird.“ In Pommern und Mecklenburg nennen es die Mädchen Freierskraut, die Burschen Brautkraut. Die jungen Mädchen, welche es beim Jäten finden, stecken es an ihr Mieder, weil sie glauben, auf dem Heimwege in der ersten ledigen, heiratsfähigen Person ihrem zukünftigen Bräutigam zu begegnen. Am Niederrhein heißt das zierliche Pflänzchen Elfenrauch und Albrauch, und wie Montanus erzählt, wurde es von Zauberern in die Opferfeuer geworfen, um die Geister der Verstorbenen oder Elfen erscheinen zu lassen, oder um sich unsichtbar zu machen. Da nach der eingangs angeführten Mitteilung der Rauch die Augen arg belästigt, so mag dieses unter Umständen auch gelungen sein.

67. Das gemeine Hirtentäschelkraut.

(Capsella bursa pastoris.)

Die verkehrt-herzförmigen Schötchen, welche man mit einer Hirtentasche vergleicht, haben der Pflanze den Namen gegeben; aus gleichem Grunde nennt man dieselbe auch Beutelschneiderkraut, Beutelschnötterkraut, Geldbeutel, Schinken, Schinkenkraut, Täschlikraut. In Westfalen heißt es Taschendieb und im Kinderreim:

„Taskendeif,
Hät sien Moor und Varer nich leif“.

Wie Danneil aus der Altmark erzählt, lassen die Kinder eine Samenkapsel dieser Pflanze durch einen ihrer Gespielen abpflücken und singen:

„Hat'n Bur'n Schinken staol'n!“

Ähnliches berichtet auch E. L. Rochholz. Das eine Kind nimmt Hirtentäschlein und fordert den Kameraden auf, es sich zwischen die Zähne

stecken zu lassen und darauf zu beißen; während es ihm die Stengel durchzieht, bleiben die Schötchen zwischen den Zähnen stecken. Nun wird er ein Beutelschneider, Bütelbetrüger, Seckeldieb genannt. Auch dienen die Täschchen oder Schötchen bei den Kindern hier und da zur Entscheidung ihrer kleinen Streitigkeiten. Die Parteien pflücken von unten herauf eins nach dem andern ab, und wer die letzte Tasche abpflückt, hat recht.

---

68. Das Frühlings-Hungerblümchen.

(Draba verna.)

Dieses schon im ersten Frühling erscheinende zierliche Blümchen führt seinen eigentümlichen Namen deshalb, weil es an den Orten, an denen es sich häufig findet, einen ausgehungerten, unfruchtbaren Boden anzeigt. Nach einer andern Erklärung soll es denselben aus dem Grunde erhalten haben, weil man das reichliche Blühen dieser Pflanze als ein Vorzeichen einer schlechten Getreideernte ansah.

Stand eine Blum' auf dürrer Heid',
Stand an der Scholle Rand,
Blühte sie doch voll Freudigkeit,
Blühte aus dürrem Sand;
Ein wenig Boden, ein wenig Tau,
Genügten der Blume auf öder Au'.
Und als der Tau vom Himmel verzehrt,
Da, grad' vor des Welkens Zeit,
Pflückte sie freundlich des Wanderes Hand.
Stehst du, mein Herz, auch auf dürrem Grund,
Drum nur verkümmere nicht:
Drunten Friede im Herzensgrund,
Droben das Himmelslicht.
Und meinst du, es könne nicht länger geh'n,
Glaub' nur, es läßt sich wohl besteh'n!
Erst wenn erschöpft deine kleine Welt,
Daß nichts dich mehr geborgen hält,
Dann kommt gerad' zur rechten Stund'
Der Engel, der von der Erde dich bricht.

H. Gäde.

---

69. Das Labkraut.

(Galium verum.)

Auf Wiesen und Triften, an Wegen und Gräben finden wir im Sommer das Labkraut, und mit seinen dichten, dottergelben, angenehm duftenden Blüten lenkt es die Aufmerksamkeit aller auf sich. Seinen Namen hat es von der Wirkung seines frischen Saftes, der wie der Labmagen der Kälber die Milch gerinnen läßt. Diese Eigentümlichkeit war bereits den Alten bekannt, und der botanische Name Galium (von einem griechischen Worte abstammend, das so viel wie Milch bedeutet) bezieht sich hierauf. Dieses Kraut gehört zu den Pflanzen, die im germanischen Heidentum der Himmelskönigin Freia geweiht waren, und die bei der Einführung des Christentums in den Marienkultus übergingen. Im Volksmunde trägt sie deshalb die Bezeichnung Unserer lieben Frauen Bettstroh. Wie E. Sterne mitteilt, wurde schon auf dem

Konzil, welches im Jahre 743 unter dem Vorsitze des heiligen Bonifacius abgehalten wurde, bei den abergläubischen Gebräuchen der neubekehrten Deutschen in einem besonderen Artikel von dem „Strohbündel" gehandelt, „welches die guten Leute Marienbündel nennen", und welches sie an ihr Bett hingen oder in einem Leinensäckchen an ihrem Körper trugen, um gegen giftige Tiere und allerlei böse Einflüsse geschützt zu sein. Dieser Aberglaube hat sich bis jetzt erhalten, und noch aus neuerer Zeit meldet ein Beobachter, daß die Landleute in der Nähe von Nürnberg bei fieberhaften Krankheiten ein Bündel von Liebfrauenstroh an das Kopfende ihres Bettes hängen, wozu der Kranke jeden Abend beim Niederlegen mit leiser Stimme folgenden Spruch hersagt:

„Heil sei dir, du heilig Kraut!
Hilf uns zum Gesunden,
Auf dem Ölberg wurdest du
Allererst gefunden.
Du bist gut für manches Weh,
Heilest manche Wunden,
Bei der Jungfrau heil'gem Strauß
Lasse uns gesunden."

Nach dem frommen Glauben der Landleute hat die Mutter Gottes aus diesem Kraute ihr Lager und das Wiegensäcklein des Christkindleins bereitet. Deshalb wird auch das Kraut hier und da Säuglingen in die Wiege gelegt, um sie vor Krankheit zu bewahren. Legt man es aber in einer Stube, in welcher gezecht wird, auf den Ofen, so geraten die munteren Gäste in Zank und Streit, sobald das Kraut warm wird.

Vom Labkraut wird folgendes Märchen erzählt:

„Es war einmal ein König am Rhein,
Dem ging das Leben so gut und fein,
Wollt' nimmer ans Sterben erinnert sein;
Er versprach den Ärzten großen Lohn,
Wenn sie dem Tode sprächen hohn.
Die gaben ihm still und vertraut
Den Saft vom Labkraut,
Und es trank der König
Jeden Tag davon ein wenig.
Er hatte aber einen Knecht,
Dem war ein langes Leben auch recht,
Der hatte von dem Trank genascht,
Ward aber bald dabei erhascht.
Der König wollt' ihn köpfen lassen,
Der schlaue Knecht wußt' sich zu fassen.
‚Wenn du mich hältst des Todes wert,
Hat sich dein Trank recht schlecht bewährt,
Denn er soll ja ein langes Leben
Dem, der ihn trinket, sicher geben'.
Das sah der König richtig ein
Und ließ darauf das Köpfen sein."

Noch sehr lange sollen beide zusammen gelebt haben, aber endlich schliefen sie doch vor Altersschwäche ein; von jener Zeit soll das Sprüchlein stammen:

„Es ist kein Kraut für den Tod gewachsen!"

70. Das Kreuzkraut.

(Senecio.)

Der botanische Name Senecio ist aus dem lateinischen senex, der Greis, entstanden. Die Blüten entwickeln sich nämlich in kurzer Zeit und geben der Pflanze nach dem Verblühen vermöge der Pappushaare ein greisenhaftes Aussehen. In früherer Zeit hatte sie deshalb auch die Benennung Waldgreis oder Greisenkraut; später entstand aus dem Namen Greiskraut oder Greiswurz die heutige Bezeichnung Kreuzkraut, obgleich die Pflanze in keinem Teile Ähnlichkeit mit einem Kreuze hat. Eine allgemein bekannte Art dieser Pflanze ist das Jakobskraut (S. Jacobaea), welches seinen Namen von der Blütezeit (Jakobi) trägt. Während dies lästige Unkraut jetzt höchstens als Futter für Kanarienvögel benutzt wird, war es früher eine beliebte Heilpflanze; es sollte besonders gegen Geschwulst und Wunden heilkräftig sein und hieß aus diesem Grunde auch Schwulstkraut.

Das Kreuzkraut giebt uns Veranlassung zu der Bemerkung, daß die Pflanzen in einer bestimmten Reihenfolge von einem pflanzenleeren Boden Besitz ergreifen. Jeder aufmerksame Harzwanderer kann es beobachten. Wenn in dem Waldbestande die Fichten gefällt und die Wurzeln dann in der Erde abgestorben sind, so bedeckt sich nach und nach die Waldblöße mit frischen Kräutern. Zunächst säen sich, wie Masius mitteilt, die Senecioarten mit ihren fliegenden Samen an, den Vögeln zur Lust; nach Jahren folgt ihnen die hohe Glockenstaude des Fingerhutes; erst wenn diese ausgelebt haben, siedelt Gras und Erdbeere und manche andere Blume sich an, und zwischen ihnen schaut ein neues Geschlecht von Waldschößlingen hervor. Acht Jahre dauere dieses Zwischenreich des Kreuzkrautes und des Fingerhutes, sagen die Holzschläger.

---

71. Gemeines Berufskraut.

(Erigeron acre.)

Diese Pflanze, die auf sandigem, unfruchtbarem Boden als Ackerunkraut bei uns wächst, erinnert mit ihrem Namen an einen Aberglauben, der leider auch heutzutage noch nicht beseitigt ist. Sie gehörte zu den beliebtesten Zauberkräutern. Nach einem alten Pflanzenkenner hat sie ihren Namen daher, „weil die Kinder, so man wegen ihres Abnehmens vor beschrien (berufen) hält, damit gebadet, wieder besser werden". Demnach war sie ein Mittel gegen bösen Zauber. Der Name findet jedoch noch eine andere Erklärung. Noch jetzt ist es eine sehr verbreitete, abergläubische Ansicht, daß man jemandem durch übermäßiges Lob Schaden zufügen kann. Besonders aber soll das Spenden von zu großem Lobe, welches man im Volksmunde „Berufen" oder „Beschreien" nennt, kleinen Kindern in ihrer Entwickelung hinderlich sein. Um nun eine solche nachteilige Wirkung des Lobes zu verhindern, ist es allgemeine Sitte, dem

Lobe Worte wie „nicht zu berufen", „unberufen" zuzusetzen. In früherer Zeit legte der Landmann als Gegenmittel gegen solches Berufen den Kindern etwas von diesem Kraute in die Wiege.

Eine gleichfalls viel bei uns wachsende Art dieser Pflanze ist das kanadische Berufskraut (E. canadense). Es trägt seinen Namen von der Heimat und liefert uns ein Beispiel, auf wie mannigfache Weise der Same der Pflanzen von einem Lande zum andern, ja von einem Erdteile zum andern verschleppt werden kann. Es ist nämlich erwiesen, daß um 1655 das kanadische Berufskraut in einem ausgestopften Vogelbalge zu uns gekommen ist. Schon um 1700 war es so gemein, daß, wie der Botaniker Boccone bemerkt, kein Mensch mehr glauben wollte, daß dieses Unkraut keine einheimische Pflanze sei.

---

72. Der Storchschnabel.

(Geranium.)

Der Name weist auf die Frucht, welche im reifen Zustande mit einem Storchschnabel Ähnlichkeit hat; hieran erinnert auch die botanische Benennung Geranium, welche von dem Worte Geranos abgeleitet ist, das so viel wie Storchschnabel bedeutet.

In Rom ist das Geraniumblatt der Gegenstand eines beliebten Spieles oder Scherzes, das den Namen Far il Verde führt. Seine Jahreszeit ist der anbrechende Frühling, wenn Gräser und Bäume frisches Grün treiben. Dann schließt man mit einem Mädchen oder einer Frau den Vertrag zu einem Verde, bestimmt die Dauer und bedingt die Strafe des Bruches. Nun haben beide Teile daran zu denken, in jedem Augenblicke, zuhause und auf der Straße, ein frisches Geraniumblatt bei sich zu tragen. Begegnet einer dem andern, so fragt er sofort: Avete il Verde? [1]) und fordert: Fatte vedere il Verde [2]), oder Fatte il Verde [3]). Sogleich muß der Gefragte sein Geraniumblatt zeigen und zum Zeichen der Frische über eine weiße Mauer oder Säule streichen, oder woran es sonst sichtbar werden kann. Giebt das Blatt keinen grünen Fleck, oder hat er es zuhause gelassen, so muß er die bedungene Strafe zahlen oder sich dafür verpfänden. Ebenso erteilt der Vertrag das Recht, ohne weiteres in die Stube der Spielgenossen einzudringen, sein grünes Blatt über die Wand zu streichen und von ihnen dieselbe Probe zu heischen. Das Spiel währt gewöhnlich einige Wochen und ist unter den vornehmen Ständen gebräuchlicher als im Volke. Der Vertrag setzt eine genaue Bekanntschaft zwischen beiden Teilen voraus, oder er soll sie anknüpfen helfen. Mit einem Mädchen kann er daher wohl nicht ohne Einwilligung der Eltern geschlossen werden, und da er öfters

---

[1]) Habt ihr das Grüne?
[2]) Laßt sehen das Grüne!
[3]) Spielt aus das Grüne!

die Einleitung einer Verlobung geworden ist, so schickt es sich nicht, daß eine ledige Dame den Antrag dazu mache. Die Strafe wird nach dem engeren oder weiteren Verhältnis der Spieler festgesetzt. Zuweilen giebt derjenige, der die meisten Pfänder einzulösen hat, nach dem Schlusse des Spieles einen Ball. Auch die gesellige Unterhaltung belebt dieser Scherz: einer sucht dem andern das Blatt heimlich zu entwenden und fordert dann die Probe, oder man läßt es auch gern aus den Händen fallen, wenn die zu zahlende Strafe erträglich ist.

Nach altem deutschen Volksglauben sollte der Storchschnabel erheiternd auf das Gemüt wirken; darum soll jeder, wer traurig ist, das Pulver des Krautes auf das Brot streuen, die schwermütigen Gedanken und bangen Sorgen werden ihn alsdann bald verlassen.

G. Robertianum führt zu Ehren des rothaarigen Knechtes Ruprecht wegen der rotbraunen gefiederten Blätter den Namen Ruprechtskraut. Es stand ehemals in dem Rufe großer Heilkräfte, wurde im Hinblick auf die rote Farbe bei Blutfluß und Rotlauf angewandt und hieß auch Gottesgnadenkraut.

---

73. Das Eisenkraut.

(Verbena officinalis.)

Das Eisenkraut war schon den alten Griechen und Römern unter dem Namen Verbena bekannt. Unter diesem Ausdruck faßten dieselben alle Kräuter zusammen, welche sie als heilige Pflanzen beim Opfern gebrauchten. Das Eisenkraut, Junothräne, Thräne der Isis, Venusader genannt, stand bei den Römern in ganz besonderem Ansehen. Plinius schreibt von ihm: „Das ist die Pflanze, mit welcher unsere Gesandten zu den Feinden gehen, mit welcher der Tisch des Jupiter abgestäubt wird, unsere Häuser gereinigt und vor Unglück geschützt werden". Es ist rätselhaft, wie eine Pflanze mit so unscheinbarem Äußern zu solcher Achtung gelangen konnte. Sie war der gehörnten Mondgöttin Isis, welche die Römer von den Ägyptern überkommen hatten, geweiht und diente als Universalmittel gegen viele Krankheiten. Sie stand in dem Rufe, hieb- und schußfest machen zu können. Und noch heute wird die Pflanze in Griechenland als Glückspflanze an die Ställe und Hürden der Seidenraupen gebunden.

In nicht geringerer Achtung stand die Pflanze bei den alten Deutschen. Es gab schwerlich eine zweite Pflanze, an der man eine solche Anzahl von Kräften zu rühmen wußte, als an dem Eisenkraute. Sie besaß ihrer Zeit „einen unglaublichen Glauben". Ihr deutscher Name Eisenkraut rührt von der Meinung des Volkes her, daß das Eisen durch ihren Saft besser gehärtet werde als durch irgendetwas anderes. Die ursprüngliche Bezeichnung dieser Pflanze ist aber Isenkraut, sie bedeutet so viel als ein hartes und zähes Kraut, da die Zweige desselben in der That sehr zähe sind. Die alten Germanen bedienten sich dieses Krautes bei den Opfern, die entweder bei Beginn eines Krieges oder bei Friedensschlüssen gebracht wurden.

Hiervon hatte sich in manchen Gegenden bis ins vorige Jahrhundert die Sitte erhalten, Kirchen und Altäre mit diesem Kraute zu schmücken. Aus diesem Grunde führt es auch den Namen Geweihtes Kraut. Es diente ferner als Wunschkraut; denn wenn man sich mit diesem Kraute, welches aber beim Aufgehen des Hundssternes, ehe es von Sonne oder Mond beschienen war, gesammelt sein mußte, salbte, so erhielt man alles, was man sich wünschte. Aßen Kinder dasselbe, so bekamen sie davon Verstand, und die Lust zum Lernen wurde in ihnen reger. Es brachte dem Menschen Reichtum und erhielt ihm denselben. Ferner stand es in dem Rufe, daß es den, der es bei sich trug, bei allen Menschen angenehm machte. Auch der Landwirtschaft leistete es Dienste; denn in den Acker gesteckt, sollte es den Ertrag der Ernte erhöhen. Band man es den Pferden um den Schwanz, so liefen sie weit schneller. Selbst gegen giftige Schlangen sollte das Eisenkraut schützen; wer sich die Hände damit eingerieben, konnte ohne Gefahr nach dem Glauben des Volkes giftige Tiere anfassen. Daß das Kraut auch gegen die verschiedensten Krankheiten helfen sollte, versteht sich von selbst. Und wie es ferner dazu diente, Gespenster und dergleichen zu verjagen, so konnten auch die Hexen das Kraut zur Bereitung der berüchtigten Hexensalbe und zum Wetterbrauen nicht entbehren.

Eine ganz eigene Wirkung wurde dem Kraute zugeschrieben, wenn man es versteckt bei sich trug, mit ihm zu einem Kranken ging und sich nach seinem Befinden erkundigte. Antwortete derselbe dann, es gehe ihm wohl, so genas er bald von seiner Krankheit, klagte er jedoch, so wurde er nicht wieder gesund.

Bei der hohen Bedeutung, welche man allgemein der Pflanze beilegte, darf es uns nicht wundern, daß auch die Erlangung derselben, das Ausgraben, unter besonderen Bedingungen vor sich gehen mußte. Zunächst durfte das Kraut nur mit einem goldenen oder silbernen Werkzeuge aus der Erde gegraben werden. Hatte man es auf diese Weise ausgehoben, so mußte es so lange im Freien liegen bleiben, bis der Morgentau darauf fiel; auch durfte man während dieser Zeit nicht von demselben gehen. Kurz vor Aufgang der Sonne durfte man die Pflanze erst aufheben und endlich heimtragen. Bei der ganzen Arbeit mußte man sich aber hüten, die Pflanze mit Eisen in Berührung zu bringen; denn hierdurch verlor sie ihre Kraft.

In Anlehnung an den von Plinius mitgeteilten Brauch, daß die Gesandten, welche zur Unterhandlung des Friedens zum Feinde gingen, die heilige Pflanze trugen, hat J. Muth das Distichon gedichtet:

„Hier ist Verbene! Wohlan, dem Herold, welcher des Friedens
Segen verkünden soll, windet den heiligen Kranz!“

Und K. P. Conz hat an das Eisenkraut, als Bild der Sühne, folgende Verse gerichtet:

„Thräne der Isis, so nannte dich einst die geweihete Sprache
Sinnvoll. Immer dir hold war ich, verkörperter Tau,

Wo ich am Wege dich oft und zwischen verfall'nem Gemäuer
Fand, und mein Aug' auf dir, Liebliche, ruhte mit Lust.
Wohl hat der Thränen die Erde so viel, die Thräne des Mitleids
Scheinst du mir mit Fug eine Versöhnerin auch.
Darum wählten dich wohl zum söhnenden Opfer die Priester
Auf die Stirne des Lamms, welches Proserpinen fiel;
Denn auch Proserpina ist die heilige Göttin der untern
Erde, wie Isis die weit waltende Göttin es ist."

---

74. Der Beifuß.

(Artemisia.)

Die Gattung Beifuß ist eine sehr artenreiche und erfreute sich schon im Altertume der sorgfältigsten Beachtung. Nach dem römischen Naturforscher Plinius hat die Pflanze zu Ehren der Königin Artemisia, der Gemahlin des Königs Mausolus von Karien, die mit diesem Kraut viele Krankheiten geheilt haben soll, ihren Gattungsnamen Artemisia erhalten; doch ist diese Erklärung unhaltbar, da ihr Name älter ist. Nahe liegt die Ableitung von Artemis, der Göttin der Jagd, welcher die Pflanze geweiht war. Nach der Erklärung des Dr. Söhns ist der Name Beifuß eine volksetymologische Entstellung seiner ursprünglichen Bezeichnung. Die Pflanze heißt im Niederdeutschen Bifot und im Mittelhochdeutschen Biboz, welches von bozen = stoßen abzuleiten ist, denn sie wurde als Gewürz zu Speisen gestoßen. Aus diesem Biboz hat das Volk nun mit der Zeit Beifuß gemacht, indem es dem Kraute die Kraft zuschreibt, daß es den Wanderer vor Müdigkeit schütze, sobald er dasselbe in den Schuhen, also „beim Fuße" trage. A. absinthium hat den deutschen Namen Wermut von der wärmenden, schweißtreibenden Kraft und hieß vielleicht früher „Wärmet", der Wärmende. Die Eberraute oder Stabwurz (A. abrotanum), so genannt wegen der geraden Stengel, hieß aus der gleichen Ursache Mugwurz (vom keltischen micglo = wärmen).

Trotzdem die äußere Gestaltung und Entfaltung der Pflanzen nichts Besonderes zeigen, ja die Blüten zu den bescheidensten gehören, waren dieselben doch Lieblinge und Helfer des Volkes in Not und Gefahr. An das Haus genagelte Beifußwurzeln hielten den Teufel und die bösen Geister ab und schützten gegen Feuersgefahr. War der Beifuß im Zeichen der Jungfrau gegraben, so schirmte er gegen die Bisse von Hunden und Schlangen und bewahrte vor Ermüdung. In einem Kräuterbuche von 1687 heißt es von unserer Pflanze: „Abergläubische Leute machen Kränze daraus und gürten sie um den Leib, werfen sie danach unter besonderen Reimen und Sprüchen in die Johannisfeuer auf St. Johannsen des heiligen Täufers Tag und vermeinen damit all ihres Unglücks entledigt zu werden".

Auch gegen die Schwindsucht sollte Beifuß ein wirksames Heilmittel sein. Nach Grimms Mythologie sollte der folgende Reimspruch von einer Meerfee herrühren:

„Wenn sie Nesselsaft tränken im März
Und Mugwurz äßen im Mai,
So ginge noch manch' fröhliche Maid
Munter am Ufer des Clay".

Als man nämlich die Leiche einer an der Schwindsucht gestorbenen Jungfrau an dem Hafen von Glasgow vorüberführte, wurde der Vers von einer Wasserfrau gesungen.

Der Wermut wurde in der heidnischen Zeit bei dem Verbrennen der Leichen auf den Holzstoß gelegt und diente später zum Schmuck und zur Zierde der Totenbahren. Er wurde auch vielfach auf Gräber gepflanzt und erhielt deshalb den Namen Grabblume. Die Pflanze galt als ein Symbol der Traurigkeit und Wehmut, wie auch aus einer alten Thüringer Chronik hervorgeht, in der es heißt: „Im Jahre 1483 unternahmen zu Erfurt wegen einer anhaltenden Dürre und Teurung 2316 Jungfrauen eine Prozession und trugen in ihrem aufgelösten Haare Wermutkränze".

Um Kindern einen sanften Schlaf zu bereiten, legte man das Kraut in die Wiege und nannte es danach Wiegenkraut. Zugleich sollte es die bösen Elfen und Kobolde von dem Lager des Kindes fern halten. In demselben Aberglauben räucherte der Landmann mit Wermut die Viehställe aus, um das Vieh gegen die Hexen zu schützen.

Zum Schluß sei noch folgende Jägersage beigefügt. Sieht ein Jäger einen Hasen, der ihn ruhig herankommen läßt und im Übermut sogar noch mit den Läufen trommelt, so kann er gewiß sein, daß er eine Hexe vor sich hat, und daß ihm der Schuß versagt. Die Flinte ist gebannt und kann nur durch Wermut entzaubert werden.

75. Die Malve.

(Malva.)

Das Geschlecht der Malven hat seinen Namen von dem griechischen malasso = erweichen; es führt denselben nach dem reichlichen Schleimgehalt von Wurzel, Stengel und Blättern, der in Form von schleimigen Abkochungen als erweichendes und schmerzenstillendes Mittel ehemals viel zur Anwendung kam. Diesem Schleimgehalt entsprechen auch die schlaffen, weichen und lappigen Blätter. Der ältere deutsche Name der Pflanze ist Pappel und Bappel, wie auch in der Gegenwart noch die wilde und gemeine Malve (M. silvestris, M. vulgaris) Roß- und Käsepappel genannt werden. „Pappel" hängt zusammen mit „Papp", der Benennung für einen dicken Brei; schon im Altertum stellte man aus der Pflanze ein schleimiges Gemüse her, welches Hesiod als ein beliebtes Nahrungsmittel der Landleute erwähnt. Die spitzblätterige Malve hieß früher Simeonswurz und stand in dem Rufe, sehr heilkräftig für kranke Augen zu sein. Ihr Name erinnert an den alten Simeon,

der sich bei der Darstellung des Herrn Jesus im Tempel glücklich pries, daß seine Augen noch den Heiland der Welt gesehen hätten. Weil die Pflanze bei drohendem Regenwetter die Blüten schließt, führt sie auch die Bezeichnung Wetterröslein.

In unseren Gärten gehören die Malven zu den letzten Gaben Floras, und als des „Herbstes Rose" feiert sie Uhland in den nachstehenden Versen:

„Wieder hab' ich dich gesehen,
Blasse Malve! blühst du schon?
Ja! mich traf ein schaurig Wehen,
All mein Frühling welkt davon.
Bist du doch des Herbstes Rose,
Der gesunk'nen Sonne Kind,
Bist die starre, duftelose,
Deren Blüten keine sind.

Gerne wollt' ich dich begrüßen,
Blühtest du nicht rosenfarb,
Lögst du nicht das Rot der Süßen,
Die noch eben glüht' und starb.
Heuchle nicht des Lenzes Dauer!
Du bedarfst des Scheines nicht;
Hast ja schöne, dunkle Trauer,
Hast ja weißes, sanftes Licht."

76. Das Heidekraut.

(Erica vulgaris.)

Das Heidekraut gehört zu den bescheidensten Pflanzen, denn es nimmt mit dem unfruchtbarsten Sandboden fürlieb. Ja, dies liebliche Kraut versteht es, diesen sonst so tristen Gegenden zur Zeit seiner Blütenpracht einen gar lieblichen Anblick zu verleihen; durch seinen Schmuck trägt es ein gut Teil mit dazu bei, daß jene an Naturschönheiten für so arm verschrieenen Gegenden in den Augen des Naturfreundes nicht ohne jeden Reiz erscheinen. Ihren Namen hat die Pflanze von ihrem Standorte; das alte deutsche Wort Heide bezeichnet ein unbestelltes Feld, eine waldlose, wildgrünende Ebene.

Schon im hohen Altertum war unsere Pflanze bekannt und berühmt; die Höhen des südöstlich von Athen gelegenen Hymettus waren mit duftender Heide und Thymian überzogen, aus deren Blüten die emsigen Bienen den Honig für Jupiter sammelten. Nur dieser Honig durfte auf der Tafel der Götter Griechenlands erscheinen. Auch der botanische Name dieser Pflanze, Erica, stammt aus dem Griechischen. Wörtlich übersetzt bedeutet er „ich breche", da die Griechen der Heide die Kraft zuschrieben, Felsen zerbrechen zu können.

Einer deutschen Sage zufolge stammt die rote Farbe der Heideblüten von dem Blute der erschlagenen und in den zahlreichen Hünengräbern begrabenen Helden. Auch glaubten unsere Vorfahren, daß die Heide den Schlangen und Wölfen zuwider sei. Wo deshalb solche Tiere hausten, band man ein Büschel Heidekraut der Elster zu Ehren auf einen hohen Baum, damit diese durch ihr Geschrei das Nahen des Wolfes ankündige. Die Heide sollte ferner die wunderbare Kraft besitzen, mit ihren Wurzeln das Eisen aus der Erde an die Oberfläche holen zu können. Vielleicht

hat zu dieser irrigen Ansicht der in der Heide an vielen Stellen sich vorfindende Raseneisenstein Anlaß gegeben.

Als ein Witterungsprophet gilt die Heide bei Landleuten und Förstern in mancher Gegend noch heute. Diese behaupten nämlich, daß ein ungewöhnlich reiches Blühen und Samenansetzen der Heide auf einen strengen Winter schließen lasse. Doch trifft diese Witterungsregel nicht immer zu.

Besondere Erwähnung möchte noch die Mitteilung verdienen, daß die bescheidene Heide die Lieblingsblume des vielgerühmten, aber auch ebenso viel geschmähten Pädagogen J. J. Rousseau gewesen. In dem Leben des edlen Kaisers Friedrich III. spielt die weiße Heide eine bedeutungsvolle Rolle. Als Prinz Friedrich Wilhelm von Preußen weilte er im Jahre 1855 in England und warb um die Prinzeß Victoria. In dem Tagebuche der Königin von England heißt es hierüber unter dem 29. September: „Als wir heute Nachmittag den Craigna-Ban hinaufritten, brach er einen Zweig weißer Heide (der Glück bedeutet), gab ihr denselben und knüpfte daran auf dem Heimwege Andeutungen seiner Hoffnungen und Wünsche, die alsbald glücklich in Erfüllung gingen“.

Das Heidekraut.

Rötlich Kraut bedeckt die Heide,
Und es blühet still und zart,
Niedrig ohne alles Prangen,
Nach des Krauts bescheid'ner Art.

Jedes Blütchen hat ein Glöcklein,
Das da tönt zu Gottes Preis,
Jedes Blütchen ist ein Brünnlein,
Das die kluge Biene weiß.

Und so steht's im flachen Sande,
Grünt und blüht und sprosset still,
Wo kein andres Blümlein wachsen,
Leben und gedeihen will.

Wird dereinst auf armer Scholle
Nur ein karges Plätzchen dein,
Laß, o Herz, das Kraut der Heide
Beispiel dir und Lehre sein.

Immer sei, o Herz, ein Glöcklein,
Das da tönt zu Gottes Preis!
Immerdar ein Bronn voll Liebe,
Der der Welt zu nützen weiß!

Hedwig Gaede.

Das Blümlein auf der Heide.

Soviel der Mai auch Blümlein beut
Zu Trost und Augenweide,
Ich weiß nur eins, das mich erfreut,
Das Blümlein auf der Heide.

Ich seh' vergrünen und verblüh'n
Die Welt im Frühlingskleide,
Du aber bleibst mein Immergrün,
Du Blümlein auf der Heide.

Kein Winter kann, o Blümelein,
Dir je was thun zuleide;
Ich schloß dich in mein Herz hinein,
Du Blümlein auf der Heide.

Hoffmann von Fallersleben.

Abseits.

Es ist so still, die Heide liegt
Im warmen Mittagssonnenstrahle,
Ein rosenroter Schimmer fliegt
Um ihre alten Gräbermale.
Die Kräuter blüh'n; der Heideduft
Steigt in die blaue Sommerluft.

Laufkäfer hasten durchs Gesträuch
In ihren goldnen Panzerröckchen,
Die Bienen hängen Zweig um Zweig
Sich an der Edelheide Glöckchen.
Die Vögel schwirren aus dem Kraut,
Die Luft ist voller Lerchenlaut.

Ein halbverfallen, niedrig Haus
Steht einsam hier und sonnbeschienen;
Der Käthner lehnt zur Thür hinaus,
Behaglich blinzelnd nach den Bienen;
Sein Junge auf dem Stein davor
Schnitzt Pfeifen sich aus Kälberrohr.

Kaum zittert durch die Mittagsruh'
Ein Schlag der Dorfuhr, der entfernten;
Dem Alten fällt die Wimper zu,
Er träumt von seinen Honigernten. —
Kein Klang der aufgeregten Zeit
Drang noch in diese Einsamkeit.

Th. Storm.

Obgleich nicht zu unserer Flora gehörend, verdient die Alpenrose (Rhododendron) doch als eine nahe Verwandte unserer Heide und als die schöne Königin der Alpenblumen unsere Beachtung, zumal sie in unseren Treibhäusern in Menge kultiviert wird und von da in unsere Zimmer gewandert ist. In ihrer gebirgigen Heimat führt sie auch den Namen Donnerrose, da sie in dem Rufe steht, den Blitz anzuziehen. Unter anderm will man dies mit folgender Geschichte beweisen. In einer schwülen Sommernacht wurde einst eine Sennerin auf einsamer Alm von einem starken Gewitter überrascht. Der schreckliche Donner weckte sie auf, und mitten im Geräusch des Gewitters war es ihr, als ob sie den Ruf ihres Geliebten vernehme. Sie trat dreimal vor die Thür der Sennhütte, aber jedesmal verstummte die Stimme. Doch als sie am andern Morgen ins Freie trat, fand sie ihren Geliebten mit einer Donnerrose in der Hand vom Blitz erschlagen am Boden liegen.

Die Alpenrose.

I.

Hoch auf dem Berg im braunen Moose,
Von Eis umglänzt und halb verschneit,
Blüht still empor die Alpenrose,
Ein süß Gedicht der Einsamkeit.

Der lauen Frühlingslüfte Fächeln
Küßt ihre jungen Blätter nicht;
Sie steht wie ein verloren Lächeln
Im starren Felsenangesicht.

Die kalten Gletscherwände steigen,
Anstürmend mächtig Stück für Stück,
Und unbemerkt im ew'gen Schweigen
Wächst sie wie ein verschwiegen Glück.

O selig der, dem wohlgeborgen,
Im oft durchfrosteten Gemüt,
Hoch über allen Lebenssorgen
So eine süße Blume blüht!

Feodor Löwe.

II.

Auf der Alpe steilem Gipfel
Zwischen Gletschern, Felsenwänden,
Wo kein Baum mit laub'gem Wipfel
Schatten streut auf Moosgeländen,

Wo der Föhre stolzer Schaft
Tief sich krümmt zum niedern Zwerge —
Steht das freie Kind der Berge
Mutig und voll Lebenskraft.

In dem grünen Maienkleide
Blickt es lustig von den Höhen;
Stürme thun ihm nichts zuleide,
Wenn sie noch so brausend wehen.
Einer Königstochter gleich
Prangt es auf dem Alpenthrone
Und trägt eine Blütenkrone,
Die an Schönheit überreich.

Alpenrose! Dornenlose!
Wie Musik aus Himmelssphären
Tönt dein Name Alpenrose!
Trüben Sinn, den kann er klären.
Wer dich nimmer hat geschaut
Oben in der großen Wildnis,
Kennt dich nicht: er hat kein Bildnis
Von des Lenzes Alpenbraut.

Keine Blume andrer Auen
Ruft hervor solch Hochentzücken,
Als wann rings die wettergrauen
Berge deine Zweige schmücken,
Und aus deiner Blätter Grün,
Prächtig rot in Zaubergluten,
Deine Seele will verbluten
Und vergeh'n im heißen Glüh'n.

Wenn — ob von dem Sommerwinde,
Oder von den Blütenflammen,
Weiß man nicht — die eis'ge Rinde
Starrer Firnen schmilzt zusammen,
Und ein wonnig Leben greift
Leise nach des Wandrers Herzen,
Daß ihm dünkt, ob alle Schmerzen
Von dem Leben abgestreift. —

Wer dich jemals so gesehen,
Wunderbare Alpenrose!
Möcht' nicht wieder thalwärts gehen,
Wo die Sorge mischt die Lose.
Atmen möcht' er immerdar
In den Lüften, die dich fächeln,
Wo ihm, wie ein Engelslächeln,
Deine Pracht erschienen war.

Jungfrau von dem reinsten Wesen!
Zum Symbol der keuschen Schöne
Hat dich die Natur erlesen.
Pflücken dich die Menschensöhne,
Schwindet plötzlich deine Pracht;
Deine Wangen sich verfärben —
Alpenrose eilt zu sterben,
Eh' sie noch zu Thal gebracht.

Ludwig Jßleib.

77. Der Ginster.

(Genista.)

Unter den Schmetterlingsblüten ist der Ginster und das mit ihm nahe verwandte Pfriemenkraut (Spartium) eine der wenigen Pflanzen, die sich in früherer Zeit einiger Aufmerksamkeit erfreuten. Der Name Ginster ist aus dem lateinischen Worte genista entstanden, das so viel wie Staude bedeutet. Ob das Wort von dem keltischen gen = Strauch abzuleiten ist, oder vom lateinischen genu = Knie, weil sich die jungen Zweige wie ein Knie beugen, bleibt dahingestellt.

Kraut und Blüten des deutschen Ginsters (G. germanica) standen früher in dem Rufe, gegen Wasserscheu zu helfen, und waren ein Heilmittel bei Milz- und Leberkrankheiten. Weil die Pflanze mit dem dürrsten und ärmlichsten Boden fürlieb nimmt und dennoch mit ihren goldgelben Blüten sich weithin sichtbar von den anderen niederen Kräutern abhebt, galt sie früher für ein Sinnbild der Niedrigkeit und Demut.

Der Ginster ist eine Lieblingspflanze der Engländer und findet sich in dem Wappen der Plantagenets. Gottfried von Anjou, der im Jahre 1154 auf den Thron Englands gelangte, erwählte einen Zweig des Ginsters (planta genista) zur Helmzier und nahm davon den

Namen Plantagenet an. Als Ludwig der Heilige 1237 nach der Krönung seiner Gemahlin Margarete von der Provence einen Orden stiftete, wählte er die Ginsterblume zum Abzeichen mit der Devise: „exaltat humiles“ (Er erhebt die Demütigen). Die Ritter dieses Ordens schmückte eine Kette aus zusammengeflochtenen Ginsterblumen, und die Leibwache Ludwigs trug Röcke, auf welchen vorn und rückwärts eine Ginsterblume gestickt war. Als ein Zeichen der Achtung und Vorliebe der Engländer für diese Pflanze teilen wir die nachfolgenden Strophen aus einem Liede von Mary Howitt in der Übersetzung von F. Freiligrath mit:

„O die Ginsterblum', die Ginsterblum'!
Keine Blum' im Wald ist bunter!
Und lieblich ist's am Sommertag,
Zu liegen mitten drunter!

Ich weiß das Land, wo Blumen sich
Zu Purpurlauben wölben;
Ich weiß, wo sie wie Sonnen glüh'n,
Die roten und die gelben . . .

Doch dieser Blum' gleicht keine Blum'
In alt und neuen Tagen;
Sie wird als wie ein goldner Kranz
Vom nickenden Stamm getragen.

Und rund um meiner Mutter Thür,
Da glitzern ihre Büsche,
Hinab durchs Thal, wo Quellenstrahl
Sie netzt in seiner Frische.

Nehmt alle mir — nur laßt mir die,
Und den Vogel drin, so lustig!
Ich lieb' ihn, weil den Ginst er liebt,
Den Hänfling dunkelbrustig . . .“

Der Ginster findet sich häufig in den Wüsten Arabiens und Palästinas und ist deshalb auch wiederholt in der heiligen Schrift erwähnt; Luther hat jedoch den Namen desselben stets mit Wacholder übersetzt (1 Könige 19, 5 und Psalm 120, 4). Wenn der Psalmist in der angezogenen Stelle die Zunge des Verleumders mit der Glut der Kohlen des Ginsters vergleicht, so hat er ohne Zweifel den empfindlichen Schmerz im Sinne, den die Glut dieser ungewöhnlich lange fortglimmenden Kohlen dem, der daran kommt, verursacht. Der heilige Hieronymus sagt in einem seiner Briefe, die Kohlen dieser Pflanze hielten unter der Asche ein ganzes Jahr lang Feuer. In dem alten hebräischen Kommentar Midrasch Tillim über die Psalmen wird erzählt, zwei Reisende hätten einst in der Wüste ihr Essen mit Ginster gekocht, und als sie im folgenden Jahre wieder an dieselbe Stelle gekommen wären, hätten sie unter der Asche noch glühende Kohlen gefunden und sich die Füße daran gewärmt.

Das schon eingangs erwähnte Pfriemkraut (S. scoparium) wird auch Besenginster oder Bram genannt. Von letzterer Benennung soll die Stadt Bremen ihren Namen haben. Von Wildeshausen in Oldenburg zogen einst Fischer in die Gegend der heutigen Stadt Bremen, um daselbst in der Weser zu fischen. Da es aber für sie sehr beschwerlich war, an einem Tage hin und zurück zu wandern, so errichteten sie sich Hütten von Bram und nannten diese Stätte Brämen. An Stelle der Bramhütten traten nach und nach steinerne Häuser.

Dies soll der Anfang der nachmals so berühmten freien Reichsstadt gewesen sein, die aber den Namen Bremen beibehielt.

Nach E. L. Rochholz hat das Besenkraut in mehrfacher Beziehung zum Donnergott gestanden. Es wurde mit jungem Laub und frischem Gras auf Walpurgis, 1. Mai, zum grünen Hausbesen gebunden, und sein frischer Gebrauch diente als Mittel zu erneutem Milchgewinn. Solcher Besen bedienten sich die im Dienste Donars stehenden Priesterinnen, einst Hagedissen und Hägtessen, d. h. Hainfrauen genannt, nun verwildert in den Namen Hexen. Wie wir sagen: neue Besen kehren gut, so verglich man den Besen in der Priesterinnen Hand einer auseinanderfahrenden Blitzgarbe, Donars reinigendem Wetterstrahl.

In Italien finden sich mehrere Arten Ginster, eine derselben wächst ausschließlich am Ätna, noch über 2000 m über dem Meere.

Der Ginster.

Hier auf dem dürren Grat
Des schreckenvollen Berges
Vesuvio, des Verwüsters,
Wo sonst nicht Baum noch Blume fröhlich grünt,
Verbreitest du dein einsam wuchernd Laub,
Duftvolle Ginsterblume,
Genügsam in der Öde. So sah auch ich
Die kahlen Fluren blühend dich beleben,
Die jene Stadt umgeben,
Wo einst der Herrscherthron der Erde stand,
Die von gestürzter Größe
Schweigsam dem Wandelnden zu reden scheinen,
Ernst und erinnerungsschwer in ihrer Blöße.
Nun seh' ich hier dich wieder, die du stets
Schwermüt'ge, weltverlass'ne Stätten liebst
Und dich gesellst leidvollen Schicksalslosen.
Die Fluren hier verschüttet
Von furchtbarer Asche, dann bedeckt
Mit der versteinten Lava,
Die unterm Fuß des Wandrers wiederhallt.
Einst waren's heit're Dörfer,
Von Ährengold umwogt und wiederhallend
Von ihrer Rinder Brüllen. —
Nun ward dies alles
Rings eine Wüstenei,
Wo du, o holde Blume, blühst und gleichsam
Mitfühlend mit dem großen Weh zum Himmel
Den Hauch entsendest süßesten Gedüfts,
Der Wüste Trost und Labsal. —

Giacomo Leopardi. (Übersetzt von P. Heyse.)

78. Die Kronsbeere.

(Vaccinium vitis Idaea.)

Der Name Kronsbeere ist nicht von dem die Beere krönenden vertrockneten Kelche abzuleiten. Nach Grimm bedeutet er Kranichbeere, da die Beeren eine Lieblingsspeise des Kranichs sein sollen. Die andere deutsche Bezeichnung Preißelbeere ist ganz unklar. Die Pflanze wächst auf dem trockenen Heideboden in den Kiefernwäldern und überzieht oft ganze Bergrücken mit ihrem frischen Grün. In manchen Gegenden, wie z. B. im Harze, in der Lüneburger Heide, in Norwegen und Jütland, bildet sie einen nicht unerheblichen Handelsartikel, und viele arme Leute finden im Herbste im Einsammeln ihrer beliebten und gesunden Beeren einen lohnenden Erwerb.

Nach einer tiroler Sage war dem Teufel verstattet, auch eine Pflanze zu schaffen, die mit ihren roten Beeren auf den altgermanischen Gewittergott Donar hinweist. Es ist dies die Preißelbeere oder, wie sie in Tirol genannt wird, die Grann- oder Grangelbeere. Der Gottseibeiuns machte sie recht süß, gleichzeitig aber auch recht giftig, so daß alle, welche davon genossen, schnell in Sünden dahinfuhren. Glücklicherweise dauerte dieses Unwesen nur kurze Zeit, denn bald erbarmten sich unser Herrgott und die Jungfrau Maria der Menschheit. Als im nächsten Jahre die Preißelbeeren wieder blühten, da trug bereits ein jedes Blütchen ein weißes Kreuz, und selbiges Kreuz blieb auch auf der späteren roten Beerenfrucht sichtbar, und die Beeren waren fortan nicht nur giftlos, sondern auch heilsam. Darob ergrimmte Satanas nicht wenig und ging mit sich zu Rat, ob er nicht dennoch diese seine Beeren zum Schaden der Menschheit anwenden könnte. Mit höllischer Freude erfüllte ihn bald darauf die Entdeckung, aus Preißelbeeren Branntwein (sogen. Steinbeerwasser) zu brennen, welches Teufelskunststück er denn auch den Bauern lehrte, die, durch ihn der Trunksucht zugeführt, seine eifrigsten Anhänger wurden.

---

79. Das Ruhrkraut.

(Gnaphalium.)

Diese mit dem sterilsten Boden fürlieb nehmenden und das Auge durch ihre schönen roten, weißen und gelben Blüten erfreuenden Pflanzen sind seit alter Zeit die Lieblinge des Menschen. Der Name Ruhrkraut kommt in besonderem Sinne der rotblühenden Art (G. dioicum) zu. Sie wurde früher als Heilmittel bei der roten Ruhr benutzt. Alle Ruhrkrautarten führen wegen der Dauerhaftigkeit ihrer Blüten den Namen Immortellen, der von dem lateinischen immortalis, d. h. unsterblich, abgeleitet ist. Immortellenkränze werden als Zeichen der Unsterblichkeit auf das Grab gelegt.

Der Volksglaube beschäftigt sich fast nur mit dem roten und weißen Ruhrkraut. Während nach Fr. Söhns der Name Frühlings-Ruhrkraut besonders in Ostpreußen gebräuchlich ist, führt diese Pflanze

besonders in Württemberg den Namen Himmelfahrtsblume. Himmelfahrt war ursprünglich ein dem germanischen Donnergott Donar geweihtes Fest. Daher mußte die zur Zeit dieses Festes blühende Pflanze mit besonderen Kräften ausgestattet sein. Pflückte man diese Pflanze am Himmelfahrtstage vor Sonnenaufgang, so hatte man in den aus diesen Blumen gewundenen Kränzen, die man in Stuben und Ställen aufhing, ein sicheres Mittel gegen den Blitz. In der Gegend von Ulm heißt die Pflanze Engelblümchen, weil die Engel sie in den Händen trugen, als sie dem gen Himmel fahrenden Herrn entgegenflogen. In der Altmark führt unser Kraut nach dem Standort den Namen Steenblom. Von ganz besonderer Wirkung erachtete man solches Ruhrkraut, welches an einem Sonntage, der mit einem Feiertage zusammenfiel, stillschweigend ausgegraben war; solchem Kraute schrieb man die Kraft zu, schußfest und unsichtbar zu machen.

Eine Verwandte unseres Ruhrkrautes ist das hochverehrte, sehr geschätzte und begehrte Edelweiß (G. leontopodium), der stolze Schmuck und die eigenartige Zierde aller Alpensteiger. Während es früher überall in den Alpen zu finden war, haben es in der Gegenwart blinde Sammelwut und kaufmännische Spekulation auf die höchsten und steilsten Felsen vertrieben. Seinen Namen hat es von den schönen weißen, wolligen Blüten. Weil seine Erlangung mit großen Gefahren verbunden ist, liegt in dem Pflücken desselben für die Bewohner der Alpen ein großer Reiz. Die jungen Burschen tragen es als Zeichen ihrer Kühnheit und Unerschrockenheit im Klettern am Hut. Da das Edelweiß gleich unseren Immortellen nicht verwelkt, gilt es allgemein als Zeichen der Treue, und der Bräutigam schenkt es seiner Braut.

Das Edelweiß.

I.

Was blickst du, bleiches Felsenkind,
So stumm, so rätselhaft mich an?
Du, die so kühn um Liebe minnt,
Hast du auch mir's schon angethan?
Halb mit Verlangen, halb mit Bangen
Ins Auge schau' ich dir hinein;
Du nimmst die Sinne mir gefangen
Wie Alphornklang im Mondenschein.

Dich hegt und pflegt die Jungfrau nicht,
Du prangst nicht bunt an Bach und See —
Hoch überm Abgrund blühst du schlicht
Bei Gletschereis und ew'gem Schnee
Und thronst im stillen Heiligtume
Des Hochgebirges stolz und frei:
Du bist der Berge Zauberblume,
Du bist der Alpen Lorelei.

Denn mutig klimmen Alpenhirt
Und Gemsenschütz' und Sennerin,
Durch deinen Anblick süß verwirrt,
Die unwegsamen Pfade hin;
Sie überkommt's wie Alpenglühen,
Und fieberhaft ihr Auge flammt,
Erschau'n sie dein geheimes Blühen
Und deiner Blätter weißen Samt.

Wohl bist du hold dem kühnen Mut,
Der glücklich die Gefahr besteht:
Stolz nickst du von des Älplers Hut,
Wenn Sonntags er zur Kirche geht;
Der Jüngling nachts mit süßen Sorgen
Dich scheu vor Liebchens Fenster legt,
Beglückt, wenn sie am nächsten Morgen
Sein Sträußchen still am Busen trägt.

Doch ach! nicht jedem Wandrer glückt
Das Wagnis, kühn um dich versucht:
Er liegt, von deinem Reiz berückt,
Zerschellt in tiefer Felsenschlucht.
Dort spricht kein Priester fromm den Segen,
Sie setzten ihm nicht Kreuz noch Stein,
Und keine Blumenkränze legen
Sie auf sein moderndes Gebein.

Nur Sonnenschein und Mondlicht grüßt
Zuweilen mitleidsvoll hinab,
Und eine stille Glorie fließt
Dann um sein einsam Felsengrab.
Du aber thronst im Heiligtume
Der Berge fort, so kalt, so frei —
Des Hochgebirges Zauberblume,
Der Alpen stolze Lorelei.

Georg Scherer.

II.

Hoch auf Felsen, nah' beim Eis,
Nahe bei dem Licht der Sterne
Blühst du, holdes Edelweiß,
Allen andern Blumen ferne,
Fern von aller Frühlingslust
Einsam an der Felsen Brust.

Wo nur Blitz und Donner wohnt
Und nur scheue Gemsen lauschen,
Adler und Lawine thront,
Wilde Wasserstürze rauschen,
Tod und Schrecken dich umdräu'n
Blühst du wonniglich und rein.

In der Sonne letztem Glüh'n
Eine letzte Lebensschwinge
Fand ich dich am Abgrund blüh'n;
Nur dem schönen Schmetterlinge,
Dem Apollo, winkst du zu,
Schwester Luna, bleiche, du.

So steht wohl in edlem Schmerz
Einsam nach dem Himmel droben,
Einsam stolz das Menschenherz,
Das ein Los, von Glanz umwoben,
Hingab als der Freiheit Preis,
Wie du blühest, Edelweiß.

Hermann Lingg.

III. Der Garten.

Unter lustigen Gewinden
In geschmückter Lauben Bucht
Alles ist zugleich zu finden,
Knospe, Blätter, Blume, Frucht.

Goethe.

„Alles ist zugleich zu finden, Knospe, Blätter, Blume, Frucht", diese schönen Worte unseres Goethe bezeichnen besser als alles andere das Wohlgefallen, den Genuß, den unsere Gärten uns verschaffen. Wie die Welt zum Hause, so verhält sich das Feld zum Garten: das Feld sorgt für die Bedürfnisse der Menschheit, der Garten für die der Familie. Er ist der schöne Freund des Hauses, er nützt, indem er erfreut. Er vereint das Nützliche mit dem Angenehmen; er ist der Schauplatz der Erholung von der Last und Mühe des Tages und die freundliche Werkstatt der Hausfrau, wenn sie Sorge trägt für den Tisch des Hauses. An den Garten knüpft sich die Poesie des Familienlebens: er spendet seine Blumen für die Feste desselben und schmückt mit ihnen die Gräber der Heimgegangenen. Unverdrossen aber arbeitet er auch für den Bedarf des Hauses, mit frischem Gemüse füllt er die Küche und mit duftendem Obst die Kammern. — —

Wer an ein Gartenleben gewöhnt ist, kann sich ein angenehmes Wohnen ohne Garten gar nicht denken. Im trauten Umgang mit der lieblichen Pflanzenwelt, im anheimelnden Garten, sei es arbeitend oder ruhig genießend, fühlt er sich am freiesten und glücklichsten, hier verbringt er die heißen Stunden des Mittags und manchen wonnigen Abend, wenn das aufregende Treiben des lauten Tages vorüber. —

Der Garten ladet ein zu innerer Einkehr. Spaziergänge sind angenehm und gesund, aber ihr Genuß läßt sich nicht mit den tausend Freuden des still beglückenden Gartens vergleichen, selbst da nicht, wo die Landschaft schön ist. In Gegenden aber, wo die Natur nur kärglich mit malerischem Reiz ausgestattet, in völlig bebauten Ebenen und einförmigen, unfruchtbaren Heidegegenden, ist der Garten meist der einzige Ort, wo die Natur in einem freundlicheren und anziehenderen Gewande auftritt. Man kann ein prächtiges Haus auf dem Lande haben, aber

ohne Garten macht die nächste Umgebung einen wenig befriedigenden Eindruck auf den Beschauenden; erst er giebt der Besitzung den Reiz der Poesie, das Gepräge des behaglichen Lebens. Mit sehnsüchtigem Blick schaut der durch die Vorstadt oder das Dorf kommende Fremde durch die Gitterthür eines wohlgepflegten Gartens, mit innigem Wohlbehagen weilen seine Augen auf dem taufrischen Grün des sprossenden Rasens, der entzückenden Farbenpracht der bunten Beete und den schattigen, kühlen Lauben. „Hier müssen glückliche, auf Schönheit und Ordnung sinnende Menschen wohnen", spricht er, wenn er sich dem beglückenden Zauber entwindet und von dannen schreitet. Der Garten ist der Fest- und Lustplatz für die Familie und das Paradies der Kinder; er ist die Quelle der Gesundheit und in gewisser Beziehung sogar der guten Sitten, da der abgeschlossene Familiengarten vor Berührungen mit schädlichen Elementen schützt. Eine knospende Blume selber zwischen den duftenden Blüten und reifenden Früchten wächst das Kind heran und lernt dieselben schonen, es rührt sie kaum an und bricht nichts zwecklos ab. Wer einen Garten hat, in den auch fremde Kinder zu den eigenen kommen, wird bald die Beobachtung machen, daß meistens nur die fremden Unfug treiben, Blumen und Zweige abbrechen.

Für die Alten und Schwachen, Genesenden und immer Kranken ist der Hausgarten der einzige Ort, wo sie in Gottes freier Natur sich aufhalten, frische Luft schöpfen, der Schönheit der Pflanzenwelt, des Gesanges der Vögel sich freuen können. Die Unmöglichkeit, sich in öffentliche Gärten zu begeben, und die Unbequemlichkeit einer für Fremde berechneten Kleidung machen den eigenen Garten geradezu unersetzlich. Aber auch für den Gesunden, welches wohlige Behagen, schon am frühen Morgen im bequemen Hauskleide in den Garten schlüpfen zu können, noch betaute Rosen zu betrachten und für das Glas zu schneiden, oder bei ermattender Sonnenglut in luftigem Gewande in der kühlen Laube oder unter dem schattigen Baume zu sitzen und an schönen Abenden im Kreise der Familie oder guter Freunde — wer einen schönen Garten hat, besitzt deren besonders viele — zu plaudern, die Blumen zu betrachten und ihren abendlich stärkeren Duft einzuschlürfen, dem Gesang der Nachtigall zu lauschen, sich an den Schwingungen der Blumen suchenden Nachtschmetterlinge zu ergötzen, bis der Abendstern tiefer am Himmel sinkt und zur nächtlichen Ruhe mahnt. Und selbst noch vom Fenster des Schlafzimmers aus ruht der Blick wohlgefällig, ja mit inniger Liebe auf den im Halbdunkel verschwindenden Formen des Gartens, der so viel Liebes bringt, lauscht das entschlummernde Ohr den seelenvollen Tönen der werbenden Nachtigall. Wenn aber das Morgenlicht hell über dem Garten ausgegossen, dann ist der erste Schritt aus dem Bette zum Fenster nach dem Garten, und das Vorgefühl der Freude erregt zu froher Stimmung.

Und neben den angedeuteten Genüssen und Reizen, welche unerschöpfliche Quelle von Vergnügen eröffnet der Garten nicht den Dilettanten in der Blumenzucht, der Obstbaumkultur, der halb wissenschaftlichen besonderen Bevorzugung gewisser Pflanzenfamilien, Arten und

Sorten! Welche Lust, eine neue Blume zuerst erblühen zu sehen, die erste reife Frucht von gewissen Sorten zu ernten! Selbst der kleine Ärger, welchen Mißgeschick und getäuschte Hoffnungen verursachen, vermehrt den Reiz und läßt die Vorzüge anderer Arten und Sorten in der Wagschale steigen. — —

Jede Jahreszeit, jede Woche, ja fast jeder Tag bringt neue Genüsse; denn die Natur ist in dem bunten Wechsel ihrer Erscheinungen unerschöpflich.

Nach H. Jäger.

Der Garten.

Zum Heiligtum wird uns der Garten,
Heilig das kleinste Stückchen Land,
Wo wir der Blumen liebend warten,
Die wir gepflanzt mit eigner Hand.
Ob in den Gärten rings umher
Auch andre Blumen stolzer prangen:
Doch die uns selber aufgegangen,
Die eignen Blumen freu'n uns mehr.

Wir seh'n im Lenz die Blätter sprießen,
Die künft'ge Rose ahnungsvoll
In zarter Knospe sich verschließen,
Die herrlich sich entfalten soll.
Und der verwelkte Rosenstrauch,
Des Duft und Glanz uns einst entzückte,
Als ihn die Pracht des Sommers schmückte,
Bleibt teuer uns im Herbste auch.

So kann auch Liebe nicht vergessen,
Ob ihre Jugend längst verblüht,
Was sie an jungem Glück besessen,
Der Duft und Glanz lebt im Gemüt;
Und was der Winter auch verweht,
Die Zeit des Knospens und des Glanzes
Bleibt uns im Geist als schönes Ganzes,
Wir wissen, daß es neu ersteht.

Fr. Bodenstedt.

---

80. Der Apfelbaum.

(Pirus malus.)

Der Apfelbaum gehört zu den ältesten deutschen Bäumen; doch trotzdem der Holzapfel — freilich mit ungenießbaren Früchten — sich in den germanischen Wäldern wie in dem übrigen Europa ursprünglich wohl als wildwachsend vorgefunden hat, sieht man doch die edleren Sorten, deren Zahl ungefähr 600 beträgt, nicht als Abkömmlinge desselben an; sie sollen vielmehr von Zweigen abstammen, die von den Römern über die Alpen gebracht und auf die einheimischen wilden Stämme gepfropft worden sind. Der Name Apfel ist sehr alt; man findet ihn bei den nordischen Gliedern der europäischen Familie, den Kelten, Germanen, Litauern und Slawen. Die altdeutschen Formen sind: apful, apfol, apfal, apfil, Mehrzahl epfilî. Das Wort soll aus dem Sanskrit von abola abstammen, wo es sich nach Ebel als Bezeichnung einer Pflanze findet. J. Ihre leitet das Wort von dem keltischen eppilew = Frucht ab; danach würde Apfel im allgemeinen Frucht bedeuten. Eine bekannte Apfelart führt den Namen Rainette, nicht

Reinette, wie man der vorausgesetzten Ableitung von reine (Königin) zuliebe schreibt; die Bezeichnung hängt mit raine, altfranzösisch für Frosch, zusammen. Der Apfel wurde wegen seiner froschhautähnlichen Schale so genannt.

Die kostbaren, kühlenden und zugleich nährenden Früchte des Baumes machten ihn schon früh zum Liebling der Völker. Bei den Griechen und Römern war der Apfel als ein Bild der Liebe der Venus geheiligt. Durch goldene Äpfel besiegte einst Hippomenes die schöne Atalanta, die Tochter des Königs Schöneus. Dieser war durch einen Göttersspruch vorhergesagt, sie würde die reizende Gestalt verlieren, wenn sie sich verheiratete; deswegen beschloß sie, Jungfrau zu bleiben. Um ihre Bewerber los zu werden, schwur sie, nur dem ihre Hand zu reichen, der sie im Laufen einholte. Sie übertraf darin alle Sterbliche, sie war so schnellfüßig, daß, wenn sie über ein reifes Kornfeld lief, die Spitzen der Ähren sich nicht umbogen. Sie überwand die besten Renner im Wettlaufen, und die Besiegten mußten ihr Leben büßen. Sie ließ den Jüngling voraneilen, folgte ihm dann mit einem Speere nach und durchbohrte ihn. Hippomenes wagte dennoch den Kampf mit ihr und ließ während des Wettrennens einige goldene Äpfel fallen. Atalante zögerte, um sie aufzunehmen, sie ward überwunden und ihre Hand die Beute des Siegers.

Eine andere griechische Sage erklärt den Ursprung des so oft gebrauchten Ausdrucks „Zankapfel". Als einst Peleus, König von Phthia in Thessalien, mit Thetis, der Meergöttin, Hochzeit feierte, verherrlichten alle Götter durch ihre Anwesenheit das Fest. Jeder Gott machte dem Bräutigam die reichsten Hochzeitsgeschenke. Aber eine Göttin hatte man zu dem herrlichen Mahle zu laden vergessen; dies war Eris, die Göttin der Zwietracht. Was sollte auch sie bei dem Feste der Freude und Liebe? Doch die Verachtete rächte sich, und während sich alles dem frohen Genusse überließ, da warf sie plötzlich einen goldenen Apfel in den Hochzeitssaal mit der Aufschrift: „Der Schönsten!" Sogleich entstand ein Streit unter den Göttinnen, welche auf denselben die gerechtesten Ansprüche zu machen hätte. Juno, Minerva und Venus wurden bald als die Würdigsten erkannt; aber wer sollte unter ihnen entscheiden? Jupiter wagte es nicht, einen Ausspruch zu thun, um keine zu erzürnen. Er ließ die drei Göttinnen durch den Götterboten Merkur zu dem Hirten Paris auf das Gebirge Ida führen; dieser sollte der Schönsten den Apfel zuerkennen. Der Venus wurde als der Schönsten der goldene Apfel zuteil. Aufs höchste erbittert und drohend eilten die beiden anderen Göttinnen davon, und nur zu sehr wurde ihre Rache durch den Untergang Trojas gesättigt.

Die alten Germanen stellten den Apfelbaum unter den besonderen Schutz der Götter. Kein Blitz zerspaltete seinen Stamm, und der Hammer des Donnerers Donar durfte ihn nicht treffen. Aus diesem Grunde pflanzte man ihn als Schutz gegen den Blitz nahe an die Hütte, so daß seine Zweige dieselbe beschatteten. Der Apfel stand bei den alten Germanen so hoch in Ehren, daß sie dessen Genuß selbst ihren Göttern und den Seligen zuschrieben. Iduna, die Gemahlin des Braja (des Gottes

der Dichtkunst und des Skalden Odins, der die Gastmähler der Götter mit seinem begeisternden Gesange verherrlichte), besaß wunderbare Äpfel. Dieselben reichte sie den Göttern, die durch den Genuß derselben in dem Besitze ihrer vollen Lebenskraft, Jugend und Schönheit blieben. Eine Dienerin der Iduna reichte den Helden bei ihrem Eintritt in Walhalla von diesen Äpfeln. Auch dem Paradiese fehlte der Apfelbaum nicht. Bei den keltischen Völkern hieß das Paradies geradezu Apfelland (Avalon). Wie bei den Griechen und Römern, so war auch bei den Völkern des Nordens der Apfel das Bild der Liebe. So hatte das in Magdeburg stehende, später von Karl dem Großen zerstörte Bild der Göttin Freia einen Myrtenkranz auf dem Haupte, eine brennende Fackel auf der Brust, in der rechten Hand eine Erdkugel und in der linken drei goldene Äpfel. Drei hinter der Göttin stehende verschleierte Mädchen hatten ebenfalls einen Apfel in der Hand. Auch bei den Wenden wurde die Göttin der Liebe mit einem Apfel in der rechten Hand und einer Traube in der linken dargestellt.

Natürlich knüpfte sich an diesen bei Göttern und Menschen so beliebten Baum allerlei Aberglaube. So sollte man am Neujahrstage keine Äpfel essen; wer sich doch den Genuß derselben erlaubte, sollte ebenso viel Geschwüre bekommen, als er Äpfel gegessen hatte. In vielen Gegenden herrscht der Glaube, daß man sich mit Hilfe eines Apfels die Warzen von den Händen vertreiben könne. Zu diesem Zwecke muß man sich dreimal stillschweigend mit einem Apfel bestreichen und denselben dann unter die Traufe legen; wie nun der Apfel verwest, so sollen auch die Warzen verschwinden. In Mecklenburg, Westpreußen und anderen Gegenden ist im Volke die Ansicht verbreitet, daß man am Oster- und Pfingstmorgen vor Sonnenaufgang stillschweigend einen Apfel essen muß, um das ganze Jahr gegen das kalte Fieber gesichert zu sein. Ebenso ist der Aberglaube weit verbreitet, daß der bevorstehende Tod eines Hausgenossen, besonders des Hausherrn, vorher verkündet werde, wenn im Herbste ein Obstbaum, besonders ein Apfelbaum, blüht und frische Blätter treibt. Wenn man dagegen einen Apfel abschält, ohne daß der abgeschälte Streifen zerreißt, so steht einem etwas Freudiges und Glückliches bevor.

Um den Ertrag der Bäume zu steigern und eine reiche Ernte zu erzielen, schlug man dieselben mit Stöcken und Ruten. Dies geschieht noch heute am Karfreitagmorgen im Lechthal in Tirol. Dagegen schlagen die Czechen die Bäume nicht, sondern gehen am genannten Morgen in den Obstgarten und fallen vor irgendeinem Baume auf die Kniee und rufen: „Ich bete, o Baum, daß Gott dich gut mache!“ In der folgenden Nacht laufen sie um den Obstgarten, indem sie rufen: „Treibt Knospen, ihr Bäume, oder ich werde euch mit Ruten schlagen!“ Ein seltsamer Brauch findet in der Grafschaft Somerset am Vorabend der twelfth night statt. Die Apfelbäume werden an demselben von den Bauernknechten besungen. Die Sage geht, daß, wenn man in dieser Nacht unter und auf den Apfelbäumen singt und die Zweige und Äste mit Cider (Apfelwein) besprengt, es eine gute Apfelernte absetzen wird. Die Bauernknechte der umliegenden Farmen versammeln sich und statten mit

Trommeln und Pfeifen den Baumgärten Besuche ab; einige steigen auf die Äste, bespritzen sie mit Cider, andere singen darunter und feuern Gewehre und Pistolen ab. Von dem Besitzer des Hofes erwartet man, daß er vor dem Beginn der Operationen den Sängern ein genügendes Quantum Apfelwein zur Verfügung stellt. Wenn das Besprengen zu Ende ist, zieht die Schar unter Hurrarufen weiter. Dieser Gebrauch soll sehr alt sein und in die Heidenzeit zurückreichen.

Wer in den zwölf heiligen Nächten (25. Dezember bis 5. Januar) Äpfel fand, die auf dem Wege nachhause in Gold verwandelt wurden, mußte davon schweigen, sonst wurden sie sofort faul. Hierzu erzählt man folgendes Beispiel: Einst war ein Musiker bei einer Kindtaufe in der Mordmühle bei Hildesheim gewesen. Er ging spät in der Nacht zurück und kam am Zwergloch vorüber, in dem diese Erdgeister soeben ein Gastmahl hielten, bei welchem alles klein war, nur die Weinflaschen und das Obst ausgenommen; denn Wein und Obst besitzen die Zwerge nicht, sondern müssen sie den Menschen stehlen. Die Gesellschaft war sehr freundlich gegen den Musikus, beschenkte ihn mit Äpfeln und Birnen, gebot ihm aber, streng zu schweigen. Nach dem Fest schlief er ein, und als er erwachte, war sein Rock so schwer, daß er sich kaum erheben konnte; denn Äpfel und Birnen hatten sich in Gold verwandelt. Das machte ihn sehr fröhlich, und als er nach Hildesheim kam, fragte er den Thorschreiber, was die halbe Stadt koste, indem er beifügte, die Zwerge hätten ihm dazu Geld genug geschenkt. Da wurden die Taschen plötzlich leicht und feucht, und statt der goldenen Äpfel zog er verfaulte hervor.

„Das Wort ist Knecht, der Gedanke frei,
Darum Schweigen dir geraten sei.“

Eva brach einst im Paradiese den Apfel der Sünde und des Todes, und hiernach bildete sich das Wortspiel: Malum e malo — das Übel kam durch einen Apfel, oder:

„Der Apfel, den Frau Eva brach,
Uns herzog alles Ungemach“.

Durch Christum wurde die kostbare, darum goldene Frucht des ewigen Lebens wiedergebracht, an welche uns die vergoldeten Äpfel des Christbaums erinnern sollen. Verschiedene Marienbilder zeigen das Christuskind mit einem Apfel, der Frucht des Lebens, den es seiner Mutter Maria, als Vertreterin des Menschengeschlechts, reicht.

Früher herrschte in manchen Gegenden die schöne Sitte, in der Geburtsstunde eines Kindes demselben ein Bäumchen zu pflanzen. Das Gedeihen oder Verderben dieses Baumes sollte das Geschick des Menschen, dem der Baum gesetzt war, andeuten. Im Aargau herrscht die Sitte noch jetzt. Den Knaben setzt man Apfelbäume und den Mädchen Birnbäume. Von dort wird erzählt, daß ein Vater im Zorn über seinen ungeratenen Sohn, der in der Fremde weilte, dessen Schandthaten aber in der Heimat bekannt geworden waren, auf das Feld ging, um den dort gepflanzten Geburtsbaum umzuhauen. Durch diese Handlung wollte der

Vater jede Gemeinschaft mit seinem Sohne aufheben; er sah ihn hinfort nicht mehr als ein Glied seiner Familie an.

Die erste Frucht eines Apfelbaumes darf man nicht abpflücken, oder es muß sie wenigstens der Hausherr selbst abpflücken, sonst trägt der Baum nicht wieder. Ebenso trägt der Baum in Zukunft schlecht, wenn ihm seine erste Frucht gestohlen wird.

Die Kugelform machte den Apfel schon bei den Alten zum Symbol der Vollkommenheit und zum Abzeichen der Welt. Deshalb gebrauchten Kaiser und Könige den Apfel mit einem Kreuze darüber als Zeichen der Weltherrschaft. Man nannte einen solchen Apfel Reichsapfel. Über die Entstehung und das Schicksal des ersten Reichsapfels berichtet die Sage, daß Alexander der Große denselben aus dem Golde der von ihm eroberten Länder habe anfertigen lassen. Dieser Apfel kam später in den Besitz eines der drei Könige von Arabien, die, als ihnen der Stern im Morgenlande erschienen war, nach Jerusalem zogen, um den neugeborenen König der Juden anzubeten. Unter anderen Kostbarkeiten, die sie dem Heiland der Welt mitnahmen, befand sich auch jener goldene Reichsapfel. Doch als das Jesuskind denselben berührte, zerbrach er. Es war dies ein deutliches Zeichen, daß von jetzt an das irdische Reich dem unvergänglichen, himmlischen weichen müsse.

Eine sinnige Anwendung fand der Apfel bei den Westgoten. Sollte nämlich ein Knabe unter sieben Jahren von dem Richter auf seine Zurechnungsfähigkeit geprüft werden, so hielt er ihm einen Apfel und ein Goldstück zur Auswahl vor. Griff der Knabe nach dem Goldstücke, so gab er dadurch zu verstehen, daß er das Nützliche dem Angenehmen bereits vorzuziehen wisse, er wurde von nun an den Männern zur weiteren Erziehung überwiesen.

An einigen Orten der Lüneburger Heide ist es Sitte, bei Hochzeiten den dem Pastor zukommenden Thaler in einen Apfel zu stecken und denselben bei der Trauung auf den Altar zu legen. Dieser Apfel heißt der Brautapfel. Von einer andern Verwendung des Apfels bei Hochzeiten berichtet Professor E. L. Rochholz aus dem Aargau. Dort machten ehemals den Beginn des Hochzeitmahles bei allen Leuten und Ständen Äpfel und Birnen. Die Brautleute und Führer zu viert nahmen davon je sieben Stück, zerschnitten jeden ihrer sieben Äpfel achtfach und legten diese Schnitze, in Form einer Glocke gehäuft, hinter die Stühle auf den Boden. Hierauf schälten sie die übrigen Äpfel in fadenfein zusammenhängender Schale und machten zu viert damit ein Wettwerfen nach den Apfelschnitzen hinter ihnen. Aus den Figuren der niedergefallenen Schalen weissagte man. Lagen sie in Form eines Winkels, eines Lotes (.:.), so deutete dies auf ein langes, glückliches Leben. Lagen sie zu viert in einer Linie wie eine Peitschenschnur, so deutete die Geißel auf Unfrieden und kurze Lebensdauer. Ergab die Lage der Schalen keine Figur, so riet man allein aus der vom Bräutigam geworfenen; die enggeringelt liegende hieß das O und bedeutete Glück; die schlaffgedehnt liegende hieß F und galt für unheilvoll. In der Gegenwart bildet in dortiger Gegend das Obst den Schluß des Hochzeitmahles.

Der große Newton soll durch den Fall eines Apfels vom Baum zur Entdeckung des Gesetzes der Schwere geführt worden sein. Hierauf beziehen sich die folgenden Verse aus Byrons „Don Juan“:

„Als Newton einen Apfel fallen sah,
Fand er in diesem Apfel, wie es heißt .....,
Die Formel, die aufs deutlichste beweist,
Daß diese Welt (man nennt es ‚Schwerkraft‘ ja)
In einem Wirbel ganz natürlich kreist;
Der erste Mensch seit Adam, dem's auf Erden
Gelang, durch Fall und Apfel groß zu werden.
Mit Äpfeln fiel der Mensch und stieg mit ihnen.“

Zum Schluß seien noch einige sprichwörtliche Redensarten angeführt, die sich an den Apfel knüpfen: Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme; es ist so voll, daß kein Apfel zur Erde fallen kann; in den sauren Apfel beißen; jemanden hüten wie seinen Augapfel.

Apfelblüte.

O leuchtender Aprilentag,
Maitag, der sich verfrühte!
Und wo das Auge schweifen mag,
Da sieht es Apfelblüte.

Baum neben Baum und Reis an Reis,
So viel sie können tragen,
All' weiß und rot und rot und weiß,
Die Pracht ist nie zu sagen.

Und war doch gestern all' die Pracht
Versteckt noch und verborgen: —
Wie kam sie nur in einer Nacht
Und grad' für diesen Morgen? — — —

F. Freiligrath.

Der Apfelschnitz.

Zu Aachen Kaiser Ludwig einst lang' zu Tische saß
Und grad' zum Schluß des Mahles noch einen Apfel aß.

Da standen seine Söhne vor ihm zum Dienst bereit;
Er dacht': „Ich will erproben, wie ihr gehorsam seid.“

Er rief dem Erstgebornen: „Komm, ich befehle dir,
Thu' auf den Mund, empfange den Apfelschnitz von mir!“

Da rief Pipin der Lange: „Herr Vater, seid ihr klug?
Kann selbst mir Äpfel schnitzen, bin wahrlich groß genug!“

Da rief er seinen Zweiten: „So öffne du den Mund
Und nimm aus meinen Händen den Schnitz in deinen Schlund.“

Da kniete Ludwig nieder vor seines Vaters Sitz:
„Wie ihr befehlt, mein Vater!“ — und nahm den Apfelschnitz.

Da sprach der fromme Kaiser: „Ein Königreich ist dein,
Das weite Land der Franken, es soll dein Erbe sein.“

Und zu dem dritten sprach er (er war Lothar genannt):
„Den Apfelschnitz empfange, mein Sohn, aus meiner Hand!“

Der kniete willig nieder vor seines Vaters Sitz:
„Dir wird die Kaiserkrone mit diesem Apfelschnitz.“

Als das Pipin erhörte, da war er auch nicht faul,
Gleich kniet' er jetzo nieder und sperrte auf das Maul.

Der Kaiser sprach: „Mit nichten! Du hast zu lang' verweilt,
Für dich ist nichts mehr übrig, mein Apfel ist verteilt!“ —

Danach ist aufgekommen ein Sprichwort weit und breit
Seit Ludewig dem Frommen: „Sperr' auf zur rechten Zeit!“

Simrocks Rheinsagen.

Einkehr.

Bei einem Wirte wundermild,
Da war ich jüngst zu Gaste,
Ein goldner Apfel war sein Schild
An einem langen Aste.

Es war der gute Apfelbaum,
Bei dem ich eingekehret;
Mit süßer Kost und frischem Schaum
Hat er mich wohl genähret.

Es kamen in sein grünes Haus
Viel leichtbeschwingte Gäste;
Sie sprangen frei und hielten Schmaus
Und sangen auf das beste.

Ich fand ein Bett zu süßer Ruh
Auf weichen, grünen Matten,
Der Wirt, er deckte selbst mich zu
Mit seinem kühlen Schatten.

Nun fragt' ich nach der Schuldigkeit,
Da schüttelt' er den Wipfel.
Gesegnet sei er alle Zeit
Von der Wurzel bis zum Gipfel.

L. Uhland.

Die Apfelbäume.

Zum Wildling sprach ein edler Apfelbaum:
„Der Gärtner ist ein Thor, daß er dir Raum
Vergönnt auf wohlgepflegtem Boden hier,
Trägst du doch keine würz'ge Frucht gleich mir.“
Der aber gab zur Antwort: „Der einst dich
Veredelt hat, wird auch veredeln mich,
Und wen er mehr dann schätzet von uns beiden,
Das wird die Güte unsrer Frucht entscheiden.“

J. Sturm.

Aus „Weisheit des Brahmanen“.

Der Apfel fällt gereift in seines Gärtners Hand;
So fällt in Gott ein Geist, der seine Reife fand.

Wohl fällt ein Apfel auch, zu früh vom Sturm gebrochen,
Von Willkür abgepflückt, oder vom Wurm gestochen.

Doch hierin ist der Baum im engen Gartenraum
Hoch überragt und weit vom Weltengartenbaum,

Den solch ein Gärtner zieht, der auch dem Sturm befiehlt,
Den keine Willkür stört, kein schwacher Sturm bestiehlt;

Und sicher fühlest du's: von ihm wird hingenommen
Zum Heile jede Frucht, wann ihre Zeit gekommen.

Vielleicht erschien sie dir von außen nicht gestreift,
Sie aber, glaub' es mir, war innerlich gereift.

Fr. Rückert.

---

81. Der Birnbaum.

(Pirus communis.)

Unter unseren Obstbäumen ist der Birnbaum der stattlichste. Er erhebt sich öfter zu bedeutender Größe, seine Blätter haben einen frischen Glanz, und die Zweige schließen sich zu einem pyramidenförmigen Wipfel. Zugleich ist er der einzige Fruchtbaum, der hier und da noch verwildert umhersteht und aus dem Kornfelde mächtig emporragt, ein traulicher Sammelplatz der Schnitter und der Alten.

Die Bezeichnung Birne ist aus dem Plural birn des mittelhochdeutschen Namens bire entstanden; noch jetzt heißt landschaftlich die Birne die Bir. Im Althochdeutschen hieß sie pira, nach der romanischen Benennung pera, welche gleichbedeutend ist mit der lateinischen pirus.

In Griechenland wurde der Birnbaum schon in den ältesten Zeiten hoch geschätzt. In der anmutigen Schilderung der Gärten des Antinoos im 7. Gesange der Odyssee heißt es:

„Außer dem Hofe liegt ein Garten nahe der Pforte,
Allda streben die Bäume mit laubichtem Wipfel gen Himmel,
Voll balsamischer Birnen."

Das Bildnis der Hera in Tiryns, der Residenz des Perseus, war aus Birnbaumholz geschnitzt, was darauf hindeutet, daß dieser Obstbaum eine der frühesten Nährpflanzen der Bewohner gewesen ist. Auch im Altertum Persiens wurden Birnen kultiviert und müssen schon vor Alexander dem Großen eine gewisse Vollkommenheit erlangt haben.

Bei den Römern war die Birne eine hochgeachtete Frucht; Plinius zählt 35 Sorten auf, von denen viele den Namen ihrer Heimat führten, woraus zugleich erhellt, daß die Alten den größten Teil derselben aus Griechenland, Ägypten, Syrien, Spanien erhalten hatten. Auch die alten Germanen kannten und schätzten den Birnbaum, besonders kräftig entwickelte Stämme von hohem Alter wurden als heilig verehrt; die ersten Boten des Evangeliums fällten die meisten derselben, um mit ihnen die Erinnerung an die heidnischen Gebräuche zu zerstören, doch haben sich vereinzelte Exemplare bis in das 5. Jahrhundert erhalten.

Nach alter Meinung sollten unter der Rinde der Bäume böse Geister — Elben — wohnen. Diese kamen oft aus dem Walde, um Menschen und Tiere zu quälen. Der Baum, in dessen Rinde sich diese bösen Geister aufhielten, schickte dieselben aus, um sie los zu werden oder um den Menschen durch sie Schaden zuzufügen. Und wie der Baum sie aussandte, so konnte er sie auch zurückrufen. Deshalb umging man bei Zahnschmerzen den Birnbaum, umklammerte denselben und sprach dabei folgende Worte:

„Birnbaum, ich klage dir,
Drei Würmer stechen bei mir,
Der eine ist grau,
Der andere ist blau,
Der dritte ist rot,
Ich wünschte, sie wären alle drei tot!"

Unter dem Birnbaum bei Schwochow in Pommern soll nach der Sage ein köstlicher Schatz vergraben liegen, der gar ängstlich von dem Teufel bewacht wird. Neben dem Baum steht ein feuriger Stiefel, und wer den Mut hat, denselben auszugraben und anzuziehen, dem muß der gestrenge Hüter den reichen Schatz übergeben. Obgleich die Sage in der Gegend vielen Glauben findet, hat sich doch bis jetzt noch kein so beherzter Mann gefunden, der es versucht hätte, den Schatz dem Teufel zu entreißen.

Um einen recht reichlichen Ertrag von Obst zu erhalten, ist es in der Umgebung von Hildesheim zur Zeit noch Sitte, daß die Knechte während der Silvesternacht in die Obstgärten gehen, sich gegenseitig an die Hände fassen und jeden Baum umtanzen, wobei sie singend ausrufen:

„Freue ju Böwe,
Nijahr is komen,
Dit Jahr ne Kare vull
Up et Jahr en Wagen vull!"

In der Nähe von dem Untersberg im Salzburgischen, in welchem nach der Sage Karl der Große schläft, befindet sich das Walserfeld; auf demselben steht ein Birnbaum, der schon dreimal abgehauen wurde, dessen Wurzel aber immer wieder von neuem trieb, daß stets ein frischer, kräftiger Stamm entstand. Seit langem aber ist er nun dürr und kahl, seine Blätter sind verweht in alle Winde und verdorben. Wenn aber Karls des Großen Bart dreimal um den Tisch gewachsen ist, dann wird der Birnbaum von neuem grünen und blühen, dann wird Karl mit seinen Kriegern aus dem Berg hervorkommen und seinen Schild an den Baum hängen. Und er wird an seinen Schild schlagen, und alle treuen Deutschen werden sich um ihn scharen gegen die Feinde des Vaterlandes. Eine furchtbare Schlacht wird unter seiner Führung geschlagen werden, und frei und einig, groß und mächtig wird Deutschland aus derselben hervorgehen. Im Jahre 1813, als das deutsche Volk in edler Begeisterung und heldenmütiger Tapferkeit die fränkische Knechtschaft ab-

schüttelte, schlug der Baum wirklich aus; aber seine Blätter verdorrten bald wieder; der Tag von Deutschlands Einheit war noch nicht gekommen. Ob der Baum im Jahre 1870 von neuem ausgeschlagen, haben wir nicht erfahren können; am 26. Dezember 1875 berichtete die „Allgem. Zeitung" von dem tollen Streiche eines slawischen Jünglings, der in seinem patriotischen Deutschenhasse den Birnbaum auf der Walser Heide als ein Heiligtum der Deutschen mit der Axt umgehauen hätte.

In der Sage vom Untersberge haben wir gleichsam eine Fortsetzung der Sage von Barbarossa, der im Kyffhäuserberge schläft; und bei der allgemeinen Bekanntheit und Beliebtheit derselben erscheint es wohl gerechtfertigt, wenn wir bei derselben noch etwas verweilen und ihre he nischen Grundelemente, welche in der vom Untersberge klarer hervortreten, uns zu deuten suchen. Die Raben, welche den Berg umfliegen, sind Odins Boten, die der Gott ausgesandt, um den Stand der Dinge zu erkunden; daß sie den Berg umfliegen, kann nur eine verdunkelte Erinnerung sein, sie müßten sich zu ihm in den heute offenen Berg begeben, sich auf seine Schulter setzen und ihm Kunde ins Ohr flüstern. Von der großen Entscheidungsschlacht ist in der Barbarossa-Sage ebenfalls nicht die Rede; ehe aber diese nicht geschlagen ist, kann auch der dürre Baum nicht ergrünen; denn der laublose Birnbaum auf dem Walserfelde ist die Weltesche, von welcher Idun, der grüne Blätterschmuck, herabgesunken ist, in der aber, wie in Hoddmimirs Holz, noch Lif und Lifthrasir, Leben und Lebenskraft, sich verborgen halten. So ist das Walserfeld nichts als die Ebene Wigrid oder Ostkopnir, an Odins Stelle ist der Kaiser getreten, wie die Raben bekunden, der rote Bart könnte von dem Donnerer Thor und die Bergentrückung von Freyr, dem Gott des Meeres, der Luft und der Fruchtbarkeit, entliehen sein.

Von einem andern sagenberühmten Birnbaum berichtet Strackerjan in den Sagen aus dem Herzogtum Oldenburg: Unweit Vechta, an der Chaussee nach Oldenburg, steht ein Birnbaum, der eiserne Birnbaum genannt. Er war ehemals sehr groß und trug eine Menge Früchte, die aber eisenhart und ungenießbar waren; jetzt ist er vielfach beschädigt, kaum mehr als ein Stumpf, aber noch jedes Jahr schlägt er aus und trägt Blüten und Früchte. Weder Blitz noch irdisches Feuer können den Baum töten. Der Blitz hat den Baum von der Krone bis zur Wurzel gespalten, aber beide Hälften grünten weiter. Der Besitzer hat Feuer an und um den Baum gelegt, aber das Feuer wollte nicht fassen, und der Baum blieb am Leben. Der Baum ist schon über 250 Jahre alt und hat schon Wallensteins und Tillys Scharen an sich vorbeiziehen sehen, und von dem Platze unter dem Baume aus haben die Schweden Vechta beschossen, während in der Krone des Baumes einige von ihnen saßen, um die Wirkung der Geschosse zu beobachten.

Unter den 700 Birnensorten, welche man zur Zeit unterscheidet, führt eine den Namen Melanchthonbirne; sie soll denselben aus folgender Veranlassung erhalten haben: Melanchthon reiste einst zum Kurfürsten August von Sachsen und war in Zöschen Gast bei einem Pfarrer Göch. Dieser ließ aus seinem Garten die schönsten Birnen bringen und

setzte sie dem Melanchthon vor. Die wohlschmeckenden Früchte gefielen demselben so sehr, daß er sich noch einige für den Kurfürsten ausbat. Gern gab ihm der Pfarrer von seinem Reichtum. Als Melanchthon die Birnen dem Kurfürsten überreichte, sprach er zugleich ein günstiges Wort für den freundlichen Geber. Den Birnen verdankte derselbe sein Glück; sie fanden den vollen Beifall des Kurfürsten, der durch sie ein so lebhaftes Interesse an dem Pfarrer nahm, daß er denselben bald zum Superintendenten ernannte. Aus dankbarer Verehrung für Melanchthon nannte der Pfarrer die Birnen von nun an Melanchthonbirnen.

Der blühende Birnbaum.

Da steht ein Birnbaum schon in Blüte,
Der grüßend in mein Fenster schaut,
Er nickt so fröhlich im Gemüte,
In Weiß gehüllt, wie eine Braut.
Es scheint ein leises Wonnebeben
Ein jedes Zweiglein zu beleben.

Wie glücklich preis' ich dich, Geselle,
Daß dich ein neuer Lenz beglückt
Und auf der alt gewohnten Stelle
Mit tausend neuen Blüten schmückt.
Du bist aus harten Wintersbanden
So schön wie weiland auferstanden.

Viel härt'res Los ist uns beschieden,
Den Herrn der Schöpfung, lieber Baum,
Wir träumen in der Kindheit Frieden
Nur einmal unsern Blütentraum.
Nur einmal blühen Herz und Glieder,
Uns kommt der Jugend Lenz nicht wieder.

Fr. Kirchner.

Der Birnbaum auf dem Walserfeld.

Es ward von unsern Vätern mit Treuen uns vermacht
Die Sage, wie die Väter sie ihnen überbracht;
Wir werden unsern Kindern vererben sie aufs neu';
Es wechseln die Geschlechter, die Sage bleibt sich treu.

Das Walserfeld bei Salzburg — bezeichnet ist der Ort —
Dort steht ein alter Birnbaum, verstümmelt und verdorrt,
Das ist die rechte Stätte, der Birnbaum ist das Mal,
Geschlagen und gewürget wird dort zum letztenmal.

Und ist die Zeit gekommen, und ist das Maß erst voll —
Ich sage gleich das Zeichen, woran man's merken soll —,
So wogt aus allen Enden der sündenhaften Welt
Der Krieg mit seinen Schrecken heran zum Walserfeld.

Dort wird es ausgefochten, dort wird ein Blutbad sein,
Wie keinem noch die Sonne verliehen ihren Schein,
Da rinnen rote Ströme die Wiesenrain' entlang,
Da wird der Sieg den Guten, den Bösen Untergang.

Und wenn das Werk vollendet, so deckt die Nacht es zu,
Die müden Streiter legen auf Leichen sich zur Ruh',
Und wann der junge Morgen bescheint das Blutgefild'
Da wird am Birnbaum hangen ein blanker Wappenschild.

Nun sag' ich euch das Zeichen: ihr wißt den Birnbaum dort,
Er trauert nun entehret, verstümmelt und verdorrt;
Schon dreimal abgehauen, schlug dreimal auch zuvor
Er schon aus seiner Wurzel zum stolzen Stamm empor.

Wann nun sein Stamm, der alte, zu treiben neu beginnt,
Und Saft im morschen Holze aufs neu' lebendig rinnt,
Und wann den grünen Laubschmuck er wieder angethan,
Das ist das erste Zeichen: es reift die Zeit heran.

Und hat er seine Krone erneuet dicht und breit,
So rückt heran bedrohlich die lang' verheiß'ne Zeit;
Und schmückt er sich mit Blüten, so ist das Ende nah';
Und trägt er reife Früchte, so ist die Stunde da.

Der Heuer ist gegangen zum Baum und ihn befragt,
Hat wundersame Kunde betroffen ausgesagt;
Ihn wollte schier bedünken, als rege sich der Saft,
Und schwöllen schon die Knospen mit jugendlicher Kraft.

Ob voll das Maß der Sünde? Ob reifet ihre Saat
Der Sichel schon entgegen? Ob die Erfüllung naht?
Ich will es nicht berufen, doch dünkt mich eins wohl klar:
Es sind die Zeiten heuer gar ernst und sonderbar.

A. v. Chamisso.

Vorzeitiger Frühling.

Es ist wohl Herbst und Winter,
Doch weht so lauer Wind,
Man meint, es wäre Frühling,
So sind die Lüfte lind.

Sieh' da, der Birnbaum blühet,
Der Birnbaum hat gedacht,
Es sei schon Zeit, zu blühen
In bester Frühlingspracht.

Ja, guter Freund, so täuschte
Sich hier auch meine Brust
Und wollt' im Winter blühen
Mit inn'rer Frühlingslust.

Da fielen Flocken nieder
Und schneiten alles ein,
Die Blüten und die Lieder;
Drum laß das Blühen sein.

O. Fr. Gruppe.

82. Der Sauerkirschbaum.

(Prunus Cerasus.)

Der Name Kirsche, althochdeutsch kirsa, mittelhochdeutsch kirse, kerse, kersche, stammt aus dem lateinischen cerasus. In Pontus lag die Stadt Cerasus; Lucullus, der bekannte Feinschmecker, zerstörte dieselbe und brachte von da den Kirschbaum mit, welcher nach jener Stadt be-

nannt worden ist. Wie Plinius berichtet, wuchsen vor der Besiegung des Mithridates durch Lucius Lucullus keine Kirschbäume in Italien; in nicht weniger als 120 Jahren haben sich dann dieselben bis Britannien verbreitet. Da jedoch in verschiedenen alten Feld- und Garteninventarien der Kirschbaum nicht aufgeführt ist, so scheint er später von den Angelsachsen in Britannien vernachlässigt zu sein. Die Römer hatten bereits acht Varietäten davon kultiviert, und in der Gegenwart unterscheidet man deren mehr als 300, die sich durch Größe und Farbe unterscheiden.

Im 17. Jahrhundert waren die wilden Kirschbäume in Frankreich sehr häufig, und bei vielen der ärmeren Landbewohner war eine Suppe von getrockneten Kirschen nebst Brot und Butter ein stehendes Gericht. Im Jahre 1669 wurde sogar ein Gesetz erlassen, durch welches das Abhauen der wilden Kirschbäume verboten wurde. Diese Maßregel führte zu deren so starker Vermehrung, daß dadurch manche ebenso nützliche Bäume verdrängt wurden.

Die Sauerkirsche führt auch den Namen Weichsel, althochdeutsch wihsela, mittelhochdeutsch wîhsel; in einigen Gegenden Deutschlands findet er sich in den mundartlichen Formen Zwiesel und Twiesel.

Die slawische Mythologie kennt einen Gott Kirnis, welcher das Gedeihen der Kirschen begünstigte und dem häufig auf den Kirschbäumen Wachslichter aufgesetzt und als Opfer angezündet wurden. Und bei den alten nordischen Germanen scheinen die Kirschen und ihre Kerne eine besondere Bedeutung gehabt zu haben; denn bei einer vor einigen Jahren in Schweden vorgenommenen Ausgrabung fand man in einem alten Grabe unter anderm eine große Urne mit Tausenden von Kirschkernen.

Auch der deutsche Volksglaube knüpft an die Kirschen an; so sollen Frauen, denen ein kleines Kind gestorben ist, nicht vor Johanni Kirschen essen, sonst bekommen die Kinder wegen der Naschhaftigkeit der Mutter keine. Hierin liegt jedenfalls der Sinn, daß die Kirschen bis dahin noch nicht genügend reif sind und darum nicht gegessen werden sollen. Ferner wird dem Kirschbaum die Kraft zugesprochen, gebannte Geister zu erlösen. Das geht allerdings nicht leicht, sondern gelingt erst, wenn aus einem Kirschkern, den ein Vogel zur Erde fallen läßt, ein Kirschbaum aufgewachsen und aus seinem Holz eine Wiege gefertigt ist, in welcher das Kind gewiegt wird, welches, wenn es erwachsen, die Erlösung vollbringt.

Der Volksmund gebraucht die Kirschen im Sprichwort: „Mit ihm ist nicht gut Kirschen essen“, oder in anderer Fassung: „Mit hohen Herren ist nicht gut Kirschen essen; denn sie werfen mit den Stielen nach einem“. In Stettin sagt man von einem unreellen Kaufmann: „Er verkauft Kirsch, Kümmel und Bittern aus einer Flasche“.

Auch die Geschichte bietet manche Mitteilung bezüglich der Kirsche. Im Jahre 1291 wurde der Herzog Friedrich, Sohn des Markgrafen Dietrich des Weisen, auf dem Schlosse Hirsenstein an der Elbe mit Kirschen vergiftet. Tödlich kann auch das unvorsichtige und leichtsinnige Schlucken der Kirschkerne werden, vor dem hiermit gelegentlich gewarnt sein möchte, wenn auch die Geschichte von dem Manne mit dem Kirschbäumchen im Magen nur ein Märchen ist.

Zu Anfang dieses Jahrhunderts wurde in Süddeutschland der Kirschbaum an Stelle der Tanne als Weihnachtsbaum benutzt. Der Schlachtenmaler Albrecht Adam schreibt im Jahre 1805 aus seiner Vaterstadt: In Nördlingen hat man nicht den düsteren Tannenbaum für die Christbescherung, sondern man setzt schon monatelang vorher den jungen Stamm von einem Kirsch- und Weichselbaume in einer Zimmerecke in einen großen Topf. Gewöhnlich stehen diese Bäume bis Weihnachten in voller Blüte und dehnen sich weit an der Zimmerdecke aus, was man als eine große Zierde betrachtet und was auch in der That zur Feier des Weihnachtsfestes sehr viel beiträgt. Eine Familie wetteifert mit der andern, und die, welche den schönsten blühenden Baum hat, ist sehr stolz darauf.

In dem bekannten Hebelschen Gedicht „Der Kirschbaum“ erscheint dieser als der reiche Gastgeber, der zu allen Jahreszeiten den verschiedensten Tieren den Tisch zur vollen Mahlzeit deckt; und in der schönen Goetheschen „Legende vom Hufeisen“, in der Christus mit Petrus in der Sonnenhitze über das Feld geht und ein Hufeisen aufhebt, um welches Petrus sich zu bücken zu träge gewesen ist, kauft der Herr für den Erlös des veräußerten Hufeisens Kirschen, um dem Petrus die Mahnung zu Gemüte zu führen:

„Thät'st du zur rechten Zeit dich regen,
Hätt'st du's bequemer haben mögen;
Wer geringe Dinge wenig acht't,
Sich um geringere Mühe macht“.

Der Kirschbaum.

Wie prangt der Kirschbaum hoch und schön
Und neigt die vollen Äste!
Er scheint uns freundlich anzusehn
Als seine lieben Gäste.

Wie glänzt und schwanket voll und rund
Die Kirsche an den Zweigen,
Als wolle sie zu unserm Mund
Von selbst herab sich neigen.

Seht ihre Bäckchen, rot und schön,
Versteckt im Laube blinken
Und, wenn die Sommerlüftchen wehn,
Vom Baum uns freundlich winken.

Wir aber stehn umher im Kreis
Mit freudevollen Blicken;
Hernieder schwebt das volle Reis,
Wir jauchzen, haschen, pflücken.

Wie lieblich, o wie kühl und frisch
Zerschmilzt die Kirsch' im Munde.
Dank dir, o Gott, du deckst den Tisch
Uns stets zur rechten Stunde.

Du giebst uns gern und weißt so schön
Zu rechter Zeit zu geben;
Bevor des Herbstes Stürme wehn,
Erfreu'n uns Most und Reben.

Fr. Ad. Krummacher.

Des Kirschbaums Gäste.

Der Kirschbaum grünt an Zweig und Ast,
Da hat er auch schon einen Gast:
Am jungen Grün und zarten Blatt
Frißt sich das Räuplein voll und satt.

Der Kirschbaum blüht an Zweig und Ast,
Da hat er wieder einen Gast:
Das Bienchen findet Honigseim
Und trägt ihn in die Zellen heim.

Und sind der Wochen sechs vorbei,
So kommen gar der Gäste zwei;
Kennst du sie wohl? Sag' es geschwind:
„Es ist das Spätzlein und — das Kind!"

E. Lausch.

---

83. Der Pflaumenbaum.

(Prunus insititia, Pr. domestica.)

Der Name Pflaume, althochdeutsch phrûma, mittelhochdeutsch phlûme, phlûmenboum ist aus dem griechischen prûmnon entstanden. In Rom wurden die Pflaumen durch die Kriegszüge des Pompejus, also erst in der Mitte des ersten Jahrhunderts v. Chr. bekannt. Zu Plinius' Zeiten müssen die Pflaumensorten aber schon sehr zahlreich gewesen sein; er redet von einer „ungeheuren Menge" von Pflaumensorten und hebt darunter die Gerstenpflaumen hervor, weil sie mit der Gerste reifen, und die Eselspflaumen, die ebenso gefärbt und sehr wohlfeil sind. Merkwürdig sind ihm die auf Walnußbäume gepfropften Pflaumen; sie sehen aus wie Nüsse, schmecken aber wie Pflaumen und heißen Nußpflaumen. Als die Heimat des Pflaumenbaums bezeichnen die alten Schriftsteller Damaskus; die damascener Pflaume galt für die allerbeste. In großer Menge wurden die Pflaumen in Syrien gedörrt und nach Italien gebracht.

Das Vaterland des Zwetschenbaumes ist dagegen Turkestan. Er wurde zuerst vor etwa 400 Jahren in Ungarn, Siebenbürgen und Mähren eingeführt, und aus diesen Ländern kommen seine Früchte in getrocknetem Zustande auf den deutschen Markt. Der Name Zwetsche ist daher auch nicht deutschen Ursprungs, er berührt sich mit dem slawischen swestka.

Der Pflaumenregen.

Es steht ein Baum im Garten,
Von Pflaumen voll und schwer,
Die Kinder drunten warten
Und lauschen ringsumher,
Ob nicht der Wind ihn rüttelt
Und all' die Pflaumen schüttelt,
Daß alle purzeln kurz und quer.

Da horch! wie's rauscht und rappelt,
Im Wald wacht auf der Wind;
Schon zischelt er und zappelt
Und trappelt her geschwind
Und wiegt und biegt die Äste,
Daß schier in ihrem Neste
Die Finken nimmer sicher sind.

Nun fällt ein Pflaumenregen,
Der aber macht nicht naß;
Im Gras herum zu fegen,
Ist da der größte Spaß.
O Wind, o Wind, o rüttle!
O Wind, o Wind, o schüttle!
Wir krapsen ohne Unterlaß.

Fr. Güll.

---

84. Die falsche Akazie.

(Robinia Pseud-Acacia.)

Den Namen Akazie hat unser Baum, der wegen seiner frischgrünen, leichten Belaubung und der großen schneeweißen oder hell- bis purpurroten Blütentrauben in Parkanlagen oder Alleen immer gern gesehen wird, von den dornigen Ästen; das griechische Wort akakia heißt Dorn, Stachel. Die Bezeichnung falsche deutet darauf hin, daß dieselbe eine mißbräuchliche ist, da die eigentlichen Akazien, welche zu der Familie der Sinnpflanzen gehören, sich vorzugsweise in Arabien und Neuholland finden. Die Heimat unseres Baumes ist Virginien in Nordamerika, und erst zu Anfang des 17. Jahrhunderts ist derselbe nach Europa gebracht worden. Der wissenschaftliche Name Robinia, in deutscher Form Robinie, erinnert an Jean Robin, den Gründer des ersten botanischen Gartens, des jardin des Plantes in Paris. Die erste Beschreibung des Baumes gab 1624 sein Sohn Vespasian Robin, der denselben auch jedenfalls erst eingeführt hat. Wegen des häufigen Vorkommens in Ungarn heißt die falsche Akazie auch Magyarenbaum. Die dornenlose oder Kugel-Akazie ist ein beliebter Zierbaum zur Einfassung öffentlicher Plätze und breiter Straßen. Die älteste Akazie Deutschlands steht, wie nicht allgemein bekannt sein dürfte, im Parke des Gutes Britz bei Berlin. Im Jahre 1720 gepflanzt, gedieh der Baum so vortrefflich, daß er in den vierziger Jahren dieses Jahrhunderts seine Äste nicht mehr zu tragen vermochte. Dem damaligen Gutsbesitzer Jouanne war er, wie die „V. Z." erzählt, der Liebling des Parkes, dicht unter jedem Aste ließ er einen starken Eisenband legen und die Zweige noch besonders unterstützen. Friedrich Wilhelm IV. hat den Baum selber in Augenschein genommen und ihn abzeichnen und dann lithographieren

lassen. Bei einem großen Sturm der letzten Jahre hat der Baum sehr gelitten. Aber unter dem heutigen Besitzer erfreut sich der Baumveteran einer ganz besonderen Fürsorge. Nicht weit von dieser Akazie steht eine andere, die auch über einen Meter im Durchmesser hat. Sie ist ein Ableger der vorigen.

Akazien.

Akazien, ihr schönen
Erinnerungsreichen Bäume,
Durch euch sind meinem Herzen
So teuer diese Räume.

Seid mir gegrüßt, gesegnet
Vom ersten bis zum letzten!
Ich segne auch die Hände,
Die einst hierher euch setzten.

Des Taues reichste Fülle,
Sie träufle auf euch nieder;
Eu'r dicht Gezweig sei immer
Die Stätte froher Lieder;

Eu'r grün Gelock erglühe
Im ew'gen Frühlingsscheine,
Daß sonnig sei eu'r Leben
Und blühend wie das meine!

Petöfi.

85. Die Kornelkirsche.

(Cornus mas.)

Die schönen gelben Blüten der Kornelkirsche erscheinen bei günstiger Witterung schon im Februar, wenn noch kein Baum blühen will; die Frucht, eine längliche rote Kirsche, reift spät. Der Name Kornelkirsche ist aus dem lateinischen cornus entstanden; unter Anlehnung an die italienische Form cornizzola sind die Namen Herlitze, Hörlitze, Hernschen u. a. gebildet. Die Bezeichnungen Hornstrauch und Hartriegel deuten wie cornus auf das hornartige, harte Holz, welches von den alten Griechen zur Verfertigung der Wurfspieße benutzt wurde. Im 14. Gesange der Odyssee heißt es:

„. . . . . Seine Kornellanze
Schwingt Odysseus, die Barbaren zum Kampfe zu reizen".

Eine andere Namenreihe hat statt des H im Anlaut ein D, wie Dirlitze, Dürlitze, Dörling u. a. Neben Eicheln und Buchecker werden im 10. Gesang der Odyssee die „roten Kornellen als das gewöhnliche Futter der erdaufwühlenden Schweine" aufgeführt.

Der Kornelkirsche, von welcher auch Vergil rühmt, daß sie gut zum Kriege sei, begegnen wir in der römischen Mythe. Cornus Romuli hieß der berühmte, auf dem palatinischen Hügel stehende Baum, der aus der Lanze des Romulus erwachsen sein sollte. Die Sage erzählt hierüber: Als Romulus die Grenze der neu zu gründenden Stadt bezeichnet hatte, stieß er seinen Wurfspieß, der aus dem Holze des Hornstrauches verfertigt war, tief in die Erde. Dieser schoß auf, trieb Zweige und Äste und erwuchs zum Baume. Man sah in diesem Wunder eine glückliche Vorbedeutung für die Macht und Dauer des neuen Staates. Zum Schutze wurde er später mit einer Mauer umgeben und stand noch zu Kaiser

Caligulas Zeiten. Dieser ließ in seiner Nähe eine Treppe anlegen, wobei er an der Wurzel beschädigt wurde.

86. Die Aprikose.

(Prunus armeniaca.)

Schon der fremdklingende Name dieser Pflanze zeigt an, daß dieselbe ihre Heimat nicht in Deutschland hat. Armenien ist die ursprüngliche Heimat derselben. Der Name liefert einen treffenden Beleg, wie die ursprünglichen Pflanzennamen oft durch die Wanderungen der Pflanzen entstellt werden. Schon früh hatten die Römer diesen Baum mit den herrlichen Früchten nach Italien verpflanzt. Sie gaben ihm den Namen praecocia = die frühgereiften. Eigentümlicherweise ging diese Bezeichnung von Rom über Griechenland nach dem Oriente zurück. Von hier brachten die Araber die Frucht mit dem entstellten Namen al-barquq nach Spanien, von wo die Frucht zu den Franzosen kam, die abricot aus demselben machten. Aus dieser französischen Bezeichnung ist dann wiederum der deutsche Name Aprikose entstanden.

Im Blumengarten.

Sieh, verblüht sind schon die Rosen,
Deren Pracht das Herz geletzt!
Aber dort die Aprikosen
Zeigen rote Wangen jetzt.

Laß uns frisch am Stamme rütteln,
Der die volle Krone hält!
Laß mit aller Kraft uns schütteln,
Bis die Frucht herunterfällt.

Süß ist wohl der Duft der Rosen,
Doch der Sommer ist dahin!
Rote, volle Aprikosen,
Wie umlockt ihr meinen Sinn!

Halt's, o Mädchen, im Gemüte,
Was der Frucht für Dank gebührt!
Nur die Frucht und nicht die Blüte
Hat den ersten Mann verführt.

R. v. Gottschall.

87. Der Walnußbaum.

(Juglans regia.)

Der botanische Name Juglans ist eine Zusammenziehung aus Jovis glans, d. i. Jupiters Eichel, und stammt aus der Zeit des Altertums, in der alle eicheltragenden Bäume, zu denen man auch unsere Walnuß rechnete, dem Zeus geweiht waren. Der deutsche Name Walnuß heißt welsche Nuß. Das Wort „welsch" oder „wälsch" hat die Bedeutung von fremd, ausländisch; besonders wird Italien als Welschland bezeichnet.

Die Heimat der Walnuß ist Persien und dessen Nachbarländer; noch heute gedeiht der Baum in seiner üppigsten Fülle an den Küsten

des Schwarzen Meeres und in den Kaukasusländern. Einige Nußbäume jener Gegend haben durch ihre Größe, ihr Alter und ihren Ernteertrag eine gewisse Berühmtheit erlangt. Auf der Krim soll ein Nußbaum stehen, dessen Alter auf mehr als 1000 Jahre geschätzt wird. Er trägt 70- bis 80000 Nüsse und ist das Gemeineigentum von fünf Familien. Ein anderer Nußbaum soll 7 m Umfang haben und eine jährliche Nußernte im Werte von 450 Mark liefern. Der größte Nußbaum in Deutschland soll in Feldberg bei Fehrbellin stehen. Die Krone dieses Baumes hat einen Umfang von mehr als 50 m. Der Umfang des Stammes soll 4 m betragen. Der Baum bringt jährlich ungefähr 400 Schock Nüsse.

Die Römer erhielten den Walnußbaum um 100 v. Chr. jedenfalls aus Griechenland; er fand in Italien ein sehr zusagendes Klima und verbreitete sich von hier aus sehr rasch. Unter Karl dem Großen wurde er schon unter den häufig angepflanzten Obstbäumen angeführt. Plinius stützt die Meinung, daß er von den Königen Persiens stamme, durch den Umstand, daß seine Frucht bei den Griechen Königsnuß heiße, und daß die beste Sorte den Namen persicon führe. Nach ihm ist der Schatten der Walnußbäume von großem und schädlichem Einfluß: er töte alle anderen Pflanzen und verursache dem Menschen Kopfweh. Bei Hochzeiten streute man Walnüsse. Servius begründet diese Sitte dahin, die Hochzeit solle unter dem Schutze des Jupiter gefeiert werden, und die Braut solle eine Ehefrau werden wie Juno; denn die Walnüsse stehen unter Jupiters Schutz und heißen ebendeswegen juglans. Servius erwähnt auch noch die Sage von der Karya, einer Tochter des lakonischen Königs Dio, welche Bacchus in einen Walnußbaum verwandelte.

Bei dem reichen Segen, den uns der Baum in seinen Früchten und seinem Holze liefert, ist es auffallend, daß unsere Vorfahren ihn der Nacht und ihrem schwarzen Gefolge weihten. Er tritt somit nach dem Glauben unserer Väter der Eiche, die dem Licht- und Blitzgotte geweiht war, gegenüber. Aus diesem Grunde herrscht zwischen der Eiche und der Walnuß eine so bittere Feindschaft, daß sie nicht neben einander wachsen können, ohne zugrunde zu gehen.

Bis vor nicht gar langer Zeit war es Sitte, Bäume als Schutzbäume der Familie anzupflanzen. Zwischen diesen Bäumen und der Familie entspann sich nach und nach eine gemütliche und gemütvolle Beziehung. Hierzu liefert Goethe in seinem Werther ein treffliches Beispiel. Werther trifft den alten Pfarrer auf seinem von Nußbäumen beschatteten Pfarrhof. „Der Alte wurde ganz munter, und da ich nicht umhin konnte, die schönen Nußbäume zu loben, die uns so lieblich beschatteten, fing er an, wiewohl mit einiger Beschwerlichkeit, die Geschichte davon zu geben. ‚Den alten‘, sagte er, ‚wissen wir nicht, wer ihn gepflanzt hat. Einige sagen dieser, andere jener Pfarrer. Der jüngere aber dahinten ist so alt als meine Frau, im Oktober fünfzig Jahre. Ihr Vater pflanzte ihn des Morgens, als sie gegen Abend geboren wurde. Er war mein Vorfahr im Amte, und wie lieb ihm der Baum war, ist nicht zu sagen; mir ist er's gewiß nicht weniger. Meine Frau saß darunter, da ich vor sieben und zwanzig Jahren als armer Student zum erstenmal

hier auf diesen Hof kam.'" Auch Werther wachsen diese Bäume ans Herz, und als später eine neue Pfarrerin dieselben umhauen läßt, weil sie ihr unbequem sind, möchte er rasend werden, daß es Menschen giebt ohne Sinn und Gefühl an dem wenigen, was noch auf Erden Wert hat. Er könnte „den Hund ermorden, der den ersten Hieb daran that". Aber auch das ganze Dorf murrt, und die Frau Pfarrerin soll es an Butter und Eiern und übrigem Zutrauen spüren, was für eine Wunde sie ihrem Orte gegeben hat.

In Bologna gilt der Walnußbaum für einen Teufelsbaum. Er heißt „Baum der Hexen", weil man glaubt, daß unter seinem Blätterdach die Hexen, besonders in der Johannisnacht, ihre Zusammenkünfte halten und ihre bösen Künste ausüben. Von einem Nußbaum, der vorzeiten in Rom auf dem Platze del popolo stand, wird erzählt, daß in seinen Ästen böse Geister hausten. Der Papst Paschalis II. that den Baum in den Bann. Später wurde der Baum gefällt und an dem Orte, wo er gestanden, die Kirche vom Volke erbaut.

Gleichwohl ist der Nußbaum dem heiligen Laurentius geweiht, und am Festtag desselben (10. August) ißt man zu Ehren des Heiligen Nüsse. Wer dabei eine Nuß mit drei Kernen findet, hält sich für sehr bevorzugt, weil man glaubt, dadurch Hexen zu erkennen. Legt man nämlich eine solche Nuß unter einen Stuhl, auf welchem eine Hexe sitzt, so kann dieselbe nicht eher aufstehen, als bis die verhängnisvolle Nuß weggenommen ist. Man erzählt sich in der Gegend von Bologna Tausende von Geschichten, welche diese Wahrheit bestätigen. Nur ist man immer sehr ängstlich, den Versuch zu machen, weil man fürchtet, die Hexe könne sich an ihrem Feinde rächen.

Eine sinnige Sage erzählt Grube von der Walnuß: In der Neujahrsnacht trat ein Engel zum Nachtwächter eines Dorfes und führte ihn zu einer großen Kiste mit zwei Schubladen. Beide waren voll von Walnüssen, und der Engel befahl dem Nachtwächter, aus jeder einige zu nehmen. Der Nachtwächter nahm sich welche, fand jedoch, als er sie öffnete, daß die Nüsse aus der oberen Lade alle taub waren, die aus der unteren aber den schönsten Kern enthielten. Verwundert fragte er den Engel nach der Ursache, und dieser antwortete: „Bald kommt das Ende der Welt! Von außen sehen sich alle Menschen gleich, aber wenn der jüngste Tag da ist, werden alle Schalen zerbrechen, und jedermann wird erkennen, warum der Richter die Nüsse in zwei Schubladen brachte."

Volksrätsel.

Höger as en Hues,
Lütter as en Mues,
Gröner as Gras,
Witter as Flaß,
Bitter as en Gall,
Un doch mägen de Herrn dat all.

Der Nußbaum.

Es grünet ein Nußbaum vor dem Haus,
Duftig,
Luftig
Breitet er blättrig die Äste aus.

Viel liebliche Blüten stehen d'ran.
Linde
Winde
Kommen, sie herzlich zu umfah'n.

Es flüstern je zwei zu zwei gepaart,
Neigend,
Beugend
Zierlich zum Kusse die Häuptchen zart.

Sie flüstern von einem Mägdlein, das
Dächte
Nächte,
Tage lang, wüßte ach! selber nicht was.

Das Mägdlein horchet, es rauscht im Baum
Sehnend,
Wähnend
Sinkt es lächelnd in Schlaf und Traum.

Julius Mosen.

---

88. Der Lebensbaum.

(Thuja.)

Im 15. Jahrhundert drang aus dem Schloßgarten zu Fontainebleau, einer Stadt an der Seine, acht Meilen oberhalb Paris gelegen, durch Europa die Kunde, der Lebensbaum, von dem es 1 Mose 2, 9 heißt, der Herr habe ihn mitten in den Garten gepflanzt, sei von neuem entdeckt worden. Begreiflicherweise setzte diese Nachricht viele in Aufregung; glaubten diese doch nun auch, in den Besitz des „Krautes wider den Tod" gelangen zu können. Das Gewächs, welches den Anstoß zu dieser merkwürdigen Bewegung der Gemüter gegeben, ist mit dem „Lebensbaum", der bei uns mit dem Namen Thuja bezeichnet wird, gleichbedeutend. In einem Kräuterbuche aus damaliger Zeit heißt es in Bezug auf die vermeintliche Wunderkraft des Baumes: „Derselbe besitzt die natürliche Eigenschaft, daß, wer davon esse, dadurch gefestet werde gegen alle Krankheit und Altersschwäche; ja sein Leib werde unverwundbar wie der des Achilles. Wer aber das Grün als Salat genieße, vergesse alle andere Nahrung und Sorge."

Veranlassung zu dieser sonderbaren Vorstellung von der Pflanze hat vielleicht der Farbenwechsel der Blätter gegeben. Dieselben zeigen im Sommer eine frische, gelbgrüne Farbe, die wohlthuend das Auge berührt; im Winter jedoch wird der Baum braun oder rostfarbig und gewinnt dadurch ein düsteres, totenhaftes Aussehen, als ob er kränkle. Doch sobald der Frühling wieder zurückkehrt, scheint auch er zu genesen. Die braune Farbe des Winters entschwindet, bald prangen die Nadeln im frischen Grün, und der ganze Baum erscheint als ein Sinnbild des wieder erwachenden Lebens in der Natur. Aus dem 16. Jahrhundert berichtet hierüber ein Naturkundiger: „In der Kälte des Winters leidet der Baum; ihr elegantes Grün verlierend, nehmen Zweige und Blätter in den Wintermonaten eine schwärzliche Färbung an, leben aber im

Frühlinge wieder auf und gewinnen den Glanz des vorigen Grüns wieder, so daß er nicht ohne Grund Baum des Lebens genannt worden ist". Man hat diesen Farbenwechsel der Nadeln, zumal sie im Frühlinge und Herbste Übergang von dem Grün zum Braun zeigen, mit der Mauserung der Vögel verglichen. Wegen des immergrünen, stark duftenden Laubes hat man den Lebensbaum als ein Symbol der Unsterblichkeit angesehen; und in diesem Umstande finden wir nach unseren gegenwärtigen Anschauungen eine genügende Deutung und Erklärung des Namens.×

Jener Lebensbaum des Paradieses, zu welchem der Herr den Zugang durch einen Cherub mit einem flammenden Schwerte bewachen ließ, wird in einigen Legenden erwähnt. So wird berichtet, Seth habe, um den sterbenden Vater von dem Tode zu erretten, das Paradies aufgesucht und durch die Güte des Engels drei Samenkörner für den Vater erhalten. Doch Seth kehrte zu spät zurück, der Vater war indessen gestorben. Trauernd legte der Sohn die Samenkörner dem Vater in den Mund und begrub denselben. Doch aus dem Grabe sproßte ein Lebensbaum empor, der sich zu einem riesigen Stamme entwickelte. Diese Legende hat Fr. Rückert in dem folgenden Gedichte etwas modifiziert behandelt:

„Als Adam lag im Todeskampfe schon,
Schickt' er zum Paradiese seinen Sohn,
Zu holen einen Zweig vom Lebensbaum,
Und zu genesen hofft' er noch davon.
Seth bracht' das Reis, und als er's hergebracht,
War schon des Vaters Lebenshauch entfloh'n.
Da pflanzten sie das Reis auf Adams Grab,
Und fortgepflanzt ward es von Sohn zu Sohn.
Es wuchs, als in der Grube Joseph lag
Und Israel in der ägypt'schen Fron.
Des Baumes Blüten gingen duftend auf,
Als David harfend saß auf seinem Thron.
Dürr ward der Baum, als an dem Weg des Herrn
Irr' war in seiner Weisheit Salomon.
Doch die Geschlechter hofften, daß ihn neu
Beleben sollt' ein andrer Davids-Sohn.
Das sah im Geist der Glaube, da er saß
Im Leid an Wasserflüssen Babylon.
Und als der ew'ge Blitz vom Himmel kam,
Zerbarst der Baum mit hellem Jubelton;
Begnadigt ward der dürre Stamm von Gott,
Zu dienen zu dem Holz der Passion.
Es zimmerte die blinde Welt aus ihm
Das Kreuz und schlug ihr Heil daran mit Hohn.
Da trug der Baum des Lebens blut'ge Frucht,
Daß, wer sie koste, Leben sei sein Lohn.
O Menschheit, sieh! Der Baum des Lebens wächst,

× Die Rotfärbung kommt von dem in rotes Anthocyan umgewandelten Chlorophyll [bei Licht u. Kälte]

Ausbreitend sich je mehr, als Stürme ihn umdroh'n.
Die ganze Welt ruh' unter seinem Schirm!
Die halbe ruht in seinem Schatten schon."

89. Der Holunder.

(Sambucus nigra.)

Der Name Holunder ist sehr alt, im Althochdeutschen findet er sich als holan-tar und im Englischen als the hollow-tree, d. h. der hohle Baum. Wie Dr. Söhns in der „Natur" nachweist, wird der Name dieses Baumes in neuester Zeit mit der Göttin Holda in Verbindung gebracht. Hollun ist die schwache Genetivform von Holla, so daß Holluntar demnach „der Baum der Holla" bedeutet. Nach vielen Volksbräuchen ist dieser Baum früher der Frau Holle geweiht gewesen. „Im Hornung (Februar) regiert nach altem Brauche ‚die Frau', nämlich Frau Holle. Zu Lichtmeß, ursprünglich ein altes heidnisches Fest der Berchta, das in den Februar fällt, tanzen die Weiber im Sonnenschein, tragen dabei Holundergerten in den Händen und schlagen damit auf die dem Tanzplatze sich nähernden Männer los." In Westfalen führt der Baum den Namen Hollerkenstruk, Strauch der Holle und Erka (Herke). Unter dem Ausdruck Herke verstand man einen Ausfluß der göttlichen Macht der Frau Holle. Der Name Flieder, welchen der Baum in manchen Gegenden führt, ist erst zu Anfang des 17. Jahrhunderts aus dem niederdeutschen vlieder aufgenommen und kommt nach Dr. Söhns von dem althochdeutschen flediron, mittelhochdeutsch vlederen her. Dies Wort bedeutet „flattern". Es bezeichnet daher einen Baum mit flatternden, gefiederten Blättern. In Ostfriesland und an manchen Orten der Provinz Hannover heißt dieser Baum Keilkenbaum und seine Früchte Keilken. Eigentlich müßte es Kelken heißen, weil die Beeren ein bewährtes Mittel gegen die Kolik sind, woraus der Volksmund Keilke oder Kelke gemacht hat. Auf diese Weise erklärt sich auch der in der Provinz Sachsen für diesen Baum gebräuchliche Name „Keiseken".

Die stark duftenden, weithin leuchtenden weißen Doldenblüten, die reiche Anzahl von schwarzen Beeren, das leichte, lockere Mark und der im Alter hohl werdende Stamm mußten schon früh die Aufmerksamkeit des Volkes auf sich lenken. Zur Zeit des Heidentums galt der Holunder für einen heiligen Baum, in dessen Zweigen ein göttliches Wesen, die Frau Holder — entstellt aus Holle, als Göttin des Hauses — wohne. Sie verlieh dem Baume mancherlei Gaben und Kräfte, sie bewahrte und schützte ihn aber auch gegen Frevel. Beabsichtigte man deshalb zu irgendeinem Zwecke einen Teil des Baumes zu nehmen, so mußte man vor demselben knieen, die Hände falten und andächtig sprechen: „Frau Holder, gieb mir was von deinem Holz, dann will ich dir von meinem auch was geben, wenn es wächst im Walde."

Nach Tacitus gehörte der Holunder zu jenen Holzarten, welche bei der Bestattung der Leichen benutzt wurden. Und in späterer Zeit schnitt man im Hildesheimschen vom Holunder einen Zweig als Maßstab für Sarg und Gruft, und der Fuhrmann, der die Leiche nach dem Friedhof führte, trug statt der Peitsche einen Zweig des „heiligen" Baumes. Am Niederrhein legten die leidtragenden Freunde und Verwandten Holunderzweige in Kreuzesform in den Sarg und pflanzten einen Strauch auf das teure Grab. Aus der Schweiz erzählt E. L. Rochholz: Im Frickthale und im Freienamte, zweien großen Landschaften von fast unvermischt katholischer Bevölkerung, galt früher der Brauch, der in die Totenkammer gebrachten Leiche zwei Holunderstäbe, jeder dritthalb Schuh lang, kreuzweise auf die Brust zu legen; noch ein dritter Holunderstab neben der Leiche diente dem Schreiner als Maß zum Sarge. Wo nun dies abgekommen ist, da dient dem Schreiner doch zu demselben Zwecke nicht sein Handwerksmaßstab, sondern ein frischgeschnittener markreicher Holunderstock, und ebenso ist das provisorische Grabkreuz, das dem katholischen Leichenzuge durch einen Knaben vorangetragen wird, in seinem Kranze mit einem aus Hollermark zusammengesteckten Kreuzchen verziert, welches „Lebelang" heißt. Vom Holunderstrauch, der im Sommer lange Wasserschößlinge treibt und bei Regenmangel gelblich-fahl blüht, sagt man daher, seine langen Schosse künden den Tod dessen an und werden ihm das Maß zum Sarge, auf dessen Gut er steht. Nach diesen beiden Seiten ist er also ein Lebens- und ein Totenbaum zugleich. Man hat hierüber eine schon 1705 in Michael Neanders Physica aufgezeichnete alte Sage. Ein Fürst, der auf der Jagd von seinem Gefolge abgekommen und zu einer Bauernhütte gelangt ist, sieht hier einen greisen Mann in Thränen sitzen, der auf Anfragen erzählt, er sei gerade von seinem Vater hart geschlagen worden. Auf weiteres Erkunden um den Grund berichtet jener, er habe seines Vaters Großvater vom Stuhl weg anderswohin setzen sollen und unversehens fallen lassen. Darüber verwundert, trat der Fürst ins Haus ein, um derlei Uralte selbst zu betrachten. Auf die Frage, von welcherlei Speise sie lebten, erwiderten sie, von Käse, Milch und gesalzenem Brot. Jedoch um zu so hohen Jahren zu kommen, äßen sie alljährlich auf bestimmte Zeit Hollerbeermus. — Dieses gleiche Mus wird von den oberdeutschen Bauern büttenweise eingesotten zu Markt gebracht und gilt bei Mutter und Kind als Universalmittel.

Für den Landmann war und ist noch heute der Holunder eine vollständige Hausapotheke. Alle Teile desselben benutzt er, und fast für jedes Leiden und Gebrechen findet er unter denselben ein Mittel. Die Blüten haben eine schweißtreibende Kraft, die sich nach der Meinung der Landleute sehr heilsam erweist, besonders wenn die Blüten am Johannistage geschnitten wurden. Wer von Zahnweh befallen war, begab sich mit einem Messer rückwärts zum Holunder und sprach dreimal:

„Liebe Frau Hölter, leih' mir ein Spälter,
Den bring' ich euch wieder."

Nun löste er ein Stück der Rinde, schnitt sich einen Span aus dem

Holz und ging, wie er gekommen, in die Stube zurück. Hier ritzte er mit dem Span das Zahnfleisch, bis derselbe mit Blut befleckt war, worauf er ihn in derselben feierlichen Weise zum Strauch zurückbrachte und sorgfältig in den Stamm wieder einfügte. Der Zahnschmerz sollte damit auf den Holunder übertragen sein.

Auch Fieber und Rotlauf sollen auf den Holunder überpflanzt werden können. Die Formel dazu lautet:

„Zweig, ich biege dich,
Fieber, nun laß mich;

Holderast, hebe dich auf,
Rotlauf, setze dich drauf;

Ich hab' dich einen Tag,
Hab's du nun Jahr und Tag."

Um Kinder vom Halsweh zu befreien, ließ man sie aus Holunderröhren trinken.

Am Rhein werden Metallgeschirre mit Holunderblättern gerieben, sie sollen danach nicht rosten und kein Gift annehmen. Ebenso werden die hölzernen Hausgeräte mit denselben abgewaschen, um sie vor Holzwürmern zu schützen. In manchen Gegenden steckt der Landmann Holunderstäbe in seinen Acker, um denselben vor den Maulwürfen zu schützen.

In früherer Zeit hatte jeder Landmann in einem Winkel seines Hofraumes einen Holunderbaum, unter demselben wurden die abgeschnittenen Haare und Nägel und die ausgebrochenen Zähne vergraben, damit nicht ein anderer mittels derselben den Bewohnern des Hauses ein Leiden und Gebrechen anzaubern möchte. Allgemein war die Ansicht verbreitet, daß dieser Baum Haus, Hof und Vieh gegen Ungemach schütze. Im Erzgebirge herrscht der Glaube, daß jemand im Hause sterben müsse, sobald ein Holunderbaum im Hofe absterbe. Auch in den Klöstern und Burgen Westdeutschlands war der Holunder überall zu finden. Manche dieser Wohnstätten sind später zerstört und zerfallen, daß es schwer hält, Grenzen und Lage genau zu bestimmen, doch der Holunder ist geblieben, ein stummer Zeuge vergangener Tage, und oft treffen wir ihn einsam mitten im Walde neben altem Gemäuer als einziges Zeichen der Erinnerung an die schon vor Jahrhunderten verwüstete Behausung.

Wer unter einem Holunder schlief, wurde von der Frau Holder bewacht; sie beschützte ihn vor Mücken und Schlangen und jeder heimtückischen Verzauberung. Auch die Elfen liebten den Holunder und suchten in seinem dichten Gelaube bei einer Verfolgung Schutz. Die aus Holundermark geschnitzten „Stehauf-Männchen" sind volkstümliche Nachbildungen der Kobolde.

Nach alter Überlieferung soll sich Judas an einem Holunder erhängt haben; daher der hohle Stamm, daher heißt auch der auf dem Baume wachsende Schwamm Judasohr. — Die Weinbauern beurteilen

nach der Blüte des Holunders die Rebenblüte; erscheint erstere dicht und gleichförmig, so erwarten sie dieses auch von der letzteren.

Auf einen Holunderbusch an der Nortorfer Kirche in Schleswig ist die Sage von dem Birnbaume auf dem Walserfeld übertragen. Von diesem Busche wird erzählt, wenn er die Höhe erreiche, daß man ein Pferd unter ihm anbinden könne, so würde ein allgemeiner Krieg entstehen. Ein König mit weißem Haupte würde alle seine Feinde besiegen und ein mächtiges Reich gründen. An den Holunder würde er sein Schlachtroß binden, und das Blut der Wahlstatt würde bis an die Knöchel reichen. Zur Zeit der Napoleonischen Kriege war dieser Holunder schon so hoch, daß seine Spitzen das Kirchendach berührten; dazu wollte man über demselben in der Luft wunderbare Erscheinungen gesehen haben, namentlich zwei sich bekämpfende Heere. Als nun im Jahre 1813 wirklich die Feinde kamen, und bei Nortorf ein Gefecht vorfiel, glaubte man, die Prophezeiung würde in Erfüllung gehen, besonders da der König von Dänemark weißes Haar hatte. Als aber die Feinde von der Sage hörten, fällten sie den Holunder eiligst, daß er nun lange zu wachsen hat, bis er wieder seine frühere Höhe erreicht.

Wie bei der Nortorfer Kirche findet sich der Holunder auf vielen Kirchhöfen als Schmuck der Gräber angepflanzt. Besonders erwähnenswert ist der merkwürdige Judenkirchhof zu Prag, welcher der Sage nach schon eher angelegt wurde, als die Slawen und Böhmen kamen; hier steht der Holunder überall zwischen den Grabsteinen und zwar mit so dicken Stämmen und knorrigen Wurzeln, daß man sogleich das hohe Alter derselben gewahrt.

In Rußland herrscht in manchen Gegenden die Sitte, daß die Weiber bei einer Seuche mit einem Pfluge eine Furche um das Dorf ziehen, um die bösen Geister abzuwehren. Dabei singen sie:

„Vom Ozean, von der tiefen See,
Sind zwölf Mädchen gekommen.
Sie nahmen ihren Weg — kein kleiner war's —
Zu den steilen Höh'n, zu den Bergen empor,
Zu den drei alten Holunderbäumen.
Macht fertig die weißen Eichentische,
Schärfet die Messer von Stahl,
Macht heiß die siedenden Kessel,
Spaltet, durchbohrt bis zum Tode
Jedes Leben unter dem Himmel.
In diesen siedenden Kesseln
Brennt mit unauslöschlichem Feuer
Jedes Leben unter dem Himmel. —
Rund um die siedenden Kessel
Stehen die alten Holunder.
Die alten Holunder singen.
Sie singen vom Leben, sie singen vom Tod,
Sie singen vom ganzen Menschengeschlecht.
Die alten Holunder verleihen
Der ganzen Welt langes Leben;
Doch dem andern, dem üblen Tode,
Bestimmen die alten Holunder
Eine weite und große Reise.
Die alten Holunder versprechen
Ein beständiges Leben
Dem ganzen Geschlechte der Menschen."

Wie der Holunder noch in der Gegenwart in der Schweiz seine ehrwürdige Stellung behauptet, schildert in anziehender Weise Professor E. L. Rochholz in folgendem: Ein Küchengärtlein hat für Bäume keinen Platz. Schattenbäume hindern den Pflanzenwuchs und sind zumal

15*

dem Bauer unnütz, der den Tag über weit vom Hause weg im Felde draußen sich müde hantiert. Aber der niedere Holunder hat seine Stelle am Zaun und wird da mit ehrerbietiger Scheu behütet. Aus seiner Blüte wird Thee gegen Fieber, aus seinen Beeren ein herbes Obstmus und eine wunderthätige Latwerge gekocht, die tellerförmigen Dolden verbackt man zu betäubend wirkenden Schmalzküchlein. Wegen der schwindelerregenden Wirkung von Blatt und Blüte heißt es, wer unter dem Hollerbaum einschlafe, erwache nicht wieder. Er muß das oberste Kreuzchen hergeben, das man auf die Stange der Osterpalmen pflanzt, aus ihm schnitzt man auch das provisorische Grabkreuzlein, das einer Leiche vorausgetragen wird. Obschon recht eigentlich ein Baum des Schattens und des Todes, nennt man ihn und jenes Grabkreuzlein mit auffallendem Euphemismus „Lebelang". Er ist der beliebteste Platz im Versteckspiele der Kinder, wie der bekannte Spielreim es besagt:

„Sie sitzen unterm Holderbusch
Und machen alle husch-husch-husch!"

Aus dem Hollerschoß machen sich die Knaben ihre Knallbüchsen und Wasserspritzen, aus dem Marke jene Purzelmännchen, die, umgeworfen, immer von selbst wieder auf ihren genagelten Einfuß kommen. Das Mark taucht man scheibenweise in Öl, läßt es angezündet im Wasserglas schwimmen und erkennt bei seinem Scheine in der Christnacht alle Hexen, Zauberer und Gespenster der ganzen Umgegend. Weil dieser Baum ein Geister abwehrender ist, so kommt er auch häufig auf den Düngerhaufen zu stehen, hilft diesen beschatten und feucht erhalten, zugleich aber auch das Vieh in der zunächst gelegenen Stallung vor bösem Schaden behüten. Im Volksglauben heißt es, ein beschädigter Holunderbaum nehme Rache an seinem Schädiger. Ein Schmeichelname der Geliebten heißt Holderstock, indem man die eigene Holde zusammenhält mit der Liebesgöttin Hulda, in deren Namen der Baum ursprünglich geweiht zu sein scheint. Ganz besitzlos sein und keinen Holderstock haben, ist in der Volksrede synonym; dies zeigt folgender Reim, den ein Armer seinem reichen Nachbar spottend ans Fenster steckte:

„Hesch drißig Küeh am Baren obe
Und drißig vor der Thüre (auf der Alm);
Ich hab' keis Vieh, kein Gitzibock
Und au kein einzige Holderstock,
Und lebe doch dafüre."

Getreue Nachbarn.

Nachbars Kinder und Nachbars Holunder
Bannest du nie auf die Dauer;
Schließest du ihnen die Thüre, o Wunder!
Klettern sie über die Mauer.

Volksblatt für Stadt und Land.

Der Holunder.

Seh' ich, Holunder, dich steh'n im bescheidenen Winkel am Hause,
Mit dem ergrauten Stamm, aber mit freundlichem Grün,
Welches die weißen Dolden umher gar reinlich bekränzen,
Gleich' ich dem Mütterchen dich, welches die Haube bedeckt.
Freundlich bist du den Kindern gesinnt, giebst mancherlei Spielzeug,
Pfeifen und Büchsen zum Knall und das Koboldchen von Mark,
Deinen Geliebten dahin und freust dich, wenn sie zum Spielen
Kommen mit Freuden zu dir, Mutter Holunder, getanzt.

W. Osterwald.

Der Flieder.

Mädchen, auf mit euren Körbchen,
Heut' ist Fliederfest!
Seht, die Sonne strahlt so golden,
Und die breiten Fliederdolden
Regt der laue West.

Sorglich sah der Menschenvater
Seiner Kinder Not:
Wie des Tages Last und Schwüle,
Tanz und Trunk und Abendkühle
Ward so mancher Tod.

Da entsprang auf allen Fluren,
Lieblich anzuschau'n,
Diese schöne Wunderblüte,
Und wir sammeln seine Güte
Nun auf jedem Zaun.

Statt des alten Lebensbaumes,
Der mit Eden schwand,
Steht, dem Tode nun zum Possen,
Dieser neue da, zu sprossen
Treuer Liebe Pfand.

Laßt die Apothekerbüchsen
Jedem, der sie mag!
Wir, wir strecken mit dem Flieder
Jeden Lebensfeind danieder
Auf den ersten Schlag!

O, wer zählt die Wunder alle
Dieses Bäumchens wohl?
Rinde, Beere, Blatt und Blüte,
Jeder Teil ist Kraft und Güte,
Jeder segenvoll!

Mädchen, auf mit euren Körbchen!
Jauchzt und sammelt ein!
Nächstens, euren Fleiß zu krönen,
Brau' ich euch ein Fäßchen schönen
Klaren Fliederwein!

Harries.

---

90. Die Roßkastanie.

(Aeculus hippocastanum.)

Obgleich dieser Baum mit der echten Kastanie (Castanea) gar keine Verwandtschaft hat, so führt er trotzdem den Namen Kastanie, weil seine Früchte Ähnlichkeit mit denen der echten besitzen; und da dieselben schwer atmenden Pferden sehr heilsam sein sollen, führt der Baum den Namen **Roßkastanie**. Auch die hufähnlichen Narben der Blattstiele könnten Veranlassung zur Bildung des Namens gegeben haben. Die echte Kastanie (Castanea vesca) hat, wie die Kirsche, den Namen von der

Heimat; sie ist benannt nach der Stadt Kastana in der Landschaft Pontus, wo diese Bäume in großer Anzahl wuchsen.

Die Heimat dieses Zierbaumes wird nach Persien verlegt, obgleich kein Reisender denselben dort wildwachsend angetroffen hat, während er in den Thälern des Himalaya große Wälder bildet. Nach neueren Forschungen sollen die Hochgebirge von Nordgriechenland die Heimat der Roßkastanie sein, wo sie wälderbildend wild angetroffen ist. Im Jahre 1588 wurde der Baum zuerst in Wien gezogen; in kurzer Zeit hat er sich von hier als schnell wachsender und reichlich Schatten spendender, prächtiger Park- und Alleebaum über das übrige Europa verbreitet. Den eigentümlichen Reiz, welchen der Baum in der Pracht seiner Blüten gewährt, hat ein Dichter schön in folgenden Versen geschildert:

Wie viel funkelnde Lichter am Christbaum flammen zur Weihnacht,
Also strahlet im Mai hell der Kastanienbaum.
Über der kräftigen Säule des Stamms wölbt voll sich die Kuppel
Dunkelgrünen Laubes, und aus dem dunkelen Grün
Ragen die blendenden Kerzen hervor, ein Opfer dem Frühling,
Welcher sein Weihnachtsfest feiert im blühenden Mai.

W. Osterwald.

Die Roßkastanie hat auf grünem Kandelaber
Die Blüten gelb und rot als Kerzen aufgesteckt;
Der Regen will sie löschen, aber
Zu höherm Glanz hat er sie aufgeweckt.

Fr. Rückert.

---

91. Die Traubenkirsche.

(Prunus Padus.)

Neben dem Namen Traubenkirsche hat das Volk noch einige andere Bezeichnungen für diesen Baum. Es nennt ihn Alpstrauch, Elfen-, Hexen-, Unholden- und Drachenbaum. Alle diese Namen haben ihren Ursprung in dem Aberglauben, der sich früher und teilweise noch jetzt an diesen Baum heftet. Er stand in dem Ansehen, die Elfen und andere böse Wesen, die dem Menschen zu schaden suchten, unschädlich machen zu können. Band man sich z. B. eine Elfenrute, die man in der Marterstunde des Heilandes, am Karfreitagmorgen um drei Uhr, von diesem Baume geschnitten, um den Leib und ging dann in die Kirche, so erkannte man alle Hexen. Wer ein Kreuz von Elfenholz besaß, konnte den Teufel von sich abhalten und sich unsichtbar machen. Trug man eine Elfenrute mit Knospen auf dem bloßen Leibe, so erwarb man sich Reichtum.

Das Frühlingsmahl.

Wer hat die weißen Tücher
Gebreitet über das Land?
Die weißen, duftenden Tücher
Mit ihrem grünen Rand?

Wer hat darüber gezogen
Das hohe, blaue Zelt?
Darunter den bunten Teppich
Gelagert über das Feld?

Er ist es selbst gewesen,
Der gute, reiche Wirt
Des Himmels und der Erden,
Der nimmer ärmer wird.

Er hat gedeckt die Tische
In seinem weiten Saal
Und ruft, was lebt und webet,
Zum großen Frühlingsmahl.

Wie strömt's aus allen Blüten
Herab von Strauch und Baum!
Und jede Blüt' ein Becher
Voll süßer Düfte Schaum.

Hört ihr des Wirtes Stimme?
Heran, was kriecht und fliegt,
Was geht und steht auf Erden,
Was unter den Wogen sich wiegt!

„Und du, mein Himmelspilger,
Hier trinke trunken dich
Und sinke selig nieder
Aufs Knie und denk' an mich."

W. Müller.

---

92. Der Maulbeerbaum.

(Morus.)

Der Maulbeerbaum stammt aus Persien und China und wurde bei uns wegen der Zucht der Seidenraupe angebaut. Sein Name, dessen erste Silbe nicht mit Maul = Mund zusammenhängt, bezieht sich auf die zusammengesetzte Beere seiner süßen Frucht. Den Alten galt der Baum als ein Symbol der Klugheit, da er der letzte unter den Bäumen ist, welcher sich belaubt, aber gerade wegen dieser Langsamkeit auch vor der Kälte gesichert ist und doch zur rechten Zeit, wenn die Hitze am größten ist, die kühlende und erquickende Beere bietet.

Der schwarze Maulbeerbaum war dem Pyramus und der Thisbe geweiht. Beide waren Nachbarskinder in der alten Weltstadt Babylon. Sie liebten einander und hätten sich vermählt, wenn die Eltern, deren Häuser aneinanderstießen, nicht dagegen gewesen wären und jeden Umgang zwischen den Liebenden streng zu verhindern gesucht hätten. Allein trotzdem fanden die jungen Leute Mittel, mit einander zu verkehren. Eine Lücke in der Mauer, die beide Häuser schied, gab ihnen Gelegenheit, sich zu sprechen. Hier verabredeten sie einst, vor den Thoren der Stadt am Grabe des Ninus zusammenzutreffen. Thisbe kam zuerst, aber die unerwartete Erscheinung einer Löwin bestimmte sie, sich in eine in der Nähe befindliche Höhle zu flüchten. In der Eile verlor sie ihren Schleier, welchen die Löwin zerriß. Bald darauf stellte sich auch Pyramus an dem Orte ein; statt aber seine Geliebte zu finden, fand er deren zerrissenen Schleier; dies brachte ihn auf den schrecklichen Gedanken, Thisbe sei von dem Thiere zerrissen, und in der Verzweiflung stürzte er sich in sein Schwert. Als nun die arme Thisbe bei ihrer Rückkehr ihren Geliebten im Blute fand, durchbohrte sie sich mit demselben Schwerte. Beide barg *ein* Grab, und der Maulbeerbaum, unter dem sie beerdigt wurden, verwandelte seine weißen Früchte in schwarze.

Der Maulbeerbaum.

Von neuem hattest du dich grün geschmückt,
Um deine Blätterkrone summten Bienen,
Du sahst so fröhlich aus, so still beglückt,
Vom goldnen Sonnenlichte hell beschienen.

Da hat der Seidenzüchter dich erblickt,
Und ob auch um Erbarmen deine Mienen
Zu ihm gefleht, er hat dich kahl gepflückt,
Zum Futter mußt du seinen Würmern dienen.

Nun stehst du wieder farblos und entlaubt,
So arm, so dürftig zwischen lauter Reichen,
Zum drittenmal schon deines Schmucks beraubt;

Gar manchem Dasein traurig zu vergleichen,
Das immer neu dem Grün der Hoffnung glaubt
Und immer neu es trüglich sieht erbleichen.

R. Waldmüller.

---

93. Die Cypresse.

(Cupressus sempervirens.)

Die Heimat der Cypresse sind die Länder um das Mittelmeer. Der auffallend starre Wuchs derselben hat schon im Altertum den Blick auf diesen Baum gezogen und Anlaß zu seinem Namen gegeben. Der deutsche Name ist abgeleitet von der botanischen Benennung Cupressus. Mit dieser Bezeichnung wollten die Alten daran erinnern, daß dieser Baum immer gleiche Äste treibt. In ihrer Gestalt gleicht die Cypresse unserer Pappel; die äußere Erscheinung des Baumes nach Form und Farbe macht einen düsteren Eindruck auf den Beschauer, so daß der Baum in seiner Heimat als Symbol der Trauer und des Todes angesehen wurde und noch jetzt als stille Wacht auf die Gräber der geliebten Toten gepflanzt wird.

Der hohe, pyramidale Baum hat Ähnlichkeit mit einer Flamme, deshalb stand die Cypresse bei den alten feueranbetenden Persern in großem Ansehen. Sie hatten ihr den Namen „Freier Baum“ gegeben, weil sie nach ihrer Meinung keine Früchte trug. Als der Freiheit Baum ist die Cypresse auch von Fr. Bodenstedt gefeiert worden; derselbe singt:

„Die Cypresse ist der Freiheit Baum,
Nie zur Erde die Zweige senkt sie,
Empor zum lichten Himmelsraum
Ragt und die Zweige lenkt sie.

Schlank ist ihr Wuchs und fein ihr Laub,
Und keine Fruchtlast beugt sie;
Ihr Schmuck wird nicht des Winters Raub,
Von höherm Dasein zeugt sie.

Frei von dem lauten Weltgewühl
Den stillen Friedhof schmückt sie;
In ihrem Schatten ruht sich's kühl,
Den Blick vom Staub entrückt sie.

So ragt sie wie ein grüner Turm
Der Hoffnung in die Ferne —
Tief unter ihr nagt der Grabeswurm,
Hoch über ihr leuchten die Sterne."

Eine griechische Mythe berichtet über die Entstehung der Cypresse folgendes: Kyparissos war ein Sohn des Telephos. Er war ein Liebling des Sonnengottes Apollo, und als er sich eines zahmen Hirsches wegen, den er von diesem geschenkt erhalten hatte, und den er sehr liebte, aber unvorsichtigerweise erschossen hatte, das Leben nehmen wollte, verwandelte ihn der Gott in einen Cypressenbaum. Nach anderen war er ein Liebling des Waldgottes Silvanus, wurde unversehens getötet und in jenen Baum verwandelt. Daher trägt Silvanus häufig eine mit der Wurzel abgerissene Cypresse auf alten Abbildungen. Sie war aber auch Pluto, dem finsteren Gott der Unterwelt, heilig; bei den Opfern, die ihm bei Nachtzeit gebracht wurden, war der Priester mit Cypressen bekränzt. Selbst Amor schnitzte nach einer alten Sage, um den Schmerz der Liebe anzudeuten, seine Pfeile aus Cypressenholz. Im allgemeinen war die Cypresse den Griechen ein Baum der Trauer.

Aus ihrem Holz war das Scepter des Zeus angefertigt worden, um hierdurch zugleich anzuzeigen, daß er ein Herr über Leben und Tod sei.

Auch in der Gegenwart steht die Cypresse als Trauerbaum bei den Türken in hoher Achtung. Bei den Begräbnisfeierlichkeiten selber findet sie eine ausgedehnte Berücksichtigung. Nachdem die Gruft geschlossen, pflanzen die Leidtragenden Cypressenzweige zu beiden Seiten des Grabes ein. Gehen dieselben an, so ist dies ein Zeichen, daß der Verstorbene in den Himmel eingegangen, wo nicht, daß er von den schwarzen Engeln gepeinigt wird.

Die türkischen Totenäcker, gewöhnlich groß und am äußersten Ende der Städte angelegt, sind meist mit hohen Cypressen bepflanzt und bilden häufig einen freundlichen Wald von Cypressen. Statt der massiven Steine, welche die Christen und Juden zur Bedeckung der Gräber wählen, bedienen sich die Türken oft solcher Steine, welche an mehreren Stellen durchbrochen sind, damit Cypressen und andere wohlriechende Gesträuche, welche unmittelbar über den Leichnam gepflanzt werden, durchwachsen können. Bisweilen legt man auf das Grab auch einen großen hohlen Stein, welcher die Gestalt eines nicht bedeckten Grabes hat; man füllt denselben mit guter Erde und pflanzt Gewächse und Blumen hinein, die von der Familie des Toten sorgsam gepflegt werden. Die Ehrfurcht, welche die Türken gegen ihre Toten hegen, geht so weit, daß die Totenäcker mehr noch als die Moscheen selbst Orte des Gebets und der religiösen Sammlung sind. Es giebt viele fromme Muselmänner, welche keinen Tag verstreichen lassen, ohne auf dem Grabe ihrer Väter, Kinder, Verwandten oder Freunde zu beten. Man erblickt zu allen Stunden des Tages und selbst der Nacht jemanden, der an diesem Aufenthaltsort des Friedens wohlriechende Pflanzen entweder begießt oder in die Erde steckt.

Bei uns ist es der Cypresse im Winter im Freien zu kalt, sie kann deshalb nur in Kübeln gezogen werden. Auf einem Pariser Kirchhofe jedoch finden sich einige Exemplare von stattlicher Größe. Besonders verdient von der Cypresse noch das außerordentlich hohe Lebensalter, welches Jahrtausende betragen kann, hervorgehoben zu werden. Einige Stämme haben wegen ihres Alters historische Berühmtheit erlangt. So steht z. B. eine Cypresse in der Lombardei, die bereits zur Zeit Julius Cäsars wegen ihres Alters berühmt war. Napoleon I. nahm auf sie bei dem Bau der Simplon=Straße Rücksicht und ließ die Straße einen Umweg machen.

Die Cypresse.

Matt erscheinst du und heimwehkrank im Norden, Cypresse,
Und an die Gräber gepflanzt, zeigst du ersterbend dich selbst;
Doch in der helleren Luft des warmen Südens erhebt sich
Kühn aufsteigend und stolzfeierlich deine Gestalt.
Dort auf den Trümmern des Reichs der völkerbezwingenden Roma
Oder auf Gräbern dort schöner hellenischer Kunst
Stehst du mit heiligem Ernst und rauschest erhabene Trauer
Um die vergangene Pracht allen Lebendigen zu.
Nicht mehr rieselt die Quelle bei dir, um welche die Nymphen
Einst zum gefälligen Tanz lachend sich reichten den Arm;
Nicht mehr grünet der Rasen, auf dem in feiernder Ruhe
Weithin schallend und süß tönte die Flöte des Pan;
Nicht mehr steht dir zur Seite der heitere Tempel der Musen,
Und statt des frohen Gesangs schallet ein düsterer Chor
Weltentsagender Mönche dir zu aus finsterem Kloster,
Und du hörest ihn still an mit erhabenem Ernst.
Denn du gedenkest der Zeit des homerischen Sanges, und leise,
Wenn der Choral nun verklingt, rauschest, Cypresse, auch du,
Und wehmütiger Duft strömt langsam wallend im Rauschen
Aus dem ambrosischen Haar weit in die sonnige Luft.
Seltsam klingt dein rauschender Ernst dem horchenden Mönche,
Welcher das Kloster verläßt, seltsam umweht ihn dein Duft,
Wie ein verlorener Hauch aus längst erstorbenen Zeiten,
Und er schauert und seufzt: „Alles ist eitel dahier!“

Aus „Im Grünen“.

Symbolik der Farben.

Warum ist die Farbe der Hoffnung grün, die der Treue blau, und jene der Unschuld weiß, und die Farbe der Liebe rot? Es steht davon nichts in der Blumensprache, wir müssen das Buch der Natur aufschlagen.

Die Farbe der Unschuld ist weiß, weil Weiß gar keine Farbe ist; die Schuldlosen wissen es gar nicht, daß sie schuldlos sind. Erst mit der Schuld kommt das Bewußtsein derselben. Ein Erdenstäubchen schon entweiht die Reinheit der Lilie — und Lilie ist dann nicht Lilie mehr.

Und die Farbe der **Treue** ist **blau**, weil ja der Himmel blau ist, der uns nie gelogen, der da fest steht, wie wir auch wanken und schwanken; der immer wieder erscheint nach Wolkennacht und Ungewitter in seiner ewigen treuen Reinheit. Und wenn alles bricht, blicken wir zum Himmel empor. Dort oben, nicht hier unten auf der Erde oder im feuchten Meere ist der Ankergrund unseres Vertrauens.

Und die **Hoffnung** ist **grün**. Werden ja in jedem Frühlinge selbst die Gräber, worin die lange Hoffenden und Harrenden liegen, grün! Spricht doch aus jedem keimenden Grashalm, jedem Blatte, jeder Knospe die Hoffnung! Der Frühling ist die Hoffnung, und die Hoffnung ein ewiger Frühling. Noahs Taube brachte das grüne Ölblatt und mit ihm die Hoffnung. Jeder Frühling ist für uns eine Noahstaube. Und ich glaube, die Toten in den Gräbern wissen das ganz gut; und wenn der Lenz seine Flügel regt, und die warmen Lüfte über die Erde ziehen, da pocht ihr Herz, ihr Leben und Denken pulsiert; sie fühlen es, daß es warm wird über ihnen, daß die Lerchen singen und die Schwalben schwärmen, und sie treiben aus ihrer Brust Gräser und Halme empor zum Sonnenlichte und zeigen uns, daß sie lebendig sind im Tode.

Das ist ein Bild der Auferstehung, die sie uns verkündigen. Sie rufen uns zu: Hoffet, so werdet ihr erhöret werden. Warum freut sich denn das Menschenauge, wenn die Bäume grünen, wenn die Primeln aus der Erde steigen? Mit dem Auge freut sich auch das Menschenherz, und das Menschenherz ist etwas Großes, Gewaltiges, das die geheime Sprache des Geistes Gottes in der Welt versteht.

Warum ist die Farbe der **Liebe rot**? Weil das Herzblut rot ist, und weil nur ein Mensch, der ein treues glaubendes Herz hat, wahrhaft lieben kann. Jede Blutwelle ist dann ein Puls der Liebe, und jeder Herzschlag eine Ahnung der Unsterblichkeit. Und wenn die Sonne untergeht, so küßt sie mit purpurnen Lippen noch zum Abschied die Erde, die sie liebt; denn sie segnet, befruchtet, ernährt sie. Und wenn die Sonne aufgeht, so küßt sie im Morgenrot mit denselben purpurnen Lippen ihre teure Erde. Wir nennen das Abendrot und Morgenrot; aber es ist nur die Liebe, die gewaltige Liebe, welche die Sonne offenbart im Geiste des Herrn!

Herloßsohn.

---

94. Die Nieswurz.

(Helleborus niger.)

Die Pflanze gehört zu den ältesten Heilkräutern; sie hat ihren Namen von der Wurzel erhalten, welche, in pulverisierter Form in die Nase gebracht, heftiges Niesen erregt. Wegen dieser Eigenschaft bildet die Wurzel noch jetzt einen Hauptbestandteil des Schneeberger Schnupftabaks. Zwei andere Benennungen der Pflanze, **Schneerose** und **Christblume**, haben ihren Grund in der in die Weihnachtszeit fallenden Blütezeit. Ein alter Pflanzenkenner schreibt in seinem Buche, indem er auf die Ungläubigkeit gewisser Leute hindeutet, die nicht begreifen wollen, daß eine Pflanze auch zur Winterszeit blühen könne: „Christwurtz hat seinen Namen darumb, daß seine Blüte, die gruen ist, auf Christnacht sich aufthut und bluet, welches ich auch selbs wargenommen und gesehn, mag für ein gespot haben wer da will“. Die Pflanze führte auch den

Namen Wendewurz, weil sie zur Zeit der Wintersonnenwende blüht.

Es kann nicht Wunder nehmen, daß diese Pflanze, die zu einer so heiligen Zeit blühte, selbst für heilig gehalten wurde. Man legte ihr die Kraft bei, die bösen Geister zu bannen. Auch bei der furchtbaren Pest suchte der Mensch bei dieser Pflanze Hilfe. Man stach einem Pestkranken die Pestbeulen aus und steckte die Wurzel dieser Pflanze in die Wunde.

Die Christblume.

I.

Tochter des Waldes, du Lilien verwandte,
So lang' von mir gesuchte, unbekannte,
Im fremden Kirchhof, öd' und winterlich,
Zum erstenmale, o schöne, find' ich dich!

Von welcher Hand gepflegt du hier erblühtest,
Ich weiß es nicht, noch wessen Grab du hütest;
Ist es ein Jüngling, so geschah ihm Heil,
Ist's eine Jungfrau, lieblich fiel ihr Teil.

Im nächt'gen Hain, von Schneelicht überbreitet,
Wo fromm das Reh an dir vorüberweidet,
Bei der Kapelle, am krystallnen Teich,
Dort sucht' ich deiner Heimat Zauberreich.

Schön bist du, Kind des Mondes, nicht der Sonne!
Dir wäre tödlich anderer Blumen Wonne,
Dich nährt, den keuschen Leib voll Reif und Duft,
Himmlischer Kälte balsamsüße Luft.

Dich würden, mahnend an das heil'ge Leiden,
Fünf Purpurtropfen schön und einzig kleiden;
Doch kindlich zierst du, um die Weihnachtszeit,
Lichtgrün mit einem Hauch dein weißes Kleid.

Ed. Mörike.

II.

Sei mir gegrüßt, du schöne, stille Blume,
Christblume du auf meiner Liebsten Grab!
Noch blühest du zu deines Heilands Ruhme,
Die andern Blumen alle fielen ab.
Dem Winter trotzest du und seinen Wettern
So ritterlich wie nur der Tannenbaum;
Er wiegt sich leise über deinen Blättern,
In allen Ästen einen Weihnachtstraum.

Fällt nun die heil'ge Christnacht auf die Erde,
So wie ein lichter Stern vom Himmel fällt,
Verkleidet sich in menschliche Gebärde
Die ew'ge Lieb', der Herrscher aller Welt:

Dann thust den Kelch du selig von einander
Und blühst, wie frisch gefall'ner Schnee so weiß,
Im Feld ein Engel, ein von Gott gesandter,
Und in der Krippe blühet Davids Reis.

O Herr, mein Gott, so rein und ohne Fehle,
Wie diese Blume auf der Liebsten Grab,
So wetterfest mach' du auch meine Seele,
Thu' alle Furcht und alle Flecken ab!
Die Tannen rauschen, meinen Mantel schlage
Ich um mich wider Schnee und Sturmgebraus;
Ich gehe heim, doch still im Herzen trage,
Christblume, ich dein liebes Bild nach Haus.

Martin (M. Lange).

95. Das Schneeglöckchen.

(Galanthus nivalis.)

Wenn winterliches Stürmen noch die Welt bezwungen hält, und Schnee und Eis noch Berg und Thal bedecken, erhebt sich im Walde und Garten als erstes Zeichen des nahenden Frühlings das Schneeglöckchen und die ihr nahverwandte und ähnliche Frühlingsknotenblume (Leucoium vernum), die in Gegenden, wo das erstere nicht vorkommt, auch Schneeglöckchen genannt wird. Arme Kinder eilen dann hinaus und pflücken die Erstlinge des neuen Jahres, binden sie zu Sträußchen und tragen sie in die nahe Stadt zum Verkauf. Gern kauft sie der Städter; denn er freut sich, daß es schon im Walde blüht, und daß nach langem, bangem Warten der Frühling im Anzuge ist. Wegen der Blütezeit hieß die Pflanze im Mittelalter Hornungsblume, ein Name, der jetzt ganz verschwunden zu sein scheint. In der Schweiz nennt man sie auch Amselblümi; denn wenn sie blüht, läßt auch bald die Amsel ihren Schlag im Walde wieder hören. Nach der Dauer der Blütezeit bestimmen die Schweizer den Sommer: welken die Schneeglöckchen früh, so deutet das auf einen kurzen Sommer.

Schneeglöckchen, einem Elfchen gleich mit dreifachem Silberflügel, wie steckst du so lauschend das Köpfchen aus dem noch farblosen Rasen und schaust, ob er komme, der Frühling, mit weckendem Kusse zur schlummernden Aue. Dich sandten die Schwestern voraus, die Töchter der Luft, um zu sehen, ob schon der Hain sich wieder geschmückt, sie zu empfangen und ihre Schleier zu tragen; ob von der Nymphe des Waldes auch schon der grüne Teppich auf die umschattete Wiese gebreitet zu ihren nächtlichen Reigen, und die Quelle des Tanzes taktvolle Weise wiederum murmele.

Noch gewahrst du von alledem wenig; denn es hatte der Lenz, bevor nicht der Winter besiegt, zum Schaffen und Schmücken nicht Zeit. Nun aber webt er geschäftig die Blätter und Blüten und spinnet die Halme; doch vor allem küßt er mit schmeichelndem Hauche dich liebliches Kind und säumt, zum Bannerträger dich weihend, dein schneeiges Kleidchen mit seinem süßesten Grün.

Sinnend blick' ich nieder zu dir und möchte dich fragen: Bist du auch jenes Frühlings Herold, der den Winter des Todes besiegt, und kannst du mir sagen, ob mein Geist so klar und leicht und fleckenlos dem Grab entsteigt, wie du der Erde Nacht, und ich den seligen Geistern dort willkommen bin, so wie du mir bist, holder Götterbote? Du lüftest statt der Antwort deine zarten Schwingen und zeigst den tiefen, grün umzogenen Kelch. — Ja, ich verstehe, du sagst: „Erhebe dich und hoffe!"

Pauline Klein.

Schneeglöckchen.

I.

Der Lenz will kommen, der Winter ist aus,
Schneeglöckchen läutet: Heraus, heraus!
Heraus ihr Schläfer in Flur und Heid',
Es ist nicht länger Schlafenszeit!
Ihr Sänger hervor aus Feld und Wald!
Die Blüten erwachen, sie kommen bald;
Und wer noch schlummert im Winterhaus —
Zum Weben und Leben heraus, heraus!
So läutet Schneeglöckchen durchs weite Land,
Da hören's die Schläfer allerhand;
Und es läutet fort zu Tag und Nacht,
Bis endlich allesamt aufgewacht;
Und läutet noch immer und schweiget nicht still,
Bis auch dein Herz erwachen will.
So öffne denn nun den engen Schrein,
Zeuch aus, in die ganze Welt hinein;
In das große, weite Gotteshaus
Erschwing dich, o Seele, und fleuch hinaus,
Und halte Andacht und stimme erfreut
In das volle, süße Frühlingsgeläut.

G. Scheuerlin.

II.

Es hat die Sonn' einmal gelacht;
Da ist zu frühem Opfertume
Ihr Kind, Schneeglöckchen, aufgewacht,
Die kleine, holde Winterblume.

Wohl hat die Sehnsucht dich erfaßt;
Du suchst den Lenz mit sanften Blicken
Und möchtest für den lieben Gast
In Unschuld dich und Hoffnung schmücken.

Die Sonne sinkt zu früh hinab,
Die kalten Winterstürme wehen,
Der Schnee ist Wiege dir und Grab,
Mußt einsam blühen und vergehen.

Das Grün, das du im Kelche trägst,
Es ist der einzig grüne Schimmer;
Der Lenz, den du im Busen hegst,
Der schöne Lenz, er kommt dir nimmer.

O. Heubner.

III.

Auf den Fluren ausgebreitet
Leuchten noch des Winters Decken,
Und der Strahl der Sonne gleitet
Drüberhin, um aufzuwecken;
Da durchbricht die kalte Rinde
Schnell das übereil'ge Glöckchen.
O, verschont es, rauhe Winde,
Bettet weich es, duft'ge Flöckchen!

Erstlingsblümchen, sei willkommen!
Wirst den Frühling du bedeuten,
Bist du wohl so früh gekommen,
Um die Feier einzuläuten?
Hat man drum dich so geheißen,
Daß ein leises Lenzesklingen,
Wenn des Winters Bande reißen,
Sollte in die Seele dringen?

Künde nun auch mir den Frieden
Nach des Herzens Winterstürmen,
Daß ihm Ruhe sei beschieden,
Ob sich auch die Wolken türmen!

Wie der Sonne Strahl die Fluren
Wieder weckt zu neuem Leben,
Möchten so der Hoffnung Spuren
Mir auch Lebensnahrung geben.

K. Stelter.

96. Der Safran.

(Crocus.)

Der Safran, welcher erst durch die Kreuzfahrer im nördlichen Europa zu allgemeinerem Gebrauch gekommen ist, hat seinen Namen von dem arabischen Worte safara, gelb färben; die botanische Bezeichnung Crocus bezieht sich auf die fadenförmigen Narben (Kroke = Faden), die den gewürzigen, heilkräftigen, gelben Farbstoff enthalten. Der violette Frühlingssafran (C. vernus) gehört zu den ersten Frühlingsblumen unserer Gärten, der echte Safran (C. sativus) war eine sehr geschätzte Kulturpflanze der Alten, während in der Gegenwart der Gebrauch des Safrans durch andere Gewürze und Farben sehr beschränkt worden ist.

Nächst dem roten Purpur galt der gelbe Safran den Alten als die Farbe des Lichtes und der Majestät. Der Safran war die Lieblingsblume der Demeter, welche sonst keine Blumen liebte, weil ihre Lieblingstochter beim Blumensammeln in die Unterwelt entführt worden war. Nach Homer trägt Eos, die Göttin der Morgenröte, ein safranfarbiges Gewand, und den Christen versinnbildlichte der Safran in späterer Zeit die Liebe Gottes. Den Römern war derselbe als Würze fast unentbehrlich; behaupteten sie doch, er sei das einzig wirklich gut riechende Ding. Der Kaiser Heliogabal badete sich nur in Teichen, deren Wasser mit edlen Salben oder mit Safran gemischt war, und einst lud er die vornehmsten Herren zugaste und wies ihnen als Sitz ein Sopha an, welches mit Safran gepolstert war. Aber nicht nur zu Parfüms und Salben benutzte man den Safran, sondern man setzte ihn auch vielen Leckerbissen und Kuchenarten bei. Auch als Arzenei diente er, und Plinius rühmt von ihm, daß nach seinem Genusse der Wein nicht trunken mache, und daß ein Kranz von ihm die Berauschung verhindere.

Der Gebrauch des Safran zur Würze der Speisen und Backwerke hat das Mittelalter überdauert und sich auf dem Lande noch hier und da erhalten. Ehemals war derselbe ein sehr teures Gewürz; denn erst 20000 Narben liefern etwa 1 Pfund, und man sah sich deshalb nach Ersatzmitteln um. Ein solches lieferte eine lange Zeit hindurch der färbende Safflor (Carthamus tinctorius), welcher in Thüringen auf Feldern angebaut wurde.

Der Safran.

I.

Goldene Flämmchen im lustigen Reihn,
Solltet ihr trügerische Irrwische sein?
Nein, ihr verlockt nicht in Sümpfe und Moor,
Nicht Kobolde sandten euch nächtlich empor.

Ihr seid die Kerzen der Frühmett' im Jahr,
Lodert so sittig auf Frühlingsaltar.
Nur an der Sonne entzündet ihr euch;
Doch, wenn sie scheidet, erlöscht ihr sogleich.

Seid ihr dem Phöbus allein nur geweiht,
Dürft nur ihm sagen, wie Terra sich freut,
Und daß sein Lieben, sein Glühen sich teilt? —
Flüchtige Boten — bei uns auch verweilt.

Pauline Klein.

II.

Crocus, Sproß des Morgenlandes,
Seltner Gast auf Schwabens Flur,
Zeugnis ewig jungen Frühlings
Und uralter Weltkultur:
Wo itzt Flocken niederwirbeln
Auf die wohldurchblümte Au',
Pflanzte einst ihr Safrangärtlein
Eine kluge Römerfrau.

Saft dem Süpplein ihrer Küche,
Herzarznei für böse Sucht,
Dunkler Locken Wohlgerüche
Zog sie aus der edlen Frucht.
Und im Anhauch dieser Blume
Schritt sie, wenn der Frühling nah',
Opfernd zu dem Heiligtume
Der Diana Abnoba.

J. V. v. Scheffel.

97. Die Hyacinthe.

(Hyacinthus orientalis.)

Diese Pflanze weist mit ihrem Namen zurück in die Zeit, in der die Götter Griechenlands noch mit dem Menschen in freundschaftlichem Verkehr lebten. Die Sage erzählt, daß der lichte Sonnengott Apollo mit dem tugendhaften und reizenden Königssohn Hyacinthos ein inniges Freundschaftsbündnis geschlossen hatte. Oft ließ sich Apollo mit dem Jüngling in gymnastische Spiele ein, aber einst, als sie im Diskuswerfen sich übten, trieb der neidische Zephyros, der den Jüngling ebenfalls liebte und sich für seine Verschmähung rächen wollte, die geschleuderte Wurfscheibe so, daß sie zurück und dem Unglücklichen auf den Scheitel fiel und ihn erschlug. Unendlich war des Gottes Schmerz, und laut strömten seine Klagen. Um doch einigen Trost zu haben, gab er einen Beweis seiner Wunderkraft. Denn:

„Siehe, das Blut, das strömend des Erdreichs Kräuter gefleckt,
Endiget Blut zu sein; voll Glanz, wie syrischer Purpur,
Hebt sich die Blum' und empfängt Gestalt, gleich Lilien, wenn nicht
Rötelnde Bläue die ein', und die andre Silber gefärbet.
Nicht genügt es dem Phöbus; denn der war Stifter der Ehre.
Selbst mit eigenem Wehe beschrieb er die Blätter, und AI AI
Sagt dem Griechen die Schrift, und es klagt auf der Blume der Buchstab'."

Das in diesen Hexametern gebrauchte AI war bei den Griechen ein Ausdruck des Schmerzes.

Auch mit dem berühmten Helden Aias wird unsere Blume (von anderen jedoch der Rittersporn, vgl. diesen) in der griechischen Sage in Beziehung gebracht. Aias oder Ajax, Sohn des Telamon, Königs der Insel Salamis bei Attika, war vor Troja der Schönste und Tapferste der Griechen nächst Achilles. Den Hektor verwundete er durch einen Steinwurf, und viele Feinde sanken von seinem mächtigen Arm im Kampfe bei den Verschanzungen und Schiffen. Nach Achilles' Tode stritt er sich mit Odysseus um die Waffen des Helden, und als sie dem letzteren zugesprochen wurden, ward er so rasend, daß er sich im Wahnsinn selbst tötete, und

„— — — das Land, von dem Morde gerötet,
Zeugt aus grünendem Rasen die purpurnfarbene Blume,
Die dir früher entkeimt', öbalischer Knab', Hyacinthos.
Eine gemeinsame Schrift, dem Knaben sowohl wie dem Manne,
Ward auf die Blätter geprägt; ihn nennet sie, jenen beklagt sie."

Dieser Trauerzüge wegen war die Hyacinthe den Alten eine Blume der Klage, der Trauer und des Todes; doch erhellt auch aus mehreren auf uns gekommenen Berichten, daß sich die jungen Griechinnen am Vermählungstage einer ihrer früheren Gespielinnen mit Hyacinthenkränzen das Haar schmückten.

Die Heimat der Hyacinthe ist der Orient; im Laufe der Zeit ist sie von Osten nach Westen gewandert. In der Türkei erfreute sie sich einer großen Beliebtheit, besonders in den kostbaren Gärten des Serail entfaltete sie eine seltene Pracht und Schönheit. Im 16. Jahrhundert soll sie von Bagdad über Konstantinopel nach Italien gekommen sein. Von hier wurde sie nach Deutschland eingeführt. Die großartigste Kultur fand die Hyacinthe in Holland, nachdem die krankhafte Begeisterung für die Tulpe sich etwas gelegt hatte. Im Anfange des 18. Jahrhunderts entstand in Holland eine förmliche Sucht nach Erzeugung neuer Hyacinthenarten. Die seltensten Exemplare wurden unglaublich hoch bezahlt; eine Sorte z. B. mit 4900 Gulden. Hatte man in einem Orte das Glück gehabt, eine neue Art erzeugt zu haben, so wurden die Bewohner der Umgegend zu einem Feste eingeladen, wobei der neuen Hyacinthe der Name gegeben wurde. Bekam die Blume den Namen von einer berühmten oder gar fürstlichen Person, so war das Fest mit entsprechender Pracht ausgestattet. In etwas hat sich diese Begeisterung für die Blume in Holland mit der Zeit gelegt, aber trotzdem ist die Hyacinthenkultur der Stadt Haarlem noch immer in großem Ruf und Flor.

Auch in Berlin wurde die Kultur dieser Blume im vorigen Jahrhundert stark betrieben. Vorzugsweise die Südostseite unserer Residenz eignet sich zur Anpflanzung von Hyacinthen, da sich hier leichter Sandboden mit feuchtem Untergrunde befindet. Im Jahre 1839 hatte ein Tulpen- und Hyacinthenhändler in Berlin 2000 □ Ruten mit diesen Blumen bepflanzt, an Hyacinthen besaß er 2 Millionen Stück. Zur Frühlingszeit war es bei hoch und niedrig Sitte, in die Hyacinthenfelder zu fahren oder zu gehen, um die Farbenpracht und den Duft zu

genießen und zu bewundern. Doch auch die Blumen sind dem Tyrannen der Mode unterworfen. Plötzlich ließ in Berlin die Begeisterung für die Hyacinthe nach; man fand die eben bewunderten Felder eintönig und langweilig.

In Frankreich zog man die Hyacinthe als Wasserblume, indem man die Zwiebel in besondere Gläser mit Wasser that, so daß die Wurzelfäden in das Wasser tauchten. Sie erhielt hiervon den poetischen Namen „über den Wassern schwebender Geist". Man sieht diese Hyacinthengläser auch bei uns.

Die Hyacinthe.

Schlank auf schlankem Blütenstengel
Ragst du in die Maienluft,
Mit den Tinten ohne Mängel,
Mit dem wonnevollen Duft.

Wie so lieblich deine Kelche
Sich zur Blütentraube reih'n!
Von den andern Blumen, welche
Kann den Anblick uns verleih'n?

Wohl an Duft narkotisch feiner,
Üppiger auch, das geb' ich zu,
Aber zarter ist und reiner
Keine Blume als wie du.

J. N. Vogl.

---

98. Die Narcisse.

(Narcissus pseudo-narcissus.)

Die Narcisse ist der griechischen Sage nach aus Narcissus, dem Sohne des Cephisus und der Meernymphe Liriope, entstanden. Derselbe war ein herrlicher, blühender Jüngling, und ihm war geweissagt, er würde ein hohes Alter erreichen, wenn er sich nicht selbst kennen lerne. Auf seinen Wanderungen kam er auch in einen einsamen Wald, rings von hohen Felsen umgeben. Hier trauerte die Nymphe Echo; sie, einst die lieblichste und heiterste aller Bergnymphen, weilte hier in freudenloser Einsamkeit, weil sie einst den Zorn der Juno erregt. Als sie des bildschönen Jünglings ansichtig wurde, entbrannte ihr Herz, und sie bat den Narcissus, bei ihr zu bleiben. Doch ihre Bitte fand kein Gehör; im fröhlichen Übermut spottete Narcissus ihrer und zog weiter. Da rief sie zu den Göttern und bat um Vergeltung. Und die Götter erhörten ihr Flehen; als Narcissus aus einer Quelle trinken wollte, schaute er zum erstenmal sein eigenes Bild und ward von solcher Leidenschaft zu sich ergriffen, daß er sich in Liebesgram verzehrte.

Selbst sich staunet er an und starrt mit dem nämlichen Blicke,
Nimmer verrückt, wie ein Bildnis geformt aus parischem Marmor,
Alles bewundert er, was an ihm selbst der Bewunderung wert ist.

(Ovid.)

Er siechte und welkte dahin wie eine Blume. Aus Mitleid ließen ihn die Götter nicht ganz vergehen, sondern verwandelten ihn in die Narcisse.

Die Narcisse ist die eigentliche Totenblume der Griechen. Noch heute werden Tote und Grabmäler damit geschmückt. In der alten Mythologie wird sie öfters erwähnt: Pluto, der Gott der Unterwelt, trug sie, und die Furien, die Göttinnen der Rache und Vergeltung, flochten ihre Kränze aus ihr. Mit Narcissen spielte Proserpina, als Pluto sie in die Unterwelt raubte, und Narcissen sammelte Europa, als Zeus sich ihr in Gestalt eines weißen Stieres näherte und sie dann nach Kreta entführte.

Abweichend von der oben mitgeteilten Sage berichtet eine andere, daß Narcissus eine ihm so ähnliche Zwillingsschwester hatte, daß beide nicht zu unterscheiden waren, um so mehr, da sie sich ebenso wie er kleidete und die Jagd zu ihrer Lieblingsbeschäftigung machte. Er liebte sie mit der innigsten Zärtlichkeit; aber sie starb, und nun ging er oft zu einer Quelle, um im Anschauen seines eigenen Bildes Beruhigung seiner Leiden zu finden. Allein er fühlte den Verlust nur desto stärker, und in einem Augenblicke dumpfer Verzweiflung stürzte er sich in das Wasser, in die Arme des geliebten Bildes. Daher bemerkt Isidorus Orientalis bei dem Anblick einer schönen Narcisse:

„Diese schlanke Gestalt, das holde Köpfchen, es biegt sich
In sich gewendet und schön immer, als sucht' es den Quell".

Dieser Mythus lieferte A. W. Schlegel den Stoff zu folgendem Sonett:

„O Nymphe!" sprach Narcissus zu der Quelle,
„Du Spiegel! Bett des fern und nahen Lieben!
Du Tafel, wo sich Schönheit eingeschrieben,
Und meiner Wünsch' unüberstieg'ne Schwelle!

Nicht thöricht mehr umarmend deine Welle
Will ich die zarte Malerei dir trüben,
Laß mich in mich sie fassen, bei dir drüben,
Indem ich weinend dich gelinde schwelle.

Doch, wenn ich nun mich ganz in dich ergossen,
Wer weiß, ob ich dies Bild in mir nicht misse,
Und wieder mich aus mir hinweg muß sehnen?"

Er sagt es, und sein Leben war entflossen.
Doch neigt, nicht mehr Narcissus, die Narcisse
Den schwanken Stiel noch stets zum Bach der Thränen.

99. Die Tulpe.

(Tulipa Gesneriana.)

Der Name dieser stolzen Blume hängt zusammen mit dem persischen dulbend, worunter in Persien ein buntes Tuch verstanden wird, welches als Bedeckung um den Kopf geschlungen und von uns Turban genannt wird. Wegen der Ähnlichkeit unserer Blume mit einem solchen Dulbend

bekam sie den Namen Tulipane, woraus später Tulpe entstanden ist. Es ist eine eigene Erscheinung, daß dieser stolzen, schönen Blume in der Mythologie nirgend Erwähnung geschieht.

Aus ihrer Heimat Persien erschien die Tulpe im 15. Jahrhundert in der Türkei, wo sie bald sehr beliebt war, so daß man in Konstantinopel in den kostbaren Gärten des Sultans eigene Tulpenfeste feierte. Im Jahre 1559 kam die erste Tulpe nach Deutschland. Sie wurde von dem Gesandten des Kaisers Ferdinand I. am türkischen Hofe nach Augsburg geschickt; 1565 blühten Tulpen als große Seltenheit in den Gärten der reichen Fugger. Überall, wohin die Tulpe kam, erwarb sie sich die Zuneigung der Menschen. Ganz besonderes Aufsehen erregte sie in Holland, wohin sie zu Anfang des 17. Jahrhunderts gekommen war. Sie wurde hier ein Gegenstand wahnsinnigster Spekulation und übte einen solchen Einfluß auf das menschliche Gemüt aus, wie bisher noch keine andere Blume.

Der Holländer machte als geborener Kaufmann den Blumenhandel zum Gegenstand großer Geschäfte. Das ganze Volk wurde von einem förmlichen Tulpenfieber ergriffen. Begünstigt wurde dies durch den Umstand, daß der Boden in Holland sich ausnehmend gut zur Tulpenzucht eignete. Eine gewaltige Menge von Tulpenzwiebeln wurde auf den überall angelegten Tulpenfeldern erzeugt und in den Handel gebracht. Doch dieser reelle Handel artete bald in einen förmlichen Tulpenschwindel aus. Die Hauptsache wurden bald nur die selteneren Tulpenarten, und alles bemühte sich, solche zu züchten und in den Handel zu bringen. Viele, die eine seltene Zwiebel kaufen wollten, bekamen anstatt der Zwiebel nur eine Bescheinigung darüber, daß sie den Kontrakt für eine solche abgeschlossen hätten. Diese Bescheinigung wurde dann wieder, womöglich zu höherem Preise, verkauft, auf welche Weise sich die Summe oft ins Unglaubliche steigerte. Der Hauptschwindel bestand darin, daß die angeblich gekaufte oder verkaufte Tulpenzwiebel gar nicht in der Wirklichkeit, sondern nur in der Einbildung existierte. Auf solche unlautere Weise war es möglich, daß einige Personen im Umsehen reich wurden. Alle Stände waren von der Sucht, Tulpenzwiebeln zu ziehen, um schnell reich zu werden, ergriffen. Jeder hatte in seinem Zimmer eine Tulpentreiberei angelegt. Für den Handel mit Tulpenzwiebeln hatte man besondere Markttage festgesetzt. Wie auf einer Börse versammelten sich in buntem Gemisch an diesen Tagen an bestimmten Plätzen die Tulpenhändler, Kaufherren, Grafen, Damen, Handwerker, Bauern, Schiffer, Tagelöhner, Näherinnen, Dienstboten und Kinder, und kauften und verkauften Tulpenzwiebeln. Fehlte jemandem das Geld zum Kaufen, so trieb man Tauschhandel. Kleidungsstücke, Schmucksachen, Häuser, Äcker, Viehherden u. a. wurden gegen schöne Zwiebeln gern eingetauscht. Die Preise der besseren Arten waren unglaublich. So zahlte man für eine Zwiebel „Semper Augustus" 13000 Gulden. Für eine andere Zwiebel verpflichtete sich jemand folgendes zu liefern: 2 Last Weizen, 4 Last Roggen, 4 fette Ochsen, 8 Ferkel, 12 Schafe, 2 Oxhoft Wein, 4 Tonnen Achtguldenbier, 2 Tonnen Butter, 1000 Pfund Käse, ein Bündel Kleider und einen silbernen Becher.

Mancherlei Anekdoten sind aus jenen Tagen überliefert. Ein Amsterdamer Kaufmann hatte eine Tulpenzwiebel um 500 Gulden gekauft. Noch lag der unscheinbare Schatz auf dem Tisch, als ein Matrose ins Zimmer trat und eine Botschaft überbrachte. Der Kaufmann ließ ihm eine Kanne Bier und einen Hering vorsetzen, und unvermerkt griff der Bote auch nach der Zwiebel, schälte und aß sie — ein Frühstück, das dem Wirte mehr kostete, als wenn er durch den Koch des Prinzen von Oranien ihm ein Ehrenmahl hätte rüsten lassen. — Ein englischer Naturforscher steckte in einem Garten in Holland ein paar Zwiebeln zu sich, um die schädliche Wirksamkeit der sogen. Tulpenfliege zu untersuchen, wurde aber des Diebstahls bezichtigt und sollte einen Schadenersatz leisten, als wenn er sich in einer fürstlichen Schatzkammer einen kühnen Griff erlaubt hätte.

Unter solchen Umständen ist es leicht erklärlich, daß sich die Tulpe auch auf dem Gebiete der Industrie Geltung verschaffte. Alle Stoffe, besonders die Brabanter Spitzen, mußten mit Tulpenmustern versehen sein, wenn man gute Geschäfte damit machen wollte. Selbst auf den Bildern der berühmten holländischen Maler des 17. Jahrhunderts durfte die Tulpe nicht fehlen.

Doch es war nicht möglich, daß solcher Schwindel sich auf die Dauer halten konnte. Um den vielen, bei solcher Wirtschaft unausbleiblichen Streitigkeiten und Klägereien vorzubeugen, erschien ein Gesetz, daß Tulpenverträge ebenso eingehalten werden sollten, wie ein anderes Geschäft. Dazu kam noch die Bestimmung, daß Tulpenschulden nicht eingeklagt werden konnten. Beide Maßregeln verfehlten ihre Wirkung nicht. Ebenso schnell wie die Tulpe gestiegen war, sank sie auch von ihrer stolzen Höhe. Doch hat sich die Tulpenzucht im großen besonders in Haarlem erhalten, und noch jetzt kommen jährlich eine Menge Zwiebeln von dort in den Handel.

Die Tulpe.

Andre mögen andre loben,
Mir behagt dein reich Gewand,
Durch sein eigen Lied erhoben,
Pflückt dich eines Dichters Hand.
In des Regenbogens sieben
Farben wardst du eingeweiht,
Und wir sehen, was wir lieben,
An dir zu derselben Zeit.

Als mit ihrem Zauberstabe
Flora dich entstehen ließ,
Einte sie des Duftes Gabe
Deinem hellen, bunten Vlies.
Doch die Blumen all', die frohen,
Standen nun voll Kummer da,
Als die Erde deinen hohen
Doppelzauber werden sah.

„Göttin, o zerstör' uns wieder,
Denn wer blickt uns nun noch an?"
Sprach die Rose, sprach der Flieder,
Sprach der nied're Thymian.
Flora kam, um auszusaugen
Deinen Blättern ihren Duft.
Du erfreust, sie sagt's, die Augen,
Sie erfreu'n die trunk'ne Luft.

Aug. v. Platen.

Von einer Tulpenzwiebel.

Haarlems glückseligster Bürger ist
Van Hoek, der göttliche Blumist.
Dort steht er, die Zwiebel in der Hand,
O seht, wie sein Aug' in Wonne schwand!
Nicht hat er vor Jahren die schmucke Braut
So zärtlich, so sorglich angeschaut.
Scharf bläst der Wind von den Dünen.

„O Semper Augustus, Tulpenfürst,
O Wonne, wenn dein Inkognito birst,
Du aufsteigst in deiner Herrlichkeit
Im Silberbrokat, im Scharlachkleid,
Im Goldturban, dran der Reiher sprießt,
Dein Haupt in Anmut königlich grüßt
Im Lächeln der Frühlingssonne!

Um dich beut der Brite tausend Mark,
Und böt' auch der Doge die goldene Bark',
Vom Dogen zum Sultan, zum Mogul umher,
Ihr findet den Semper Augustus nicht mehr.
O Glück! mir liegt's in der Hand, was ihr sucht,
Von Peking, bis wo in Haarlems Bucht
Der Wind scharf bläst in den Dünen.

O Blumenmonarch, dein Vasall bin ich!
Dein erster Gnadenblick fällt auf mich,
Und künd' ich, dein Herold, der Huldigung Zeit,
Steh'n alle vereinigt, wie zaubergefeit.
Ach, noch ist's nicht Zeit; doch Geduld, Geduld!
Bald schimmert der Tag voll Glanz und Huld
Im Lächeln der Frühlingssonne!" —

Er bettet die Zwiebel ans Fenster so lind,
Als wär's ihm ein lieb, ein kränkelnd Kind;
Er faßt sie so zart, so ehrfurchtsscheu,
Als ob's der Prinz von Orange sei.
Nun muß er fort zum Hafen in Hast,
Ein Blick noch, dann Pelz und Muff erfaßt!
Scharf bläst der Wind von den Dünen. —

„Van Hoek nicht daheim?" ein Seemann fragt;
„Doch kehrt er bald", antwortet die Magd,
„Weißbrods ein Stück, ein Kännlein Bier
Verkürze Mynheern das Warten hier."
Er denkt: „Das kommt zu rechter Zeit,
Solch Trank erwärmt trotz wollenem Kleid,
Scharf bläst der Wind von den Dünen.

Nur eins fehlt, Preis dem Seemannssinn,
Du Zwiebel, duftende Negerin,
Braunhäutige, wie die Hindumaid,
Durchsichtige, wie das Kaffernkleid!
Zu Thränen zwingst du mein alt Gesicht,
Als säh's noch der Liebsten ins Augenlicht,
Beim Lächeln der Frühlingssonne.

Hoiho, da liegst du am Fensterrand,
Verlassen, wie Seemanns Witwe am Strand!
Willkommen, du Holde, dein Herzblut her!" —
Da giebt's keinen Semper Augustus mehr!
Verschlungen! Doch flau des Mörders Blick,
Der erst noch gejubelt, geleuchtet vor Glück,
Wie Lächeln der Frühlingssonne.

„Ade, du Magd, grüß deinen Herrn,
Den wackeren Mann, der Blumisten Stern,
Doch Zwiebelzucht versteht er kaum,
Gewächs ist das für Mädchens Gaum;
Kein scharfer Duft, der das Auge beizt
Und Seemanns Herz und Zunge reizt,
Weht scharf der Wind von den Dünen." —

Van Hoek seither den Schlaf nicht kannt',
Ein Geist allnächtig am Bett ihm stand,
Aufsteigend in fürstlicher Herrlichkeit,
Im Silberbrokat, im Scharlachkleid,
Im Goldturban, dran der Reiher sprießt,
Sein Haupt in Anmut königlich grüßt,
Wie Lächeln der Frühlingssonne.

Euch, Kinder der Sonne, o Tulpen ihr,
Euch sang ich dies Lied im Lenzrevier,
Wie Ahnenlieder man Kindern singt
Und That und Gefahr der Vorzeit jüngt.
Der Ries' ist tot, der die Kinder frißt,
Drum fürchtet euch nicht, und gaukelt und sprießt
Im Lächeln der Frühlingssonne.

A. Grün.

100. Die Kaiserkrone.

(Fritillaria imperialis.)

Der Name Kaiserkrone deutet auf den Blütenstand, es ist eine Kronenblume; die schönen Blüten hängen unter einem Büschel, einer Krone von Blättern am oberen Ende des Stengels.

Die Heimat der Pflanze ist Persien; in Palästina kommt sie häufig vor, und die „Lilie des Feldes", gegen die Salomos Herrlichkeit nichts ist, soll nach einigen die Kaiserkrone sein. Vom Orient ist sie 1570 über Konstantinopel nach Deutschland gekommen, um sehr bald der allgemeine Liebling zu werden. Am 5. April 1576 kamen die ersten Blüten der Kaiserkrone in der Hofburg zu Wien zur Blüte. In keinem größeren Garten durfte sie fehlen; es herrschte ein förmlicher Wetteifer in der Zucht der Blume, bei der es galt, möglichst viele Blütenglocken an einem Stengel zu erzeugen. Es gab Prachtexemplare mit 40, 50, sogar mit 70 Blüten.

Die niederhängenden Blüten, welche am Grunde zierliche, wie Perlen aussehende Honigbehältnisse haben, aus denen der Blumensaft so reichlich herabfließt, daß er bei der geringsten Erschütterung herabträufelt, haben Veranlassung zu der folgenden sinnigen Legende gegeben:

Herrlich prangte die Kaiserkrone im Paradiese, mit ihren aufgerichteten Glocken stand sie da als die schönste der Blumen, von allen übrigen bewundert und beneidet. In eitler und stolzer Selbstüberhebung schaute sie bald verächtlich auf die anderen Kräuter und Blumen herab und übermütig zum Herrn hinauf. Zur Strafe ihres Hochmutes kehrte Gott die Glocken um. Seitdem beweint sie mit den hellen, schweren Thränen im Kelche der Blüten ihre Sünde, still hoffend, daß, wenn dieselbe einst gesühnt, sie dereinst wieder mit hellen Augen wird zum Himmel emporschauen dürfen.

Der Dichter weiß noch eine andere Deutung der herabhängenden Glocken zu geben:

Frühlingsbotin, Kaiserkrone,
Lilie des Morgenlands,
Schöner als auf Salems Throne
Salomo in seinem Glanz:

Warum mit gesenktem Haupte
Seh' ich immerdar dich stehn,
Der der eigne Wert erlaubte,
Fürstlich frei umherzusehn?

Weil du fragst, will ich dir sagen:
Zeiten sah ich ehedem,
Wie ich hoch das Haupt getragen,
Prunkend mit dem Diadem.

Auf des Ölbergs heiterm Gipfel
Hatt' ich mich zur Schau gestellt,
Unter mir die höchsten Wipfel,
Blickt' ich über Thal und Feld.

Osternacht! im Schmuck der Palmen
Nah'n die Pilgerzüge schon,
Und im Lob der Davidspsalmen
Zieht herauf der Davidssohn.

Ja, ich sah den Herrn des Himmels,
Seine heil'ge Hochgestalt
Von des freudigen Gewimmels
Hosiannaruf umwallt.

Aber hingebückt im Leide
Stand er über Josaphat,
Sehnlich seine Arme beide
Streckend nach der Davidsstadt.

„Die du tötest die Propheten,
Zion, dir zum Heil gesandt,
Weigerst in den höchsten Nöten
Dich der letzten Retterhand.

O wie oft rief ich die Deinen
Unter meiner Liebe Schild,
Wie die Henne ihre Kleinen
Mit dem Fittich warm umhüllt!

Zion, wenn du dich besännest,
Wer in Gnaden zu dir kommt!
Aber ach, du Stolze kennest
Nicht, was deinem Frieden frommt!

Und ich seh' die Adler fliegen,
Das geschmückte Opfer fällt,
Deine starken Mauern liegen,
Und dein holder Bau zerschellt!"

Sprach's, und vor ihm hingegossen
Wagt' ich aufzuschauen nicht;
Doch ich fühlt' es, Thränen flossen
Von des Richters Angesicht.

Und sie alle sind gesunken
Hell und heiß in meinen Schoß;
Seit ich diese Thränen trunken,
Acht' ich andres nicht mehr groß.

Meine Kronen senkt' ich nieder
In des Busens stillen Schrein,
Dieses einen Schatzes Hüter
Und sonst weiter nichts zu sein.

Ferd. Bäßler.

Eine sinnige Deutung der schimmernden „Thränen" im Grunde der Glocken giebt auch eine Dichterin in folgendem Gedichte:

Kind.

Liebe Mutter, Kaiserkrönchen
Blüht so hold, so schön,
Sag', warum die vielen Thränen,
Die darinnen stehn?

Mutter.

Hast du nicht umhergesehen
Auf der Blumenau'?
Sieh, in jedem Kelche stehen
Helle Tropfen Tau.

Kind.

Ja, ich sah's, doch schnell vergehen
Sie im Sonnenglanz;
Aber diese Tropfen stehen
Immer schön und ganz.

Mutter.

Jene blühen frei im süßen
Hellen Sonnenschein,
Doch kein Strahl darf diese küssen,
Müssen stets verborgen sein.

Kind.

Stets verborgen? Liebe Mutter,
Nimm die Blume mit!
Will sie leis' nachhause tragen,
Sorgsam Schritt vor Schritt.

Was du mir dabei gelehret,
Will ich denken spät und früh;
Kronen schützen nicht vor Thränen,
Aber sie verbergen sie.

Agnes Franz.

101. Das Veilchen.

(Viola odorata.)

Das Eis zergeht, der Schnee zerrinnt,
Dann grünt es über ein Weilchen,
Und leise singt der laue Wind:
„Wacht auf, wacht auf, ihr Veilchen!“ E. Geibel.

Das Veilchen ist der Bote des deutschen Frühlings; nach altem Glauben sprießen unter den Tritten der Frühlingsgöttin, wenn sie über die Erde dahinschreitet, die ersten Veilchen auf. Sein frühes Blühen an heimlich-trauten Plätzen und sein wonnevoller Duft, der wie eine Vorahnung von all der späteren Pracht und Herrlichkeit des Lenzes nach trüben Wintermonden uns entzückt, machten es früh zum Liebling aller, und sein Standort in stiller Zurückgezogenheit und Verborgenheit ließ es als ein treffendes Symbol der Bescheidenheit und Demut erscheinen. Sein Name: das Veil, in der Diminutivform Veilchen, die in der Gegenwart nur allgemein gebräuchlich, hat sich aus dem Mittelhochdeutschen: der viol entwickelt und ist gleichbedeutend mit dem lateinischen viola. In alten Schriften heißt es, der Name viola komme von via her und bedeute Wegseite, da das Veilchen auch ungesehen den Wanderer mit seinem Dufte begrüßt. Bei den alten Persern hatte es den schönen, bezeichnenden Namen Rosenprophet, weil es gleichsam der Rose den Weg bahne.

Die alten Griechen liebten und pflegten das Veilchen sehr, es war ihnen ein Sinnbild der jährlich wiederauflebenden Erde. In großer Menge wurde es in Athen zum Kauf ausgeboten, und die Stadt selbst hieß nach ihm die „veilchenbekränzte“. Die Bacchantinnen schmückten die in einen Fichtenzapfen auslaufenden, mit Epheu und Weinlaub umwundenen Thyrsosstäbe mit demselben, und ebenso wurden die Bilder der Hausgötter mit Veilchen geziert.

Seinen Ursprung leiteten sie von den Göttern her. Einst pflückte Proserpina, die Tochter der Ceres und des Zeus, in einem lieblichen Thale Blumen; zu ihrer Freude hatte der Vater der Menschen und Tiere Narcissen und Veilchen hervorsprießen lassen. Plötzlich erbebte die Erde. Pluto, der Gott der Unterwelt, erschien und raubte die liebliche Jungfrau, um diese in sein ödes Schattenreich zu führen. Erschrocken ließ sie die duftenden Veilchen zur Erde fallen, wo sie wieder Wurzel faßten und weiter wuchsen. Sie sind die Stammeltern aller Veilchen; dieselben waren den Griechen deshalb und wegen des dunklen Gewandes ihrer Blüten die Pflanze der Trauer und des Todes; mit ihnen schmückten sie Sarg und Grabhügel, eine Sitte, die sich bis in die Gegenwart erhalten hat.

Eine andere Mythe berichtet: Apollo, der leuchtende Sonnengott, verfolgte einst mit seinen heißen Strahlen eine der schönen Töchter des Atlas, der zur Strafe für seine Teilnahme an dem Sturm der Titanen auf dem Olymp das Himmelsgewölbe tragen mußte. Um sich vor ihm

zu retten und dem Verderben zu entrinnen, flehte die Verfolgte in ihrer Angst zum himmelbeherrschenden Zeus und bat ihn um Schutz und Rettung. Dieser lieh der Bedrängten gern und willig sein Ohr, verwandelte die anmutige Jungfrau in das liebliche Veilchen und führte es in den lichten Halbschatten des Waldes, wo es nun im Verborgenen weiterblüht und dem hohen Göttervater in seinen heiligen Eichenhainen die Rettung lohnt durch dankbare Opferdüfte.

Nach einer orientalischen Sage ist das Veilchen durch Adam entstanden. Einst sei Adam auf den nach ihm benannten Berge Ceylons niedergefallen und habe Thränen der bittersten Reue geweint. Aus diesen Thränen entstanden die Bäume Indiens. Nachdem Adam hier hundert Jahre in tiefem Schmerz verlebt, sandte ihm der Herr den Engel Gabriel, damit er ihm Gnade und Vergebung verkünde. Selig erhob Adam sein Antlitz mit dankendem Blick zum Herrn empor, doch beugte er bald wieder sein Haupt und weinte Thränen der Freude und Demut. Aus ihnen sproßten die duftenden Blumen hervor, vor allen das Veilchen.

In früherer Zeit galt das Veilchen im allgemeinen Sinne als eine Wunderblume, es sollte geheimnisvolle Kraft besitzen, verborgene Schätze anzeigen und seinen Finder in seltenster Weise beglücken. So nimmt es in einer altwendischen Sage eine gar liebliche Stellung ein. Der böse Gott der Wenden, der finstere Zernebogh, besaß eine prächtige Burg, auf welcher er thronte. Doch die christlichen Sendboten vernichteten seine Macht, seine Burg ward in einen Felsen verwandelt, seine schöne Tochter in ein Veilchen, das nur alle hundert Jahre blühen darf. Wer aber dann das Glück hat, dieses Veilchen zu pflücken, der gewinnt dadurch die schönste und reichste Tochter des Landes und ist in seinem ganzen Leben ein glücklicher Mann.

Im Mittelalter war es in Süddeutschland ein Jubeltag, an dem das erste Veilchen gefunden wurde. Auf grünem Wiesenplan band man es an eine Stange und richtete es auf zum Verkünder des angekommenen Lenzes. Jung und alt versammelte sich um dieses frohe Merkzeichen und feierte den Tag unter Spiel und Tanz; allen lachte die herzliche Freude aus den Blicken, aus der engen und dumpfen Stube des Winters zum erstenmal wieder in der freien Gottesnatur vereint zu sein.

Wie die Lilie die Parteiblume der Bourbonen war, so das Veilchen die Blume der Napoleoniden, obgleich dieses Haus sich durch nichts weniger als durch Demut und Bescheidenheit, welche wir an der Pflanze so hoch schätzen, ausgezeichnet hat. In dem Leben Napoleons I. spielt das Veilchen, wie im folgenden (nach von Strantz), ausführlicher berichtet wird, eine romantisch-tragische Rolle.

Das Veilchen war schon in früher Jugend die Lieblingsblume der edlen Josephine, der ersten Gemahlin Napoleons I., und sie hat diese Vorliebe für das sinnige Blümchen auch nach ihrer Verheiratung mit dem späteren kaiserlichen Gemahl bewahrt. Durch mancherlei Umstände war ihr die Pflanze besonders lieb und wert geworden. In den Stürmen der Revolution geriet sie wie so viele Unschuldige ins Gefängnis, aus

dem sie dem Blutgerüst entgegenzugehen fürchten mußte. In banger Erwartung ihres Schicksals saß sie in dem kleinen dumpfen Gemach ihrer Zelle, der Abschied von dem Leben mit allem, was uns dasselbe verschönt und verherrlicht, wurde ihr so schwer, noch hing sie mit allen Fasern ihres Seins an demselben und träumte von späterem Glück und einstiger Freude. Zwar hatte sie hochgestellte Freunde, doch würde ihnen ihre Entlassung und Befreiung gelingen? Die quälenden Zweifel über die völlige Ungewißheit ihrer nächsten Zukunft drohten sie fast aufzureiben, als eines Abends die kleine Tochter des Gefangenwärters zu ihr trat und ihr einen Strauß duftender Veilchen überreichte. Die holden Blumen schienen ihr mehr als ein Zeichen herzlicher Teilnahme zu sein, sie erblickte in ihnen Botinnen ihrer baldigen Befreiung. Und sie ward nicht getäuscht. Der warmen Fürbitte einer treuen Freundin war es gelungen, die Entlassung zu bewirken; schon am folgenden Tage öffneten sich die Thüren ihres Gefängnisses. Von nun an schloß sie ihre Lieblingsblume noch mehr ans Herz, Veilchenblau ward ihre Lieblingsfarbe, und die Kleider ließ sie mit Veilchen sticken.

Im Jahre 1795 lernte Josephine den großen General Napoleon kennen, der durch seine Siege die ganze Welt in Erstaunen setzte und dessen Lob auf aller Lippen in Frankreich schwebte. Sie trug statt der Brillanten einen duftigen Veilchenkranz auf dem Haupte und einen Veilchenstrauß an der Brust; Napoleon lenkte seine Blicke auf sie, warb später um ihre Hand, und sie ward seine Gemahlin (9. März 1796). Am Tage ihrer Vermählung trug sie ein mit Veilchen gesticktes Kleid, in der Hand hatte sie einen Veilchenstrauß, „das Symbol des Lebens und des Glückes". Mit Thränen in den Augen bat sie: „Laß mich an diesem Tage der Hochzeit nur Veilchen tragen, und du, mein lieber Gatte, bringe mir an diesem Ehren- und Freudentage nur Veilchen zum Geschenk." Und nie hat Napoleon die Bitte vergessen, wo er auch weilte. Josephine fand an ihrem Hochzeitstage stets einen frischen Veilchenstrauß auf ihrem Betpulte.

Aber nach mehrjähriger glücklicher Ehe drohte ihrem Herzen der Todesstoß. Napoleon beabsichtigte, sich von ihr scheiden zu lassen, da sie ihm keine Kinder schenkte. Unter Sorge nahte der Hochzeitstag im Jahre 1808. Der Veilchenstrauß lag diesmal nicht zur gewohnten Stunde als Sinnbild des Glückes auf ihrem Betpulte. Bange Ahnungen durchzuckten ihre Seele. Napoleon hatte indes nicht die Absicht gehabt, ihr die kleine Liebesgabe zu versagen, sondern der Gärtner, der stets dafür gesorgt hatte, war kurz vorher gestorben, und er mochte keine Blüten haben aus dem Garten, dessen Pfleger als Leiche über der Erde stand. Nun sandte er Boten nach allen Richtungen aus, aber die blauen Lenzboten waren nicht aufzufinden. Da verließ er selber seine Gemächer, um den fehlenden Strauß zu schaffen, weil er wußte, daß die edle Josephine in Thränen zerfließen würde, wenn der geliebte Veilchenstrauß fehlte. Er durchirrte mehrere Gassen, ohne das Gesuchte zu finden; da, als er schnell um eine Ecke biegen wollte, sah er ein gebücktes Mütterchen sitzen, einen Blumenkorb mit Veilchen vor sich haltend. Beglückt griff

der Kaiser nach dem gefundenen Schatz, drückte der überraschten Frau einige Goldstücke in die Hand und eilte zu seiner Gemahlin, ihr die so lieb gewordene Gabe überreichend.

Anfangs war Josephine hoch erfreut, doch als sie den Strauß an die Lippen drücken wollte, wandelte sie eine Ohnmacht an. Verzweifelnd rief sie aus: „Fort, fort, die Blumen bringen den Tod, sie blühten auf einem Grabe!" Die ahnungsvollen Worte sollten sich leider bestätigen. Im folgenden Jahre mußte Josephine in die Scheidung willigen, obwohl ihr das Herz zu brechen drohte. Ihre Stelle nahm die Tochter des Kaisers von Österreich ein. Die unglückliche Josephine trug seit dieser Zeit keine Veilchen mehr, sie wollte dieselben nicht mehr sehen, und in ihrem zauberschönen Garten durfte keins mehr blühen; denn die holden Blumen erinnerten sie stets an ihr verlorenes Glück.

Doch auch der Stern ihres ehemaligen Gatten neigte sich zum Untergange; auf den Schnee- und Eisfeldern Rußlands ereilte ihn das Verderben. Sieg und Erfolg, sonst stets an seine Fahnen gekettet, flohen ihn, und von Deutschlands tapferen Söhnen ward er von seinem stolzen Thron gestürzt. Von seiner großen Besitzung war ihm nur die kleine Insel Elba geblieben, auf der er nach Absicht der Verbündeten in Stille und Zurückgezogenheit sein Leben beschließen sollte. Nur wenige Monate überlebte Josephine die Verbannung Napoleons, den sie nicht aufgehört hatte zu lieben und zu verehren. Im Gartenhause zu Malmaison war ihre Leiche ausgestellt, zum letztenmal mit der ihr so verhängnisvollen blauen Blume geschmückt.

Napoleon versuchte zwar noch einmal, sich auf die frühere Höhe emporzuschwingen. Unerwartet landete er in Frankreich und sammelte die Scharen um seine Fahnen. Mit Jubel ward er empfangen, und zum Zeichen der Ergebenheit und Liebe trugen seine Anhänger Veilchen im Knopfloch. In schwärmerischer Verehrung nannte man ihn den „Veilchenvater". Er hoffte gewiß, daß er den Lenz des Sieges und Ruhmes zurückbringen würde. Doch der Jubel verstummte nur allzubald, vom Glück verlassen, das er so versucht, mußte er abdanken. Vor seinem Abschiede von Frankreich ging er zum Grabe seiner verstoßenen Josephine und pflückte sich einige Veilchen zum Andenken. Treu hat er dieselben bewahrt; bei seinem Tode fand man sie nebst einer Haarlocke in einer goldenen Kapsel, die er auf der Brust trug.

Das Veilchen ist die Blume der Napoleoniden geblieben; bei dem Tode Napoleons III. trat dies besonders hervor. Gleich seinem Vorbilde starb er einsam und freudlos in der Verbannung, von seinem Volke, das er an den Rand des Verderbens gebracht, verstoßen. Doch zahllose prachtvolle Veilchenkränze waren von treu gebliebenen Anhängern als letzte Liebeszeichen von Frankreich herübergesandt worden. Und alljährlich noch besuchen seine Verehrer die Messe, welche an seinem Todestage gehalten wird, Veilchen im Knopfloch tragend. —

Als Herold des Lenzes erfreut sich das Veilchen wegen seines frühen Blühens und Duftens besonders der Vorliebe der Dichter. Goethe, dessen Lieblingsblume die Rose war, erkennt doch gelegentlich auch unserer

Blume den Preis zu. In seinem stimmungsvollen Gedichte „Das Veilchen“ hat er uns das Los der bescheidenen Liebe dargestellt, welche selbst in dem Schmerz, den ihr der geliebte Gegenstand bereitet, eine Quelle des Glückes findet:

„Es sank und starb und freut' sich noch:
Und sterb' ich denn, so sterb' ich doch
Durch sie, durch sie,
Zu ihren Füßen doch“.

Diese stille und fromme Ergebung, diese einzige Bescheidenheit, welche so manche Dichter an unserm Blümchen gepriesen haben, hat freilich auch eine andere Deutung gefunden. Fr. Rückert erkennt darin nur einen bloßen Kunstgriff, um die Aufmerksamkeit der Menschen auf sich zu lenken.

„Das Veilchen birgt im Duft sich still,
Weil aufgesucht es werden will.“

So erscheint uns das Veilchen als altklug und berechnend, und der Dichter Fr. Förster führt es uns als kühn und entschlossen, reiselustig und unternehmend vor.

Dem „kleinen Blau-Veilchen“ gefällt es nicht mehr im Thal am Bach, es will die Welt besehen, will wandern und höher hinauf. Und so steigt es denn vom Thal auf den Hügel, von hier auf den Berg, und erklimmt endlich mühsam und zum Tode ermattet die Alpen; denn

„Auf der Alp' dort oben,
Das wär' eher zu loben,
Da möcht' ich wohl sein!
Da guckt' ich bis in den Himmel hinein,
Hörte die Englein musizieren,
Säh' unsern Herrgott die Welt regieren.“

Aber der unbesonnene Wanderer vergißt dabei, daß dort oben ein steiniger Boden ist, in dem er keine Wurzel fassen kann, und eisiger Nord, der ihn erstarren macht. Was nun thun? Der Rückweg ist abgeschlossen, und die Reue kommt zu spät.

„Da fängt's bitterlich an zu weinen.
Die blauen Bäckchen werden weiß,
Die Thränen gefrieren darauf zu Eis.
‚Ach, wär' ich geblieben im Thale dort!‘
Das war Blau-Veilchens letztes Wort.
Darauf sank es um
Und blieb stumm.“

Und ernst mahnend fügt der Dichter hinzu für den, der gleich dem Veilchen gern hoch hinauf und hinaus möchte und sich in seiner sicheren,

wenn auch bescheidenen Stellung in Hoffen und Wünschen, Sehnen und Grämen verzehrt:

„Hast du im Thal ein sicheres Haus,
Dann wolle nie zu hoch hinaus!“

Das erste Veilchen.

Holde Blume, die noch gestern
Eine Knospe träumend lag,
Nun die erste deiner Schwestern
Grüßest du den jungen Tag.

Ob dich auch der Blätter Hülle
Meinem Blick zum Trotz versteckt,
Hat mir doch des Duftes Fülle
Dein verborg'nes Sein entdeckt.

Und nun blickst du mich so innig
Mit den blauen Augen an,
Nickst mir so bescheiden sinnig,
Daß ich dich nicht lassen kann.

Wirst mir doch darob nicht grollen,
Daß ich dich zu lieben kam?
Nicht das Köpfchen senken wollen,
Daß ich dich von hinnen nahm?

Sieh, im Glase neu erblühet,
Träumst du fort den süßen Traum,
Und ein Hauch des Lenzes ziehet
Durch des Zimmers stillen Raum.

Ferd. Bender.

Das Veilchen.

I.

Sei mir gegrüßt im dunklen Moose,
Du Blümchen der Bescheidenheit,
Dir weicht die Pracht der stolzen Rose,
Dir weicht der Nelke buntes Kleid.

Du duftest still im kleinen Kreise,
Du bist so schön und weißt es nicht,
Sie prangen nach der eitlen Weise
Nur in der Sonne vollem Licht.

Du willst nur wenigen gefallen,
Verbirgst dich gern im Blättergrün;
Sie suchen Lob und Ruhm bei allen
Und wollen nur für alle blüh'n.

Dein Bild soll mir im Herzen leben,
Soll mich der sanften Demut weih'n,
Und immerdar sei all mein Streben,
Dir holden Blume gleich zu sein.

J. C. Biernatzki.

II.

Veilchen, unter Gras versteckt,
Wie mit Hoffnung zugedeckt,
Veilchen, freue dich mit mir,
Sonne kommt ja auch zu dir!

Sonne scheint mit Liebesschein
Tief dir in dein Herz hinein,
Trocknet deine Thränen dir —
Veilchen, freue dich mit mir!

Hoffmann von Fallersleben.

III.

Die blauen Frühlingsaugen
Schau'n aus dem Gras hervor;
Das sind die lieben Veilchen,
Die ich zum Strauß erkor.

Ich pflücke sie und denke,
Und die Gedanken all',
Die mir im Herzen seufzen,
Singt laut die Nachtigall.

Ja, was ich denke, singt sie,
Laut schmetternd, daß es schallt;
Mein zärtliches Geheimnis
Weiß schon der ganze Wald.

H. Heine.

102. Das Stiefmütterchen.

(Viola tricolor.)

Den Namen Stiefmütterchen hat diesem Blümchen gewiß ein sinniger Beobachter der Natur von der Größe, Farbe und Stellung der fünf Blumenblätter gegeben. Eins derselben zeichnet sich nicht nur durch seine Größe vor den anderen aus, sondern auch durch seine drei Farben weiß, blau und gelb, und hebt sich noch dadurch hervor, daß es bequem auf zwei Kelchblättchen ruht. Die beiden mittleren, ihm zunächst stehenden Blumenblättchen sind kleiner, nur mit zwei Farben geschmückt und haben je ein Kelchblatt. Die beiden kleineren Blumenblättchen sind einfarbig und haben zusammen nur ein Kelchblatt zu ihrem Sitze. Das große Blumenblatt gleicht einer jungen Stiefmutter, welche in buntfarbigem Kleiderschmucke einhergeht und im Hause sich breit macht. Ihre zwei eigenen Töchter schmückt und kleidet sie ebenfalls noch standesgemäß und giebt jeder einen besonderen Stuhl. Die beiden Stieftöchter aber müssen mit einfachem Gewande und gemeinschaftlichem Sitze zufrieden sein. In der ersten Zeit stand nun das die stolze Stiefmutter bezeichnende Blatt zu oberst, und die beiden Stiefkinder saßen daher ganz unten. Da erbarmte sich der liebe Gott der verachteten Stiefkinder und drehte die Blüte einfach um. Dadurch kam die böse Stiefmutter ganz untenan und erhielt dazu noch einen gewaltigen Höcker; ihren beiden rechten Töchtern ließ Gott aber, um sie wegen ihres Stolzes zu demütigen, einen Bart wachsen. Aber die beiden Stieftöchter sind seit der Zeit die obersten geworden.

Über die Entstehung der Pflanze erzählt eine griechische Mythe folgendes: Einst war der himmelbeherrschende Jupiter dem Götterberg Olymp entstiegen und wandelte in der Gestalt eines jungen Schäfers, der ein schneeweißes Lamm mit sich führte, auf der Erde. Er streifte ziellos umher und folgte darum neugierig dem Zuge einer größeren Anzahl von Leuten, die sich nach dem Tempel seiner Gemahlin Juno begaben. Hier erblickte er die liebliche Io, die Tochter des Königs Inachus, als Priesterin, und ihre Schönheit entzückte ihn so, daß er sein Lamm als Opfergabe zu ihren Füßen niederlegte. Doch die Priesterin erkannte ihn und entbrannte in heißer Liebe zu ihm. Heimlich trafen sie sich und tauschten Wort und Kuß. Aber eine neidische Genossin der Io hatte gelauscht, sie offenbarte es der eifersüchtigen Juno, deren Zorn nun über die Io entflammte. Um sie vor dem sicheren Verderben zu schützen, verwandelte Jupiter die liebliche Jungfrau in eine Kuh und ließ aus der Erde die Stiefmütterchen als Nahrung emporsprießen. Deshalb nannten die Griechen die Pflanze Jupiterblume.

In vielen Gegenden heißt das Stiefmütterchen Dreifaltigkeits-

blümchen. Einst stand es in dem Rufe eines ganz besonderen Heilkrautes; dazu duftete es gar lieblich und angenehm und übertraf bei weitem das Veilchen. Seinen Standort hatte es meistens im Korn. Da nun das Volk sehr fleißig das duftende Heilkraut suchte, wurde die Saat dabei arg zertreten. Das that dem Blümchen bald sehr leid, und es bat die heilige Dreifaltigkeit, ihm doch den Duft zu nehmen. Die Bitte ward erfüllt, und zum Andenken an diese bescheidene, demutsvolle Bitte bekam es den Namen Dreifaltigkeitsblümchen.

In Frankreich, wo das Stiefmütterchen die Stelle unseres Vergißmeinnicht vertritt, führt es den Namen Pensée und gab im Jahre 1815 zu einem tragikomischen Ereignis die Veranlassung. Der Lehrer in einer kleinen Provinzialstadt hatte nämlich seinen Schülern als Thema zu einer schriftlichen Ausarbeitung die Beschreibung des Dreifaltigkeitsblümchens aufgegeben und ihnen als Motto nachstehende Verse aus einem lateinischen Gedicht recitiert:

Flosque Jovis varius, folii tricoloris, et ipsi
Par violae.

Der Maire des Städtchens erhielt davon Kunde, glaubte in diesem Ansinnen des Lehrers an die Schüler die Absicht zu finden, letztere zur Empörung zu reizen, und ließ jenen infolge des Aufruhrgesetzes verhaften. Der Maire kommentierte nämlich die angeführten Verse also: 'Flos Jovis, Blume des Jupiter, d. h. Blume Napoleons; folii tricoloris, deutet unstreitig auf die dreifarbige Kokarde hin; et ipsi par violae, ist eine offenbare Anspielung auf le père de la violette, wie damals Bonaparte genannt wurde, weil seine Verehrer zum Abzeichen ein Veilchen am Busen oder im Knopfloch trugen (s. S. 252). So erstaunt und betrübt auch anfänglich der arme Lehrer über seine Verhaftung gewesen war, so konnte er sich doch nicht enthalten, die Auslegung und Interpretation des Maires über jene Stelle zu belächeln.

Das wildwachsende Stiefmütterchen hat in unseren Gärten viele Schwestern, die unter der Pflege und Kunst der Gärtner zu herrlichen Blumen geworden sind und kaum noch an ihren Ursprung erinnern. Bis zum Jahre 1810 war das Blümchen in der jetzigen stolzen Pracht in der Blumenwelt noch gänzlich unbekannt. Da erwählte es eine junge Engländerin zu ihrer Lieblingsblume und pflanzte es auf die Terrasse dicht vor ihrem Fenster. Als das der in ihrem Dienste stehende Gärtner sah, suchte er durch die Pflege des Blümchens ihre Gunst zu erwerben und ihr eine Freude zu bereiten. Er verwandte große Sorgfalt auf die Pflege der Pflanze, und durch Fleiß und Achtsamkeit gelang es ihm bald, die schönsten und prächtigsten Exemplare zu gewinnen.

Das Stiefmütterchen.

Hellgelb und dunkelblau
Zierst, Blümchen, du die Au'
Und paarst des Tages Pracht
So mit der stillen Nacht.

Wer sieht wohl nicht darin
Den weisen, ernsten Sinn,
Wie sich in dieser Welt
Stets Freud' und Leid gesellt?

Drum sprich, wenn ich im Glück
Dein dunkles Aug' erblick':
„Sei klug! der Freude, ach!
Folgt bald das Leiden nach."

Dein Goldglanz strahl' im Schmerz
Mir sanft den Trost ins Herz:
„Hab' Mut! dem Leid ist ja
Die Freudenstunde nah'."

Chr. von Schmid.

103. Die Rose.

(Rosa.)

Wie die Eiche die Königin des Waldes, so ist die Rose die des Gartens und der Blumen, wie sie zuerst Sappho genannt hat. Bis in das graueste Altertum reichen die Zeugnisse zurück, aus denen ersichtlich, daß sie den Menschen der bevorzugte Liebling unter den Töchtern Floras gewesen ist. „Von jeher ist sie an allem Glück und Leid des Menschenlebens beteiligt gewesen. Der Rosenstrauch schüttet seine duftigen Knospen über die Wiege des Neugeborenen aus. In der halb erschlossenen Rose ahnt die Jungfrau das Bild ihres eigenen blühenden Lebens und die Anmut, von der sie selbst unbewußt umflossen ist. Wenige Jahre noch, und sie wird von dem üppig belaubten Busche Blumen für das herrlichste ihrer Feste brechen. Sinnig lächelnd erblickt die Matrone in den feinen, schwellenden Formen, in dem heiteren Kolorit, in dem süßen Atem der Rose den Wiederschein ihrer längst entschwundenen Jugend, und wenn sie endlich zum letzten Schlummer niedergelegt wird, bekränzt die Hand des Enkels ihren Sarg mit Rosen und pflanzt einen Rosenstrauch auf ihr Grab."

Ihr Name und ihre Heimat sind dunkel, doch scheint der erstere iranischen Ursprungs und durch die Vermittelung der alten Griechen und Römer auf uns gekommen zu sein. Die ursprüngliche Heimat sucht man in Zentralasien. Ritter schreibt in seiner Erdkunde: „Die Rose gedeiht in der Gegend von Teheran in einer Vollkommenheit, wie in keiner andern Gegend der Welt, nirgends wird sie wie hier gepflegt und hochgeschätzt; Gärten und Höfe sind mit Rosen überfüllt, alle Säle mit Rosentöpfen besetzt, jedes Bad mit Rosen bestreut, die von den immer wieder sich füllenden Rosenbüschen stets ersetzt und erneut werden. Selbst die Rauchtabak-Wasserflasche wird mit der hundertblätterigen Rose für den ärmsten Raucher in Persien geschmückt, so daß Rosenduft alles umweht." Die Centifolie, als deren Heimat Persien angesehen wird, soll durch Alexander den Großen nach Europa gebracht sein. Die ersten christlichen Schriftsteller verlegen die Urheimat der Rose, als Sinnbild der Jugend und Schönheit, der Liebe und Freude, sowie der Unschuld in das Paradies. Von Zentralasien ist die Rose mit den Kulturvölkern nach Griechenland und von da über Italien in das übrige Europa gewandert und hat sich in der Gegenwart durch ihre Schönheit einen Verbreitungskreis über die ganze bewohnte Erde erobert; denn selbst dem eisigen Norden fehlt sie nicht; in Grönland blüht eine weiße Rose, auch Sibirien hat seine Rosen, auf Island wächst die Zimmetrose, ebenso kommt sie in Lappland und an

den Ufern des Polarmeeres vor. „So hat die Natur ihr liebstes Blumenkind in den verschiedensten Arten und Formen fast in allen Teilen der nördlichen Erdhälfte angesiedelt. Die Rose überkleidet das nackte Felsgestein inmitten der Schrecken der Alpenwelt und läßt ihr rebenartiges Gezweig über den Rand der Klippen hinabhängen in die von schäumenden Wassern durchtoste Schlucht, sie steigt sogar bis zur Schneelinie hinauf. Das Hindumädchen schmückt mit ihren weichduftigen Blumen das Haar, und sie prangt in den wunderlich stilisierten Gärten Chinas und Japans; sie ist ebenso gut in den Wäldern und Grassteppen Nordamerikas zuhause, wie auf den dürren Ebenen des Orients und begrüßt den Forscher noch am Rande der großen Sahara mit Büscheln weißer Blumen. Unsere Zaunrose ist ebenso häufig in Asien und Afrika wie bei uns. Andere Arten haben eine weniger ausgedehnte Verbreitung, kommen aber in ihnen günstigen Lagen außerordentlich häufig vor. Von ihnen stammen die Tausende von Varietäten ab, welche der Stolz unserer Gärten geworden sind."

Da in Rußland wegen des ungünstigen Klimas die Rosenzucht im Freien weniger betrieben werden kann, so steht dafür dort die sogenannte Rosentreiberei in Gewächshäusern auf der höchsten Stufe. In keinem Lande sollen so viel Topfrosen auf den Markt kommen, als in Rußland. Bemerkt sei an dieser Stelle, daß die größte Rosengärtnerei der Welt die von Levèque et fils bei Paris sein soll, die ihre Rosensträuche nach Millionen zählt.

Schon bei unseren Vorfahren, den Germanen, nahm die Rose eine hervorragende Stellung unter den Pflanzen ein, und mehrfach begegnen wir derseben in der deutschen Mythologie und dem Volksglauben. So führt Loki den Frühling dadurch herbei, daß er die winterliche Erde zum Rosenlachen zwingt; denn sobald die Wintergöttin lacht, schmilzt Schnee und Eis, der Frühling hält seinen Einzug und schmückt die Flur mit Rosen. Der Dornbusch war den germanischen Völkern ein Bild des Feuers, und da die dereinstige Vollendung der Welt durch Feuer geschehen sollte, so war ihnen der Dornbusch ein Bild des Weltunterganges. Deshalb heißt's im Rheinlande, in welchem sich noch die schöne Sitte erhalten hat, Jungfrauenleichen mit Kränzen vom Hagedorn zu schmücken, der Weltuntergang und das jüngste Gericht seien nahe, sobald der Rosenstrauch zweimal in einem Jahre geblüht habe. Auf dem Birrfelde im Aargau steht ein uralter, großer Dornstrauch. Wenn der einmal welkt, heißt es, entsteht eine Schlacht, so furchtbar und blutig, daß das rinnende Blut der Erschlagenen drei Tage lang die Mühle bei Mühlingen treibt.

Das alte Testament erwähnt die Rose an mehreren Stellen. Wir lesen von der Rose von Saron und von dem, „der die Wüste blühen läßt wie eine Rose". „Gehorcht mir, ihr heiligen Kinder, und wachset wie die Rose, am Bächlein gepflanzt", sagt Jesus Sirach, und „Lasset uns Kränze tragen von jungen Rosen, ehe sie verwelken", heißt es im Buche der Weisheit. Doch soll die Bekanntschaft der Juden mit der Rose erst aus der Zeit der babylonischen Gefangenschaft her-

rühren. Die in den vorexilischen Schriften auf die Rose bezüglichen Stellen deuten eigentlich auf eine andere Pflanze; das von Luther mit „Rose“ übersetzte Wort soll sich auf die schöne purpurrote chalcedonische Lilie beziehen. Doch wie dem auch sein mag, der Talmud bestimmt Rose und Myrte für den Schmuck der israelitischen Bräute, und eine jüdische Sage läßt die rote Farbe der Rose von dem Blute Abels herstammen.

Die oft erwähnte Rose von Jericho ist, beiläufig bemerkt, gar keine Rose, sondern ein Kreuzblütler (Anastatica hierochuntia), der seine Äste in trockenem Zustande rosenartig zusammenzieht. Sobald man aber die getrocknete Pflanze in Wasser stellt, so dehnen sich die Äste wieder auseinander. Wegen dieser leicht erklärlichen Eigenschaft hielt man sie früher für wunderkräftig. Leichtgläubigen Pilgern und Kreuzfahrern ward sie von den Einwohnern Palästinas teuer verkauft. Eine solche Rose durfte man nur in der Christnacht oder in der Nacht vor Mariä Geburt durch Wasser „aufblühen“ lassen, wobei dieselbe den zuschauenden Gläubigen zukünftige Dinge offenbarte. Zu jeder andern Zeit jedoch durfte man dies Experiment mit der Pflanze nicht vornehmen, um nicht ein Unglück herbeizuführen.

Nach einer alten persischen Sage ist die Rose ein Geschenk Allahs. Einst erschienen die Blumen vor demselben und baten um einen neuen Herrscher, da der schläfrige Lotos den Pflichten seiner königlichen Würde in der Nacht nicht nachkam. Allah gewährte die Bitte und gab ihnen die jungfräuliche weiße Rose mit den sie schützenden Dornen. Als die Nachtigall die neue Blumenkönigin sah, ward sie von den Reizen derselben so entzückt, daß sie ihr tönereiches Herz gegen die spitzen Dornen preßte, so daß ihr Blut die zarten Blätter der Rose rötete; nur die inneren Blätter behielten die weißgelbe Farbe.

Wie sehr die Rose in Persien noch heute geschätzt wird, beweist die massenhafte Kultur derselben, wie z. B. in der Umgebung von Schiras.

Den Türken gilt besonders die weiße Rose als heilig, da sie nach der Lehre des Koran bei der nächtlichen Himmelfahrt des Propheten aus seinen Schweißtropfen entstanden ist. Kein Mohammedaner tritt deshalb eine Rose oder auch nur ein Rosenblatt mit Füßen, ehrfurchtsvoll hebt er es vielmehr vom Boden auf. Aus diesem Grunde schreiben die Mohammedaner der Rose auch eine reinigende Kraft zu. Als Saladin 1187 Jerusalem wiedererobert hatte, betrat er die von den Kreuzfahrern in eine Kirche verwandelte Moschee nicht eher, als bis deren Fußboden, Wände, ja der dieselbe tragende Felsen mit Rosenwasser, das auf 500 Kamelen zur Stelle geschafft war, gewaschen und gereinigt waren.

Den alten Griechen war die Rose das Symbol der Liebe und Schönheit, sowie ein Ausdruck der gefälligen Anmut und heiteren Lebensfreude. Auch ihnen war sie ein Geschenk der Götter und daher vor allen anderen Blumen den Göttern geweiht. Besonders war sie die Blume der Aphrodite, der Göttin der Schönheit und Liebe. Jedoch auch dem Dionysos, dem Gott der blühenden Natur, wie der Diana von Ephesus, in welcher die überschwengliche Fruchtbarkeit der Erde verehrt wurde, war sie geweiht. Den Frieden stellte die alte Kunst mit einem

Sträuße von Rosen, Kornähren und Ölzweigen dar. Auch trug die Hora des Frühlings eine Rose in der Hand. Eine Reihe von Sagen berichtet über ihre Entstehung. So soll sie aus dem weißen Meeresschaum entstanden sein, der an Aphrodites Gliedern hing, als diese dem Meere entstieg. Als die Götter die herrliche Blume sahen, träufelten sie Nektar in dieselbe hernieder, wodurch ihr der köstliche Duft ward.

Die anfänglich weiß erschaffene Rose soll die rote Farbe von dem Blute der Aphrodite erhalten haben, als dieselbe dem von einem Eber tödlich verwundeten geliebten Adonis zuhilfe eilte. Auf ihrem eiligen Laufe ritzte sie sich an den Dornen einer Rose, ihr Blut fiel auf die bis dahin weißen Rosenblüten und färbte sie rot.

Nach einer andern Sage soll die Rose auf folgende Weise entstanden sein. Diana, die Göttin der Jagd, war auf die schöne Rosalia in heftiger Eifersucht entbrannt, weil sie wähnte, Amor zöge letztere ihr vor. In raschem Zorn ergriff sie ihre Nebenbuhlerin, trug sie in ein nahes Dorngehege und brachte sie mit den scharfen Dornen ums Leben. Als Amor den Tod der Heißgeliebten erfuhr, eilte er in großem Schmerze nach dem Dornbusch. Mit Entsetzen sah er die Grausamkeit der Diana, tiefes Mitleid erfüllte seine Seele um die arme Gequälte, und heiße Thränen entquollen seinen göttlichen Augen, die auch den Dornstrauch netzten, der ihm das Liebste geraubt hatte. Doch plötzlich regte es sich an den Zweigen des Strauches, und herrlich duftende Blüten sproßten hervor zur ewigen Erinnerung an die schöne Rosalia.

Eine große Rolle spielte die Rose im ganzen Volksleben der Griechen. Trat der Jüngling in den Rat der Alten, so wurde er zuvor festlich mit Rosen bekränzt; die Braut trug einen Kranz aus Rosen und Myrten unter purpurfarbenem Schleier, und die Thürpfosten eines Hauses, in dem eine Braut war, wurden mit Rosen geschmückt. Die Bilder der Götter, besonders der Venus, waren mit Rosen geziert. Bei fröhlichen Festen schmückten sich die Teilnehmer mit Rosenkränzen, und Rosen waren es, die sowohl den heimkehrenden Sieger als auch den Triumphwagen des siegreichen Feldherrn schmückten. Aber nicht nur bei den Freuden des Lebens fand die Rose eine so reiche Verwendung, auch bei der ernsten Totenfeier galt sie als schönste Liebesgabe. Die Sitte, den Abgeschiedenen durch Rosen zu ehren, reicht bis ins fernste Altertum. Schon Homer berichtet, daß Aphrodite den Leichnam Hektors mit Rosen und Myrrhen gesalbt habe. In dieser Beziehung galt die Rose den Griechen als Symbol der kurzen Dauer des schnell dahin welkenden Lebens. Als ein Zeichen der Trauer um Verstorbene trug man Rosen um Brust und Stirn. Auch die Grabmäler der Verstorbenen zierte man mit Rosen, da man der Meinung war, dieselben schützen die Überreste der Verstorbenen vor weiterer Zerstörung und mit dem Dufte der Rose erweise man dem Entschlafenen noch einen Liebesdienst.

Eine ganz andere Bedeutung hatte die Rose bei den Römern, ihnen war sie zur Zeit, als Einfachheit und Reinheit der Sitten, Lauterkeit der Gesinnung und Tüchtigkeit des Charakters als höchste Zierde des Mannes galten, das Symbol strenger Sitte und ein Lohn ernster That.

Als freilich in späterer Zeit die Eigenschaften schwanden, welche Rom zur Herrscherin der Welt gemacht, als unsinniger Luxus und wüste Schwelgerei an Stelle derselben getreten waren, da sank auch die Rose zum Symbol des Lasters herab.

In jener Zeit der Kraft und Blüte des römischen Volkes setzte der Krieger beim Auszuge in die Schlacht einen Rosenkranz als Zeichen seines Mutes und seiner Kampfeslust statt des Helmes auf sein Haupt; und bei der Heimkehr aus hartem, aber siegreichem Kampfe war ein Kranz aus Rosen sein ehrenvollster Schmuck. Es durfte überhaupt nicht jeder nach seinem Belieben Rosen tragen, nur eine würdige Stirn sollten dieselben zieren und ehren. War der Staat in Gefahr, so galt das Gesetz, daß niemand einen Rosenkranz tragen durfte. Ein Geldwechsler, der zur Zeit des zweiten punischen Krieges hiergegen fehlte, wurde zur Strafe bis zum Friedensschluß ins Gefängnis gelegt. Auch bei den Römern war es Sitte, die Gräber der Abgeschiedenen mit Rosen zu schmücken. Reiche Römer setzten sogar in ihrem Testamente besondere Legate für die Pflege der Rosen ihrer Gräber aus. Zum Andenken an die Verstorbenen wurde im alten Rom ein Rosenfest gefeiert, es fiel auf den 23. Mai und wurde Rosalia genannt.

So war der Gebrauch der Rose ein würdiger und ehrenvoller, bis sie in späterer Zeit bei dem entarteten Volke ein Gegenstand des unsinnigsten Luxus wurde. Von dem berüchtigten Verres wird uns erzählt, daß er sich einer Senfte bedient habe, in welcher er auf einer mit Rosenblättern gefüllten Matratze lag. Sein Kopf und Hals waren mit Rosen bekränzt, und ein Netz mit Rosenblättern war sein Kopfkissen. Nach damaliger Sitte wurden die Kränze aber nicht aus ganzen Rosen gewunden, sondern es waren entweder dicht auf einen Faden gezogene Rosenblätter, oder die einzelnen Rosenblätter wurden auf Lindenbast übereinandergeheftet, so daß sie einen dicken Wulst bildeten. Im Speisesaal des Kaisers Nero stellten die Wände, die sich um die Tafel drehten, die vier Jahreszeiten dar. Anstatt des Regens und Hagels fielen ungeheure Mengen von Rosenblättern auf die Gäste herab. An einem solchen Abend sollen für 90 000 Mark Rosen verschwendet worden sein. Bei einem berühmten Wasserfeste war die ganze Oberfläche des Sees Lucrinus dicht mit Rosen bedeckt. Das Schlimmste wird uns in dieser Beziehung vom Kaiser Heliogabalus erzählt. Er ließ bei einem Gastmahl so viel Rosen von der Decke des Zimmers fallen, daß einige der Gäste zu seiner Freude unter denselben erstickten. Dieser Kaiser badete nur in Rosenwein, selbst die öffentlichen Schwimmbäder wurden auf seinen Befehl mit solchem gefüllt. Sogar die Kochkunst dieser Zeit verwandte die Rose zur Herstellung der verschiedensten Rosengerichte.

Bei einer solchen massenhaften Verschwendung war es der Stadt Rom und ihrer Umgebung nicht möglich, die verlangte Zahl von Rosen allein zu liefern. Es wurden deshalb ganze Schiffsladungen voll Rosen von Alexandrien und Neu-Karthago nach Rom gebracht. Da bei jenen üppigen Gastmählern der Wein gleichfalls in Überfluß getrunken wurde, plauderte die Zunge manches Gastes oft mehr aus, als demselben bei

nüchternem Verstande lieb war. Damit nun jeder erinnert wurde, das bei fröhlichem Gelage Gehörte nicht zu mißbrauchen und weiter auszubreiten, befestigte man eine weiße Rose unter der Decke des betreffenden Zimmers. Sie war das Sinnbild der Verschwiegenheit, weil sie ihr Inneres durch eine Menge Blätter verbarg. Seit jener Zeit datiert die Sitte, daß man jemandem Mitteilungen, die derselbe unter dem Siegel der Verschwiegenheit bewahren soll, sub rosa (d. i. unter der Rose) anvertraut. In einem deutschen Reimspruch hat der Gedanke in folgender Form seinen Ausdruck gefunden:

„Was wir kosen,
Bleib' unter den Rosen".

Mit der Sitte in Rom war die Rose aufs tiefste gesunken, und es kann uns deshalb nicht wundernehmen, daß die ersten Christen den Rosenkultus verachteten. Sie duldeten nicht nur auf den Gräbern ihrer Toten keine Rosen, sondern hielten es sogar für eine Sünde, Rosenkränze zu tragen. Doch mit der Zeit legte sich diese Abneigung; die Rose gewann durch ihre Schönheit und ihren wonnevollen Duft auch die Liebe der Christen. Allmählich brachte das Christentum dieselbe wieder zu Ehren. Wie sie früher der Venus geweiht war, so wurde sie jetzt der Jungfrau Maria zugeeignet. In vielen Hymnen wurde Maria, die reine Gottesmagd, die „Rose ohne Dornen" genannt. Rose und Lilie ergänzten sich einander im Marienkulte: symbolisierte die Lilie die himmlische Reinheit der Maria, so sollte die Rose ihre Anmut und Milde abbilden. Die altdeutschen Maler stellten deshalb die heilige Maria gern in einer Rosenlaube dar, und Rosen wuchsen ungepflanzt in der Nähe der Marienbilder. „Am Fuße des Kirchberges bei Lügde in Westfalen wuchsen einmal drei feurige Rosen aus der Erde, blühten eine Stunde lang und verschwanden dann wieder. Anfangs fürchteten sich die Leute vor diesen Blumen, wie vor etwas Gespenstigem. Bald aber wurden sie dreister und gruben an der Stelle, an welcher die Rosen erschienen waren, nach. Da fanden sie in der Tiefe ein uraltes, steinernes Marienbild."

Auch in das Leben der Heiligen wurde die Rose vielfach verflochten. Vom heiligen Dominikus wird erzählt, er habe sich einst in Dornen gewälzt, und bald darauf seien an denselben Rosen erblüht. Eine schöne Legende erzählt von der heiligen Dorothea, daß diese herrliche Jungfrau dem heidnischen Kanzler, der sie zur Verleugnung des Kreuzes zwingen wollte, vor ihrem Märtyrertode versichert habe, daß sie freudig in den Tod gehe, um in jenen Himmelsauen, auf welchen die Rosen nimmer welkten, die Herrlichkeit ihres Herrn zu schauen. Hierauf hätte der Heide spöttisch erwidert, sie möge ihm doch, wenn sie gestorben sei, von ihren Rosen einige bringen. Ein altes Lied berichtet nun weiter:

„Das Fräulein war gerichtet,
Da klopft es an sein Haus,
Der helle Morgen lichtet,
Ein Knäblein stehet draus,

Geschwingt mit goldnen Flügeln,
Reicht's Rosenkörbchen dar,
Verschwindet auf den Hügeln,
Wannen es kommen war".

Eine andere Legende berichtet von der heiligen Rosa von Lima, daß dieselbe Rosen in die Luft geworfen habe, um sie dem lieben Gott zu schenken. Zum Zeichen, daß Gott dies Geschenk angenommen habe, hätten die in der Luft schwebenden Rosen ein Kreuz gebildet. Ferner wird mitgeteilt, daß der Erzengel Gabriel einst drei Kränze aus einhundertundfünfzig himmlischen Rosen für die Jungfrau Maria gewunden habe. Jeder Kranz hatte seine besondere Farbe und Bedeutung. Der erste aus weißen Rosen sollte auf ihre Freuden, der andere aus roten auf ihre Schmerzen, und der dritte aus goldenen Rosen auf ihre Glorie deuten. Dieser Legende gemäß pflegten die alten Maler die Mutter Maria mit dem Jesuskinde gern von drei Rosenkränzen umschlungen abzubilden. Die weißen Rosen haben den Namen Magdalenenrosen, da sie einst durch die Thränen der Reue, die Magdalena vergoß, entfärbt wurden. Eine anmutige Rolle spielt die Rose in solchen Legenden, wo sie als Erretterin aus Gefahr bei verbotenen Almosen erscheint. Es sollen diese Erzählungen wohl darlegen, wie gute Werke stets des himmlischen Schutzes sicher sind. Einst brachte der heilige Nikolaus bei strengem Winter den Armen Brot aus dem Kloster. Hierbei traf ihn der hartherzige Abt und verlangte, den Inhalt des Korbes zu sehen. Mit Zittern und Zagen öffnete Nikolaus den Deckel des Korbes; doch wie erstaunte er, als aus demselben blühende Rosen dem Abt entgegenleuchteten. Ein andermal brachte die Tochter eines Sarazenenkönigs den gefangenen Christen heimlich Speisen von ihres Vaters Tische. Auch sie wurde von ihrem Vater bei der That getroffen. Wiederum waren es nur Rosen, die sie bei sich führte. Ähnliches wird auch von der heiligen Elisabeth, der Landgräfin von Thüringen, erzählt.

Der allgemeinen Beachtung entsprechend, welche die Rose in Deutschland gefunden, haben auch Sage und Aberglauben sich an dieselbe geschlossen. Die Heckenrose, Hagrose oder wilde Rose, die ihren Namen von den dornigen Zweigen führt, mit denen sie ein für Menschen und Tiere undurchdringliches Dickicht bildet, soll mit Vorliebe an solchen Orten wachsen, an denen einst heilige Haine gestanden oder die zu Opfer- und Begräbnisstätten gedient haben. Sie verdankt ihr Entstehen dem Umstande, daß einst Maria die Kleider des Christuskindes zum Trocknen über diesen Strauch breitete. Aus diesem Grunde erfreute sie sich auch einer besonderen Achtung. Hexen und Werwölfen war sie gefährlich; brach eine Hexe einen Zweig von ihr, so war sie entlarvt, und der Werwolf ward durch die Berührung dieses Strauches wieder zum Menschen. Der Zug der Sage, daß die Rosen erst durch das Ausbreiten der Kleider des Christuskindes hervorgerufen sind, weist zurück in das germanische Heidentum. Noch heute erwartet man im Volke, besonders in Norddeutschland, wenn es die Woche über geregnet hat, am Ende derselben

schönes Wetter, denn „Frau Holle muß zum Sonntag ihren Schleier trocknen"; sie hängt ihn auf Rosenbüsche, und darum erblühen die Rosen so schön.

Gefährlich ist es, sich von den Dornen des wilden Rosenstrauches umstricken zu lassen. Das erfuhr einst ein Mädchen im Hildesheimschen, welches mit seiner Mutter in den Wald zum Kräuterlesen gegangen war. Sie fand einen wilden Rosenbusch mit herrlichen Blüten und wollte einige der Rosen brechen. Da rief es aus dem Busche: „Halt Dieb! Ich hab dich lieb!" Das Mädchen roch einen betäubenden Rosenduft und war vor den Augen seiner Mutter verschwunden. Vergeblich jammerte und schrie die letztere; — daß ihre Tochter in einer wundervollen Rosenknospe oben am Strauche fortlebte, das freilich konnte sie nicht wissen. Das Mädchen war Rosenprinzessin geworden und lebte lange Jahre mit ihrem Gemahle in Herrlichkeit und Freuden.

Oft erscheint die Rose nach dem Volksglauben aber auch an anderen Sträuchern als der Hagebutte, und dann ist sie ein Wink, ein Fingerzeig Gottes. Ein Bauer, so erzählt eine voigtländische Sage, und zwar der reichste seines nun wüsten Dorfes, erfuhr, daß sein Sohn ein blutarmes Mädchen liebe und ihr ewige Treue geschworen habe. Da rief er aus: „Nicht eher sollst du die Betteldirne haben, als der Birnbaum draußen im Garten Rosen trägt." Im nächsten Frühjahre aber erblühten wirklich zwei wunderschöne Rosen, außen weiß, innen rot, auf dem alten Birnbaume. Da gab denn auch das harte Herz des Vaters nach, und seine Schwiegertochter wurde bald als die beste gepriesen weit umher im Lande.

Eine besondere Stellung nahm die Rose im deutschen Volksglauben als Symbol und Vorzeichen des Todes ein. Als letzten Rest dieser Anschauung kann man den noch heute anzutreffenden Aberglauben ansehen, wonach eine einzelne im Herbst aufblühende Rose den Tod eines Familiengliedes ankündet. Um uns diese düstere Bedeutung der Rose zu erklären, müssen wir zunächst bedenken, daß unsere ältesten Vorfahren ausgezeichnete Schwerter mit Vorliebe „Rose" nannten. „Noch in später Zeit hieß bei dem nordischen und hessischen Schwerttanz jenes von Schwertern über die Königin des Festes geflochtene Schirmdach die Rose." Auch die mit dem Schwerte beigebrachte Todeswunde hieß „Rose", und das Schlachtfeld nannte man einen „Rosengarten". Weil nun die alten Germanen nur den Tod auf dem Schlachtfelde, dem Rosengarten, als einen ehrenvollen Tod ansahen, der sie zu den Freuden jener Welt führte und berechtigte, so ist erklärlich, daß von ihnen die Rose, deren Namen sie dem Schwerte und der Todeswunde gaben, auch als Symbol des Todes angesehen wurde. Doch das Wort Rosengarten ward auch noch in anderer Beziehung gebraucht. Überall im deutschen Lande gab es Äcker, die vom Volke als Rosengärten bezeichnet wurden; allein im kleinen oldenburger Lande sind acht Felder, die diese Bezeichnung führten, nachgewiesen, obgleich man von keinem derselben annehmen kann, daß es früher ein Lustgarten gewesen sei. Wahrscheinlich hat man sich unter diesen Rosengärten die Friedhöfe unserer Vorfahren zu denken. Es ist möglich, daß

das Wort Rosengarten in dieser Beziehung gar nicht mit unserer Blume zusammenhängt, sondern daß es mit rôze, d. h. Klagegesang, Weinen, in Verbindung steht. In der Schweiz jedoch führen alte und neue Kirchhöfe, sowie mitten in Wäldern gelegene altheidnische Grabfelder den Namen Rosengarten, obgleich seit langer Zeit keine Rose mehr auf ihnen wächst. Zur Erklärung dieser Sitte, die Friedhöfe Rosengärten zu nennen, müssen wir uns daran erinnern, daß heilige Gräber bei den alten Deutschen mit Rosen eingefriedigt wurden, daß das Holz des Hagedorns durch religiöse Vorschriften zur Verbrennung der Leichen bestimmt war, und daß die nachher noch zu erwähnenden Gallenbildungen an den Hagrosen Schlafäpfel oder Schlafkunzen genannt wurden. Auch soll nach altgermanischer Anschauung die Göttin der Nacht die Völker mit einer dornigen Rute schlagen, infolge dessen sie in tiefen Schlummer versinken. Aus allem dem geht hervor, daß die Rose die Blume der Toten war, und daß sich dadurch die Bezeichnung Rosengarten für den Ruheplatz der Toten erklären läßt. Doch wie die Rose als Symbol des Todes galt, so erschien sie auch als Vorzeichen desselben. „So oft einer aus der Zahl der Domherren zu Hildesheim sterben sollte, fand er am Morgen des dritten Tages vor seinem Ableben auf seinem Sitz im Chore eine weiße Rose. Hatte er die gesehen, so mußte der Geistliche sein Haus bestellen, denn unfehlbar berührte ihn zu bestimmter Zeit des Todes Kuß. Die Sage von der todverkündenden Rose haftet auch am Dom zu Lübeck, und in der Kathedrale zu Breslau verkünden noch heute zwei steinerne Tafeln durch ihre Inschriften, daß die wunderbare weiße Rose auch hier den Domherren ihren ernsten Mahnruf, an die Ewigkeit zu denken, entgegenbrachte. Zu Korvei ruft der Todesengel durch eine weiße Lilie. Auch von dem herrlichen rheinischen Kloster Altenberg geht die gleiche Sage."

„Nachdem wir diese Bedeutung der Rose kennen gelernt haben, verstehen wir auch, warum die weiße Frau, welche des Nachts als Todesbotin die unheimlichen langen Korridore altfürstlicher Schlösser durchschreitet, den Namen ‚Bertha von Rosenberg' führt. Sie, die stille tieftraurige Ahnfrau der glänzenden Herrenhäuser Deutschlands, ist ja ursprünglich die gütige Erdgöttin Berchtha, die Leuchtende, welche alles Leben zu seinem Ursprunge wieder zurückführt; sollte sie aber einmal eine Edelfrau sein, so mußte sie wohl dem Geschlechte von Rosenberg angehören." —

Doch nicht ohne alle Hoffnung standen unsere alten Vorfahren an den Gräbern ihrer Lieben. Auch hier geben uns die überlieferten Sagen und alten Volkslieder Aufklärung. Diese erzählen, daß aus den Gräbern unglücklich Liebender eine Rose emporwuchs, wie denn überhaupt aus den Gräbern Lilien, Veilchen, Vergißmeinnicht und Linden hervorwachsen sollten. Man sah in der Rose, wie in allen jenen den Gräbern entsprießenden Blumen, die Verkörperung der fortlebenden Seele. So berichtet uns die Rose auf dem Kirchhofe von dem altgermanischen Unsterblichkeitsglauben, und die noch heute übliche Sitte, die Gräber mit Rosen zu bepflanzen und die Leichensteine mit einer Rose zu schmücken, ist altgermanischen Ursprungs.

Die Monatsrose ist nach der Sage aus einem in das Meer gefallenen Tropfen von Christi Blut entstanden. Auch die nach unten gebogenen Dornen oder richtiger Stacheln weiß die Sage zu erklären. Der vom Himmel gestürzte Luzifer hatte sich einen Strauch mit langen Ruten und voller Dornen geschaffen, um an diesen Gerten wie an einer Leiter wieder in den Himmel zu steigen. Als aber der Herr seine Absicht merkte, bog er die Zweige nieder. Der hierüber erzürnte Teufel krümmte auch die Dornen, so daß sie fortan alles, was sie berühren, festhalten.

Um einen verhexten Stall von vergrabenen Zaubermitteln zu reinigen, schnitt man heimlich beim Vollmonde eine dreiteilige Hagebuttrute mit drei Schnitten ab; der erste geschah im Namen des Teufels, der zweite im Namen der heiligen Dreieinigkeit, beim dritten und letzten Schnitt sprach man die Worte „schneide ich dich ab“. Auf diese Rute schnitt man die drei Buchstaben J. H. S. = Jesus hominum salvator, d. h. Jesus, Erretter der Menschen. Legte man nun von dieser Rute zwei Hagebuttendorne in Form eines Kreuzes in den rechten Schuh, so konnte man im Stalle von der Stelle, an der das Zaubermittel verborgen lag, nicht fort, man war imstande, dasselbe auszugraben und zu vernichten.

Nach der Meinung des Volkes wachsen Rosen nicht gern da, wo ein Toter liegt, und wenn man einem Toten Rosen mit ins Grab giebt, so welkt der Strauch, der sie getragen hat. Werfen Liebende Rosenblätter in einen Bach, und schwimmen zwei dieser Blätter, ohne sich zu trennen, mit einander, so kommt das Paar dereinst zusammen.

Besonderen Stoff zu allerlei Aberglauben gaben auch die durch den Stich einer Wespe entstandenen Gallen, welche man Schlafkunzen nannte, und die sogen. „Rosenkönige“, unter welchen man eine Mißbildung der Rose verstand, bei der aus der Mitte der Blüte ein grüner, mitunter wieder mit Rosen besetzter Blätterzweig gewachsen war. Die Schlafkunzen oder Schlafäpfel sollten, wenn man sie in die Wiege oder in das Bett legte, den Schlaf herbeiführen. Auch gebrauchte man sie gegen Behexung und Krämpfe der Kinder und zur Beruhigung von Wahnsinnigen. Sie waren ein so gebräuchliches Heilmittel, daß sie in den Kräuterläden käuflich waren. Die Rosenkönige galten als Vorzeichen wichtiger Ereignisse und deuteten entweder auf Unheil oder auf Segen, auf Tod oder auf Hochzeit. In letzterer Beziehung hießen sie auch Brautrosen. Fand man den Rosenkönig im Frühjahr, so hatte man Günstiges zu erwarten, erschien er im Herbste, so verkündete er ein Unglück. Pflückte man denselben aber in der Stille ab und warf ihn rücklings über das Dach, so wurde das Unheil in Segen verwandelt.

Unter den sich an die Rose knüpfenden Sitten sind besonders die Rosenfeste zu erwähnen, die in Frankreich, Deutschland und anderen Gegenden gefeiert wurden. An diesem Feste wurde über die Sitte und das Betragen der jungen Mädchen Gericht gehalten, und dasjenige, welches den Eltern am gehorsamsten und außerdem in ihrem Wandel am tugendhaftesten gewesen war, wurde mit einem Rosenkranze geschmückt und als Rosenkönigin allgemein geachtet. Ein eigenes Rosenfest wurde

in der venezianischen Stadt Treviso gefeiert. Dasselbe wird folgenderweise beschrieben: Man errichtete mitten in der Stadt ein Kastell, dessen Wälle von kostbaren Teppichen und seidenen Ballen gebildet waren. Die vornehmsten Jungfrauen der Stadt verteidigten die Veste, die von den vornehmsten und edelsten Jünglingen angegriffen wurde. Man bombardierte mit Äpfeln, Muskatnüssen und Mandeln. Das Pelotonfeuer bestand aus Lilien, Narcissen, Veilchen, ganz besonders aber aus dem flammenden Geschoß der Rosen. Auch gab man Salven von wohlriechendem Wasser, namentlich von Rosenwasser, wozu man sich von beiden Seiten kleiner Spritzen bediente. Zu Tausenden umlagerten Zuschauer, welche von nah und fern herbeigeströmt waren, dies Festungsspiel. Kaiser Friedrich Rotbart behauptete, es sei das ergötzlichste Fest, das er jemals mit angesehen habe.

Wie es Rosenfeste gab, so beehrte man auch tugendsame, unbescholtene Mädchen mit dem Namen „Rosenkönigin" oder „Rosenmädchen". Von dieser Sitte erzählt Grube: „Seit Jahrhunderten feiert man in Sallency, einem französischen Dorfe in der Pikardie, ein Rosenfest, dessen Feierlichkeiten berühmt geworden sind. Es wird nämlich von den drei unbescholtensten, durch Sittsamkeit und weibliche Tugend ausgezeichneten Mädchen des Dorfes die würdigste erwählt — früher vom Grundherrn des Dorfes, jetzt vielleicht vom Friedensrichter. Ihr Name wird aber vor dem festlichen Tage von der Kanzel verkündet, damit noch jedermann Zeit habe, Einsprache gegen die Wahl zu thun, falls er eine noch würdigere Jungfrau weiß. Ist jedoch die Wahl unbestritten, so wird am 8. Junius, als am Festtage des heiligen Medardus (der als Bischof von Noyon etwa um 500 n. Chr. das Fest gestiftet haben soll), das Rosenmädchen unter Musik und dem Geleit von zwölf festlich geschmückten Paaren auf das Schloß geführt. Von dort wurde sie früher vom Schloßherrn selber zur Kirche geleitet, wo die Vesper abgehalten ward. Dann begaben sich alle Versammelte in feierlichem Aufzuge zur St. Medarduskapelle, wo auf dem Altar der rosenbekränzte Hut lag, der dann der Königin des Tages unter dem Gebet des Priesters auf das Haupt gesetzt ward."

Gleich den Römern hingen auch die Deutschen bei ihren Gelagen eine Rose als Sinnbild der Verschwiegenheit an die Decke des Zimmers, und Papst Hadrian IV. ließ zu gleichem Zwecke Rosen an den Beichtstühlen anbringen.

Auf den Beilen der Feme befand sich das Bild eines Ritters, der eine Rose trug, und so oft ein Mitglied der Feme eine Rose sah, mußte es sie küssen. Erwähnenswert ist auch, daß Luther in seinem Wappen eine Rose mit der Umschrift führte:

„Ein Christenherz auf Rosen geht,
Wenn's mitten unterm Kreuze steht".

Luther schreibt darüber an Lazarus Sprengler, Stadtschreiber zu Nürnberg:

„Gnade und Friede in Christo! Ehrbarer, günstiger, lieber Herr

und Freund! Weil ihr begehrt zu wissen, ob mein Petschaft recht getroffen sei, will ich Euch meine ersten Gedanken anzeigen zu guter Gesellschaft, die ich auf mein Petschaft wollte fassen, als in ein Merkzeichen meiner Theologie. Das erste sollte ein Kreuz sein, schwarz im Herzen, das seine natürliche Farbe hätte, damit ich mir selbst Erinnerung gäbe, daß der Glaube an den Gekreuzigten uns selig macht. Ob's nun wohl ein Kreuz ist, mortificiret und soll auch wehe thun, noch läßt es das Herz in seiner Farbe, verderbet die Natur nicht, das ist, es tötet nicht, sondern behält lebendig. Solch Herz aber soll mitten in einer weißen Rose stehen, anzuzeigen, daß der Glaube Freude, Trost und Friede giebt, kurz — in einer weißen, fröhlichen Rose, nicht wie die Welt Friede und Freude giebt, darum soll die Rose weiß und nicht rot sein; denn weiße Farbe ist der Geister und aller Engel Farbe. Solche Rose steht in einem himmelfarbenen Felde, darum daß solche Freude im Geist und Glauben ein Anfang ist der himmlischen Freude zukünftig, jetzt wohl schon darinnen begriffen und durch Hoffnung gefasset, aber noch nicht offenbar. Und um solch Feld einen güldenen Ring, daß solche Seligkeit im Himmel ewig währet und kein Ende hat, und auch köstlich über alle Freuden und Güter, wie das Gold das höchste, köstlichste Erz ist. Christus, unser lieber Herr, sei mit Eurem Geist bis in jenes Leben. Amen!

Ex eremo Grubok (Koburg) VIII. Julii 1530.

Martinus Luther D."

Bei dieser hervorragenden und so tiefbedeutsamen Symbolik, welche die Rose besitzt, ist es selbstverständlich, daß der V o l k s g e s a n g in alter und in neuer Zeit seine vollsten Töne der Herrlichkeit der Rose geweiht hat. Doch wir wollen weniger auf jene Rosenlieder eingehen, welche zu heiterem Lebensgenusse auffordern, nicht auf die Trinklieder, in welchen die Becher mit duftendem Rheinweine, umkränzt mit Rosen, als das begehrenswerteste Gut der Erde gefeiert werden; — wir erwähnen nur jener ernsteren Volkslieder, in welchen die tiefere Bedeutung der Rose zutage tritt. Dieselbe klingt selbst durch schwäbische Schelmenliedlein hindurch. So singt das Volk am Neckar:

„Röslein am Strauche blüh'n
Lange Zeit nicht;
Lieb' ist so lang' nur grün,
Bis man sie bricht.

Nimm dir zwei Röselein
Auf deinen Hut;
Ewig bei 'nander sein,
Thut auch nicht gut.

Wenn die zwei Röselein
Nicht mehr sind rot,
Wirf sie in 'n Bach hinein,
Denk', ich wär' tot."

In der Schlacht von St. Jakob an der Birs sprach Herr Burkhard Münch, Ritter von Basel und Marschall des französischen Dauphins: „Nun baden wir in Rosen frei!" und meinte damit der Schweizer ver-

gossenes edles Blut. Das hörte ein im Sterben liegender Eidgenoß; mit der letzten Kraft richtete er sich auf und zerschmetterte Herrn Burkhard mit einem Steinwurf das Haupt. „Die Ros'", sagt das Volkslied, „ward in ihrem Blut zunicht'", denn:

„Wie hängt der Ritter auf dem Roß!
Sein Panzer ist ja rosenrot!
Legt ihn nur auf den Kirchhof fein!
Da wachsen viele Röselein!"

In einem sehr schönen und weitverbreiteten süddeutschen Volksliede scheidet ein ungetreuer Knabe von seiner Geliebten; er verspricht scherzend, wiederzukehren, wenn's rote Rosen schneit und kühlen Wein regnet. Das Herz der Verlassenen bricht:

„Sie trank des Herrgotts Wein.
Ein Rosenkränzlein in der Hand
Ist sie geschlafen ein."

Aber die Reue treibt den Jüngling zurück; er kehrt heim und will die Geliebte in dem Lustgärtlein, da sie oft bei einander gesessen, aufsuchen, den Becher Weins in der Hand, einen Kranz von Rosen auf dem Haupte. Da stößt er an ein Hügelein; — es ist ihr Grabhügel, und nun — er wankt:

„Da schneit es rote Rosen,
Da regnet's kühlen Wein!"

Das „Rosenkränzlein" selbst hat wunderbare Kraft, nämlich das gebetete. In einem geistlichen Volksliede wird die arme Seele eines sündigen Mägdleins vom Himmelspförtner St. Peter abgewiesen. Aber sie bittet:

„Ich hab' ja alle Sonntags Nacht
Mein Rosenkränzlein fertig macht!"

Da tritt Maria hervor und führt sie an ihrer milden Hand in das gelobte Land zu den Stühlen, welche in Ewigkeit bereitet sind. Ja, die erlöste, von aller Not befreite Seele wird selber ein Röslein im Garten der Ewigkeit, mag der nun liegen unter den spiegelnden Wassern des Sees, mag er droben erglänzen im Himmel; eine Scheidende spricht es schön und glaubensfreudig aus:

„In weiß und rot
Ziert man mich fein,
In hocherwünschten Farben!
Denn Jesu Tod
Bricht Röselein,
Die nie bisher verdarben!"

Im Anschluß an die Stellung der Rose im Volksliede möchten wir noch einiger Zeilen aus deutschen Dichtungen gedenken, welche der Rose erwähnen, und welche wegen der allgemeinen Bekanntschaft und des

häufigen Citierens den Namen von „geflügelten Worten" verdienen. Von einem im vergangenen Jahrhundert vielgesungenen Liede des gemütlichen Hölty lebt noch heute der Anfang fast in aller Munde:

„Rosen auf den Weg gestreut und des Harms vergessen"

wie aus dem Liede des Schweizers Usteri „Freu't euch des Lebens" der zum Genuß von Lebenslust und =freude mahnende Endvers des glücklichen Refrains:

„Pflücket die Rose, eh' sie verblüht."

Das Sprichwort „Keine Rose ohne Dornen" hat in einem tiefempfundenen Liede J. V. v. Scheffels, das er „jung Werner" im „Trompeter von Säkkingen" in den Mund legt, die schöne Prägung erhalten:

„Das ist im Leben häßlich eingerichtet,
Daß bei den Rosen gleich die Dornen steh'n."

Auch die beherzigenswerten Worte von Fr. Rückert gehören hierher:

„Wenn die Rose selbst sich schmückt,
Schmückt sie auch den Garten."

Eine ganz besondere Berühmtheit hat in der katholischen Kirche die vom Papste verliehene „goldene Rose" sich erworben. Am Sonntag Lätare weiht der Papst in weißem Gewande und im Beisein des ganzen Kardinal=Kollegiums in einer Kapelle der Peterskirche eine goldene, reich mit Edelsteinen besetzte Rose durch Gebet, Beräucherung und Weihwasser, dann taucht er sie in Balsam und bestreut sie mit Moschus. Dieser Brauch soll bis ins elfte Jahrhundert zurückreichen. V. Hehn meint, „daß die Anfänge dieser Sitte sich an altrömische Vorstellungen von der Rose als Blume des Lebens wie der Vergänglichkeit knüpfen, die in der Hand des Überwinders sowohl seine Glorie und Freude, als seine Sterblichkeit und Demut bedeute". Demnach wird die zarte und vergängliche Rose zum Sinnbild der Schwachheit des Körpers und der kurzen Dauer des Menschenlebens und das kostbare und zugleich unvergängliche Metall zum Symbol der Unsterblichkeit der Seele. Das Geschenk der goldenen Rose ist eine der größten Ehrenbezeugungen, die der Papst erweisen kann. So sandte er sie z. B. Friedrich von Sachsen, dem Beschützer Luthers, um ihn der alten Kirche zu erhalten. Im Jahre 1856 bekam sie die Kaiserin Eugenie von Frankreich bei Gelegenheit der Taufe des Prinzen Louis Napoleon, des „Kindes von Frankreich". Eine der letzten goldenen Rosen erhielt 1867 Isabella von Spanien.

In der Geschichte Englands erinnert die Rose an einen blutigen Krieg von 1399—1486, der unter dem Namen der „Kämpfe der roten und weißen Rose" in der Geschichte verzeichnet ist. Er wurde geführt von den Häusern York und Lancaster, welche um den Thron Englands mit einander stritten. Das Haus York führte eine weiße und das Haus Lancaster eine rote Rose im Wappen. Zur Erinnerung an dies Ereignis

hat man in England eine Lancaster-York-Rose gezüchtet, die auf einem Stamme rote und weiße Rosen trägt.

In Deutschland hat die Rose am Dome zu Hildesheim eine geschichtliche Berühmtheit erlangt. Unter anderm erzählt man über ihre Entstehung, daß der Kaiser Ludwig der Fromme einst auf einer Jagd, die er mitten im Winter in der Gegend des jetzigen Hildesheim abhielt, das Reliquienkreuz, welches er am Halse trug, verloren habe. Nach langem Suchen fand ein Diener dasselbe an einem mitten im Schnee blühenden wilden Rosenbusche. Doch war er nicht imstande, dasselbe vom Strauche zu nehmen. Als der Kaiser dem Strauche nahte, erkannte er in dem großen Schneefleck den Grundriß einer Kirche, an dessen oberen Ende der Rosenstock sich befand. Er nahm das Kreuz ab und gelobte, an dieser Stelle eine Kirche zu erbauen und den Rosenbusch zu schützen. Diese im tiefen Walde errichtete Kapelle war der Anfang des herrlichen Domes und das erste Gebäude der Stadt Hildesheim. Der Rosenstock ist von Anfang an von den Bischöfen zu Hildesheim sehr gepflegt worden. Er bedeckt in einer Höhe von 7—8 m eine Mauer, sein Stamm hat an der Erde eine Dicke von 6 cm. Sein Alter wird auf 800—1000 Jahre geschätzt, so daß er ohne Zweifel der älteste Rosenstock ist.

Auch in der Geschichte des preußischen Staates nimmt die Rose mehrfach eine ehrenvolle Stellung ein. Wir erinnern nur an zwei Fälle. Als die unvergeßliche, von Schenkendorf als „Königsrose" besungene Königin Luise sich mit ihrem Gemahl in Tilsit aufhielt, versuchte sie es, den stolzen Corsen günstig für ihr Land und Volk zu stimmen; sie nahte sich Napoleon als Bittende. Die Antwort des stolzen Corsen bestand darin, daß er ihr aus einer auf dem Tische stehenden Blumenvase eine Rose reichte. Die Königin sah darin einen Beweis seines Wohlwollens und sagte: „mais avec Magdebourg" (aber mit Magdeburg). Kalt erwiderte Napoleon: „Ich muß Eure Majestät darauf aufmerksam machen, daß ich anbiete und Sie nur anzunehmen haben!" Dreifach hat unser Volk diese Demütigung seiner großen Königin eingelöst in den „Rosengärten" von Leipzig, Belle-Alliance und Sedan.

Die Lieblingsblume der Königin Luise war die mattrosa „Mädchenröte", eine jetzt aus der Mode gekommene Rosenart. Am Schlosse zu Hohenzieritz und um den kleinen Tempel, der dort auf ihrem Lieblingsplatze errichtet ist, wo die hohe Königin den letzten Abend ihres Lebens im Freien zubrachte, stehen solche „Mädchenröte" zum Andenken an „die schöne Königin".

Als die Kaiserin Charlotte von Rußland 1834 ihren königlichen Vater, Friedrich Wilhelm III. von Preußen, besuchte, veranstaltete dieser ihr zu Ehren ein glänzendes Fest, das Fest der weißen Rose, welche die Lieblingsblume der hohen Frau war. Kaiser Wilhelm I., der damalige Prinz Wilhelm, erschien dabei als Ritter der weißen Rose in silberdurchwirktem Waffenkleide, die Kette des schwarzen Adlerordens um den Hals geschlungen, auf dem Haupte einen Helm mit aufgerichteten Adlerflügeln. Sein blanker Schild zeigte den Wahlspruch: „Gott mit uns". — Im neuen Palais, bei welchem das Fest stattfand, sproßt aus allen Nischen

und Lauben die Moosrose, die Lieblingsblume der jetzigen Kaiserin von Deutschland.

Die zweite in Preußens Geschichte berühmte Rose ist jüngeren Datums. Einige Tage nach der Schlacht von Sedan erhielt der Magistrat Berlins einen Brief, in dem eine welke Rose lag. Der Brief war folgenden Inhalts: „Einem Hochlöblichen Magistrat zu Berlin übersendet ein Kämpfer vom 18. August und 1. September eine Rose, die er am 1. September im heftigen Kanonendonner gepflückt, mit der ergebensten Bitte, dieselbe derjenigen Dame von Berlin zur gefälligen Annahme zuzustellen, die sich am meisten in der Hilfe für die Verwundeten ausgezeichnet hat. Ein Jäger der 3. Kompanie des Gardejäger-Bataillons." Der Magistrat glaubte den Bedingungen des Übersenders gerecht zu werden, indem er die bleiche, weiße Rose der Königin Augusta darbrachte, weil die hohe Frau als Vorsteherin und Oberleiterin der Krankenpflegerinnen in der edelherzigsten Weise den deutschen Frauen und Jungfrauen ein Vorbild gab. Doch die Königin wies die Rose in hoher Bescheidenheit zurück und sandte sie vielmehr in die Baracken, wo deutsche Frauen und Jungfrauen in selbstverleugnendster Weise die Kranken pflegten. Hier sollte für die Rose die Würdigste gefunden werden. Die Rose wurde unter Glas und Rahmen im kleinen Betsaal aufgehängt, bis sich diejenige gefunden, die die gerechtesten Ansprüche auf dieselbe hätte. Doch es fand sich keine Würdigere als die Kaiserin, und als die Baracken abgebrochen wurden, ist die Rose der Kaiserin einstimmig zugesprochen und überreicht. Der Pflücker und Absender der Rose ist nicht bekannt geworden, wahrscheinlich hat ihn in Feindes Land der ehrenvolle Tod ereilt.

Zum Schluß sei noch kurz auf die Verwendung hingewiesen, welche die Rose in der Architektur gefunden hat. Sie spielt in der gotischen Baukunst keine unbedeutende Rolle. Als acht- oder zehnfach geteilte Fensterrose schmückt sie die gotischen Dome und Gerichtssäle. Gern schloß man die Ausschmückungen der Kirchen und deren Türmchen mit einer steinernen Rose (Kreuzblume), um anzudeuten, daß sich unser Leben in seiner höchsten Schönheit erst im Jenseits entfaltet.

Bemerkenswert ist auch noch die eigentümliche Erscheinung, daß bei einigen Menschen der Duft und der Anblick, ja sogar der Gedanke an eine Rose Widerwillen, Ohnmachten u. dgl. hervorrufen. Man nennt einen derartigen krankhaften Zustand Idiosynkrasie. So konnte z. B. die zweite Gemahlin Heinrichs IV., Maria von Medicis, ohne Abscheu keine Rose sehen, obgleich sie sonst eine große Blumenfreundin war. Dieser Widerwille gegen die Rose soll sich bei ihr sogar auf gemalte Rosen erstreckt haben. Auch von dem Kardinal Olivier Caraffa (gest. 1511) wird erzählt, daß er sich jedes Jahr um die Zeit der Rosenblüte eingeschlossen habe, um auf diese Weise zu verhindern, daß ihm von Freunden und Bekannten Rosen gebracht würden.

Der Ursprung der Rose.

Den Rosenzweig benagt ein Lämmchen auf der Weide;
Es thut's nur sich zur Lust, es thut's nicht ihm zuleide.

Dafür hat Rosendorn dem Lämmchen abgezwackt
Ein Flöckchen Wolle nur, es ward davon nicht nackt.
Das Flöckchen hielt der Dorn in scharfen Fingern fest;
Da kam die Nachtigall und wollte bau'n ihr Nest.
Sie sprach: „Thu auf die Hand und gieb das Flöckchen mir;
Und ist mein Nest gebaut, sing' ich zum Danke dir."
Er gab, sie nahm und baut'; und als sie nun gesungen,
Da ist am Rosendorn vor Lust die Ros' entsprungen.

Fr. Rückert.

An die Rose.

I.

Ewig trägt im Mutterschoße,
Süße Königin der Flur,
Dich und mich die stille, große
Allbelebende Natur.

Röschen! unser Schmuck veraltet,
Sturm entblättert dich und mich;
Doch der ewige Keim entfaltet
Bald zu neuer Blüte sich.

J. Chr. Fr. Hölderlin.

II.

Rose, erblühend am Frühlingshag,
Rose, wie soll ich dich grüßen?
Willst du das Leid, das ich Nacht und Tag
Trug, mir lächelnd versüßen?

Auf dem dornigen Schaft erglüht
Fröhlich die purpurne Flamme;
Zeigest mir, wie auch im Menschengemüt
Lust dem Leiden entstamme.

Rose, erblühend am Frühlingshag,
Herzlich laß dich begrüßen.
Was mir auch Bitteres werden mag,
Laß es dein Bild mir versüßen.

H. Stadelmann.

Die Monatsrose.

Hoffnung ist die Monatsrose,
Deren Knospe viel verspricht,
Doch die kurze, dauerlose
Flatterblüte hält es nicht.
Aber daß dich nicht gereue
Monatsrosenlebenslauf,
Hoffnung zieht doch eine neue
Knospe jeden Morgen auf.

Fr. Rückert.

Die weiße Rose.

Sie ist gemacht zum Gräberschmucke,
Für Menschen, die verlassen stehn,
Für Dulder, die mit schwerem Drucke
Gebeugten Haupts durchs Leben gehn;

Für Herzen, die vom Gram gebrochen,
Die keine Liebe wieder heilt,
Die mit dem Tode sich versprochen,
Weil nichts für sie auf Erd' mehr weilt.

Daß eine Rose möchte blühen
Für sie, wenn auch am Grabe nur,
So nahm ihr Gott das Freudeglühen
Bis zu des Rotes letzter Spur.

Ehrwürd'ge Blume sondergleichen!
Zerstörten Glückes Trau'rsymbol —:
Fürwahr, dem Schmerze Rosen reichen,
Das ist ein Gottes-Monopol!

Karl Pöls.

Geduld bringt Rosen.

Es ist Geduld ein rauher Strauch,
Voll Dornen aller Enden,
Und wer ihm naht, der merkt das auch
An Füßen und an Händen.

Und dennoch sag' ich: Laß die Müh'
Dich nimmermehr verdrießen,
Sei's auch mit Thränen, spät und früh
Ihn treulich zu begrüßen.

Urplötzlich wird er über Nacht
Dein Mühen dir belohnen —
Wenn über all den Dornen lacht,
Ein Strauß von Rosenkronen.

W. Wackernagel.

Nachtigall und Rose.

Sang mit wundersüßem Schall
Also einst die Nachtigall:
„Wie so hold und wunderschön,
Rose, bist du anzuseh'n!
Blühend,
Glühend,
Düfte sprühend.

Weh, ich muß des Busens Drang
Strömen aus in flücht'gem Klang,
Der mit Sangesallgewalt
Wonnig sich in Lüften wiegt,
Aber bald
Leis' verhallt
Und verfliegt.

Ach! was flüchtig stets verschallt,
Könnt' ich's fassen in Gestalt!
Dann entschwänden nicht im Nu
Klänge, die der Brust entsprangen;
Würden prangen
Schön, wie du,
Blühend,
Glühend,
Düfte sprühend,
Eine Ros' an Liedes Statt,
Jeder Ton ein Rosenblatt!
Rose, darum lieb' ich dich
Inniglich!"

Rose gab mit duft'gem Weh'n
Leise flüsternd zu versteh'n:
„Ach! wie singst du, Nachtigall,
Mit so wunderholdem Schall!
Innig,
Minnig,
Süß und sinnig,
Was das Herz mir schwellt mit Macht,
Was mich hold erglühen macht,
Lebt im Duft mit Allgewalt,
Der in Lüften wonnig weht,
Aber bald
Leis' entwallt
Und vergeht.
Ach! was ohne Klang entwallt,
Unerkannt, vergessen bald,
Was mit Macht die Brust durchzieht —
Könnt' ich's laut und freudig singen,
Würd' es klingen
Wie dein Lied,
Innig,
Minnig,
Süß und sinnig,
Düfte — Nachtigallgesang,
Jeder Atemzug ein Klang!
Nachtigall, ich liebe dich
Inniglich."

Fr. v. Sallet.

Die halboffene Rose.

Von all' den Rosen, die im Hage sprossen,
Ist keine so mit süßem Duft gewürzt,
Als du, die halb erst ihren Kelch erschlossen,
Von grüner Knospenhülle noch geschürzt.

Den andern, die entfaltet jedes Läubchen,
Entführte bald den besten Geist die Luft,
Du aber hältst die feinsten Blütenstäubchen
Im tiefen Kelch gesammelt voller Duft. —

Halboffne Rose, lieblichste von allen!
Du mahnest mich an echten Liedes Reiz;
Soll ich erwecken süßes Wohlgefallen,
So laßt es nicht verflachen allerseits.

Nein, faßt es in geheimnisvolle Kürze,
Die inn'rer Schönheit Fülle ahnen heißt:
Dann sammelt sich im Kelch die feinste Würze,
Dann atmet's aller Süßigkeiten Geist. —

Halboffne Rose, lieblicher denn alle!
Du mahnest mich an echter Liebe Sinn:
Die rührt mich nicht, die stets im Redeschwalle
Des Herzens offnes Blatt mir breitet hin.

Nein, wo nur manchmal zart aus Aug' und Munde,
Wie aus der Knospe, dringt ein warm Gemüt,
Ahn' ich entzückt, daß tief im Herzensgrunde
Noch reich der Liebe Rosenfeuer glüht.

Ad. Stöber.

Lebensworte.

Zu dem vollen Rosenbaume
Sprach der nahe Leichenstein:
„Ist es recht, in meinem Raume
Groß zu thun und zu verhüllen
Meiner Sprüche gold'nen Schein,
Die allein mit Trost erfüllen?" —

„Auch aus Grüften", sagt die Blüte,
„Ruft mich Gottes Macht und Güte,
Heller noch, denn tote Schriften,
Sein Gedächtnis hier zu stiften,
Und ich blühe tröstend fort,
Ein lebendig Gotteswort."

A. E. Fröhlich

Rätsel.

Fünf Brüder sind zu gleicher Zeit geboren,
Doch zweien nur erwuchs ein voller Bart,
Dem einen ist zur Hälfte er geschoren,
Den andern blieb die Wange unbehaart.

Auch deine Rosen blüh'n einmal.

Sing' mir das Lied im Morgenstrahl:
Auch deine Rosen blüh'n einmal!
Morgenläuten klingt von fern
Und verhallt im stillen Walde,
Auf der Erde Wandelstern
Wird es Frühling balde, balde;
Von dem weißen Leichentuch
Wird sie lösen ihre Glieder,
Gab es Frost und Schnee genug —
Wird's auch Blumen geben wieder.
Herz, mein Herz, o habe Ruh'!
Schau' der Erde Wandel zu!
Einmal in dem warmen Hauch
Blühen deine Rosen auch!

Sollte sich nur Wald und Flur
An dem Hauch der Liebe laben?
Sollte nicht auch die Natur
Blumen für die Herzen haben?
Sollte nur auf starre See'n
Mild die Ostersonne scheinen?
Sollte nicht das „Auferstehn"!
Auch das Grab der Herzen meinen?
Herz, mein Herz, u. s. w.

Jenes Wort, das Jahr um Jahr
Sich erfüllt auf tausend Pfaden —
Sollt' es bald und wunderbar
Nicht auch deinen Pfad begnaden?
Sollte Dunkel, Not und Pein
An des Glücks erlosch'nem Herde
Wohl dein einz'ges Erbe sein
Von der reichen, schönen Erde?
Herz, mein Herz, u. s. w.

O gewiß, sie werden blüh'n,
Denn der Lenz wird balde kommen,
Und die Wiesen werden grün,
Und der Frühling wird dir frommen.
Wenn der Erde Angesicht
Wieder glänzt in Morgenstrahlen,
Wird auch dich das ew'ge Licht
Finden in den tiefsten Thalen.
Herz, mein Herz, u. s. w.

Einmal, einmal muß es sein,
Daß dir blüh'n des Glückes Rosen,
Nach der Jugend Druck und Pein,
Auf der Liebe weichen Moosen!
Denn das Wort kann nicht vergeh'n,
Nie, so lang' die Sonne scheinet:
Auferstehn, ja Auferstehn!
Und auch du bist mit gemeinet.
Drum, o Herz, so habe Ruh'!
Schau' der Erde Wandel zu!
Balde in dem warmen Hauch
Blühen deine Rosen auch!
So klingt das Lied im Morgenstrahl:
Auch deine Rosen blüh'n einmal!

Hugo Ölbermann.

Elisabeths Rosen.

Sie stieg herab wie ein Engelbild,
Die heil'ge Elisabeth, fromm und mild,
Die Gaben spendende, hohe Frau
Vom Wartburgschloß auf die grüne Au'.

Sie trägt ein Körbchen, es ist verhüllt,
Mit milden Gaben ist's vollgefüllt.
Schon harren die Armen am Bergesfuß
Auf der Herrin freundlichen Liebesgruß.

So geht sie ruhig — doch Argwohn stahl
Durch Verräters Mund sich zu dem Gemahl,
Und plötzlich tritt Ludwig ihr zürnend nah'
Und fragt die Erschrockne: „Was trägst du da?"

„Herr, Blumen!“ bebt's von den Lippen ihr.
„Ich will sie sehen! Zeige sie mir!“ —
Wie des Grafen Hand das Körbchen enthüllt,
Mit duftenden Rosen ist's erfüllt.

Da wird das zürnende Wort gelähmt,
Vor der edlen Herrin steht er beschämt;
Vergebung erflehet von ihr sein Blick,
Vergebung lächelt sie sanft zurück.

Er geht, und es fliegt ihres Auges Strahl
Fromm dankbar empor zu dem Himmelssaal.
Dann hat sie zum Thal sich herab gewandt
Und die Armen gespeiset mit milder Hand.

L. Bechstein.

Rose im Staube.

Liegst am Boden, arme Rose,
Eines bösen Buben Raub,
Blühtest, ach, zu beff'rem Lose,
Als zu welken hier im Staub.

Doch der Knabe sah dich prangen
Als des Gartens Königin,
Und er fühlt' ein frech Verlangen,
Brach dich ab — und warf dich hin.

Hätt' er treu dich heimgetragen,
Sorgsam in das Glas gesetzt,
Hätt'st du noch von Tag zu Tagen
Dich erquickt und ihn ergötzt.

Hätt' ein Frühlingssturm die Blätter
Dir zerstreut erbarmungslos:
Sterben unter Blitz und Wetter
Ist ein schönes Blumenlos.

Aber hat die holde Sonne
Darum deinen Kelch enthüllt,
Gott und Menschen ihn zur Wonne
Mit dem süßen Duft gefüllt,

Daß du sollst zur Beute werden
Eines Buben kurzer Lust,
Daß du schnöd' im Staub der Erden
Dich zertreten lassen mußt? —

Kommt ein Kind, dich aufzulesen,
Doch die Mutter wehrt und spricht:
„Laß, wer weiß, wem sie gewesen!“
Und das Kind begehrt dich nicht.

Und warum bei deinem Lose
Mir das Herz vor Wehmut bricht?
Du in Staub getret'ne Rose,
Ach, du bist die einz'ge nicht!

K. Gerok.

---

104. Die Myrte.

(Myrtus communis.)

Aus Italien nach Deutschland herübergekommen, ist die Myrte wegen ihrer immergrünen, aromatisch duftenden Blätter bald zu einer beliebten Topfpflanze geworden, die auch mit dem Leben des deutschen Volkes in Freud und Leid auf das innigste verbunden ist. Ihr deutscher Name entspricht dem lateinischen Myrtus.

Nach einer arabischen Legende stammt sie aus dem Paradiese. Dem Gebote des Herrn zuwider hatte Adam von dem Baume der Erkenntnis des Guten und Bösen gegessen, und mit schuldbeladenem Ge-

wissen mußte er den Garten Eden, diesen Ort seligen Friedens und höchster Glückseligkeit, verlassen. Noch einen langen Blick voll Schmerz und Reue warf er auf all' die ihn umgebende Pracht und Herrlichkeit, um dann Abschied zu nehmen auf immer. Als ein letztes Zeichen an die goldene Zeit des Paradieses, des Jugendtraumes der gesamten Menschheit, pflückte er ein Zweiglein von der am Wege prangenden Myrte, damit ihr überirdischer Duft in seinem ferneren mühe- und arbeitsvollen Leben ihn erinnere und mahne an das, was er einst besessen und leichtsinnig verscherzt.

In Griechenland bedeckt noch in der Gegenwart die Myrte weite Strecken; im Altertume war sie der Aphrodite geweiht. Die Myrte war es nach der griechischen Mythologie gewesen, welche um die Göttin der Liebe und Schönheit, als diese aus dem Schaume der Meereswellen geboren, und als rings kein Baum und Strauch zum schützenden Obdach dem spähenden Blicke sich zeigte, ihre dichten, immergrünen Zweige schlug und ihr ein sicheres Versteck gewährte, bis weitere Hilfe nahte.

Über ihre Entstehung berichtet eine griechische Sage folgendes: In der Nähe von Athen lebte eine reizende Nymphe Namens Myrsine. Ausgestattet mit hohen körperlichen und geistigen Vorzügen, graziöser Gewandtheit und holder Anmut, war sie der erklärte Liebling der Athene, der Göttin der Weisheit und des Krieges. Doch als sie diese einst im Spiel im Laufen und Ringen übertraf, erregte sie die Eifersucht derselben, und die innige Zuneigung der Göttin verkehrte sich in bitteren Haß. Die liebliche Myrsine ward ein Opfer der glühenden Eifersucht der zürnenden Göttin, die sie einst im raschen Zorne tötete. Selbst die Götter trauerten um die holde Geschiedene, und nach ihrem Rate entsproß ein schlanker, zierlicher Baum dem entseelten Leichnam. In voller Verzweiflung und bitterer Reue umschlang Athene den Baum und klagte und trauerte und wünschte die ihr einst so liebe Gefährtin zurück; doch umsonst, die Teure kam nicht wieder; nur die Myrte blieb als ein immergrünes Denkmal der Erinnerung an sie zurück.

Wie bei dem Johanniskraut erblickt man bei den Blättern der Myrte, wenn man dieselben gegen das Licht hält, kleine, helle Punkte, welche von kleinen Öldrüschen herrühren; die Licht durchlassenden, kleinen Punkte sehen wie feine Nadelstiche aus, und die Sage giebt hierüber folgende Aufklärung: Der hochberühmte Heroe Theseus hatte sich als Greis mit der jugendlichen Phädra wiedervermählt. Die holde Anmut und bezaubernde Schönheit der blühenden Jungfrau hatten den hochbetagten Held gefangen genommen; doch dieselbe war nicht so treu und gut, als sie schön war. Sie entbrannte in sündiger Leidenschaft zu dem Sohne ihres Gatten aus erster Ehe; und als dieser ihren Lockungen kein Gehör schenkte, verleumdete sie, wegen verschmähter Liebe aufs tiefste gekränkt, denselben bei ihrem Gatten. Die Liebe des Theseus zu seinem Sohne verwandelte sich in grimmigen Haß, und er drohte mit furchtbarer Strafe. Auf der Flucht vor dem Vater fand der treue Sohn seinen Tod. Da ergriff die Phädra bittere Reue, und in tiefer Schwermut zerstach sie mit goldenen Nadeln die Blätter der Myrte, in deren Schatten sie oft auf

den heimkehrenden Geliebten gewartet. Ruhe und Frieden waren für immer dahin, und in banger Verzweiflung erhängte sie sich selbst an den Zweigen des Baumes. Seit jener Zeit zeigen alle Blätter die feinen Nadelstiche.

Wie schon im Anfange erwähnt, war die Myrte die heilige Pflanze der Aphrodite und galt als Symbol der Jugend und Schönheit. Doch diente sie auch Demeter, der Göttin des Ackerbaues, zum Schmuck, und die eleusinischen Priester trugen Kränze, aus Myrten- und Taxuszweigen gewunden. Auch bei Triumphen für Siege, welche kein Blut gekostet hatten, fand die Myrte Verwendung; eine Krone, aus ihr geflochten, schmückte den Triumphator.

Die Sitte, die jungfräuliche Braut bei der Trauung mit einem Myrtenkranze zu schmücken, die jetzt in Deutschland ganz allgemein, besteht erst seit dem 16. Jahrhundert; sie findet sich aber bereits bei den alten Griechen und Römern. Und wie die Myrte den Menschen schmückt bei des „Lebens schönster Feier", so begleitet sie ihn auch auf seinem „letzten Gange"; die Blätter der großblätterigen Myrte verwendet man in vielen Gegenden mit Vorliebe zu Kränzen und Guirlanden für Verstorbene, und die Pflanze führt deshalb den Namen T o t e n m y r t e.

O Myrtenkrone!
Dein Los ist schön, du dienst der Lieb' im Leben;
Der Unschuld dienest du im Sarg' zum Lohne.

Fr. Rückert.

Der Brautkranz.

Lebt wohl! ihr Schwestern, die ihr heut' mich schmücket,
Nehmt für den letzten Dienst den letzten Dank!
Die Myrte, die ihr in das Haar mir drücket,
Trennt mich von euch, mahnt mich zum ernsten Gang.
Lebt wohl! gedenkt im herzlichen Gebete
Des Mädchens, das nun bald wird Gattin sein,
Und laßt mich, eh' ich vor den Altar trete,
Laßt mich noch einen Augenblick allein.

Ich bin allein — doch ob mich niemand sähe,
Ein Auge, weiß ich, ruht klar über mir:
Mein Herr und Gott! ich fühle deine Nähe,
Und meine Seele flüchtet sich zu dir.
Im Myrtenkranz, der einmal nur im Leben
Als höchster Schmuck der Jungfrau Stirn umlaubt,
Und dem das Mädchenherz mit bangem Beben
Entgegenschlug, neig' ich vor dir das Haupt.

Du sahst so oft die Augen freudig glänzen,
In deiner Hut war immer mir so wohl;
Ich schmückte mich so gern mit Blumenkränzen,
Des Mädchenstandes lieblichem Symbol.

Du hast bisher auf meines Lebens Pfade
So viele Freudenblumen mir gestreut:
Du, lieber Herr, für alle deine Gnade
Nimm einmal noch den Dank des Mädchens heut'.

Mit Blumen darf ich heute mich nicht schmücken,
Ein neues Leben soll mir erst erblüh'n;
Nur reines Weiß will zu der Braut sich schicken,
Und drüber schwebt der Myrte Immergrün. —
O Herr, mein Gott, ich will ja gerne scheiden
Vom Mädchenstand, doch nimmermehr von dir:
Laß immer mich das Weiß der Unschuld kleiden,
Laß diese Myrte grünen für und für.

G. Jahn.

105. Der gemeine Buchsbaum.

(Buxus sempervirens.)

Die Heimat des Buchsbaums ist der Orient; die Alten kannten ihn und wußten ihn wegen seines ungemein festen und schweren Holzes zu schätzen. Bereits von Homer wird im 24. Gesang der Iliade seiner erwähnt, wo dieser die Joche der Rinder des Priamos schildert: „Von Buchsbaum glatt, mit Buckeln erhöht und wohl mit Ringen gezieret". Nach Ovid hat Minerva zuerst aus dem festen Holz des Buchsbaums, das sie mit Löchern durchbohrte, die Flöte gemacht. Neben den musikalischen Instrumenten verfertigte man aus dem Holze Götterbilder, Schmuckkästchen, Kämme u. a. Die späteren Römer benutzten den Buchsbaum zu Einfassungen von Gängen und Beeten und schnitten die Sträucher zu mannigfachen Gestalten, Tierbildern und Buchstaben zu. Zur Zeit Ludwigs XIV. kam man auf diese Spielereien zurück, und im Lenôtreschen Gartenstil spielte der Buchsbaum eine große Rolle.

Wegen der immergrünen Blätter findet der Buchsbaum in manchen Gegenden neben Immergrün und Rosmarin bei Beerdigungen Verwendung. Die Leichenträger führen Buchsbaumbüschel, welche zuweilen mit Goldschaum versehen sind, im Knopfloch und stecken dieselben später auf den frischen Grabhügel. Auch zum Zauber wurde unsere Pflanze gebraucht. In die aufgenommene und in einen Topf geworfene Fußspur eines Menschen wird Buchsbaum gepflanzt; wie dieser wächst, sollte jener vergehen. Von einer Sitte, die ganz an die alten heidnischen Opfer erinnert, und bei welcher ebenfalls der Buchsbaum benutzt wird, erzählt die Bavaria. In Jachenau in Oberbayern wird zu Ostern von einem Hofbesitzer der Reihe nach ein Widder gegeben; dieser wird gebraten und dann wieder zusammengesetzt. Der Kopf wird mit einem Buchsbaumkranze und bunten Bändern geziert, die Hörner werden vergoldet, und nun wird er in die Kirche getragen und geweiht. Im Wirtshause wird er später an die Hirten und Tagelöhner verteilt.

106. Die Lilie.

(Lilium candidum.)

Neben der Rose, der unbestrittenen Königin der Blumen, tritt schon früh die Lilie als eine allgemein beliebte und verehrte Blume fast bei allen alten Kulturvölkern auf. Ihr Name stammt aus dem Griechischen und bedeutet eine glatte, zarte Blume; er bezieht sich vor allem auf die schönste des Geschlechts, auf die weiße Lilie.

Die Heimat dieser Pflanze ist nicht mit Bestimmtheit anzugeben; sie hat in dieser Beziehung gleiches Los mit ihrer Schwester unter den Zierblumen, der Rose. „Sie hat, wie diese, überall ein Heimatsrecht, aber keinen speziellen Heimatsschein."

Nach einer griechischen Mythe war die Lilie aus der Milch der Juno entstanden und dieser Göttin daher besonders heilig. Herder teilt uns über ihren Ursprung folgende Paramythie mit: „Als einst, ein nackter Fels, die Erde dastand, siehe, da trug eine freundliche Schar von Nymphen den jungfräulichen Boden hinan, und gefällige Genien waren bereit, den nackten Fels zu beblümen. Vielfach teilten sie sich in ihr Geschäft. Schon unter Schnee und im kalten, kleinen Grase fing die bescheidene Demut an und webte das sich verbergende Veilchen. Die Hoffnung trat hinter ihr her und füllte mit kühlenden Düften die kleinen Kelche der erquickenden Hyacinthe. Jetzt kam, da es jenen so wohl gelang, ein stolzer, prangender Chor vielfarbiger Schönen. Die Tulpe erhob ihr Haupt; die Narcisse blickte umher mit ihrem schmachtenden Auge. Viel andere Göttinnen und Nymphen beschäftigten sich auf mancherlei Art und schmückten die Erde, frohlockend über ihr schönes Gebilde. Und siehe, als ein großer Teil von ihren Werken mit seinem Ruhm und ihrer Freude daran verblühet war, sprach Venus zu ihren Grazien also: „Was säumt ihr, Schwestern der Anmut? Auf, und webet von euren Reizen auch eine sterbliche Blüte." Sie gingen zur Erd' hinab, und Aglaja und Euphrosyne webten mit schwesterlicher Hand die Blume der Freude und Liebe, die jungfräuliche Rose. Manche Blumen des Feldes und Gartens neideten einander; die Lilie und Rose beneideten keine und wurden von allen beneidet. Schwesterlich blühen sie zusammen auf einem Gefilde und zieren einander, denn schwesterliche Grazien haben ungetrennt sie gewebt."

Bei den Morgenländern galt die Lilie als das Sinnbild der Reinheit und Unschuld. Im alten Testamente wird ihrer öfter Erwähnung gethan, und die mannigfache Verwendung, die sie in den gottesdienstlichen Einrichtungen der Juden fand, zeugt am besten von dem hohen Ansehen, das sie bei denselben hatte. Die Altäre waren mit derselben geziert, und die Kapitäler der Säulen im Salomonischen Tempel hatten die Form der Lilie. Auch das Waschbecken der Priester war der Gestalt derselben nachgebildet, und die goldenen Leuchter des Allerheiligsten waren mit ihr geschmückt. Die Lilie wuchs in Palästina ohne Pflege und Sorgfalt von seiten der Menschen, die sich nur über die Pracht und Herrlichkeit der Blumen zu freuen brauchten. Sie war so recht ein Bild der Güte und

Fürsorge Gottes, als welches der Herr sie uns in der bekannten Stelle der Bergpredigt hinstellt: „Schauet die Lilien auf dem Felde, wie sie wachsen, sie arbeiten nicht, auch spinnen sie nicht. Ich sage euch, daß auch Salomo in aller seiner Herrlichkeit nicht bekleidet gewesen ist, als derselben eins."

Auch bei den alten Persern stand die Lilie in hohem Ansehen. Der Name der Hauptstadt des Landes, Susa, bedeutet Lilienstadt. Sie führte die Lilie als Sinnbild der Schönheit in ihrem Wappen. Von den persischen Dichtern ist sie neben der Rose in zahllosen Liedern gefeiert und verherrlicht.

Bei den Römern galt sie als heilige Blume der Juno und wurde als solche verehrt, zugleich war sie ein Symbol der Hoffnung und ein Bild des Thronfolgers. Auf vielen alten römischen Münzen ist eine Lilie abgebildet mit den Worten: Spes populi romani (Hoffnung des römischen Volkes).

In der deutschen Mythologie trägt Thor in der rechten Hand den Blitz und in der linken das Scepter, welches mit einer Lilie gekrönt war.

Neben der Grabesrose, dem Zeichen der nach dem Tode noch fortdauernden Liebe, ist die Lilie die zweite deutsche Totenblume. Zwar bedeutet sie in einigen Volksliedern auch die verlassene Unschuld, der Liebe Schmerzen und Klagen, im Gegensatz zu der glückverkündenden Rose; doch sind diese Fälle nur vereinzelt; sie ist die eigentliche Totenblume, die aber vor der Grabesrose besondere Eigentümlichkeiten voraushat. Sie wird nicht von den Hinterbliebenen oder sonst in natürlicher Weise auf das Grab gepflanzt; sie sprießt von selbst, durch eine unheimliche Kraft getrieben, aus dem Grabe hervor, in einer bestimmten Frist, gewöhnlich nach drei Tagen. Ferner wächst die Lilie auf den Gräbern solcher Personen, die eines unnatürlichen, oft schrecklichen Todes gestorben sind. Wenn sie auf der Friedstätte unschuldig Ermordeter erscheint, so ist sie ein Zeichen von der kommenden Rache; entsprießt sie auf dem Grabhügel eines armen Sünders, so kündet sie die Vergebung, die Sühne der Todesgottheiten. Endlich ist sie auch wohl aufzufassen als ein Gruß des Toten an den zurückbleibenden Lebenden; daher die Sage, daß der Geist des Verstorbenen selbst die Blume auf sein Grab gepflanzt habe. So das bekannte

„Drei Lilien, drei Lilien,
Die pflanzt' ich auf mein Grab — —
Die soll ja mein Feinsliebster
Auch einmal seh'n".

Ein Bild der drohenden Rache sind die Lilien in der Ballade „Der Mordknecht". Eine Edelfrau besticht um ihres Buhlen willen den Knecht ihres Gemahls, diesen auf breiter Heide zu erschlagen. Sie lobt den Knecht nach vollbrachter That; aber als sie auf ihrem grauen Rosse über jene Heide sprengt, da winken ihr weiße Lilien unheimlich entgegen. Angst und Reue überfallen sie, und sie geht in ein Kloster.

Auf den Sühnelilien erscheinen gewöhnlich einige Worte in goldenen

Buchstaben. So ist es in den historischen Liedern von den Raubrittern Schüttensam und Lindenschmidt, welche für ihre zahlreichen Frevelthaten von den Nürnbergern gefangen und hingerichtet wurden; ferner auch im Liede vom Grafen Friedrich, welcher das Unglück hat, seine Braut mit dem Schwerte, welches aus der Scheide fällt, zu töten. Dafür wird er vom Brautvater erschlagen.

„Es stund bis an den dritten Tag,
Da wuchsen drei Lilien auf seinem Grab,
Darauf da stund geschrieben,
Er wär' bei Gott geblieben." —

Aus dem Judentume ging die Lilie als Symbol der Unschuld und Reinheit auch in das Christentum über; sie wurde fast zum feststehenden Attribut bei allen Abbildungen der Mutter Maria. Nach der Sage trug der Engel Gabriel, als er bei der königlichen Jungfrau zur Begrüßung und Ankündigung des Weltheilands erschien, einen Lilienzweig. Deshalb pflegt man auch in katholischen Ländern an hohen Festtagen die Marienbilder mit Lilien zu bekränzen. In früherer Zeit trugen auch die Jungfrauen, wenn sie zur Einsegnung gingen oder ein Kindlein zur Taufe hielten, eine Krone, aus Lilien geflochten.

Während des Mittelalters wurden besonders in den stillen Klostergärten die Lilien von den Mönchen gehegt und gepflegt. Das unwissende Volk, welches wohl ab und zu einen Blick in diese Pracht warf und die herrlichen Blumen sah, legte ihnen für das Leben der Mönche eine besondere Bedeutung bei, und bald gingen im Volke die wunderlichsten Sagen über die Lilien um. So erzählte man von dem Kloster Korvei an der Weser, wenn einer der Mönche sterben sollte, so fand er drei Tage vor seinem Tode eine weiße Lilie in seinem Chorstuhle, und wie diese Lilie welkte, so welkte er auch. Einst war einer dieser Mönche sehr ehrgeizig und wünschte sehr gern Prior des Klosters zu werden; er verschaffte sich deshalb heimlich einen Lilienzweig und legte diesen in den Chorstuhl des siebzigjährigen Priors nieder. Als dieser die Blume sah, erschrak er so heftig, daß ihn die Aufregung auf das Krankenbett warf, und er wirklich nach drei Tagen verschied. Der Mönch wurde nun selbst Prior, aber er hatte im Leben keine fröhliche Stunde mehr, sein Gewissen beunruhigte ihn, und ernst und verschlossen verbrachte er seine Tage. Auf dem Totenbette bekannte er später seine That. (Vgl. S. 285.)

In keinem Lande Europas spielt die Lilie eine solche Rolle, als in Frankreich; den ersten Anlaß hierzu soll der Begründer des fränkischen Reiches, Chlodwig (481—511), gegeben haben. Es wird von ihm erzählt, er habe sich in der Schlacht bei Zülpich gegen die Alemannen, als diese den Sieg zu erringen drohten, an Christus im heißen Gebete gewandt und ihm gelobt, ein Christ zu werden, wenn er als Sieger aus der Schlacht hervorginge; da sei ihm ein Engel erschienen, der ihm eine Lilie gebracht, mit der Weisung, sie als Schwert zu benutzen. Der Anblick der Lilie entflammte in Chlodwigs Kriegern den schon gesunkenen Mut

zur höchsten Kampflust; ihrem Ungestüm vermochten die Alemannen nicht zu widerstehen; und seit der Zeit wurden die königlichen Insignien mit Lilien geschmückt. In dem Familienwappen der Könige von Frankreich tritt sie 1197 zum erstenmal auf. Ludwig IX. setzte bei seinem Kreuzzuge drei Lilien auf seine Fahne und in sein Wappen. Das Lilienbanner ist seitdem immer das Zeichen gewesen, um welches sich alle treuen Anhänger der Bourbonen geschart haben, und selbst in der Gegenwart ist die Lilie noch die Parteiblume für die wenigen Getreuen, welche dem Hause Bourbon verblieben. —

Bei den Chinesen ist der Ausdruck „goldene Lilie" die Bezeichnung für die verkrüppelten und verunstalteten Füße der Damen, welche bekanntlich als größte Schönheit geschätzt und von den Dichtern besungen werden.

Die Lilie.

I.

Du schöne Lilie auf dem Feld,
Wer hat in solcher Pracht
Dich vor die Augen mir gestellt?
Wer dich so schön gemacht?

Wie trägst du ein so weißes Kleid
Mit goldnem Staub besät,
Daß Salomonis Herrlichkeit
Vor deiner nicht besteht!

Gott hob dich aus der Erde Grund,
Hat liebend auf dich acht,
Er sendet dir in stiller Stund'
Ein Englein bei der Nacht.

Das wäscht dein Kleid mit Tau so rein
Und trocknet's in dem Wind
Und bleicht es in dem Sonnenschein
Und schmückt sein Blumenkind.

Du schöne Lilie auf dem Feld,
In aller deiner Pracht
Bist du zum Vorbild mir gestellt,
Zum Lehrer mir gemacht.

Du schöne Lilie auf dem Feld,
Du kennst den rechten Brauch,
Du denkst, der hohe Herr der Welt
Versorgt sein Blümchen auch.

A. J. Ph. Spitta.

II.

Ich leid' es wohl, daß du der Rose
Getreuster Freund und Ritter bist,
Daß dir die Tulpe, dir der bloße
Geruch der Nelken Wonne ist:
Am schönsten von den schönen allen
Will mir die Lilie gefallen.

Auf ihrem Schafte schlank und grade
Steigt königlich sie in die Höh',
Dann öffnet sie wie süße Gnade
Der Blätter Pracht, des Kelches Schnee,
Und mit dem Zauber ihrer Düfte
Erfüllt sie rings die Morgenlüfte.

So preislich stand in Samt und Seiden
Nicht Salomo der Weise da
Des Tages, da mit tausend Freuden
Ihn Sabas Königin ersah.
Viel schmuckern Rock ließ sonder Spinnen
Die Lilie ihr Gott gewinnen.

Du liebe wunderschöne Blume,
Ach, sage mir, wie fang' ich's an,
Daß zu des Glaubens Heiligtume
Ich armes Kind gelangen kann?
Mein Heiland sagt, du sollst's verstehen
Samt allen Vögeln in den Höhen!

Du bist die Freie und die Reine,
Bist Unschuld und bist Seligkeit,
Die Engel geh'n in deinem Scheine,
In lilienweißer Herrlichkeit,
Maria, die Gebenedeite,
Hat Lilien zu ihrer Seite.

Ich bin nicht rein, nicht ohne Fehle,
Doch schau' ich dich so stille an,
Was arg ist, flieht aus meiner Seele,
Und sel'ger Friede bricht sich Bahn,
Ja ich vergesse alle Dinge,
Als ob ich schon im Himmel ginge.

Drum, wenn ich nun begraben werde
Und euch der Frühling Blumen giebt,
Ihr Lieben, auf den Hügel Erde
Pflanzt mir die Blume hochgeliebt,
Du aber nimm mich auf beim Scheiden,
Herr Christ, du Lilie jener Freuden!

Martin (M. Lange).

III.

Schöne Silberblüte,
Meines Gärtchens Zier,
Zeigest Gottes Güte
Gar so freundlich mir!
Der so schön dich schmücket,
Daß dein heller Schein
Jedes Aug' entzücket,
Muß doch gütig sein!

Bild der reinsten Güte,
Bild der Unschuld seh'
Ich in deiner Blüte
Blendend weißem Schnee.
Möchte meine Seele
Fleckenlos und rein,
Rein von jedem Fehle,
Ganz dir ähnlich sein!

Chr. Schmid.

IV.

Seht die Lilien auf dem Feld,
Wie sie wachsen, blühen!
Sagt, wer hat sie hingestellt,
Ohne Sorg' und Mühen?
Wer hat sie so schön gemacht,
Ausgeschmückt mit solcher Pracht,
Herrlich, sondergleichen?

Gott der Herr rief euch hervor,
Daß die Erd' ihr schmücket,
Schwingt des Menschen Herz empor,
Nied'rer Sorg' entrücket;
Lehrt es gläubig aufwärts schau'n,
Ewig, ewig Gott vertrau'n,
Blüh'n als Himmelsblume!

Auf, mein Herz, sei unverzagt,
Wirf auf ihn die Sorgen,
Der nach trüber Winternacht
Ruft den Frühlingsmorgen!
Der die Blumen nicht vergißt,
Auch mein guter Vater ist;
Lob' ihn, meine Seele!

W. Greef.

Die Todeslilie zu Korvei.

Zu Korvei, dem Kloster von hohem Rang,
War einst ein bedeutsam Wunder im Schwang.
Es hing eine Lilie dort am Altar,
Die allen Mönchen ein Schrecken war.
So oft die göttliche Allmacht wollte,
Daß einer der Mönche sterben sollte,
So ward drei Nächte vor dessen Ende
Durch unsichtbarer Geister Hände
Die Blume, die einst ein Heil'ger gepflegt,
Auf des Erkor'nen Platz gelegt.

Wenn er dann des Morgens sie fand,
So wußt' er, was bevor ihm stand.
Nun hegte Korveis Klosterschaft
Auch einen Mönch voll Jugendkraft,
Der wurde Bruder Markward genannt,
Die Lilie war ihm wohlbekannt.
Einst fand er sie auf seinem Sitz;
Da stand er getroffen wie vom Blitz;
Doch rafft' er bald sich schnell zusammen,
Die Augen leuchteten ihm wie Flammen,
Die Blum' ergriff er mit kühnem Satz
Und warf sie auf eines Greises Platz;
Dann setzt' er keck sich auf die Bank.
Der Alte ward vor Schrecken krank,
Genas jedoch am dritten Tag, —
Als Markward tot im Bette lag.
So war, was geschehen sollte, gescheh'n,
Doch hat man die Lilie nicht mehr geseh'n.

L. Wiese.

---

107. Die Schwertlilie.

(Iris germanica.)

Wegen des reichen Farbenkleides der Blüte, das bei der deutschen Schwertlilie fast alle Farben des Regenbogens enthält, hat die Pflanze nach der griechischen Göttin des Regenbogens den Namen Iris erhalten.

Sie war den Griechen eine liebe Blume, und da die Iris als schnellfüßige, goldgeflügelte Götterbotin die Seelen der Frauen und Mädchen an den Ort ihrer Bestimmung führte, pflanzten die Griechen die nach ihr benannte Blume auf die Gräber der Verstorbenen. Bis in die Gegenwart hat sich diese Sitte erhalten. Ein neuerer Reisender hat eine Art der Pflanze überall auf den Gräbern der griechischen Kirchhöfe blühen sehen.

In der nordischen Mythologie stand der Himmelsschwertel mit dem Kultus der Frühlingsgöttin Ostara in Verbindung, die ja mit ihrer Rückkehr gleichsam den Regenbogen von neuem schuf. Auch dienten die Blätter der Pflanze zum Schmuck der Pfingstbraut, die nach altem deutschen Brauche um Pfingsten ihren Ehrenzug hielt; Reste dieser alten Sitte haben sich in Holland erhalten. Ein Mädcheu wird hier mit Bändern und Blumen reich geschmückt und unter dem Namen „pinxter bloem", wie auf holländisch die Iris heißt, als personifizierter Frühling auf einem kleinen Wagen eingeführt. Arme Weiber ziehen denselben, und jeder, der ihn kommen sieht, wirft denselben ein Scherflein zu; freut er sich doch auch, daß nunmehr wieder die bessere Zeit des Jahres ihren Anfang genommen hat. (Vergleiche auch Wiesenschaumkraut.)

In Mecklenburg und an den Küsten der Nordsee heißt die Pflanze Adebarblom und Storchblume, da sie mit der Ankunft der Störche zu blühen beginnt und an Orten wächst, wo sich der Storch gern aufhält. Die Südslawen nennen die Iris perunika, d. i. Blume Peruns, des Donnergottes. Darum bezieht auch wohl Beyer unsere Pflanze richtiger auf Thor, als Mannhardt auf Frô. Den jetzigen Namen Schwertlilie hat die Pflanze von den schwertförmigen Blättern erhalten, die den Klingen zweischneidiger Schwerter gleichen und von den Knaben im Spiel auch als solche benutzt werden.

Die Wurzeln von verschiedenen Arten sind vielfach zu Schminke und Parfümerieen verwandt worden, die der Wasserschwertlilie galten sogar für wunderthätig. Wer sie bei sich führte, glaubte in ihnen ein Schutzmittel gegen Verblutungen zu haben.

Im Gegensatz zu der Brachdistel oder Mannstreu hat man die Schwertlilie Frauentreue genannt; von ihr singt der Dichter K. P. Conz:

„Mannstreu' nennt man ein Distelgewächs; von der zarten der Frauen
Schweigt man. Männer ja nur haben die Namen geschöpft.
Still doch reden von ihr unbenannt auch die Blumen; die Iris,
Über den Bach dort gebeugt, nennt man die Treue der Frau'n.
Lüstern entrollt er, der flüchtige Quell; mit liebender Sehnsucht
Hangend am Flüchtigen stets, blickt ihm die schmachtende nach."

Die Entstehung der Schwertlilie.

Wie schmerzlich ist's, zu flieh'n das Vaterland,
Das Haus, in dem des Kindes Wiege stand,
Das Gärtlein, wo der Knabe jubelnd spielte,
Das Thal, wo Mut und Kraft der Jüngling fühlte!
Nur halb erfreut in fremder Flur das Glück,
Und doppelt lastet jedes Mißgeschick.

Als einst mit Joseph, dem vertrauten Mann,
Maria fliehen mußt' aus Kanaan,
Den Gottessohn vor Menschenmacht zu retten,
Durchzog sie still entlegene, wüste Stätten;
Doch wie sie an Arabiens Grenzen kam,
Wuchs stündlich höher ihres Herzens Gram.

Es strahlte von des Himmels reinem Blau
Der Sonne Glut auf die verbrannte Au',
Und nirgends fanden bei des Mittags Schwüle
Die matten Wandrer eines Palmbaums Kühle.
Maria bat: „Vergönne, Joseph, mir
Und unserm Knaben eine Ruhstätt' hier."

Und als sie so auf hartem Boden saß
Und trüben Blicks die öde Fläche maß,

Da flehte sie, das Kindlein auf den Armen:
„O habe, Herr, mit uns hier doch Erbarmen
Und führe bald durch dieser Wüste Sand
Mich, deine Magd, zurück ins Vaterland!"

Wie dies Gebet sich von der Lipp' ergoß,
Zur Erde nieder eine Thräne floß.
Und schau', ein Pflänzlein sah zu ihren Füßen
Maria plötzlich aus dem Boden sprießen;
Es wuchs und trieb zwei Blätter lang und schmal
Und schneidend wie des Schwertes scharfer Stahl.

„Ach, muß ich denn auf allen Wegen seh'n,
Daß mir ein Schwert soll durch die Seele geh'n!"
Maria sprach's mit trauerndem Gemüte,
Da schoß ein Stengel auf und eine Blüte;
Die Blüt' erschloß vor ihrem Auge sich
So klar und blau, daß sie dem Himmel glich.

Nach oben hob Maria nun den Blick,
Von oben kam ihr Mut und Kraft zurück.
Sie brach die Lilie: „Deine Himmelsbläue
Sei mir ein Bild von meines Gottes Treue!
Komm, Joseph! nach Ägypten zieh' ich gern!
Wo wir auch sind, uns schützt die Hand des Herrn."

F. Günther.

---

108. Das gebräuchliche Seifenkraut.

(Saponaria officinalis.)

Das Seifenkraut, Waschkraut, die Seifenwurzel der Alten, hat seinen Namen von der Eigentümlichkeit der Wurzel, das Wasser schäumend zu machen, wie Seife. Diese Wirkung rührt von dem Saponin her, einem seifeähnlichen Stoff, welcher in der langen, kriechenden Wurzel enthalten ist. Die Alten benutzten das Seifenkraut besonders zur Reinigung der Wolle und erzählten über die Entstehung desselben, es sei aus dem weggegossenen Waschwasser der Aphrodite entstanden, als diese nach der Berührung mit ihrem rußigen Gatten ein Bad genommen hatte. Die Pflanze wurde ehemals in den Klostergärten gezogen; wie H. Bock mitteilt, wuschen die Klosterleute mit diesem Gewächs ihre Kappen und Gewänder sauber und rein und sparten damit Seife und Alaun.

Ähnlich verwenden die Tataren die chalcedonische Lichtnelke (Lychnis chalcedonica), welche darum auch den Namen Tatarenseife führt; in unseren Gärten ist dieselbe als „brennende Liebe" eine beliebte und bekannte Zierblume.

Brennende Liebe.

In meinem Gärtchen lachet
Manch Blümlein blau und rot,
Vor allen aber machet
Die brennende Liebe
Mir Not.

Wohin ich mich nur wende,
Steht auch die helle Blum',
Es glühet sonder Ende
Die brennende Liebe
Ringsum.

Brauch' ihrer nicht zu warten,
Sie sprießet Tag und Nacht,
Wer hat mir doch zum Garten
Die brennende Liebe
Gebracht?

Die schlimmen Nachbarinnen,
Die bleiben neidvoll steh'n
Und flüstern: „Ach, da drinnen
Blüht brennende Liebe
So schön!"

J. Mosen.

---

109. Die Nelke.

(Dianthus.)

Der Name Nelke ist verkürzt aus Nägelein, Nägelken, der ursprünglichen Bezeichnung für die Gewürznägelein, welche ihren Namen von dem aromatischen Geruch und der Ähnlichkeit mit kleinen Nägeln erhalten haben.

Wegen ihres angenehmen Duftes waren die Nelken schon bei den Alten beliebt. Nach einer griechischen Sage ist die Bart- oder Studentennelke aus den Augen eines jungen Schäfers entstanden. Mißmutig und unzufrieden kehrte einst die Göttin Diana von einer Jagd zurück; denn so sehr sie sich auch bemüht, nicht ein Stück Wild hatte sie erlegt. Auf dem Heimwege begegnete ihr ein schöner Schäfer, der fröhlich auf seiner Hirtenflöte blies; ihn beschuldigte Diana, das Wild verscheucht zu haben, und drohte mit furchtbarer Strafe. Umsonst beteuerte der Schäfer seine Unschuld, in blinder Raserei griff die Göttin der Jagd nach dem Unglücklichen und riß ihm die Augen aus dem Kopfe. Doch bald wurde sie von bitterer Reue erfaßt und wünschte ihre blutige That ungeschehen. Sie flehte zu Zeus, und dieser ließ aus den Augen, die sie in der ersten Wut weit hinweggeschleudert, zwei Nelken erwachsen, die zum Zeichen des Ursprungs das Bild des Auges in sich trugen.

In der französischen Geschichte spielt die Nelke zu verschiedenen Malen eine nicht unbedeutende Rolle. Als Ludwig IX. oder der Heilige im Jahre 1270 seinen zweiten Kreuzzug gegen Tunis unternahm, brach in seinem Heere die Pest aus. Umsonst war das Bemühen der Ärzte, dem Wüten der Seuche Einhalt zu thun. Der König, der die Natur in ihrem geheimnisvollen Walten so vielfach als Spenderin des Heils gegen große Übel kannte und in ihrem Kräuterreichtum nicht unerfahren war, nahm an, daß in einem Lande, das solche Krankheiten erzeuge, auch die Natur ein Heilmittel dagegen bieten müsse. Er beschloß, in eigener Person nach den Pflanzenschätzen Afrikas auszuspähen; nach längerem Suchen entdeckte er auf dem dürren Boden eine an gewürzhaftem Duft

überreiche, zarte Blüte, die er infolge dieser Eigenschaft Nelke nannte, da sie in ihrem Geruch ihm Ähnlichkeit mit dem Gewürz-Nägelein Indiens zu haben schien, und die er sofort als segenbringendes Geheimmittel betrachtete. Und wie die Sage berichtet, gelang es ihm auch, mit der aus der Blüte bereiteten Arzenei manchem zur Heilung zu verhelfen. Doch nach einiger Zeit ward er selbst von der Seuche ergriffen und fiel als Opfer derselben. Die Kreuzfahrer brachten die Nelken mit nach Europa, und bald erfreuten sie sich in Frankreich allgemeiner Beliebtheit.

In späterer Zeit war die Nelke die Lieblingsblume des großen Condé, des Siegers von Rocroy (Ludwig II. von Bourbon, geb. 1621). Er liebte die Blume leidenschaftlich und gab für ihre Pflege besondere Vorschriften heraus; selbst als er in das Gefängnis geworfen wurde, hörte seine Liebe zu derselben nicht auf. Es war seine einzige Freude, Nelken in Töpfen unter sorgsamer Pflege zu ziehen, und gern vergaß er bei ihrem Anblick sein Mißgeschick. Seine Gattin warb während dieser Zeit treue Anhänger, die sie selbst zum Kampfe gegen die Feinde führte. Als es ihr endlich nach großen Anstrengungen gelungen war, ihn aus dem Gefängnis zu befreien, rief er bewundernd aus: „Fast ist es nicht zu glauben; während der alt erprobte Kämpfer Nelken zieht und pflegt, führt die Frau den Krieg und erringt ruhmvolle Siege!" Die rote Nelke wurde die Parteiblume aller, die ihm von Herzen zugethan waren. Knopfloch und Helm schmückten sie mit derselben, um sich schon äußerlich als treue Verbündete zu erkennen zu geben. Sie war ein Zeichen ihrer Verehrung, aber auch zugleich ihres kühnen Mutes und ihrer opferfreudigen Hingebung für den geliebten Feldherrn.

Durch das Interesse, welches der große Feldherr der Blume geweiht hatte, war die Blume im Hause der Bourbonen gleichsam erblich geworden. Der Herzog von Burgund, Enkel Ludwigs XV., beschäftigte sich in seinen Jünglingsjahren fast ausschließlich damit, Nelken zu ziehen. Er meinte, die Natur habe ihn besonders für die Blumenkultur befähigt. Dieser naive Glaube war durch die Schlauheit eines Schmeichlers entstanden, der, sowie der Prinz eine Nelke gepflanzt, in der Nacht einen bereits blühenden Nelkenstock unterschob und den Prinzen überredete, daß die von ihm gepflanzten Nelken in einer Nacht zur Entwicklung kämen. Der Prinz war unwissend genug, diese Lüge zu glauben, und er wollte nun sehen, wie weit die Natur überhaupt seine Befehle vollziehe. Als er daher in einer schlaflosen Nacht plötzlich aufstand, seine Umgebung ihm aber bemerkbar machte, daß es noch mitten in der Nacht sei, sagte er gebietend: „So will ich, daß es augenblicklich Tag werde!" Aber Aurora war weniger gefällig als der Hofschranze mit der blühenden Nelke, sie erschien nicht — es war und blieb Nacht.

Es war wohl ein Zurückgreifen in Condés Zeit, wenn während der grauenvollen Revolution die Opfer der Guillotine sich mit roten Nelken schmückten, um ihre Todesverachtung und Treue zum Ausdruck zu bringen. Bemerkenswert hinsichtlich der Kultur der Nelke in Frankreich ist es ferner, daß die hochrote Farbe der Nelke in Anknüpfung an die Volkstradition im Jahre 1802 für das Band der Ehrenlegion gewählt worden ist. In

England erschien die Nelke zuerst im 16. Jahrhundert. Der Gärtner der Königin Elisabeth soll die ersten schönen Nelken aus Polen erhalten haben, und bald wurde die Blume der Liebling und kostbare Schmuck der hohen Aristokratie; man erzählt, daß für eine Nelke eine Guinee gezahlt worden sei, und daß ein Kranz aus Nelken, den die Herzogin von Devonshire bei einem Feste trug, 100 Guineen gekostet habe.

Während in Frankreich und England die Nelke sich lange Zeit hindurch als eine Mode- und Lieblingsblume der höheren Gesellschaftskreise behauptet hat, ist sie in Belgien zu einer echten Volksblume geworden, die ihre Verehrer und Pfleger selbst in den untersten Volksschichten gefunden hat. Es sind besonders die Arbeiter in den Steinkohlengruben, welche mit Lust und Liebe die Nelken in Töpfen ziehen und sich an ihrer dunkeln Pracht erfreuen.

In Deutschland war die Nelke in den höheren Ständen wohl auch beliebt und ihres Duftes wegen geschätzt, doch keineswegs so mit dem Volksleben verwebt. Die Dichter erheben sie zum Symbol der Freundschaft, weil sie der Farbe bis in den Tod treu bleibt; ein Distichon sagt von ihr:

„Nelke, du wandelst die Farbe nicht eh', als der Tod dich entblättert,
Inniger Freundschaft Symbol, darum erwähle ich dich".

Nach einer andern Deutung gilt sie als Sinnbild der Eitelkeit und der körperlichen Schönheit; Goethe macht eine Anspielung hierauf, da er einen Kreis schöner, aber wenig geistvoller Frauen also vergleicht:

„Nelken! wie find' ich euch schön! doch alle gleicht ihr einander,
Unterscheidet euch kaum, und ich entscheide mich nicht".

Auch mit einer gesteiften Halskrause hat man sie verglichen und sie „langweilig" genannt, oder in ihrer Farbenpracht ein „Sich-vordrängen" gewahren wollen. Alle, die ein derartiges Urteil fällten, waren weder Kenner noch Blumenfreunde; denn eine so duft- und farbenreiche Blüte weist diese Vorwürfe durch die edle Innerlichkeit von sich ab; andere deutsche Dichter haben sie auch sympathischer gefaßt, und es scheint, als sei auch Goethe später zu besserer Erkenntnis gekommen, wenn er von ihr sagt:

„Im schönen Kreis der Blätter Drang
Und Wohlgeruch das Leben lang
Und alle tausend Farben!"

Die Nelke.

O Nelke, die noch gestern
Im Kreise schöner Schwestern,
Gepflanzt von Gärtners Hand,
Als stille Knospe stand!

Schon aus der Knospe brachen
Die Schimmer und versprachen:
Es wird aus dir erblüh'n
Des Gartens Königin.

Du konntest kaum erwarten,
Zu prangen in dem Garten,
Und drängtest dich mit Macht
Hervor in einer Nacht.

Da barst die zarte Hülle
Von deines Stolzes Fülle.
O Blumenkönigin,
Dein Diadem ist hin!

Denn wenn nicht noch vom Baste
Ein Bändchen dich umfaßte,
So hing dein stolzes Haupt
Herab in niedern Staub.

Was willst du nun bei Schwestern,
Die deinen Stolz nur lästern?
O schätze dich beglückt,
Daß ich dich abgepflückt!

Fr. Rückert.

110. Die Putenje.

(Paeonia officinalis.)

Diese in Griechenland und im südlichen Deutschland wildwachsende, bei uns nur in Gärten als Zierblume vorkommende Pflanze war bereits im Altertum bekannt. Ihr Name Paeonia stammt aus der ältesten Zeit und ist griechischen Ursprungs. Er soll nach einigen von Päonius, dem Gott der Heilkunde, herrühren, der mittels dieses Krautes den Gott der Unterwelt, Pluto, geheilt haben soll; nach anderen soll er von dem Namen des griechischen Arztes Päon abstammen. Die volkstümliche Bezeichnung Putenje wie m. a. ist aus Päonia entstellt.

Die Alten unterschieden die männliche und weibliche Päonia, und mußte man die erstere des Nachts graben; denn der Specht war ihr Hüter und fuhr jedem, der es wagte, am Tage danach zu graben, grimmig in die Augen. Die Pflanze stand als Mittel gegen Epilepsie und Gicht in hohem Ansehen, woran noch der in einigen Gegenden gebräuchliche Name Gichtrose erinnert. Da sie um die Pfingstzeit ihre rosenrote Blüte zu voller Pracht entfaltet, führt sie auch die Bezeichnung Pfingstrose. Den Samen schrieb man ehemals Zauberkräfte zu und gebrauchte sie als Amulett. Noch heute hängt man kleinen Kindern dieselben unter dem Namen Zahnkorallen um den Hals, um ihnen dadurch das Zahnen zu erleichtern.

111. Der Goldlack.

(Cheiranthus Cheiri.)

Der Name Goldlack ist vielleicht aus „Gold-Lakai" entstanden; denn die Kindersprache macht den goldbetreßten Blumenblättern zu Ehren aus der Pflanze einen „goldenen Lakai." Der alte deutsche Volksname ist Gelbveiglein, veranlaßt durch den veilchenartigen Geruch der Blüte.

Es ist eine liebe, altmodische Pflanze, die ebenso unermüdlich in halbverwilderten Bauerngärten und auf Dorfkirchhöfen, als auf den gepflegten Gartenterrassen den Frühling anduftet. Man findet die Blume häufig auf den Altanen, dem Gemäuer und in den öden Fensteröffnungen der rheinischen Burgruinen, und es sind gleichsam die letzten Angedenken und

Grüße der holden Burgfräulein und ehrbaren Schloßfrauen. Bezeugt uns doch der alte deutsche Botaniker von Bergzabern (Tabernaemontanus), daß die deutschen Frauen diese „gelben Veiel" (Gelbveigelein) mit Vorliebe in ihren „Wurtzgärten" gepflegt hätten. Noch mehr als am Rhein kommt die Pflanze in Südeuropa verwildert vor. Sie stammt jedenfalls aus Asien und wurde schon von den Alten kultiviert, vorzüglich von den Römern, die sie mit Vorliebe zu Blumenkränzen wählten. Die Veilchenfelder, von denen bei Ovid und Virgil oft die Rede ist, beziehen sich auf diese Pflanze. In einem alten Kräuterbuche heißt es von dem Goldlack: „Er stärket das Haupt, schärft das Gedächtnis, ist gut gegen Zittern, bringt die verlorene Sprache wieder, erfreut und erquicket das Herz, tilgt aus die Flecken des Gesichtes, macht das Gesicht klar und schön".

Weil die Pflanze sich überall mit Leichtigkeit ansiedelte, erhielt sie in Frankreich und Spanien die Bedeutung: „Treue im Unglück!" Auf altfranzösischen Wappenschildern findet sich oft ein Goldlack mit der Umschrift: „Fidélité au malheur."

Das Gelbveiglein war im Mittelalter in Deutschland eine der verehrtesten Pflanzen; es ist in unzähligen Volksliedern erwähnt und meist als Abbild trauernder Liebe gedacht.

„Da bin ich, ach! mit der Liebe mein,
Mit Rosen und Gelbveigelein,
Dem ich alles gebe so gerne,
Der ist nun in der Ferne!"

L. Uhland.

Auch als Kirchhofsblume erscheint sie oft; in den verschiedensten Volksliedern findet sich nachfolgende Strophe variiert:

„Und um das Grab der Herzliebsten mein
Blüht Amarant und Gelbveigelein!"

---

112. Die Levkoje.

(Matthiola annua.)

Die Levkoje, in der Gegenwart noch eine der beliebtesten Gartenzierpflanzen, ist, wie ihr Name bezeugt, schon seit Homers Zeiten wegen ihres angenehmen Duftes ein Liebling der Menschen gewesen. Der jetzige Name ist aus der italienischen Bezeichnung leucojo entstanden, welche gleichbedeutend ist mit leucoion, d. i. weißes Veilchen (zusammengesetzt aus leukos = licht, weiß und ion = Veilchen).

Die Levkoje wurde bereits von den alten Griechen kultiviert; die wildwachsenden Pflanzen haben daselbst eine weiße Farbe und einen würzigen Veilchenduft. Nach einigen Gelehrten sollen es weiße Veilchen, Levkojen, gewesen sein, welche der Erde zur Nahrung für die in eien Kuh verwandelte Io entsproßten. Auch die von Virgil, Ovid und Horaz erwähnten Veilchenfelder werden von denselben als Levkojen gedeutet. Horaz erwähnt ihrer in einer seiner Oden, in welcher er den Luxus

seines Jahrhunderts beklagt, daß, wo einst Ulmen, mit Weinreben umkränzt, standen, jetzt nur einsame Platanen ständen, und wo sonst ergiebige Ölpflanzen Nutzen brachten, jetzt nur duftende „Violarien“ sich breiteten, und die Levkojen alles überwucherten.

Im Mittelalter war die Levkoje die Lieblingsblume von jung und alt. Besonders war sie in den Gärten der Burgen und Schlösser zu finden, wo sie von den Burgfrauen in großer Fülle unter sorgsamer Pflege gezogen wurde. Man erzählt, daß es damals gelungen sei, Levkojenblüten in der Größe kleiner Rosen zu erhalten. Doch war die Kultur der Pflanze im ganzen eine wenig lohnende, recht unsichere. Oft erschien trotz der sorgsamsten Pflege nur eine dürftige Staude; dazu war die Farbe eine gar wechselnde. Die Pflanze führte deshalb auch den Namen die Wandelbare und ward durch andere, dankbarere Blumen für lange Zeit verdrängt.

In Italien hat sie sich fast immer in der Gunst der Menschen erhalten, doch ist hier besonders eine hochrote Art beliebt. Seit dem heidnischen Altertum wird sie abergläubisch im Vollmond gesät, damit sie gefüllte Blüten trage.

Joseph Muth richtet an die Levkoje folgende Worte:

„Üppig hat die Natur dich gebaut, in schwellender Fülle
Hebt sich wie Seide so zart, lieblich wie Röschen dein Strauß;
Reich bist du mit Gewürzen verseh'n; verschwenderisch hauchst du,
Deines Reichtums bewußt, sie in dem Garten umher!“

---

113. Die Reseda.

(Reseda odorata.)

Der Name dieser an äußerer Schönheit bescheiden ausgestatteten Blume kommt vom lateinischen resedare und bedeutet „heilen“, weil die Pflanze früher als Beschwörungs- und schmerzstillendes Mittel bei Krankheiten gebraucht wurde.

Die Heimat der Reseda sind die sonnereichen und regenarmen Gegenden der Berberei und Ägyptens, von wo sie erst vor circa 100 Jahren durch die Franzosen nach Europa gebracht wurde. Sie erschien 1742 zuerst im königlichen Garten zu Paris. Der kostbare Duft machte sie schnell zum Liebling von reich und arm, und die Resedazucht wurde in vielen Handelsgärtnereien in solcher Ausdehnung getrieben, daß ein Topf mit Reseda für ein billiges zu erstehen war. In der Gegenwart zeichnen sich in der Resedazucht besonders die Städte Gent, Lüttich und Berlin aus. Die dortigen Gärtner verstehen es, die Reseda in verschiedener Höhe zu züchten. Man sieht dort neben Resedabäumchen zwei Meter hohe Resedapyramiden.

Weil die Reseda den kostbaren Duft aus so ganz schmucklosen und gar nicht in die Augen fallenden Kronen spendet, kann sie als Sinnbild

der Bescheidenheit und des segenreichen Wirkens in der Stille und im Verborgenen gelten. In diesem Sinne singt J. F. Schink von ihr:

„Dein Duft ist süß und mild,
Und ohne Farbenpracht, doch lieblich deine Blüte;
Du bist des edlen Weibes Bild,
Das ohne Schimmerprunk anzieht durch stille Güte.

Du blickst nicht stolz empor,
Als wolltest du dich selbst durch deine Düfte preisen;
Bescheiden hauchst du sie hervor:
So nützet ohne Stolz der Unterricht des Weisen.

Rings füllt dein Hauch die Luft,
Obgleich nicht Kron' noch Helm dein Dasein uns verraten;
Dir gleichet an Gestalt und Duft
Der wahre Menschenfreund und seine stillen Thaten."

In demselben Sinne singt Goethe:

„Sagt, was füllet das Zimmer mit Wohlgerüchen? Reseda,
Farblos, ohne Gestalt, stilles, bescheidenes Kraut."

Eine bei uns wildwachsende Verwandte der wohlriechenden Reseda ist der Färber-Wau (R. luteola). Unter allen Resedaarten enthält diese am meisten einen gelben Farbstoff in sich, der sich zum Färben von Wolle und Seide eignet, weshalb diese Pflanze in manchen Gegenden angebaut wird. Auch der Name Wau bezieht sich auf den Farbstoff. Er stammt wahrscheinlich aus dem Keltischen. In dieser Sprache bezeichnet god einen gelben Farbstoff. Aus dem keltischen god wurde das französische gaude. Dieses Wort verwandelte sich in vaud, woraus unser deutsches Wau entstanden sein soll.

---

114. Der Rosmarin.

(Rosmarinus officinalis.)

Der Name Rosmarin stammt aus dem Lateinischen; er ist zusammengesetzt aus ros und marinus und bedeutet Meertau. Diese sonderbare Benennung hat die noch sonderbarere Erklärung veranlaßt, die Pflanze sei so genannt, „weil sie auf trockenen Hügeln und steinigen Ufern des Meeres wachse, von dessen Bespritzung sie sich erhalte". Thatsächlich wächst die Pflanze viel an den Meeresküsten Südeuropas und gedeiht dort infolge der Einwirkung der feuchten Seeluft ausgezeichnet. Wahrscheinlicher ist die Deutung, die Prof. A. Martin dem Namen Rosmarin giebt. Danach ist das Wort griechischen Ursprungs und bedeutet ein „stark duftendes Kraut".

Schon den Griechen und Römern war diese Pflanze wegen ihres stark balsamischen Duftes und Geschmackes bekannt, und Rosmarin-

kränze fanden beim Opfern Verwendung. Auch die alten Germanen kannten bereits den Rosmarin, er war dem Fro und der Göttin des Hauses Holda geweiht. Jener war der Gott des Sonnenscheins und der Fruchtbarkeit der Erde, den man um günstiges Wetter und reiche Ernte anrief, sowie der Gott der Liebe und der Ehe. Er lenkte den Sonnenwagen, der mit einem goldborstigen Eber bespannt war. Aus diesem Grunde ward auch der dem Sonnengott an dem Jul- oder Sonnenwendfeste dargebrachte Juleber mit Rosmarin bekränzt. In späterer Zeit nach Einführung des Christentums wurden die Kirchen mit Rosmarin bestreut. Nach nordischem und rheinischem Volksglauben verwandeln sich um 12 Uhr in der heiligen Weihnacht alle Bäume auf einen Augenblick in Rosmarin, wie ein alter Reim meldet: „All Wasser Wein, all' Bäume Rosmarein!" Ein Weihnachtslied P. Gerhardts läßt sogar das Christkind auf Rosmarin schlummern.

In der Volkssitte hat der Rosmarin reichlich Verwendung gefunden und sich in einigen Gegenden bis heute erhalten. Bei Kindtaufen trugen die Paten Rosmarinsträuße an der Brust, und das Taufbecken war mit Rosmarinzweigen geschmückt. Auch die Braut trug statt der Myrte Rosmarin im Haar, und die Hochzeitsgäste waren gleichfalls damit geschmückt, selbst auf der Hochzeitstafel waren Braten, Butter und Kuchen damit verziert. Da jedoch Holda nicht nur die Göttin des keimenden Lebens, sondern auch die des Todes war, der ebenfalls der Anfang eines neuen Lebens ist, so dient in manchen Gegenden der Rosmarin als Zeichen der Trauer und wird bei Leichenbestattungen benutzt. Bei dem Begräbnis tragen die Leidtragenden Rosmarinzweige statt der sonst üblichen Zitrone in den Händen, die sie in das frische Grab werfen. Auch legt man wohl den Toten auf Rosmarinzweige und pflanzt einen Strauch auf das teure Grab. Der Rosmarinstock stirbt ab mit dem Verwesen der Leiche oder zeigt Tod durch sein Absterben an. In Schwaben gebraucht man neben Rosmarin auch Lorbeerblätter. Wie es im Volksliede lautet:

„Rosmarin und Lorbeerblätter
Schenk' ich dir zuguterletzt,
Das soll sein das Angedenken,
Weil du mich nochmal ergötzt".

Und in dem Liede auf Herzog Marlboroughs Grab heißt es:

„Man pflanzte Rosmarin rund um des Grabes Hang,
Und auf dem höchsten Zweige eine Nachtigall sang.
Es schwebte seine Seele durch Lorbeerblätter."

Wegen der Beziehung zu den Toten gilt es als ein düsteres Vorzeichen, wenn man von Rosmarin träumt, und das Volkslied klagt deshalb:

„Ich hab' die Nacht geträumet
Wohl einen schweren Traum,
Es wuchs in meinem Garten
Ein Rosmarienbaum".

In anziehender Weise schildert Prof. Rochholz aus der Schweiz die mannigfachen Beziehungen des Rosmarin zu den Menschen. Er schreibt: „In der Mitte der Bauerngärten auf dem Kreuzweg steht die Rosmarinstaude in ihrem eigenen, mit Buchs eingefaßten Rundell; wie ein Wächter steht sie auf erhöhtem Platze und schaut über alle anderen Pflanzen hin. Sie ist das älteste Familienangedenken unter dieser jungen Pflanzenwelt, sie bezeichnet Geburt und Tod. Mit ihren immergrünen Schossen geschmückt, trat einst der Hofbauer samt seiner Braut zum Traualtare, die Pflanze wird auch einst seinen Söhnen und Töchtern zur gleichen Liebeszier dienen. Am Hochzeitstage teilt nämlich die „Gelbe Frau", wie man die Patin der Braut als deren Brautführerin nennt, jedem Gaste einen Rosmarinzweig aus; aber der dem jungen Ehepaare gegebene wird nach der Hochzeit sorgsam in einen Topf und mit dem Frühling in das Gartenland verpflanzt. Dies Symbol ausdauernder Liebe dient auch dem Kinde, mit einem solchen Zweiglein geht es zur ersten Kommunion. Und wieder erinnert dieselbe Staude an das Lebensende; einst stecken die Nachbarn ein Zweiglein an Rock oder Hut, wenn sie auf ihren Schultern die Leiche der Bäuerin zu Grabe tragen. Der starke würzige Geruch, sagt man, stärke das Gedächtnis der Überlebenden an ihre Heimgegangenen."

Der Rosmarin.

Aus des stillen Gärtchens Frieden
Sind vorm heißen Sonnenstrahl
Schon die Rosen hingeschieden,
Nelk' und Rosen allzumal.

Auch die andern Blumen starben,
Neigend vor der Sonne sich,
Traurig floh'n die heitern Farben,
Selbst der Blätter Grün verblich.

Nur dort abwärts, grün wie immer,
Stehst du noch, mein Rosmarin!
Willst du von dem bunten Schimmer
Ernst zu dir die Seele zieh'n?

Ja, du sagst: „Wenn alle schieden,
Wenn erlosch der Blumen Glanz,
Biet' ich stillen Orts dem Müden
Meinen ernsten, dunkeln Kranz."

Luise Brachmann.

---

115. Braut in Haaren.

(Nigella damascena.)

Die bläulich-weißen Blüten mit 5—7blätteriger, vielteiliger Hülle erinnern an das aufgelöste Haar einer Jungfrau oder Braut und haben der Pflanze die Namen: Braut in Haaren, Jungfer im Grünen und Jungfer im Busch gegeben. Fast bei sämtlichen alten Kulturvölkern war der Übergang vom ledigen zum ehelichen Stande bei den Frauen mit einem Wechsel in der Tracht des Haupthaares (anderes Einflechten, Bedecken u. s. w.) bezeichnet; das Abscheren derselben galt vielfach für ein Zeichen der Schmach. Bei den alten Deutschen besonders erschien die Braut an ihrem Ehrentage im vollen, aufgelöst herabwallenden Haarschmuck, eine Sitte, die sich für fürstliche und vornehme Bräute noch bis ins vorige Jahrhundert erhalten hat. Es war ein Zeichen des

jungfräulichen Standes, und die züchtige Braut hieß danach eine „Braut in Haaren".

Die Pflanze heißt auch Gretel im Busch, und man erzählt in Österreich über die Entstehung dieses Namens folgende Sage: In einem Dorfe war ein reicher, aber geiziger Bauer, der eine schöne Tochter hatte, die Grete hieß. Ihm gegenüber wohnte ein armer Bauer, dessen hübscher Sohn Hans genannt wurde. Die jungen Leute liebten sich und sehnten sich herzlichst, einmal ein Stündchen zusammen zu verplaudern; doch der Bauer bewachte mit scharfem Auge die Tochter und verhinderte jede Annäherung. Da sah nun Grete in verzehrender Sehnsucht so lange aus ihrem Garten nach Hans, und dieser schaute vom Wege her so lange nach Grete, bis beide in Blumen verwandelt wurden. Aus Grete wurde Gretel im Busch und aus dem Hans Hansel am Weg (Polygonum aviculare).

An die Blume knüpft sich auch eine Erzählung über den Tod Friedrich Barbarossas. Als dieser Kaiser einen Heereszug nach dem fernen Osten unternommen hatte, um das heilige Land den Türken zu entreißen, hatte er mit seinen tapferen Kreuzfahrern in Cilicien sein Zeltlager aufgeschlagen. Plötzlich ereilte ihn hier der Tod, als er in den Fluten des Calikadnus badete. Der Schmerz des Heeres und des ganzen Reiches um den geliebten Kaiser war groß, und verschiedene Sagen suchten das plötzliche Dahinscheiden des Kaisers zu erklären. Eine dieser Sagen berichtet, daß Barbarossa nachts, wenn seine Krieger in tiefem Schlummer lagen, an den herrlichen Ufern des Kalikadnus allein auf und ab ging. Eine herrliche Wassernixe hatte ihn beobachtet, und jede Nacht tauchte sie aus den Fluten des Stromes empor, sobald sie Barbarossa gewahrte, und suchte ihn durch verlockenden Gesang für sich zu gewinnen. Und der mächtige Kriegsheld, der so manchen Sarazenenheld bezwungen, ließ sich von der Wassernixe besiegen. Eines Abends erhaschte er sie und entriß ihr mit Gewalt den Schleier, der ihre Locken verhüllte, um sie von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Grüne Locken umwallten ihr schönes Antlitz, und ein blaues Kleid umgab ihre Gestalt. Aber um den Kaiser war es geschehen, er mußte mit hinab in das krystallene Haus der Nixe, und keines Menschen Auge hat ihn hier oben wieder gesehen. Vergebens suchten die trauernden Kreuzfahrer ihren Kaiser. Auch Barbarossas Kampfgenosse, der König von England, suchte ihn allerorten. Als er zufällig an die Ufer des Kalikadnus kam, sah er mit einemmal unsere Blume, die ihn wie ein liebliches Undinchen mit grünem Haar und blauem Kleide anschaute. Nie zuvor hatte er diese Blume gesehen, und er erblickte in ihr eine stumme Botin, die der Kaiser aus der Tiefe seinem Freunde gesandt hatte, und sprach zu den Kriegern:

„Seht, das ist das Wasserfräulein,
Das mit dem Sirenentone
Kaiser Rotbart hat verlockt;
In der Blume Knospe schaut ihr
Noch das Netz, das ihre Haare

Lange tückisch ihm verborgen.
Und hier ist die ‚Braut in Haaren‘,
In der vollen Nixenschöne,
Wie sie sicher ihm erschienen,
Als er ihr das Netz entrissen,
Um in ihre vollen Locken
Nun der Myrte Kranz zu flechten.
Doch was scheint sie uns zu reichen
An dem dritten ihrer Stengel?
Ist es nicht des Reiches Apfel
Mit der Krone Kaiser Friedrichs,
Die durch sie der Barbarossa
Seinen Treuen senden will?!“

Braut in Haaren.

„Braut in Haaren“, so bist du genannt,
Du lieblicher Engel im Blumenland,
Weil so bräutlich geschmückt dein sonniges Haar,
Weil so blau wie der Himmel dein Augenpaar.

„Braut in Haaren“, allerschönstes Bild,
Wer hat dich in Reiz und in Zauber gehüllt?
Wer schmückte das Haar dir mit maigrünem Kranz?
Wer gab den Augen den himmlischen Glanz?

„Braut in Haaren“, holdes Blümelein,
Das mußte der lachende Frühling sein;
Er wiegte dich liebend in blumigem Schoß
Und zog mit Engeln der Unschuld dich groß.

„Braut in Haaren“, blüh' und grüne fort;
Der Himmel sei deiner Unschuld Hort,
Dein Herz der Treue Altarraum,
Dein Lieben ein sel'ger Frühlingstraum.

R. Bunge.

---

116. Das Löwenmaul.

(Antirrhinum majus.)

Als Herkules den Riesenlöwen Nemeas, der nur mit waffenloser Hand erlegt werden konnte, und der darum lange ein Schrecken für ganz Griechenland gewesen war, mit starkem Arm glücklich bezwungen und getötet hatte, da feierte selbst der Olymp die große That, und alle Götter brachten ihre Geschenke. Flora, die Göttin der Blumen, wollte ihn bekränzen und schuf dazu eine neue herrliche Blume, die in ihrer Blüte in Bau und Farbe dem blutigen Rachen jenes Untiers glich, der sich vor kurzem noch brüllend geöffnet, um den gefeierten Sohn des Zeus und der Alkmene zu zerfleischen. Seitdem sprießt das Löwenmaul

fort und fort aus unserer Erde, Götter und Heroen hat es überdauert. Mit seinen blutigen Lippen und weitem Schlunde schreckt es nicht die emsige Biene, die kühn hineinschlüpft, um den Nektar in seinem Schlunde zu saugen, und Kinderhände greifen zu lustigem Spiel und erheiternder Kurzweil gern nach ihm.

Aus „Savonarola“.

An Blumen freut sich mein Gemüte,
Und ihren Rätseln lausch' ich gern,
Wie sie uns nah' mit Duft und Blüte,
Und durch ihr Schweigen doch so fern.

Wenn ich durch ihre schmucken Reihen
In Abendkühle wandeln geh'
Und oft in süßen Träumereien
An einer Gruppe sinnend steh':

So ist mir schon zu Sinn geworden,
Es lag're unterm Himmelszelt
Der große reiche Blumenorden,
Ein weites Kloster durch die Welt.

Ob sie nicht in Gelübden leben? —
Sind nicht die Blumen keusch und rein?
Der Armut hold und treu ergeben,
Vergnügt bei Tau und Sonnenschein?

Gehorsam springen sie vom Bette,
Wenn sie die Frühlingshora ruft,
Und eilen in die große Mette,
Zu bringen ihren Opferduft.

N. Lenau.

117. Das Geißblatt.

(Lonicera.)

Das Geißblatt hat seinen Namen von der Vorliebe, welche die Geiß oder Ziege für die Blätter dieser wohlriechenden Pflanze zeigt. Eine Erklärung der auffallenden Bezeichnung Jelängerjelieber giebt W. Müller in folgender Mythe:

Vor Zeiten blühte das Geißblatt nur kurze Zeit, wie die übrigen Kinder der Flora. Aber da wohnten einmal zwei Verlobte, Daphnis und Chloe, weit von einander getrennt und konnten sich nur selten sehen und sprechen. Einstmals im Frühling kam die alte Lycinna mit ihrer Tochter Chloe und besuchte ihre Jugendfreundin, Daphnis' Mutter. Doch diese erwartete sie nicht und saß gerade in einer blühenden Geißblattlaube ihres Gartens, als die lieben Freundinnen sie überraschten. Da fragte Daphnis nach den ersten stummen Ergüssen der Zärtlichkeit die gute Lycinna, ob sie auch recht lange bei ihnen bleiben wollten. Scherzend antwortete jene: sie wollte bleiben, bis das Geißblatt verblüht wäre. Diese Worte merkte sich Daphnis, und als es finster geworden war, ging er nach dem nahen Haine, wo ein Hirt die Göttin der Liebe aus glänzendem Buchsbaum geschnitzt hatte, und bat diese: „Laß das Geißblatt lange blühen und duften dieses Jahr, denn mit ihm verwelken meine Freuden. Zwei weiße Tauben gelobe ich dir und frische Kränze jeden Abend, wenn du meine Bitte erhörst.“ Die Göttin erhörte ihn und ließ das Geißblatt blühen und duften bis in den späten Sommer hinaus, und so hielt Daphnis seine Gäste fest bei ihrem Worte und genoß lange

die Nähe seiner Geliebten. Damals nannte er es zum erstenmal: „Jelängerjelieber", und bis auf unsere Zeit behielt es seine lange Blütezeit und den schönen Namen.

An eine Geißblattranke.

Zwischen Fichtenwäldern in der Öde
Find' ich, teure Blüte, dich so spat?
Rauhe Lüfte hauchen schnöde,
Da sich eilig schon der Winter naht.

Dicht auf Bergen lagen Nebelstreifen,
Hinter denen längst die Sonne schlief,
Als noch übers Feld zu schweifen
Mich ein inniges Verlangen rief.

Da verriet dich dein Geruch dem Wandrer,
Deine Weiße, die dich blendend schmückt:
Wohl mir, daß vor mir kein andrer
Dich geseh'n und dich mir weggepflückt.

Wolltest du mit deinem Dufte warten,
Bis ich käm' an diesen stillen Ort?
Blühtest ohne Beet und Garten
Hier im Wald bis in den Winter fort?

Wert ist wohl die spat gefund'ne Blume,
Daß ein Jüngling in sein Lied sie mischt,
Sie vergleichend einem Ruhme,
Der noch wächst, da schon so viel erlischt.

Graf A. v. Platen.

---

118. Die Nachtviole.

(Hesperis matronalis.)

Die Nachtviole ist die schöne Königin der Nacht. Nur in der lauen Dunkelheit entströmt ihren Blüten der liebliche, veilchenartige Duft, welcher ihr den Namen gegeben und ihr die Herzen der Dichter zugewandt, die sie in ihren Liedern verherrlichen. — Was unter den Vögeln die Nachtigall, ist unter den Blumen die Nachtviole; beim hellen Tagesscheine unansehnlich in das Gewand der Trauer gehüllt, werden beide unter ihren glänzenden Schwestern leicht übersehen. Aber bricht die stille Nacht herein, so entsteigt der einen bezaubernder Gesang, der andern süßer Duft zum Himmel empor, und stille Seelen freuen sich ihrer.

Die Nachtviole.

I.

Warum bist du aufgewacht
Erst im Sternenscheine,
Arme Blume? Deine Pracht
Blüht jetzt ganz alleine
In der Nacht.

Deine Zweige nicken sacht,
Kühle Winde wehen;
Sonne, die so golden lacht,
Wirst du niemals sehen
In der Nacht.

All' die Freuden, reich entfacht,
Darfst du nicht erwerben;
Wo kein Auge dein hat acht,
Mußt verlassen sterben
In der Nacht.

Auch in meines Herzens Schacht
Thut solch Blümlein stehen,
Dessen noch kein Aug' gedacht;
Wird wie du vergehen
In der Nacht.

L. Pfau.

II.

In dunklen Nächten haucht ihr reines Leben
Die Nachtviole aus, die zarte Blume;
Die Welt bemerkt es nicht, und nur die Sterne
Freuen sich ihrer.

In Lebensnächten weint so manche Seele
Ihr tiefes Leid, der lauten Welt verborgen;
Sei ruhig, Seele, auch in deine Nächte
Schimmern die Sterne.

W. Kilzer.

119. Der Eisenhut.

(Aconitum napellus.)

Der Eisenhut war wegen seiner giftigen Eigenschaften eine den Alten wohlbekannte Blume. Wie Ovid erzählt, soll sie aus dem Geifer erwachsen sein, den der Höllenhund Cerberus auswarf, als ihn Herkules auf den Befehl des Königs Augias aus der Unterwelt heraufholte.

„. . . . . . der tobend im wütenden Zorne
Ringsum füllte die Luft mit Gebell aus dreifacher Kehle,
Während das grüne Gefild er bespritzt' mit weißlichem Geifer,
Der, wie man glaubt, ward hart, und aus fruchtbar treibendem Boden
Sog er den nährenden Stoff und gewann so Kraft, zu verderben.
Weil im harten Gestein das Gewächs ausdauernd hervorsproßt,
Nennt es das ländliche Volk Akonit."

Man leitet nämlich den Namen von dem griechischen Worte akone, d. h. harter Stein, ab.

Im nordischen Altertume hieß unsere Blume, der man Zauberkräfte beilegte, nach J. Grimm Tyrhelm, Thorhelm und Thorhut zu Ehren der kriegerischen Götter Tyr und Thor. Die Bezeichnung Wolfskraut deutet derselbe Forscher auf den Kampf Tyrs mit dem Wolfe. In der Gegenwart führt die Pflanze in Österreich die Bezeichnungen Wolfswurz und Täuberle im Nest. Die Kinder entfernen von der Blüte vorsichtig den Helm, wodurch die Honiggefäße als kleine Täubchen zum Vorschein kommen, die an kleinen, hellen Fäden an den Wagen aus den Blütenblättern gespannt sind; der etwas höhere Griffel inmitten der Staubgefäße ist die Venus, umgeben von den Amoretten. Man nennt daher die Blume auch Venuswagen.

Der Eisenhut.

Glänzend belaubt
Stehst du aufrecht und grade,
Stahlblauen Helm auf dem Haupt,
Als gelt' es ehrlichen Streit. Ach, schade!
Voll Trug und List
Dein Inn'res ist.

K. Fulda.

Der Blumen Rache.

Auf des Lagers weichem Kissen
Ruht die Jungfrau, schlafbefangen,
Tief gesenkt die braune Wimper,
Purpur auf den heißen Wangen.

Schimmernd auf dem Binsenstuhle
Steht der Kelch, der reich geschmückte,
Und im Kelche prangen Blumen,
Duft'ge, bunte, frischgepflückte.

Brütend hat sich dumpfe Schwüle
Durch das Kämmerlein ergossen,
Denn der Sommer scheucht die Kühle,
Und die Fenster sind verschlossen.

Stille rings und tiefes Schweigen!
Plötzlich, horch', ein leises Flüstern!
In den Blumen, in den Zweigen
Lispelt es und rauscht es lüstern.

Aus den Blütenkelchen schweben
Geistergleiche Duftgebilde;
Ihre Kleider zarte Nebel,
Kronen tragen sie und Schilde.

Aus dem Purpurschoß der Rose
Hebt sich eine schlanke Frau,
Ihre Locken flattern lose,
Perlen blitzen drin, wie Tau.

Aus dem Helm des Eisenhutes,
Mit dem dunkelgrünen Laube,
Tritt ein Ritter kecken Mutes;
Schwert erglänzt und Pickelhaube.

Auf dem Haupte nickt die Feder
Von dem silbergrauen Reiher.
Aus der Lilie schwankt ein Mädchen;
Dünn, wie Spinnweb', ist ihr Schleier.

Aus dem Kelch des Türkenbundes
Kommt ein Neger stolz gezogen;
Licht auf seinem grünen Turban
Glüht des Halbmonds goldner Bogen.

Prangend aus der Kaiserkrone
Schreitet kühn ein Zepterträger;
Aus der blauen Iris folgen
Schwertbewaffnet seine Jäger.

Aus den Blättern der Narcisse
Schwebt ein Knab' mit düstern Blicken,
Tritt ans Bett, um seine Küsse
Auf des Mädchens Mund zu drücken.

Doch ums Lager dreh'n und schwingen
Sich die andern wild im Kreise;
Dreh'n und schwingen sich und singen
Der Entschlaf'nen diese Weise:

„Mädchen, Mädchen, von der Erde
Hast du grausam uns gerissen,
Daß wir in der bunten Scherbe
Schmachten, welken, sterben müssen.

O wie ruhten wir so selig
An der Erde Mutterbrüsten,
Wo, durch grüne Wipfel brechend,
Sonnenstrahlen heiß uns küßten.

Wo uns Lenzenslüfte kühlten,
Unsre schlanken Stengel beugend,
Wo wir nachts als Elfen spielten,
Unserm Blütenhaus entsteigend.

Hell umfloß uns Tau und Regen;
Jetzt umfließt uns trübe Lache;
Wir verblüh'n, doch eh' wir sterben,
Mädchen, trifft dich unsre Rache!"

Der Gesang verstummt, sie neigen
Sich zu der Entschlaf'nen nieder,
Mit dem alten, dumpfen Schweigen
Kehrt das leise Flüstern wieder.

Welch ein Rauschen, welch ein Raunen!
Wie des Mädchens Wangen glühen!
Wie die Geister es anhauchen!
Wie die Düfte wallend ziehen! —

Da begrüßt der Sonne Funkeln
Das Gemach, die Geister weichen;
Auf des Lagers Kissen schlummert
Kalt die lieblichste der Leichen.

Eine welke Blume selber,
Noch die Wange sanft gerötet,
Ruht sie bei den welken Schwestern; —
Blumenduft hat sie getötet.

F. Freiligrath.

120. Die Ringelblume.

(Calendula officinalis.)

Die Ringelblume ist eine in Gärten und auf Kirchhöfen häufig angepflanzte Zierblume. Der Name Calendula bezieht sich auf die monatelange Dauer der Blütezeit; denn mit dem Worte Calendae bezeichnete man sowohl den ersten Tag jedes Monats als auch den Monat selbst. Im Deutschen führt die Pflanze mehrere Bezeichnungen. Über den Namen Ringelblume sagt ein alter Kräuterkenner: „Die Pflanze ist aber aus keiner andern Ursache Ringelblume genannt worden, als von ihrem Samen, der ganz krumm wie ein Ring zusammengebogen ist". Ein anderer Name ist Totenblume; diese Benennung kann von dem leichenartigen Geruch der Pflanze herrühren oder von der Sitte, Kinderleichen mit diesen Blumen zu schmücken. In Österreich heißt die Pflanze vorzugsweise Totenblume, weil sie am Allerseelentage noch auf den Gräbern blüht und aus ihr und dem Singrün viele Totenkränze gewunden werden. Außer diesen Namen führt sie auch die Bezeichnung Regenblume. Die Blüte ist hygroskopisch, d. h. empfindlich für den Feuchtigkeitsgehalt der Luft. Öffnet sich daher die Pflanze am Morgen nicht, so kann man mit Recht darauf schließen, daß Regen in naher Aussicht ist.

Blumenbotschaft.

Weiß nicht, wie es mag geschehen:
Wenn ich auf den Kirchhof gehe
Und die schönen Blumen sehe,
Immer scheinen
Sie zu weinen
Und mit solchen frommen Blicken
Dem Entschlaf'nen nachzusehen,
Daß ich keine möchte pflücken.

Komm' ich dann in meinen Garten:
Wie sie dort mir alle winken,
Lachend mit den Augen blinken
Und mir nicken,
Sie zu pflücken!
Daß mein Herz in tausend Freuden
Oft es nimmer kann erleiden,
Sich an solcher Lust zu weiden.

Und so denk' ich mir denn immer,
Daß euch Blumen auch ein Leben
Von dem lieben Gott gegeben,
Daß von Herzen
Ihr zu Herzen
Freud' und Schmerzen möget künden;
Kann sich doch die Liebe nimmer
Lieblichere Boten finden.

Ob mir wohl noch je beschieden,
Daß ich euch dem einen sende,
Den ich liebe ohne Ende?
Ach, wohl nimmer,
Glaub' ich, nimmer!
Und so will ich euch denn winden
Um die Gräber meiner Lieben,
Ihnen darf mein Leid ich künden.

R. Reinick.

---

121. Die Sonnenblume.

(Helianthus annuus.)

Die Sonnenblume hat ihre Heimat in Mexiko und Peru und ist 1569 nach Europa gekommen. Man weiß nicht, ob sie den Namen von

der strahlenden Sonnenform und goldenen Farbe der Blüte hat, oder so heißt, weil sie immer der Sonne ihr glänzendes Angesicht zuwendet.

Die alten Griechen bezeichneten mit Sonnenblume oder Sonnenwende eine andere Blume, Heliotropium europaeum, die, wie Ovid uns berichtet, aus der unglücklichen Clytia entstanden sein sollte. Herangewachsen zu herrlicher Jugendschöne, war dieselbe in heißer Liebe zu dem strahlenden Sonnengott Helios entbrannt; all ihr Denken und Sinnen galt nur dem treu Geliebten, und gern lauschte sie dessen schmeichelnden Worten, daß auch sein Herz ihr allein gehöre. Doch nur zu bald entschwand die holde Täuschung, Clytia mußte in bitterer Enttäuschung zu ihrem großen Schmerze erfahren, daß sie die Gunst des licht- und lebenspendenden Gottes mit der Leukothon nur teilte. Im raschen Zorn der auflodernden Eifersucht entdeckte sie Orchamos, dem Vater ihrer Nebenbuhlerin, das Liebesverhältnis, wurde jedoch zur Strafe dafür von Helios verstoßen. In verzehrender Sehnsucht und hoffnungsloser Trauer aber folgte sie fortan dem leuchtenden Gefährt desselben vom Aufgange bis zum Niedergange, bis sich endlich die Götter ihrer erbarmten und sie in das Heliotropium verwandelten, das noch heute seine offenen Blütenaugen stets dem „Strahl des Helios" zuwendet.

Die Sonnenblume liebt das Licht;
Sie will sich stets zur Sonne drehen.
So mußt du Gottes Angesicht,
Willst du nicht irren, auch ansehen.

J. Tersteegen.

Die Sonnenblume.

I.

Du Sonnenblume dort oben,
Dir bin ich allezeit gut,
Weil stets so fromm erhoben
Dein Aug' in der Sonne ruht.

Und ist sie hinabgesunken,
So neigst du krank das Haupt,
Als sei dir in ihren Funken
Ein Mutterantlitz geraubt.

Du willst mir, Blume, deuten,
Daß ich so glaubensvoll
Zum Quell der Himmelsfreuden
Mein Auge richten soll.

G. Scheuerlein.

II.

O Rosen, die mit Ruhme
Ihr prangt in Duft und Licht,
Ich bin die Sonnenblume,
Und ich beneid' euch nicht.

Des Falters flatternd Kosen,
Die Lieder im Gesträuch,
Der Menschen Lob, ihr Rosen,
Wie gerne gönn' ich's euch!

Mir schafft es volle G'nüge,
Vom Himmelstau getränkt
In meines Liebsten Züge
Zu schauen still versenkt.

Zum Sonnenjüngling richte
Das Haupt ich früh und spät
Und nähre mich vom Lichte,
Das sein Gelock umweht.

Mein Auge bleibt dem Hohen
Auch dann noch zugekehrt,
Wenn er mit heil'gen Lohen
Zuletzt mich selbst verzehrt.

O sprecht, wie ließ' erwerben
Sich köstlicher Geschick,
Als so dahinzusterben
Sanft an des Lieblings Blick!

Drum blüht in eurem Ruhme,
Ihr Rosen, wonniglich;
Ich bin die Sonnenblume,
Und selig bin auch ich.

E. v. Geibel.

122. Die Georgine.

(Georgina variabilis.)

Die Heimat der Georgine ist Mexiko. Im Jahre 1784 sandte sie der Direktor des botanischen Gartens in Mexiko, Vincent Cervantes, dem Direktor des botanischen Gartens, Cavanilles, zu Madrid, der sie zuerst 1791 beschrieb und ihr zu Ehren des schwedischen Botanikers Dr. Dahl den Namen Dahlia beilegte. Dreizehn Jahre wurde sie in den königlichen Gärten des Escurial als Gefangene gehalten; keine Knolle durfte abgegeben werden. Endlich kam sie nach Frankreich, wo sie großes Aufsehen erregte. Aus Unkenntnis hatte man sie in ein Treibhaus gebracht, und die Knollen verfaulten. Doch bald darauf entdeckte Humboldt im Mutterlande die Pflanze auch und sandte Samen und Knollen nach Europa. Der Botaniker Wildenow taufte sie von neuem, und da schon eine frühere Pflanze nach Dahl den Namen erhalten hatte, nannte er sie nach dem berühmten Petersburger Reisenden Georgi Georgine, nicht nach dem Könige Georg III., wie die Engländer angeben.

Schnell verbreitete sich die Georgine und wurde die beliebteste und gesuchteste Modeblume. Vorzüglich wurde in England ein solcher Luxus damit getrieben, wie wohl noch nie mit einer Pflanze zuvor; ungeheure Summen wurden dafür verschwendet. Man begrüßte es als ein großes Ereignis, als es einem englischen Gärtner gelungen war, eine weiße Georgine zu erzeugen. Die Spielarten vermehrten sich ins ungeheure, über 2000 werden in der Gegenwart unterschieden. In allen Farbenschattierungen ist es gelungen, dieselben zu kultivieren, nur die Bemühungen, eine blaue Art zu erhalten, sind trotz der Aussetzung eines Preises von 1000 Pfd. Sterling nicht mit Erfolg gekrönt worden. Die blaue Georgine ist eine Blume der Phantasie geblieben bis heute.

Dafür machten jedoch die Georginen durch eine andere, ganz eigentümliche Eigenschaft von sich reden. Man bemerkte nämlich, daß einige gelbe Georginen im Dunkeln leuchteten, phosphoreszierten; diese haben den Namen Deutsche Sonne erhalten. Vor ungefähr zwanzig Jahren wurde in Mexiko noch eine neue, reichblühende weiße Georgine entdeckt, die zu Ehren des Kaisers Maximilian den Namen Kaiser-Dahlia erhielt. Sie scheint jedoch ein wärmeres Klima zu beanspruchen; alle Versuche, sie bei uns einzubürgern, haben bis jetzt wenig Erfolg gehabt.

So sehr die Georgine aber auch bei uns gepflegt worden ist, und so schön sie auch sein mag — zum Herzen ist sie nie gedrungen, wie etwa die königliche Rose oder auch nur das bescheidene Veilchen. Sie ist und bleibt ein Fremdling, der mit äußerem prahlerischen Schmucke wohl das Auge reizt, doch dem das Angenehme und Anziehende des Duftes fehlt.

Die Georgine.

Warum so spät erst, Georgine?
Das Rosenmärchen ist erzählt,
Und honigsatt hat sich die Biene
Ihr Bett zum Schlummer schon gewählt.

Sind nicht zu kalt dir diese Nächte?
Wie lebst du diese Tage hin?
Wenn ich dir jetzt den Frühling brächte,
Du feuergelbe Träumerin;

Wenn ich mit Maitau dich benetzte,
Begösse dich mit Juni-Licht?
Doch ach, dann wärst du nicht die Letzte,
Die stolze Einzige auch nicht.

Herm. v. Gilm.

---

123. Die Aster.

(Aster chinensis.)

Die strahlenförmig stehenden Randblumen geben den Blüten ein sternähnliches Aussehen, deshalb bezeichneten schon die alten Griechen und Römer verschiedene Arten dieser Gattung und auch ähnlich blühende Pflanzen mit dem Namen Aster, d. h. Stern.

Unsere Gartenasterblume stammt aus China und ist um 1730 bei uns eingeführt. Sie erfreute sich bald einer allgemeinen Beliebtheit, ward für lange Zeit Modepflanze und in zahlreichen Spielarten kultiviert.

Über die Entstehung der Aster erzählt W. Müller folgende Legende: Zu der Zeit, als unser Erlöser noch ein Kind war, sandte sein Vater die Engel aus dem Himmel herab und gab ihnen Knabengestalt, um mit dem kleinen Jesus und anderen frommen Kindern in Nazareth zu spielen. Da begab es sich eines Tages, daß der kleine Johannes, der nämliche, der seines Herrn Lieblingsjünger wurde, mit seinem himmlischen Gespielen in einem schönen Blumengarten sich erging. Der Abend war schon angebrochen, und die Sterne traten immer heller aus dem dunkeln Äther hervor. Da sprach der Engel zu Johannes: „Ich will nun schlafen gehen." — „Wo ist dein Bett, lieber Fremdling?" fragte Johannes. — „Dort oben bei den Sternen", entgegnete der Engel. — „Ach, da muß es sich wohl recht süß schlafen lassen", seufzte der Kleine; „wenn ich doch mit dir gehen dürfte." — „Dein Bett ist auch schon droben gemacht", tröstete ihn der Engel, „aber da wirst du dich hier unten erst noch ein Weilchen recht müde liegen müssen, du armes Kind." Der Knabe verstand die letzten Worte des Engels nicht und pflückte schnell ein Sträußchen von Rosen und Lilien, um sie seinem lieben Gespielen zum Andenken bis zum andern Morgen mitzugeben. „Da hast du ein Sträußchen", sprach

er zu dem Engel, „und wenn du morgen früh wieder herunterkommst, so vergiß nicht, mir ein anderes von droben mitzubringen, denn da müßt ihr ja viel größere und schönere Blumen haben, als wir.“ — „Die haben wir auch“, antwortete der Engel, „aber wir können sie nicht zu euch herunterbringen. Siehst du die Sterne am Himmel leuchten? Das sind unsere Blumen, die sind aber so groß und hell, daß du mit deinen kleinen und schwachen Augen wohl schwerlich würdest hineinsehen können, wenn ich sie dir so nahe brächte, wie diese Rosen und Lilien. Ich kann dir das alles nicht so deutlich sagen, aber diese Blumen sind nicht in Erdreich gepflanzt, sondern in blauen Äther, und sie nähren sich nicht von Sonnenstrahlen, sondern von Gottes Augenlicht. Jedoch will ich dir morgen ein Samenstäubchen von solcher Blume mitbringen, das wollen wir in deine Erde pflanzen, und wer weiß, was daraus werden kann.“ — Der Engel küßte den Knaben und verschwand. Am andern Morgen kam er wieder, wie er versprochen, und hatte ein hellschimmerndes Körnlein in der Hand, das gruben sie selbander in die Erde und begossen es alle Morgen und alle Abend mit frischem Wasser, das der Engel in seiner Hand brachte. Der kleine Johannes erzählte nun allen guten Kindern in Nazareth, daß er einen Stern in seinem Garten gesät habe, und die Kinder kamen alle Tage, um zu sehen, ob der Stern noch nicht aufgehen wollte. Und siehe, da erwuchs und erblühte im Herbste eine schöne, bunte Blume, von runder Gestalt und ringsum von vielen schmalen Blättchen, gleichwie von Sternstrahlen, umgeben, und sie behielt den himmlischen Namen, den die Kinder ihr gegeben hatten. Und wenn ich des Abends bei einem Asterbeete stehe, und über mir und ihnen die Sterne aufgegangen sind, so scheint es mir oft, als ob sie mit einander von ihrer Verwandtschaft flüstern, und als wollten die Blumen vor Sehnsucht hinauf und die Sterne herunter, um sich in Liebe zu umfangen.

Die Aster.

I.

Die Astern sind der Fluren Sterne,
Und ihre bunte Farbenpracht
Erblickt das Auge doppelt gerne
Am Abend vor des Jahres Nacht.

Wenn längst die Sommerblumen starben,
Das Jahr enteilt mit schnellem Fuß,
Dann strahlen sie in allen Farben
Und künden uns den Abschiedsgruß.

E. Prosch.

II.

Lieb ist mir gar manche Blume,
Die in meinem Garten steht;
Doch am liebsten mag ich weilen
Vor dem bunten Asterbeet.

Aster will ein Stern bedeuten,
Also hab' ich es gehört;
Weiße, blaue, rote Blumen
Werden damit hoch geehrt.

Blaue, rote, weiße Blättchen
Sitzen in dem Kelch vereint,
Wie ein Kranz von hellen Strahlen
Rings um seinen Stern erscheint.

Sternenblume! zu den Sternen
Willst du unsre Augen lenken,
Daß wir an der Sterne Schöpfer
Und an deinen mögen denken!

Fr. Rückert.

III.

Sterne sind Blumen am Himmelsazur,
Blumen sind Sterne der irdischen Flur;
Sterne zum Himmel und Blumen im Land,
Beide gesät von allmächtiger Hand.

Gerok.

---

124. Das Singrün.

(Vinca minor.)

Das Singrün gehört zu den wenigen heimischen Pflanzen, die auch in eisiger, trüber Zeit, wenn die anderen zarten Kinder des Lenzes längst verwelkten und verwehten, fröhlich im winterlichen Walde grünen, und die in ihren frischen, saftigen Blättern das Panier der Hoffnung auf eine bessere Zeit entfalten. Der Name heißt so viel wie Immergrün; die erste Silbe desselben ist entstanden aus dem altdeutschen Worte sin oder sint, das als Hauptwort in der Bedeutung von Stärke und Dauer zu fassen ist; Singrün bedeutet demnach so viel als die in Dauer grüne Pflanze. Das alte Wort sint finden wir noch in Sinau und Sintflut, jetzt meist Sündflut geschrieben. Schon früh hat man in der Pflanze das Sinnbild der Treue und Beständigkeit erblickt; auch die Farbe der Blüte war der Pflanze förderlich; das Blau derselben deutet auf die Ewigkeit.

Das Singrün war vorzüglich den Jungfrauen geweiht, und seine Blüten wurden Jungfrauenkronen genannt. Ging das Mädchen zum Tanz, so schmückte es sich gern mit einem Kranze von Singrün. Da derselbe aber nicht nur für ein Zeichen der Reinheit, sondern auch der Unsterblichkeit galt, benutzte man die Blume auch zum Schmuck der Särge. Ein Kranz auf das Antlitz des Toten gelegt, schützte vor Verwesung und erhielt lange Zeit die Kenntlichkeit. Wie Birlinger aus Schwaben und Montanus vom Niederrhein mitteilen, durfte bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts kein Jüngling, keine Jungfrau begraben werden, deren Leiche nicht mit einem Kranze aus Singrün geschmückt war. Der alte Kräuterkundige Tragus erzählt, daß er „im Jahre 1535 einen langbegrabenen Leichnam habe ausgraben gesehen, der samt seinem Singrünkranze noch unverweset gewesen sei". Auf diesen weitverbreiteten und langjährigen Gebrauch der Blume deuten die Volksnamen Totenviole, Totenblümli, Totenkraut, Totenmyrte, Totenblätter.

Im Oberbergischen winden die Mädchen am 23. Februar zweierlei Kränze, etliche von Stroh und die anderen von Epheu und Singrün,

und gehen damit zu einer Quelle. Bei düsterem Fackelschein und unter dem Gesang von besonderen Liedern umtanzen sie dieselbe und legen dann die Kränze nieder. Rücklings nähern sie sich dann der Quelle und suchen einen Kranz zu erhaschen. Ein Strohkranz gilt als ein böses Vorzeichen, wem aber das Glück hold ist, der ergreift einen Kranz aus Singrün oder Epheu. Ein ähnliches „Glücksgreifen" erzählt Wuttke aus dem Hannöverschen. In der Matthiasnacht legen die jungen Mädchen in ein um Mitternacht schweigend mit fließendem Wasser gefülltes Gefäß einen Kranz aus Singrün, einen von Stroh und eine Hand voll Asche, dann tanzen sie mit verbundenen Augen dreimal schweigend darum und greifen nun danach. In dem grünen Kranz erfassen sie den Brautkranz, in dem zweiten Unglück und in der Asche — den Tod.

In der Zeit, als man glaubte, daß einzelne Menschen mit dem Bösen ein Bündnis zum Schaden ihrer Mitmenschen schließen könnten, benutzte man das Singrün, um zu erfahren, wer ein solcher Unhold sei. Im Namen des Bösen wurden zu diesem Zwecke einige Singrünblätter gepflückt und einzeln in eine Pfanne geworfen, in welcher man Öl heiß werden ließ. Bei jedem Blatte nannte man den Namen eines Verdächtigen. Blieb das Blatt in der Pfanne, so war der Betreffende schuldlos, sprang es jedoch bei Nennung seines Namens heraus, so war der Verdacht begründet. Auch sonst stand früher das Singrün als Wundenkraut und Mittel gegen Zauberei in Ansehen.

Das Singrün.

In der Winterzeit,
Wenn es stürmt und schneit,
Wenn die Pflänzlein, im Schnee verstecket,
Schlummern sorgenlos
Wie im Mutterschoß,
Bis die Sonne sie neu erwecket:

Bin ich frisch und frei,
Lobe Gottes Treu',
Die im Winter auch uns umschattet;
Und mein Immergrün
Heißt die Hoffnung blüh'n,
Wenn das Herz auch oftmals ermattet.

Doch zur Frühlingszeit,
Wenn es ausgeschneit,
Dann erscheint der Lohn der Treue,
Zarte Blümelein
Glänzen schön und rein
Durch die Blätter in himmlischer Bläue.

Wenn der Winterhauch
Drum dein Leben auch
Oft mit kaltem Odem durchwehet,
Sei nur sorgenfrei,
Es ziehet vorbei,
Dein Gott bleibt, wenn alles vergehet.

E. N.

125. Der Weinstock.

(Vitis vinifera.)

Von der ältesten historischen Zeit bis auf den heutigen Tag ist der Wein „der unentbehrlichste Genosse des Menschen bei jedem frohen Feste". Schon zur Zeit der alten Hebräer rühmt ihn der Psalmist, wenn er singt: „Der Wein erfreut des Menschen Herz". Neben der Frucht des

Getreides weihte ihn der Herr im heiligen Abendmahle, nachdem er schon vorher sich und die Seinen mit einem Weinstocke verglichen hatte. „Ich bin der Weinstock, und ihr seid die Reben.“

Wie man im Altertume das unentbehrliche Getreide als ein Geschenk des Himmels ansah, welches die freundliche Ceres den Menschen verliehen, so galt der stärkende und erquickende Rebensaft gleichfalls als eine Gabe der Götter, die einst der fröhliche Bacchus gespendet. Deshalb war Ceres die Göttin des Getreidebaues, Bacchus der Gott des Weins.

Wie bei den meisten unserer Kulturpflanzen ist auch die Heimat des Weinstocks im Osten zu suchen. Mythe, Geschichte und naturwissenschaftliche Forschung weisen auf die Länder zwischen dem Kaukasus und dem Hindukuschgebirge. Noch heute ist der Weinstock in den Gegenden am Südabhange des Kaukasus der König der Wälder. Sein Stamm erreicht eine Stärke von 1—1,50 m im Durchmesser. Er steigt bis in die Gipfel der höchsten Bäume, Stamm und Äste vollkommen umschließend und einen Baum mit dem andern verbindend. In diese Gegenden weist uns auch das alte Testament, in welchem wir die älteste uns überkommene Nachricht über den Weinbau finden (1 Mos. 9, 20), nach welcher Vater Noah am Ararat Weinberge pflanzte. Armenische Mönche zeigen noch heute diese 2300 Jahre vor Christo angelegten Weinberge dem Reisenden. Jedes Jahr liefern die dort gezogenen Trauben wegen der Höhe des Gebirges keinen trinkbaren Wein mehr, was nach der Aussage der Mönche eine Folge der Sündhaftigkeit der jetzigen Menschen sein soll. Aus der angeführten Stelle der heiligen Schrift läßt sich folgern, daß der Weinstock von Armenien nach Palästina gewandert ist. Als Abraham 400 Jahre nach Noah in Kanaan einzog, war der Weinstock hier bereits eingebürgert; denn Melchisedek trug dem Abraham Brot und Wein entgegen (1 Mos. 14, 18). In späterer Zeit wurde der Wein in Kanaan eine so wichtige Kulturpflanze, daß Moses in seiner Gesetzgebung auf ihn Rücksicht nahm (5 Mos. 22, 9). Daß die Traube zur Zeit der Rückkehr des Volkes aus Ägypten kostbar in Kanaan gedieh, beweist die von den Kundschaftern im Thale Eskol abgeschnittene große Weintraube, welche von zwei Männern auf einem Stocke getragen wurde (4 Mos. 13, 24).

Noch heutigestags gedeiht die Rebe in jener Gegend ausgezeichnet. Ein Reisender erzählt, daß er auf dem Libanon sein Abendessen eines Tages unter einem großen Weinstock, dessen Stamm einen Durchmesser von circa 0,60 m hatte, eingenommen habe. Der Weinstock bedeckte mit seinen Reben eine Hütte, die 18 m lang und ebenso breit war. Das Alter einer solchen mächtigen Rebe kann man wohl auf 1000 Jahre anschlagen. Die Trauben haben ein Gewicht von 10—20 Pfd., und die einzelnen Beeren besitzen die Größe unserer Pflaumen.

Zur Zeit der Könige in Israel hatte die Weinkultur bereits eine solche Höhe erreicht, daß Salomo (nach Jes. 7, 23) im Norden vom Libanon einen Weinberg besaß, in dem je 1000 Stöcke einen Wert von 1000 Silberlingen hatten. Über den Ertrag der Weinberge giebt uns 2 Chron. 2, 10 Aufschluß; nach dieser Stelle verpflichtete sich Salomo, den Arbeitern des Hiram im Libanon 20 000 Bath Wein = 4122 hl

zu liefern. Die Weinlese fiel in Israel in die Monate September, Oktober und November und war eine Zeit allgemeiner Freude. Aus Palästina stammt auch die am Rhein und in anderen Gegenden Deutschlands übliche terrassenförmige Anlage der Weinberge. In Judäa ist der Fuß der Berge terrassenförmig gebildet und eignet sich daher besonders zum Weinbau. Durch die Kreuzfahrer ist diese Anlage der Weinberge zu uns gekommen.

Die Phönizier haben den Ruhm, in der alten Zeit die Kulturträger nach dem Westen gewesen zu sein. Sie werden auch den Weinstock nach allen ihren Kolonieen, die am Ufer des ganzen Mittelmeeres zerstreut lagen, gebracht haben. Zunächst kam er durch sie zu den benachbarten Inseln des ägäischen Meeres, Cypern, Kreta, Naxos, Chios, Lesbos u. a. Von diesen Inseln, die gleichsam eine Brücke von Asien nach Europa bilden, wanderte die Rebe schon in vorgeschichtlicher Zeit nach Hellas. „Mit dem heiteren, liebenswürdigen, poetischen Nationalcharakter des hellenischen Volkes harmonierte der geistige Trank, der Anregung, Fröhlichkeit, Geselligkeit zu verbreiten vermag.“ Jedoch trank der Grieche den Wein nicht anders als sehr mit Wasser verdünnt.

Schon zu Homers Zeiten war der Wein in Griechenland ein allgemein bekanntes Getränk. Odysseus machte den Kyklopen mit Wein trunken, und als ersterer endlich in die Heimat zurückkehrte, bewirtete ihn der treue Schweinehirt Eumäus mit Wein, den selbst die Unterhirten aus hölzernen Bechern tranken. Die Griechen betrachteten, wie schon im Eingange bemerkt, den Wein als eine köstliche Gabe der Götter und brachten dem Bacchus als dem Gott, der den sterblichen Menschen die Weinkultur gelehrt, besondere Opfer dar. Sie stellten sich den Gott des Weins als einen lebensfrischen, blühenden Jüngling vor, dessen Schultern von lockigem Haar umwallt waren, während Epheu- und Weinranken den Kopf schmückten. Mit rasender Eile jagte er auf einem kostbaren, von Tigern und Leoparden gezogenen Wagen dahin. Sein Gefolge bestand aus einer Schar wilder Weiber, welche, weinbekränzte Stäbe in ihren Händen schwingend, fortwährend riefen: „Heil Bacchus!“ Sowohl das wilde Gespann, als auch das abenteuerliche Gefolge sollte die Ausgelassenheit und Wildheit versinnbildlichen, die bei einem unmäßigen Genuß des Weins beim Menschen eintritt.

Die Griechen bewahrten den Wein in großen irdenen, ausgepichten Fässern (Töpfen) auf. An ein solches irdenes Faß erinnert die Geschichte von Diogenes. „Die thönernen und ledernen Behälter der Griechen und Römer waren inwendig mit Pech überzogen; davon nahm der Wein einen starken Harzgeschmack an, der so beliebt wurde, daß man absichtlich in den gärenden Most Pech oder Kolophonium hineinwarf.“

Alexander der Große soll ein großer Freund des Weins gewesen sein. Es wird von ihm erzählt, daß er einst in Indien ein großes Preistrinken in lauterem Weine veranstaltet habe; denn der Morgenländer trank früher, wie auch heute, den Wein mit Wasser vermischt, nur der Schlemmer trank reinen Wein. Das Ende dieses Wetttrinkens war, daß fünfunddreißig Trinker ihren Leichtsinn auf der Stelle mit dem Leben

bezahlen mußten, während der Sieger, der den Preis von 1 Talent = 4500 Mark errungen hatte, nach vier Tagen starb. Er soll nicht weniger als 14 Liter getrunken haben.

Von Griechenland wanderte der Weinstock über Sizilien nach Italien. Die alten Römer verwandten viel Fleiß auf den Anbau und die Veredelung desselben. Auch sie verehrten den Bacchus als Gott desselben und feierten ihm zu Ehren im März ein besonderes Fest unter dem Namen der Bacchanalien. Die Weinkultur war zu Plinius' Zeiten so im Flor, daß Italien unter den Weinländern den ersten Rang einnahm. Jedoch bei dem materiellen Sinne der Römer steigerte sich der Weingenuß oft zum Unmaß; man trank den Wein ungemischt, kühlte ihn mit Eis und versetzte ihn mit Gewürzen. Einen großen Wert legten schon die Römer auf recht alte Weine. Zum Unterschiede von den Griechen bewahrten sie den Wein in Schläuchen und Krügen auf. Befremdend für uns ist besonders der Ort, an dem sie den Wein aufbewahrten. Während er bei uns im kühlen Keller lagert und bei etwaigem Gebrauch eine Flasche heraufgeholt wird, hatte der Römer sein Weinlager oben im Hause, so daß er den Wein herunterholen mußte. Heutzutage wird in Italien wohl viel, aber wenig guter Wein gezogen, weil der Weinkultur nicht mehr der nötige Fleiß gewidmet wird. „Es ist charakteristisch, daß in demselben Verhältnis, wie Italien von seiner politischen und kulturgeschichtlichen Größe herabsank, auch seine Weine schlechter wurden; dasselbe Land, welches einst seine Tafeln mit 200jährigem Wein schmückte, vermag heute den Überfluß seiner Weine nicht auszuführen, weil derselbe sich kaum ein Jahr in den Flaschen erhält, obwohl man denselben, um die Einwirkung der Luft zu verhindern, mit Öl abzusperren pflegt." (F. Cohn.) Doch liefert Italien Beispiele zu dem hohen Alter und der mächtigen Stärke des Weinstammes. Aus den Wäldern Toscanas, wo die Rebe in üppigem Wuchs wild, oder besser verwildert an den Bäumen wächst, wird von einem Weinstamm berichtet, den zwei Männer nicht umspannen können, und im botanischen Garten von Pisa zeigt man den Stumpf eines Weinstocks, der vom Sturm entwurzelt wurde, mit einem Umfang von 1 m. Die großen Thüren der Kathedrale in Ravenna sind aus Weinholz gearbeitet. In wie üppiger Fülle die Rebe in Italien wächst, geht aus einer Schilderung Cohns hervor, wo es heißt: „Im Süden umschlingt die Rebe höhere Bäume, namentlich Pappeln und Ulmen; schon in den alten Zeiten war es in gewissen Provinzen von Italien, insbesondere in Toscana und in der campanischen Landschaft, Sitte, die Rebe mit der Ulme zu vermählen, und als Witwer schien der Baum zu trauern, der der bräutlichen Umarmung entbehrte. Es war Brauch, daß, ehe der Winzer daran ging, die Trauben von den Baumgipfeln zu lesen, er sich bei dem Herrn des Weinberges freies Begräbnis ausbedingte, im Fall er bei seiner gefährlichen Arbeit verunglücken sollte."

Als Cäsar Gallien zur römischen Provinz machte, brachte er neben der römischen Kultur auch den Weinstock in die Länder jenseit der Alpen. Schon nach kurzer Zeit hatte der Wein von Bordeaux seine Berühmtheit erlangt. Von Gallien wanderte die Rebe über den Rhein in Germanien

ein. Die ersten Weinberge ließ Kaiser Probus im Jahre 280 v. Chr. an der Mosel und am Rhein anlegen. In ganz Frankreich und Süddeutschland von der Donau bis zum Rhein und der Lahn wurde die Rebe mit Erfolg gepflegt. Leider ging unter den verheerenden Fluten der Völkerwanderung auch dieser Kulturzweig zum größten Teile wieder zugrunde. Jedoch das junge Christentum, das den Wein unter seine geheiligten Mysterien aufgenommen hatte, nahm von nun an den Weinbau in seinen Schutz. Kaiser Karl der Große befahl in seinen Kapitularien, daß die Wälder in Deutschland ausgerodet und dafür Wein- und Obstpflanzungen angelegt werden sollten. Besonders um die Kultur des Weins am Rheine, wo er sich in Ingelheim einen berühmten Palast hatte errichten lassen, erwarb sich der Kaiser große Verdienste, die noch heute in der Erinnerung des Volkes leben und ihn zum Schutzherrn der Reben erhoben haben, wie das nachstehende Gedicht „Rheinsage“ von E. v. Geibel bezeugt:

„Am Rhein, am grünen Rheine, da ist so mild die Nacht;
Die Rebenhügel liegen in goldner Mondenpracht.
Und an den Hügeln wandelt ein hoher Schatten her
Mit Schwert und Purpurmantel, die Krone von Golde schwer.

Das ist der Karl, der Kaiser, der mit gewalt'ger Hand
Vor vielen hundert Jahren geherrscht im deutschen Land.
Er ist hinaufgestiegen zu Aachen aus der Gruft
Und segnet seine Reben und atmet Traubenduft.

Bei Rüdesheim da funkelt der Mond ins Wasser hinein
Und baut eine goldne Brücke wohl über den grünen Rhein.
Der Kaiser geht hinüber und schreitet langsam fort
Und segnet längs dem Strome die Reben an jedem Ort.

Dann kehrt er heim nach Aachen und schläft in seiner Gruft,
Bis ihn im neuen Jahre erweckt der Trauben Duft.
Wir aber füllen die Römer und trinken im goldnen Saft
Uns deutsches Heldenfeuer und deutsche Heldenkraft.“

Ganz besonderes Verdienst um den Weinbau in deutschen Landen haben die frommen Mönche der Benediktiner und Cistercienser. Lange Zeit hatte der sogenannte Klosterwein, vinum theologicum, den ersten Ruf. Anfänglich betrieben die Geistlichen die Weinkultur ausschließlich selber, den zum Abendmahl nötigen Wein zogen die Mönche.

Über den Weinbau in der Mark Brandenburg heißt es in der Wochenschrift „Der deutsche Garten“ (1878): „Wenngleich mit der Einführung des Christentums auch der Weinbau an einigen Orten Norddeutschlands begonnen hatte, so wird desselben in der Mark doch erst um die Mitte des 12. Jahrhunderts erwähnt, wo Albrecht der Bär seine Schlacht gegen Pribislav hinter den Weinbergen der Potsdamschen Felder ausgefochten haben soll. Es wird weiter durch Urkunden festgestellt, daß er und sein Nachfolger den Weinbau in der Mark besonders begünstigten und förderten; derselbe erlangte dann auch schnell größere Bedeutung;

es wurde ein Weinzoll erhoben, es wurden Ausfuhrgesetze erlassen, und unter den bei Potsdam aufgezählten Weinbergen finden wir auch die bei Werder verzeichnet.

Ende des 15. Jahrhunderts wird unter Joachim I. des ersten kurfürstlichen Weinberges erwähnt; er war 1 Hektar groß und ergab durchschnittlich 200 hl Wein jährlich. Es muß dieses edle Gewächs wohl den echten Dreimänner-Wein geliefert haben; denn unter Joachim II. wurde 1551, zugunsten der Weinbauer, eine Polizeiverordnung erlassen, laut welcher bei hoher Strafe geboten war, bei Hochzeits- und Kindtaufsfesten die Gäste nur mit weißem und rotem märkischen Wein zu traktieren. Um mit gutem Beispiel voranzugehen, schlürfte der Kurfürst selbst diesen Landwein mit großem Behagen bei den großen Huldigungsfesten, welche die Städte veranstalteten; auch das hohe Gefolge mußte gute Miene zum bösen Wein machen. Dieses konnte das wohl, da ihm und der Geistlichkeit der Ausfuhrzoll für die Produkte der eigenen Berge erlassen war.

Ganz besonders begünstigte Kurfürst Johann Georg den Weinbau, der eine außerordentliche Ausdehnung während seiner Regierung (1571 bis 1598) gewann: Edelleute und Bauern zogen Weine, und zwar in solcher Fülle, daß er ein bedeutender Ausfuhrartikel nach Polen, Rußland und Preußen war. Der beste wurde auf den kurfürstlichen Gütern gezogen und mit Vorliebe an der fürstlichen Tafel getrunken. Der Weinbau war somit ein bedeutender Handelskulturzweig geworden und hatte bei Potsdam den Ackerbau fast ganz beiseite gedrängt. Johann Georg erließ sogar eine Weinbau-Ordnung, die so korrekt und ausführlich war, daß sie noch heute als Richtschnur dienen könnte. Unter Johann Sigismund (1608—1619) waren die meisten sich dazu eignenden Hügel der Mark zu Weinbergen umgeschaffen und dem märkischen Weine neue Absatzquellen nach Sachsen, Thüringen und Böhmen eröffnet. Später, als die Bevölkerung dichter und der Ackerbau ergiebiger wurde, sind diese Weinberge meist wieder eingegangen und in Ackerland oder Gärten umgewandelt worden."

Auch mag an dieser Stelle eine Bemerkung Platz finden, aus der hervorgeht, wie streng man im Mittelalter gegen die Weinfälscher verfuhr. Der fromme Erzbischof Balduin, einer der edelsten Kirchenfürsten von Trier, ließ 1324 zwei Weinfabrikanten ohne Erbarmen auf einem Scheiterhaufen von dürrem Rebenholz verbrennen. Das scheint eine drakonische Strenge zu sein; aber bei der gottesdienstlichen Bedeutung des Weins ward eine Fälschung des Abendmahlweins wie eine Gotteslästerung angesehen.

Nachdem wir nun den Weinstock auf seiner Wanderung von seiner östlichen Heimat bis zu uns verfolgt haben, müssen wir noch erwähnen, wie es in der neuen Welt mit dem Weinbau bestellt ist. Nordamerika ist zwar reich an wilden Reben, die in mehreren Arten mit zum Teil süßen Trauben dort wachsen, aber die Trauben eignen sich nicht zur Weinbereitung. Die traubenreichen Reben wuchsen an der nordamerikanischen Küste in solcher Menge, daß die nordischen Seefahrer, die um das Jahr 1000 zuerst nach jenen Ländern verschlagen wurden, die ent-

deckte Küste das Weinland nannten. Auch Kolumbus soll erstaunt die Menge der wilden Reben betrachtet haben, die an den Palmen und Mahagonibäumen auf den Antillen wuchsen. Im vorigen Jahrhundert wollte man nun mit den europäischen Haustieren und Kulturpflanzen auch die Rebe in Amerika einbürgern. Aber trotzdem man den aus Frankreich eingeführten Reben durch die geschicktesten deutschen, französischen und schweizer Winzer die sorgsamste Pflege angedeihen ließ, und obgleich großartige Kapitalien auf die Weinkultur verwendet wurden, so blieb alle Mühe vergeblich. Fast hatte man die Hoffnung, in Amerika selber den Weinbedarf erzielen zu können, aufgegeben, als es der amerikanischen beharrlichen Energie doch gelang, auch hier ihren Willen zu erreichen. Man hatte nämlich großartige Versuche gemacht, die einheimische wilde Rebe der Kultur zu unterwerfen, und diese Versuche waren unerwarteterweise mit dem besten Erfolge gekrönt worden. Seitdem hat sich nun die Weinkultur in Amerika so ausgedehnt, daß Quantität und Qualität nichts zu wünschen übrig lassen. Im Jahre 1870 sind bereits in Amerika 12 Millionen Liter Wein erzeugt, die unseren Champagner-, Bordeaux- und Rheinweinen an Güte nicht nachstehen sollen. Der Ohiostrom kann sich in Beziehung der Weinkultur als amerikanischer Rhein seinem deutschen Bruder zur Seite stellen. Interessant ist es, zu erfahren, weshalb die Versuche, den europäischen Weinstock auf jener Seite des Ozeans einzubürgern, so ganz und gar ohne Erfolg waren. F. Cohn sagt darüber: „Nicht das Klima allein ist es, wie man früher meinte, das unsern Weinstock in Amerika zugrunde richtet: die Reblaus ist es, die dort von jeher auf den wilden Reben nistete, ohne diesen, die längst gegen ihre Angriffe abgehärtet waren, erheblichen Schaden anthun zu können. Desto wehrloser stand das in tausendjähriger Kultur verzärtelte Kind der alten Welt dem gefährlichen Feinde gegenüber, der nun, nachdem es ihm geglückt, über den Ozean hinweg in europäischen Weinbergen Fuß zu fassen, auch hier seine fürchterlichen Verheerungen anrichtet."

Unter den Sagen, die sich an den Wein knüpfen, sind zwei besonders sinnreich; die eine ist jüdischen, die andere mohammedanischen Ursprungs. Nach der ersteren rühmten einst sämtliche Bäume prahlerisch ihre Vorzüge und Eigenschaften. Nur der Weinstock war bescheiden, er schwieg und senkte seine Ranken zu Boden. Als der Mensch dies bemerkte, gab er dem Wein eine Stütze und zog die Ranken daran empor. Reichlich lohnte der Weinstock dem Menschen den Liebesdienst durch die herrlichen Früchte. Die andere Sage sucht die verschiedene Wirkung des Weintrinkens beim Menschen zu erklären. Als Noah den ersten Weinstock gepflanzt hatte, kam der Teufel in der Nacht, um die Pflanze zu düngen. Zu diesem Zwecke schlachtete er ein Lamm, einen Löwen und ein Schwein. Mit dem Blute dieser drei Tiere begoß er dann den Weinstock. Hieraus erklärt es sich, daß der Wein, solange er mäßig genossen wird, das Gemüt des Menschen milde wie das eines Lammes macht, daß der stärkere Genuß die wilden Leidenschaften des Menschen aufregt, und daß endlich der übermäßige Genuß ihm die Menschenwürde nimmt, daß er dem dritten der Tiere gleicht.

An diese beiden Sagen reihe sich folgende Legende: Einst begehrte der Herr für sich und seinen Begleiter Petrus von den Bürgern der Stadt Lindau am Bodensee Herberge. Da die hartherzigen Bürger den hohen, ihnen allerdings fremden Wandersleuten, die Bitte abschlugen, gingen sie zu einem armen Tagelöhner vor dem Thore, der sie gern aufnahm und das wenige, was er hatte, mit ihnen teilte. Zum Lohne durfte sich der Tagelöhner etwas vom Herrn erbitten. Er wünschte sich ein Gärtchen und einen Acker. Im reichsten Maße wurde seine Bitte erfüllt. Als die Bürger Lindaus solches erfuhren, entschuldigten sie sich bei dem Herrn und baten auch um seinen Besuch. Zum großen Ärger des Petrus ging der Herr auf ihre Bitte ein und ließ sich von ihnen bewirten. Und da er ihnen auch einen Wunsch erfüllen wollte, baten sie um Weinberge, die ihnen der Herr gewährte. Auf der Weiterreise fragte Petrus unwillig den Herrn: „Warum hast du den neidischen, ungefälligen Leuten Wein wachsen lassen?“ Lächelnd antwortete der Herr: „Sei ruhig, Petrus, sie werden von dem Wein nicht zu viel trinken.“ Der Lindauer Wein soll nämlich so sauer sein, daß er kaum zu genießen ist.

Der heilige Urban, der als Urban I. im Jahre 223 den päpstlichen Stuhl bestieg, steht unter vielen anderen Heiligen, die mit dem Weinstock in Verbindung gebracht werden, in ganz besonderer Beziehung zu demselben. Bei einer Christenverfolgung soll er sich nämlich in einem Weinberge versteckt gehalten haben; aus Dankbarkeit hierfür hat er sowohl die Rebe als auch den Wein in seinen besonderen Schutz genommen. Daher ist der Urbanustag (25. Mai) dem Winzer auch sehr wichtig; er beobachtet an diesem Tage das Wetter und schließt davon auf den Ertrag der Weinernte.

„Hat Urbani Sonnenschein,
Giebt es viel und guten Wein. —
Sankt Urban hell und rein
Füllt die Fässer ein.“

In den Weingegenden liegt der Bauer schon häufig in der Frühe des Morgens auf dem Auslug und beobachtet sorgfältig die Bildung und Stellung der Wolkenschichten, um sich von vornherein ein Bild zu konstruieren, wie der Tag verlaufen wird.

Wie in der ersten Zeit des Mittelalters die Klöster in dem Rufe standen, den besten Wein im Keller zu haben, so in der späteren die Ritterburgen. Die alten kühnen Ritter waren dem Weine sehr zugethan und übertrafen die Römer an Trinkfertigkeit bei weitem; selbst die Edelfrauen und züchtigen Fräulein verstanden es, die großen Becher in fröhlicher Tafelrunde bis auf die Neige zu leeren. Darum weiß aber auch die alte Überlieferung von mancher Burgruine zu berichten, daß in ihren vermauerten Kellern uralter, köstlicher Wein verwahrt sei. Als edelsten und vorzüglichsten Wein, von dem die Sage erzählt, galt der Wein, der sich in „seiner eigenen Haut“ befand. Dieser war so lange gelagert, daß sich im Laufe der Jahre an der Faßwandung eine dicke Hülle Weinstein gebildet hatte, während das Faß verfault war. Wenn je der Wein so lange Ruhe vor dem Menschen gehabt hätte, so müßte

derselbe in der That kostbar gewesen sein, und der Ausdruck „in seiner eigenen Haut" wäre sehr bezeichnend.

Von großer Wichtigkeit für die Wertschätzung eines Weins ist die „Weinblume", die man im Scherz wohl die „Kaiserin der Blumen", „die Blumen aller Blumen" genannt hat, und die sich eigentlich nicht als einfache Blume, sondern vielmehr als ein herrlicher Blütenstrauß präsentiert, daß der Franzose mit Recht von einem „Bouquet" spricht. Dieses seltsame Kind entsteht nicht gleich; ja bei manchen Weinsorten ist es überhaupt nicht anzutreffen; denn die Seele des Weins — das Bouquet — bildet sich erst nach und nach bei jahrelangem Lagern der Weine, die an und für sich dazu neigen; bei geringeren Landweinen Sachsens, Württembergs u. s. w. findet sich dasselbe nicht vor, gleichwie auch die Weine südlicher Länder, obwohl feurig und süß, dieses Kleinod nicht besitzen. Leider wissen wir aber bis jetzt über die Natur dieses Bouquets fast gar nichts; nur so viel steht fest, daß sich die Blume durch das Lagern aus dem Alkohol des Weines und der in dem Weine enthaltenen Säure, namentlich der Weinsäure, in Verbindung mit Wasser bildet und eine ätherartige Verbindung ist. Die Blume ist bei jeder Weinsorte verschieden und gehört deshalb zu den charakteristischen Merkmalen eines einzelnen Weins.

Eine interessante Bemerkung über den Wein findet sich in Schleidens „Die Pflanze und ihr Leben". Der Weinstock liefert nämlich einen Beweis, daß sich seit 3000 Jahren die Temperatur der Erde nicht um $^1/_{10}$ Grad verändert hat. Der Weinstock reift in den Gegenden keine Früchte mehr, wo die mittlere Temperatur des Jahres höher wird als 20 Grad, und umgekehrt gedeiht keine Dattel mehr, wo die Temperatur unter 20 Grad herabsinkt. Diese Bedingungen treffen nun gerade in Palästina zusammen. Hier fanden die Juden bei ihrer Einnahme des Landes Datteln und Traube vereinigt; hätte sich nun die Temperatur der Erde um ein geringes seit jener Zeit erhöht oder erniedrigt, so müßte eine jener Pflanzen in Palästina verschwunden oder doch wenigstens unfruchtbar geworden sein, was jedoch nicht der Fall ist.

Im Frühlinge, wenn durch Wald und Wiese schon frisches Leben strömt, steht der Weinstock noch regungslos, mit schlafenden Augen, als sei er in tiefen Schlummer versunken und unberührt von dem lebendigen Treiben umher. Aber diese Ruhe ist nur scheinbar; unter dieser trockenen, faserig zerrissenen, in dünnen Blättern sich abschälenden Rinde, in diesen schlanken, biegsamen Zweigen pulsiert bereits ein Leben, so voll und kräftig, daß die Wissenschaft kaum zu begreifen vermag, wie in so schwachem Gefäße so gewaltige Kraftentwickelung vor sich gehen kann. Kaum ist der Boden vom Winterfroste gelöst, so treten die starken, holzigen, tief in die Erde eindringenden Wurzeln des Weinstocks an ihre Arbeit: sie saugen das Wasser ein, welches der mit Feuchtigkeit übersättigte Boden ihnen zuführt; sie thun dies mit solcher Heftigkeit, als gälte es einen brennenden Durst zu löschen. Die Wurzeln behalten das Wasser nicht; sie treiben es empor in den Stamm; hier steigt es von Knoten zu Knoten, von Ast zu Ast, bis hinauf in die obersten Zweige. Durchschneidet man

um diese Zeit eine Rebe, so fließt Saft aus der Wunde; man sagt dann: „der Weinstock thränt“, „die Rebe blutet“.

Stephan Hales, ein englischer Landgeistlicher, bemühte sich vor mehr als 150 Jahren, die Kraft zu bestimmen, mit der das Wasser im Stamm des Weinstockes emporgetrieben wird. Er befestigte luftdicht an das abgeschnittene Ende eines Rebstockes eine lange, aufrechte Glasröhre; der aus der Wunde strömende Saft stieg in der Röhre bis zu 6,5 m, an einem Tage über 3 m; als Hales die Röhre mit Quecksilber füllte, zeigte sich, daß der Saft mit solcher Kraft emporgetrieben wurde, daß er einer Quecksilbersäule von 85,3 cm das Gleichgewicht halten konnte, als ob er durch eine Maschine von mehr als Atmosphärenkraft gehoben würde. Vergleichende Untersuchungen ergaben ihm, daß die Kraft, mit der das Wasser im Weinstock steigt, fünfmal größer sei, als diejenige, mit der das Blut in der Schenkelarterie eines Pferdes steigt. (Fr. Cohn.)

Der größte Weinstock der Welt soll sich in einem Garten bei London befinden; derselbe ist im Jahre 1768 angepflanzt. Er bekleidet ein Gewächshaus von 72 Fuß Länge und 30 Fuß Breite. Der 30 Zoll starke Stamm trägt an seinen ca 100 Fuß langen Zweigen jährlich 2000—3000 Trauben.

Rebe und Rose.

Verschämtes Weinen hat begonnen,
Bescheid'nes Blühen fortgesetzt:
Nun perlt im Kelch der milde Bronnen,
Der noch des Enkels Enkel letzt.

Du sollst dich müh'n, die Hände regen,
Still, emsig, treulich, nimmer ruh'n:
Der Himmel hat den reichsten Segen
Gesetzt auf ein bescheid'nes Thun.

Was ist denn von der Rose blieben?
Hell lachte durch die Au' ihr Glanz;
Die Blätter hat der Wind vertrieben,
Und hängen blieb ein Dornenkranz.

W. Wackernagel.

Rätsel.

Die Sonne kocht's, die Hand bricht's,
Der Fuß tritt's, der Mund genießt's.

Simrock.

Weinrebe.

Wenn längst im warmen Frühlingsschein
Gesträuch und Bäume, groß und klein,
Im heitern, grünen Schmuck erscheinen,
Da sieht man erst die Traube — weinen.

Die Reben weinen dankbeseelt,
Daß sie der Himmel ausgewählt,
Auf ihrem Stamm in spätern Tagen
Das edelste Getränk zu tragen.

Zusner.

Dionysos und seine Rebenzucht.

Als Dionysos in der Jugend
Noch nicht erkannt des Weines Tugend,
Nahm er den Wanderstab zur Hand
Und stieg umher durch Thrakierland.
Als er dort einst auf einem Steine
Ausruhte seine müden Beine,
Sah er ein Pflänzchen vor sich steh'n
Mit Blättern, lieblich anzuseh'n.
Er zog es langsam aus der Erde,
Daß er die Wurzel nicht gefährde,
Und wie er sinnt, es zu bewahren,
Die späh'nden Augen bald gewahren
Nah' einen feinen Vogelknochen,
Gehöhlt und oben so gebrochen,
Daß er bequem mit etwas Erde
Dem Pflänzchen zum Behälter werde.
Froh seines Fundes zog nun heiter
Durch Thrakien Dionysos weiter
Und hielt sein Pflänzchen wohlgeborgen,
Das größer ward mit jedem Morgen,
So daß die Wurzel fast zersprengte
Den Knochen, der sie sehr beengte.
Als so vergangen ein paar Wochen,
Fand Dionysos einen Knochen,
So mächtig, daß es offenbar
Der Knochen eines Löwen war.
Des Pflänzchens Triebkraft zu bewahren,
Läßt er den Vogelknochen fahren
Und pflanzt zu besserem Gedeih'n
Es in den Löwenknochen ein,
Der ihm bald solche Kraft verlieh,
Daß es ganz wunderbar gedieh.
Und eh' ein Mond vergangen war,
Ward Dionysos offenbar,
Daß für der Pflanze Wurzelkraft
Zu eng auch sei die neue Haft.
Er sucht, was besser möge taugen —
Da plötzlich liegt ihm vor den Augen
Ein Eselsknochen hohlgestaltig,
Von einer Größe so gewaltig,
Daß Dionysos ihn sofort
Erkor zu seinem Rebenhort.
Er ließ den Löwenknochen fahren,
Die Rebe besser zu bewahren,
In frische Erde sie zu setzen,
Mit frischem Wasser sie zu netzen.
Da wurd' ihr endlich zum Gedeih'n
Der Eselsknochen auch zu klein.
Doch jeder Knochen ließ sein Mark
Dem Rebstock: dreifach ward er stark
Und trieb im Herbste goldne Trauben
Von einer Größe, kaum zu glauben.
Es ward, wer trank von ihrem Wein,
Erst munter wie ein Vögelein;
Dann, wenn der Wein ihm drang ins Blut,
Ward er voll Löwenkraft und Mut,
Um endlich, nach zu vielem Trinken,
In Eselei ganz zu versinken. —
So melden uns die alten Sagen
Aus Dionysos' goldnen Tagen.

Fr. Bodenstedt.

Die wandernde Traube.

Makarius, ein frommer Abt, erkrankte,
Daß er nur schattengleich durchs Kloster wankte;
Da sandt' ein ferner Freund, daß er sich labe,
Ihm eine Traube einst als Liebesgabe.

Makarius dankte Gott und trug zur Stelle
Mit schwankem Schritte nach der nächsten Zelle
Die Traube, die zur Labung ihm beschieden,
Um einem kränkern Bruder sie zu bieten.

Auch der behielt sie nicht und ließ sie wandern
Mit frommem Liebesgruß zu einem andern,

Von dem er glaubte, daß er nöt'ger habe,
Als er, der würz'gen Traube selt'ne Labe.

Der Kranke maß die Traube mit Entzücken,
Verschlang sie fast mit seinen heißen Blicken,
Dann aber plötzlich, wie nach inn'rem Streite,
Rief er der Pfleger einen sich zur Seite.

Und sprach zu ihm mit sichtlichem Behagen:
„Nimm diese Traube, geh, um sie zu tragen
Zu unserm kranken Abt als Liebesgabe,
Damit er an dem würz'gen Saft sich labe."

So kam sie wieder in Makarius' Zelle.
Da leuchtete sein Auge selig helle,
Und fromm begeistert schaute er nach oben,
Um für die Gnade seinen Herrn zu loben,
Der, welchen Liebesschatz sein Haus bewahrte,
Ihm durch der Traube Wand'rung offenbarte.

Julius Sturm.

126. Die Johannisbeere.

(Ribes rubrum.)

Einst kam Johannes der Täufer nach langer Wanderung, auf welcher er viele für das Himmelreich gewonnen, in ein ödes Felsenthal. Er hatte tagsüber im heiligen Berufseifer der leiblichen Bedürfnisse nicht geachtet; doch nun stellten sich Hunger und Durst und Müdigkeit ein. Ermattet sank er auf einer Steinbank unter einem Strauche nieder. „Ach", seufzte er, „wenn doch irgendwelche Erquickung zu haben wäre. Aber weit und breit keine Hilfe, kein Mensch, nirgends ein Quell und eine Frucht!" Ergeben in sein Schicksal, voll Vertrauen auf Gott, daß er seinen Diener nicht verlassen würde, verrichtete er sein Abendgebet und schlief ein. Während der Nacht schmiegte sich der Strauch freundlich an des Jüngers Brust. Endlich brach der Morgen an. Johannes erwachte; doch wie erstaunte er, der Strauch, der am Tage zuvor nur grüne Blätter trug, war mit den schönsten purpurnen Beeren geschmückt, die traubenartig an den dünnen Zweigen hingen. Johannes kostete die Beeren, sie schmeckten vorzüglich; herzlichst dankte Johannes dem Herrn; die herrlichen Trauben aber blieben dem Strauche für immer, der seitdem Johannisbeerstrauch heißt.

Der Johannisbeerstrauch mit schwarzen Beeren (R. nigrum) heißt weitverbreitet im Volksmunde Gichtbeere, Gichtstock, Gichtbaum u. a. Die harn- und schleimlösenden Früchte, auch die Blätter werden vielfach auf Branntwein angesetzt und als Heilmittel gegen die Gicht verwandt. Wie Panzer in den Beiträgen zur deutschen Mythologie mitteilt, grub eine Kräutersammlerin in Grethen bei Dürkheim Gichtkranken öfter den Gichtstock. Um sichere Heilung zu erhalten, mußte der

Kranke den Strauch schweigend pflanzen und durfte auch allein ihn nur pflegen, die dürren Ästlein abbrechen und das herum wachsende Unkraut entfernen.

127. Die Erbse.

(Pisum sativum.)

Die Heimat dieser wohlschmeckenden und nahrhaften Hülsenfrucht ist mit Sicherheit noch nicht ermittelt worden. Nach Hehn soll sie aus dem mittleren Asien stammen und sich am Pontus vorüber den Weg nach Europa gebahnt haben. Sie wächst in der Krim, an den Küsten des schwarzen Meeres und am Kaukasus wild.

Wir wissen von Homer, daß die alten Griechen schon die Erbse kultivierten:

„Wie von geplatteter Schaufel die Frucht der gesprenkelten Bohnen
Oder der Erbsen im Herbst auf räumiger Tenne dahinfliegt,
Unter dem Schwunge des Wurflers vom sausenden Winde getragen:
So von dem Panzergewölbe des herrlichen Danaerfürsten
Prallte der bittere Pfeil und tauchte sich weit in die Ferne ...“

heißt es, als Helenus, der Sohn des Priamus, auf Menelaus einen Pfeil abgeschossen hatte.

Von Griechenland kam sie nach Italien, wo sie ganz besonders den ärmeren Klassen zur Nahrung diente.

Der botanische Namen Pisum stammt aus dem Griechischen und hängt mit einem Worte, welches „enthülsen“ oder „stampfen“ bedeutet, zusammen; die Erbsen wurden nicht wie das Getreide durch Austreten, sondern durch Stampfen enthülst. Die Bezeichnung Erbse, althochdeutsch araweiz, mittelhochdeutsch arwis, von ervum, womit die Frucht in Italien zunächst benannt wurde.

In Deutschland scheint die Erbse schon sehr früh bekannt geworden zu sein; sie war dem sich in Blitz und Donner offenbarenden Donar heilig. Erbsen wurden am Johannisfeuer gekocht. Man kannte aber früher die Erbse nur in dem reifen Zustande. Von den Zuckererbsen wußte man nichts. Dieselben wurden erst zu Anfang des 17. Jahrhunderts in Franlreich kultiviert, woselbst sie zu enormen Preisen für die Tafeln der Vornehmen und Reichen angekauft wurden. Ludwig XV. soll sie mit Vorliebe gegessen haben, und von der bekannten Pompadour wird erzählt, sie habe durch den Polizeileutnant von Paris alle jungen Erbsen aufkaufen lassen, um den König damit zu bewirten. England, welches das milde Klima Frankreichs entbehrt, baute früher die feinen Gemüse nicht in großer Menge. Man bezog dort die Zuckererbsen noch im Jahre 1660 aus Holland. Georg Wilhelm, Herzog von Braunschweig, der sich in Deutschland sehr um den Gartenbau verdient machte, ließ stets demjenigen, der den ersten Korb voll grüner Erbsen zu Markte brachte, eine Belohnung auszahlen.

Wie einst die Gileaditer an der Aussprache des hebräischen Wortes Schibboleth, d. h. Kornähre, die ihnen feindlichen Ephraimiter erkannten und schonungslos ermordeten (Richter 12, 6—7), so erforschten die Sizilianer durch ein Wiedergeben des Wortes Ciceri, d. h. Erbse, im Landesdialekte alle Franzosen, um dieselben zu vertreiben und zu töten. Es war am 30. März 1282, um die Vesperstunde, als das von dem Übermute der Franzosen auf das tiefste empörte und erregte Volk sich erhob und das furchtbare Blutbad begann, welches in der Geschichte unter dem Namen „sizilianische Vesper" bekannt ist.

Wie Plutarch erzählt, hatte einer der Vorfahren des berühmten Redners Cicero ein erbsenähnliches Gewächs auf der Nase gehabt. Zum Andenken hieran weihte Cicero, als er zum Quästor ernannt wurde, den Göttern einen silbernen Becher, auf dem er hinter seinem Vornamen Marcus Tullius eine Erbse statt des Familiennamens hatte eingraben lassen.

Der allgemeinen Verbreitung und Beliebtheit entsprechend, hat die Erbse auch im deutschen Volksglauben Beachtung gefunden. Sie galt als eine Lieblingsspeise der Zwerge, während sie im Mecklenburgischen als Leichengericht den Männern, welche die Wache bei einer Leiche hielten, zur Mitternachtszeit vorgesetzt werden mußte. Beim Legen der Erbsen soll man schweigen, und um zu verhüten, daß die gesäten Erbsen von den Vögeln verzehrt werden, soll man drei Erbsen in den Mund nehmen und sie nachher vergraben. Im Rhöngebirge wälzten sich früher die Leute in der Christnacht auf ungedroschenem Erbsenstroh. Die hierbei ausgefallenen Erbsen mengten sie unter die Aussaat, wodurch das Wachstum der Erbsen erhöht werden sollte. Mittels der Erbse meinte man das kalte Fieber heilen zu können, wenn man so viel Erbsen, als der Kranke Jahre zählte oder als Tage seit seiner Krankheit vergangen waren, in Papier wickelte und in fließendes Wasser warf. Legt man in der Karfreitagsnacht in einen mit Erde gefüllten Totenkopf Erbsen und gräbt diesen unter der Dachtraufe einer Kirche ein, so sollen die auf solche Weise gezogenen Erbsen die Macht besitzen, einen Menschen, der eine solche Erbse in den Mund nimmt, unsichtbar zu machen. Zur Zeit der heiligen zwölf Nächte durfte man keine Erbsen essen, widrigenfalls man böse Geschwüre bekam. Um zu zeigen, daß man auch scheinbar geringfügige Sachen nicht verächtlich ansehen dürfe, und daß man auch im kleinen stets haushälterisch zuwerke gehen müsse, hieß es, man solle keine Erbse unbeachtet liegen lassen, denn „schon mancher habe durch Erbsen eine Königstochter und ein Schloß gewonnen".

Nach schwäbischem Volksglauben sind die sogenannten „Hauserche", d. h. Erbsen, welche beim Johannisfeuer gekocht werden, das sicherste Mittel gegen Wunden und Quetschungen. Man kann mit Erbsen Geister beschwören; denn wenn man bei Nacht in eine Kapelle geht und dabei Erbsen im Munde hat, so sieht man die Seelen aller verstorbenen Bekannten. Wenn ein Mädchen oder ein Bursche eine Hülse mit neun Erbsen findet und hinter die Thür legt, so spricht der nächste, welcher die Schwelle überschreitet, den Namen des künftigen Bräutigams oder

der Braut aus. In der Mark schenkt man der Braut am Vorabend der Hochzeit Erbsen, dann hat sie viel Glück und wird reich. Wirft man dagegen zwischen zwei Brautleute eine Hand voll Erbsen von einer Stelle, auf welcher sich zwei Hähne gebissen haben, so verwandelt sich ihre Liebe in Gram. Der in vielen Orten Deutschlands und in der Schweiz bestehende Brauch, am Donnerstag Erbsengemüse zu essen, ist ein Überrest des alten Donarkultus. Nach dem Glauben unserer Altvordern verdanken nämlich die Pflanzen ihr Wachstum dem Donnergotte Donar, welcher mit dem einschlagenden Blitzstrahle das Erdreich lockert und mit dem nachrauschenden Regen befruchtet. Die Erbsen galten als Symbole der im Gewitter niederfahrenden Donnergeschosse und Hagelkörner und wurden deshalb stets als Lieblingsspeise der Gewitterzwerge genannt, die für ihr Leben gern in den Schotenfeldern naschen.

Weil ein Erbsengericht eine gewöhnliche Speise ist, so hält mancher dasselbe für ein schlechtes, wertloses Essen. Einem solchen diene folgende Geschichte zur Lehre: Auf der Insel Rügen befand sich bei einem Bauer ein Knecht im Dienst, der keine Erbsen essen mochte. Kamen sie auf den Tisch, so fuhr er mit dem umgekehrten Löffel hinein und sprach voll Hohn: Hock up, so fret ek di. Durch sein Gebahren erregte er den Unwillen seiner Herrschaft, und da er meinte, überall ein besseres Unterkommen ohne die verachteten Erbsen finden zu können, verließ er das Haus. Doch bald ging es ihm so schlecht, daß er sich herzlich nach den verachteten Erbsen sehnte. Er kehrte darum nach einiger Zeit wieder zu seinem alten Herrn zurück und bat, ihn aufs neue in den Dienst zu nehmen. Doch der Herr fuhr, ohne ihm zunächst zu antworten, mit einer umgekehrten Schaufel in einen Haufen Erbsen und rief: Hock up, so met (miete) ick di! Und da keine Erbse auf der umgekehrten Schaufel liegen blieb, so mußte der Knecht unter dem Gespötte der anderen davonziehen.

---

128. Die Bohne.

(Vicia faba. Phaseolus vulgaris.)

Wie bei Erbse und Linse reichen auch bei der Bohne die Nachrichten über Kultur und Verwendung bis in das graue Altertum zurück. Die am längsten bekannte Bohnenart ist die Acker-, Puff- oder Saubohne (Vicia faba), auf sie sind mithin auch die ältesten Nachrichten und Mythen zu beziehen. Dem lateinischen faba entspricht gemäß der Lautverschiebung die deutsche Bezeichnung Bohne.

Nach der Sage der Alten soll die Bohne gleichzeitig mit dem Menschen aus dem Urschlamm hervorgegangen sein. Ihr reicher Gehalt an Nahrungsstoff war wohlbekannt, doch ihr Genuß den ägyptischen Priestern verboten. In Griechenland soll der Prophet Amphiaraus, der zur Zeit des Argonautenzuges lebte, sich zuerst der Bohnen als Speise enthalten haben; er that es, weil sie den Schlaf stören, und er zu seinen Prophezeiungen ungestörter Träume bedurfte. Nach ihm hat auch Py-

thagoras seinen Schülern den Bohnengenuß untersagt. Die Gründe dieses Verbots werden verschieden angegeben: angeblich, weil der Genuß der Bohnen die Sinne abstumpfe und den Schlaf beunruhige, und weil auf den Blüten der Bohnen traurige Zeichen (schwarze Flecken) seien, und er in ihnen die Seelen der Verstorbenen vermutete. Darum hielten es auch die Pythagoräer mit dem Verse des Orpheus: „Ihr Unglückseligen, rührt keine Buffbohnen an!“ und lebten nach dem Sprichwort: „Buffbohnenesserei ist so schlimm wie Mord und Totschlag“. Aber trotz dieser Mißachtung, mit welcher die Bohne von einzelnen betrachtet wurde, und die ihren Grund jedenfalls in den blähenden und reizenden Wirkungen derselben hat, stand sie bei dem griechischen Volke doch in hohem Ansehen. In Athen feierte man im Juni ein Bohnenfest, an welchem man frische Bohnen opferte und Bohnenbrei speiste, auch verehrte man einen besonderen Bohnengott Kyametes, dessen Tempel sich am Bohnenmarkt befand.

Nach Plinius wurde bei den Römern nach alter Sitte Bohnenbrei bei den Opfern verwendet, und da man glaubte, daß die menschliche Seele auf ihrer Wanderung auch in den Bohnen vorübergehend ihre Wohnung nehme, galt dieselbe besonders als Totenspeise und fand bei dem jährlichen Toten- und Gespensterfeste Verwendung. Dieses Fest, die sogenannten Lemuralien, wurde vom 9. bis 13. Mai gefeiert und hatte den Zweck, die ruhelosen und umherspukenden Geister der Verstorbenen, die Lemuren, zu bannen. Um dieses zu vollführen, erhob sich an den einzelnen Tagen um Mitternacht der Hausvater von seinem Lager und ging barfuß hinaus, indem er, um die Gespenster von sich abzuhalten, mit den Fingern Schnippchen schlug. An einer fließenden Quelle wusch er sich dreimal die Hände, drehte sich um und nahm schwarze Bohnen in den Mund.

„Hinter sich wirft er sie dann, und ‚ich lasse sie frei aus den Händen‘,
Spricht er, ‚und kaufe damit mich und die Meinigen los‘.“

Diese Worte wiederholte er neunmal, ohne sich umzusehen. Dann wusch er sich abermals, schlug eherne Becken zusammen, und

„Neunmal rufet er dann: ‚Zieht aus, ihr Geister der Ahnen!‘
Dann schaut er um, und rein glaubt er vollbracht den Gebrauch.“

Auch sonst knüpfte sich nach der Überlieferung des Plinius in Rom mancherlei Aberglaube an die Bohne. Es galt für ein gutes Vorzeichen, wenn man vom Felde eine Buffbohne mit nachhause brachte, und bei Auktionen steckte man dieselbe zu sich, um einen guten Kauf zu thun. Man erzählte, sie sei die einzige Feldfrucht, die sich bei zunehmendem Monde wieder fülle, wenn sie von Würmern hohl genagt sei.

Die weißen und schwarzen Bohnen dienten den Alten bei den Gerichtsverhandlungen zum Abstimmen, die weißen bedeuteten die Freisprechung, die schwarzen die Verurteilung. Hiermit steht der heutige Gebrauch, beim Ballotieren weiße und schwarze Kugeln anzuwenden, jedenfalls in Verbindung. Wie Plutarch uns berichtet, ließ einst Perikles

seine Soldaten mit Bohnen losen, wobei diejenigen, welche die weißen gezogen hatten, von der Teilnahme am Kriegszuge befreit wurden.

Die Wertschätzung der Buffbohne hat sich besonders in Erfurt erhalten; Buffbohnengemüse ist ein allbeliebtes Essen, und ein richtiger Erfurter (von den Nachbargemeinden darum auch „Buffoniter" genannt) geht an keinem Buffbohnenfelde vorüber, ohne in achtungsvoller Verehrung vor demselben den Hut zu ziehen.

Die Gartenbohne (Phaseolus vulgaris) ist erst durch Alexander den Großen nach Griechenland gebracht worden; ihr Anbau wurde in Deutschland durch die Bestimmungen Karls des Großen besonders angeordnet. Die zahlreichen dentschen Namen, wie Schwert-, Schnitt-, Stangen-, Zwerg-, Salatbohne u. v. a., beziehen sich auf Gestalt der Hülsen, Gebrauch, Größe u. a. In Süddeutschland und Österreich heißen die Bohnen unter Anlehnung und Entstellung des botanischen Namens Phaseolus Faseln, Fasseln, Fisolen. Bei der Bedeutung der Bohne im menschlichen Haushalt und bei der Empfindlichkeit der jungen Pflanze kann es nicht wundern, daß sich der Aberglaube besonders mit der Aussaat der Bohnen beschäftigt hat. Wie A. Wuttke mitteilt, läßt man sie in Ostpreußen zuvor dreimal durch die Hosen gehen und steckt sie nicht an dem Wochentage, an welchem der erste Schnee gefallen ist. In Oldenburg legt man sie nicht in der Himmelfahrtswoche, in der Pfalz wählt man dazu die Karwoche und in der Wetterau den Gründonnerstag, ist man doch dann auch sicher, daß sie nicht erfrieren. Ziemlich allgemein bestimmt man zur Aussaat der Bohne wie auch der übrigen Hülsenfrüchte einen Donnerstag, den Tag des Donnergottes, der auch zugleich als der Gott der Fruchtbarkeit verehrt wurde. Um einen reichen Ertrag zu sichern, legt man in Hessen und in der Wetterau stets eine ungerade Anzahl von Bohnen.

Die Zeit der Bohnenblüte ist nach altem Glauben für den Menschen nicht ungefährlich, da die Ausdünstung der Blüten geeignet sein soll, in dem Menschen Tollheit hervorzurufen und ihn zu närrischen Streichen zu veranlassen. Darum behauptet auch ein alter Vers:

„Solang' die Bohnen blühen,
Blüht auch die Narretei".

Nach den Aargauer Sagen pflegt die Frau Holle auf ihren Zügen weiße und gelbe Bohnen zu verschenken, die sich nachträglich in Silber und Gold verwandeln. Auch als Todesankündigerin erscheint die Gartenbohne, und zwar den Schweizern, wenn sehr frühzeitig Blatt und Hülse gilben, und den Franken, wenn eine Pflanze im Garten allein weiße oder gelbe Blätter trägt. Von abergläubischen Bewohnern an der Mosel wird die Bohne benutzt, um sich unsichtbar zu machen. Man nimmt einen Menschenkopf, in welchem die Zunge noch nicht verwest sein darf, kocht diese ab und steckt sie wieder an ihre vorige Stelle. Dann begräbt man den Kopf im Frühjahre, setzt drei Bohnen darüber und benennt jede mit einem Namen der heiligen Dreieinigkeit. Sind nun die Hülsen, welche zu diesen Bohnen gewachsen waren, gedörrt und abgenommen, so macht

man die Bohnen frei und legt sie auf die Zunge, eine nach der andern. Diese Bohnen sollen die Kraft besitzen, denjenigen, der sie auf seiner Zunge liegen hat, unsichtbar zu machen. Aus Tirol teilt der Sagenforscher Zingerle mit, daß auf einem Acker bei Brixen eigentümliche Bohnen wachsen, die den Namen Monstranz-Fisolen führen. Es sind Bohnen, deren Narbe (Keim) eine Monstranz vorstellt, welche von zwei Engeln getragen wird. Dies soll daher stammen, daß einst eine Monstranz von den Feinden geraubt und in diesem Acker vergraben wurde, ohne daß man imstande war, sie später aufzufinden.

Die Legende erzählt von Maria Magdalena, daß sie sich, nachdem sie der Herr zur Erkenntnis ihrer Sünden geführt hatte, in aufrichtiger Reue und Buße in die Einsamkeit der Wüste zurückzog und mit sich nur einen Krug Wasser und einige Bohnen nahm. Neun Jahre lebte sie ihren ernsten Übungen, ohne daß das Wasser im Kruge versiegte und die Bohnen sich verminderten.

In den Niederlanden feiert man am Tage der heiligen drei Könige das Bohnenfest. Zu demselben wird ein großer Kuchen gebacken, in welchem sich eine einzige Bohne befindet. Nach der Zahl der Mitfeiernden wird der Kuchen in Stücke geschnitten und dann den Gästen präsentiert. Derjenige, in dessen Anteil sich die Bohne befindet, ist für den Abend König und muß die anderen Teilnehmer im Trinken freihalten, wofür diese verpflichtet sind, so oft der Bohnenkönig sein Glas erhebt, zu rufen: „Der König trinkt!“

Auch in einigen sehr gebräuchlichen sprichwörtlichen Redensarten spielt die Bohne eine Rolle. So sagt man von einem Menschen,: der für Mahnungen und Andeutungen kein Gehör zu haben scheint „Er hat Bohnen in den Ohren“, oder: „Er hat Bohnen gegessen“, oder von einem andern, der in seinen Umgangsformen große Derbheit zeigt: „Er ist grob wie Bohnenstroh“.

Wie bereits oben erwähnt, hatte Pythagoras seinen Anhängern den Genuß der Bohnen verboten; mit Gewißheit läßt sich der Grund dieser Bestimmung nicht angeben, doch hat Joseph Muth versucht, die hierüber obwaltenden Meinungen in folgenden Versen zusammenzustellen:

„Seinen Schülern verbot Pythagoras Bohnen zu essen,
Viele raten den Grund, suchend auf dies und auf das.
War's der Glaub' an die Wand'rung der abgeschiedenen Seelen,
Oder die Schrift des Todes, die auf der Blume sich zeigt?
Sollten sie sich der drückenden Last der Ämter enthalten —
Da die Bohne gebraucht ward zur Bestimmung der Wahl?
Dunkel bleibt der Sinn des Verbots; ins Dunkel der Worte
Hüllte der Meister gar oft Lehren voll höheren Sinns.“

---

129. Die Linse.

(Ervum lens.)

Der Name Linse stammt von dem lateinischen lens und soll von lentus = schwach oder biegsam abgeleitet sein und sich auf den dünnen

Stengel beziehen. Die Pflanze ist eine der ältesten angebauten Hülsenfrüchte; um ein Linsengericht verkaufte Esau seinem Bruder Jakob das Erstgeburtsrecht. Bei den alten Ägyptern war die Linse ein beliebtes Nahrungsmittel, und die Stadt Phakussa trug nach ihr den Namen „Linsenstadt". Nicht gleich hoher Achtung erfreute sie sich bei den Griechen, in Athen war sie nur die Nahrung des niederen Volkes. Nach Plutarch wurde sie als ein Lieblingsgericht der Vorzeit bei den Leichenschmäusen den Toten vorgesetzt. Von Italien kam die Linse nach Deutschland und drang von hier zu den Litauern und Slawen.

In vielen Gegenden Deutschlands gehört die Linse zu den Gerichten, welche am Christabend gegessen werden. Wer Linsen am Christabend ißt, heißt es im Erzgebirge und in Thüringen, hat das ganze Jahr Geld; dagegen darf man nach dem Volksglauben in Schwaben solche am Karfreitag nicht verzehren, sonst bekommt man Geschwüre. Im westlichen Ungarn benutzen die unverheirateten Mädchen die Linsen, um einen Blick in die Zukunft zu thun. Man kocht in der Christnacht in einem neuen Thongeschirr Linsen und verklebt den Deckel mit Lehm. Vor Mitternacht legt man das Eßzeug sodann verkehrt auf den Tisch, stellt einen Stuhl mit den Füßen nach oben davor und setzt die Linsen auf. Von außen schaut nun das Mädchen in die Stube hinein; sieht sie nichts, so bleibt sie noch ledig. Günstigen Falls aber erscheint der Freier, setzt sich an den Tisch und ißt die Linsen.

---

130. Sellerie und Petersilie.

(Apium graveolens, A. Petroselinum.) → Petr. sativum.

Sellerie und Petersilie gehören, um mit Leunis zu reden, zu den „vegetabilischen Großmächten unseres Suppentopfes". Als Küchenkräuter waren sie bereits den Alten bekannt und von ihnen geschätzt, wie auch ihre Namen zu den Römern und Griechen zurückweisen. Sellerie ist aus dem italienischen celeri gebildet, welches Wort wiederum mit Übergang des m in r aus Selinum entstanden sein soll. Mit selinon (von selas = Glanz) bezeichneten die Griechen Kräuter mit glänzenden Blättern, wie das apium der Römer; Petersilie ist mit petra = Fels zusammengesetzt und heißt Steinsilge. Beide Pflanzen nennt man nach dem botanischen Namen Apium (vom keltischen apon = Wasser), auch Eppich und unterscheidet dann Sumpfeppich und Stein- oder Bergeppich.

Der Sellerie stand bei den Griechen in hohem Ansehen und war den Göttern der Unterwelt geweiht; er bedeutete Trauer und Thränen. Deshalb wurden auch die Gräber und Denkmäler mit Kränzen aus Eppichblättern belegt, und von einem hoffnungslos daniederliegenden Kranken pflegte man zu sagen: „Er hat nur noch Eppich nötig", oder: „Er wird bald Eppich brauchen". Bei fröhlichen Gelagen gesellte man zum Festschmuck der Rose und Lilie den Eppich bei, um durch diesen stillen, ernsten Mahner die überschäumende Freude zu zügeln. Die Sieger

in den Festspielen zu Nemea wurden mit dem Eppichkranze geschmückt. Die Petersilie benutzten die Alten zur Einfassung der Gartenbeete, und deshalb pflegte man von einer Sache, die noch nicht weit über den ersten Anfang gediehen war, zu sagen: „Es steckt noch in der Petersilie".

Nach dem Volksglauben in Pommern soll eine aus der Erde gezogene Petersilienwurzel, welche im Namen einer andern Person wieder eingepflanzt wird, dieser den sicheren Tod bringen. Ein ähnlicher Aberglaube herrscht, nach C. Sterne, in England; wie John Jones in Gloucester erzählt, weigerte sich in dem Garten desselben ein Mann auf das entschiedenste, die Petersilie zu verpflanzen. Auf Drängen und Zureden erklärte der Mann, „er sei völlig bereit, die Petersilie auszureißen und gänzlich auszurotten, aber dieselbe umpflanzen könne er nicht, noch kenne er jemand weit und breit, der die Konsequenzen einer solchen Handlung auf sich nehmen würde".

Thekla v. Gumpert weiß zur Warnung für unverträgliche Kinder von der Petersilie folgendes Geschichtchen zu erzählen:

Es waren einmal zwei Kinder, ein Knabe und ein Mädchen. Das Mädchen hieß Silie, und der Knabe hieß Peter. Die Kinder waren gar nicht freundlich zu einander. Sobald sie zusammenkamen, stritten sie und schlugen sich; das war sehr häßlich, und sie erhielten deshalb viele Schelte. Nun hatten die Kinder einen Bekannten, der war Zauberer. Der Unfriede unter ihnen ärgerte den Mann, und er sagte einmal: „Wartet nur, ihr unartigen Dinger! Ich werde euch zur Strafe zusammenwachsen lassen. Dann müßt ihr mit einander leben und dürft euch nicht weiter streiten." — Eines guten Tages standen die beiden im Garten und sahen sich an, und mit einemmal ging der Lärm wieder los; die Silie schlug den Peter, und der Peter die Silie. Da kam plötzlich der Zauberer durch die Luft herangefahren und berührte sie mit seinem Stabe. Nun waren sie verwandelt. Peter wuchs in die Erde hinein als Wurzel, und Silie wuchs oben auf ihm fort als grünes Kraut, und der Zauberer nannte sie zusammen — Petersilie.

131. Der Dill.

(Anethum graveolens.)

Der Dill, althochdeutsch der tilli oder die tilla, mittelhochdeutsch der tille, hat seinen Namen von den fein zerteilten Blättern. Wegen des kräftigen Geruches und Geschmackes des Krautes und der Samen gilt die Pflanze schon seit alters als ein zauberkräftiges Mittel gegen das Unwesen der Hexen. Nach Mitteilung aus der Altmark muß die Braut Dill und Salz in den Taschen haben, damit der Böse ihr nichts anhaben könne. Neugeborene Kälber müssen mit Dill und Salz bestreut werden, sonst gedeihen sie nicht. In Ostpreußen steckt man am Johannisabend Dill und Koriander in die Stallpfosten, um allen bösen Zauber von den Tieren fern zu halten. Auch sonst wird der Dill mit anderen Pflanzen, welche gegen die Hexerei Verwendung fanden, zusammen genannt. (Vgl. Dosten und Kümmel.)

132. Der Lattich.

(Lactuca sativa.)

Diese als Zukost beliebte Pflanze stammt aus dem Süden Europas. Von hier brachte sie ihren Namen zu uns mit. Derselbe ist aus dem lateinischen Lactuca entstanden. Dieses Wort ist abzuleiten von lac, die Milch, es weist auf den Milchsaft, welcher sich in den Blättern und Stengeln dieser Gewächse findet. Die gebräuchlichste deutsche Bezeichnung dieser Pflanze ist Salat. Dieses Wort stammt entweder vom italienischen salare, salzen, oder von dem persischen salasa, womit man eine Speise bezeichnete, die kalt und mit Essig und Öl zubereitet gegessen wurde.

Nach der Erzählung des Herodot war der Salat bereits den Persern bekannt. Kambyses tötete seine Gemahlin und Schwester, als diese bei Tische ihre Familie mit einer entblätterten Salatstaude verglich, weil deren Mitglieder dem Mißtrauen und der Grausamkeit des königlichen Bruders und Gatten zum Opfer gefallen waren. — Auch die Römer schätzten den Salat hoch. Sie genossen ihn besonders zur Abendmahlzeit, da er in dem Rufe stand, ruhigen Schlaf zu bewirken. Der Arzt Galenus schreibt um 200 v. Chr.: „Als ich älter zu werden begann und das richtige Maß der Zeit schlafend hinbringen wollte, war ich teils durch die Gewohnheit, des Nachts zu wachen, teils weil im Alter der Schlaf von selbst oft fehlt, nur dadurch imstande, mir den wohlthätigen Schlaf zu verschaffen, daß ich des Abends eine Portion gekochten Salates verspeiste". Und von dem Kaiser Tacitus wird berichtet: er trank und speiste sehr mäßig, nur Salat aß er viel, um sich einen recht sanften Schlaf zu verschaffen.

---

133. Der Rhabarber.

(Rheum.)

Die Heimat des Rhabarbers, der seit ungefähr 300 Jahren als Arzenei und in letzterer Zeit als Gemüse benutzt wird, ist die große Hochebene von Mittelasien, China und die Tatarei. Das Wort Rhabarber ist zusammengesetzt aus Rha und barbarum. Das letztere dieser beiden Wörter ist bekannt und bedeutet fremd oder ausländisch, während das Wort Rha auf zweifache Weise gedeutet wird. Rha ist eine Bezeichnung für die Wolga, an deren Ufern der früher gebräuchliche Rhabarber in großer Menge wächst; danach bezöge sich der Name auf die Heimat der Pflanze. Rha ist aber auch ferner eine Bezeichnung für die Wurzel einiger Knöterich-Gewächse; hiernach würde das Wort Rhabarber soviel als fremdländische Wurzel bedeuten.

Die Rhabarberwurzeln werden im April oder Mai ausgegraben, in Stücke zerschnitten, durchbohrt, auf Fäden oder Stangen gezogen und zum Trocknen an die Luft gehängt. Die so getrockneten Wurzeln können auf zwei Wegen zu uns kommen. Der schlechtere, billigere Rhabarber kommt nach Canton und wird von hier zur See nach Europa geführt.

Die teurere Wurzel geht zu Lande von Kiachta durch Sibirien über Moskau und Petersburg. Dieser letztere Rhabarber ist bedeutend besser als der zur See gekommene, da die russischen Kommissionäre die Wurzeln genau prüfen und die untaugliche Ware sofort verbrennen.

---

134. Der Lauch.

(Allium.)

Bereits die Urvölker suchten mit Begierde nach anregenden Gewürzen, welche die alltägliche Nahrung schmackhafter machen sollten. Das Pflanzenreich bot gar mancherlei scharfe, beißende Säfte, die der Mensch durch Zufall entdeckte. Ohne Zweifel sind Lauch, Zwiebel und Knoblauch die ersten Gewürzpflanzen gewesen, die durch ihren scharfen Geruch die Aufmerksamkeit des Menschen auf sich zogen.

Man sucht die Heimat derselben im Innern von Asien, wo Botaniker sie auf den Steppen wildwachsend gefunden haben. Schon in grauer Vorzeit müssen sie mit dem Menschen von hier nach Südwesten gewandert sein; denn in den ältesten Schriften der Ägypter, Juden und Perser werden die Zwiebelgewächse erwähnt. Herodot berichtet, daß beim Baue der großen Cheops-Pyramide allein für Rettig, Zwiebeln und Lauch 1600 Talente Silber = 720 000 Mark für die Arbeiter verausgabt seien. Auf der Pyramide selbst ist diese Ausgabe in Hieroglyphenschrift vermerkt. In der allerfrühesten Zeit bildeten Zwiebeln und Knoblauch in Ägypten eine allgemeine Volksnahrung. Dies geht auch aus 4 Mose 11, 5 hervor, wo die Israeliten sagen: „Wir gedenken der Pheben, Lauch und Zwiebeln und Knoblauch". Den Priestern war jedoch der Genuß derselben verboten, weil Dyktis, ein Liebling der Mondgöttin Isis, einst nach einer Zwiebel griff, dabei aber in den Nil stürzte und ertrank. Nach Plinius standen die Zwiebelgewächse in Ägypten in so hohem Ansehen, daß man unter Anrufung derselben sogar schwor.

Die Juden haben die Liebe zu den Zwiebeln und dem Knoblauch aus Ägypten mit nach Kanaan genommen, und bis auf diesen Tag bilden diese Gewächse eine Lieblingsspeise des „auserwählten" Volkes. Berühmt und gesucht war in Palästina besonders die Zwiebel von Askalon. Nach ihr ist die S c h a l o t t e, schalotte, benannt. Daß die Juden schon seit alter Zeit in dem zweifelhaften Rufe standen, leidenschaftliche Verehrer des Knoblauchs zu sein, beweist ein Ausspruch des Kaisers Markus Aurelius, des Besiegers der Markomannen und Quaden. Als dieser nämlich einst durch Palästina kam, wurde ihm der Gestank und der Lärm der Juden so lästig, daß er ausgerufen haben soll: „O Markomannen, Quaden und Sarmaten, ich habe doch noch schlimmere Leute als euch gefunden!"

Daß auch bei den alten Persern die Zwiebel eine beliebte und geschätzte Speise war, geht aus den Verzeichnissen der täglichen Lieferungen an das Oberküchenmeisteramt des persischen Hofes hervor; nach diesen wurden in der Küche des Königs täglich 1 Talent Gewicht Knoblauch und 1/2 Talent Zwiebeln verbraucht.

Den Griechen war die Zwiebel gleichfalls in der frühesten Zeit bekannt. Homer erwähnt ihrer bereits. Im 11. Gesange der Iliade schildert er, wie die „lockige Hekamede“ im Auftrag des Nestor den Gästen das Mahl zurichtet, wie sie die schön geglättete Tafel mit stahlblauem Gestell zurecht rückt und Brot und Honig und Wein aufträgt; aber mitten auf der Tafel

„stand ein eherner Korb mit trunkeinladenden Zwiebeln“.

Mit den Griechen wanderte die Zwiebel nach Italien. Man glaubt bereits in einer Überlieferung über die erste Besitzergreifung des nachmaligen römischen Landes seitens der Griechen die Zwiebel benannt zu finden. Als die hellenischen Auswanderer in Italien landeten, sollen sie den Ureinwohnern das eidliche Versprechen gegeben haben, in Friede und Freundschaft mit ihnen das Land gemeinschaftlich zu besitzen, solange sie diese Erde beträten und Köpfe auf den Schultern trügen. Hinterlistigerweise hatten sie aber Erde in ihre Schuhe geschüttet und Zwiebelköpfe unter den Kleidern auf den Schultern verborgen. Als sie sich darauf beider Sachen entledigten, glaubten sie ihres Schwures entbunden und nahmen das Land für sich allein in Besitz.

Die Germanen lernten die Zwiebel (Allium cepa) oder Bolle von den Römern kennen. Einen deutlichen Beleg hierfür liefert die Verwandtschaft der deutschen und lateinischen resp. italienischen Bezeichnung für dieselbe. Der Name Zwiebel sowohl wie Bolle stammt aus dem italienischen cipolla, welches aus dem spätlateinischen cepulla entstanden ist.

Der Lauch hieß im Mittelhochdeutschen louch, im Niedersächsischen Look. Er hängt offenbar mit dem angelsächsischen lucan, d. h. schließen, zusammen, da die Blätter der meisten Laucharten geschlossen und hohl sind.

Bei unseren Vorfahren stand die Siegwurz (Allium victorias) in ganz besonderem Ansehen. Sie trägt eine Reihe von Namen, die alle bekunden, daß man in ihr gewisse Zauberkräfte verborgen wähnte, die besonders den Kriegern Schutz gewähren sollten. Sie hieß Sieglauch, Allermannsharnisch, Glücksmännlein und Hilfwurz. In einem alten Kräuterbuche heißt es von dieser Pflanze: „Sie wird Siegwurz oder Allermannsharnisch genannt, weil ihre Wurzel überzogen ist von Härlein in Gestalt eines Panzers“. Man verglich also die netzartige Wurzelhülle mit einem Panzerhemde und benannte aus dem Grunde die Pflanze Allermannsharnisch; wie Paracelsus schreibt: „Die Siegwurz hat Geflecht um sich wie ein Panzer; das ist auch ein magisch Zeichen und Bedeutung, daß sie behüt' für Waffen wie ein Panzer“. Darum trugen auch die Kriegsleute in früherer Zeit die Siegwurz als schützendes Amulett am Halse, um sich dadurch hieb- und stichfest zu machen. Auch die Landleute schätzten die Pflanze als ein kräftiges Mittel gegen den bösen Zauber der Hexen und unholden Geister. Als einst auf dem Harzgebirge ein böser Geist ein schmuckes Mädchen entführen wollte, erblickte dieses im Augenblick der höchsten Not noch eine Allermanns-

x Diese Bezeichnung führt jetzt Gladiolus communis (Iris-Gewächs)

harnischstaude. Es entriß dieselbe dem Boden und hielt sie dem Bösen entgegen, worauf dieser mit den Worten entschwand:

„Allermannsherrn, du böse Krut,
Du höst mi genomen miene junge Brut!“

Eine andere bekannte Lauchart ist der Bärenlauch (A. ursinum). Dieselbe führt im mittleren Thüringen den Namen Ramschel und erfreut sich einer ganz besonderen Wertschätzung. In dem Dörfchen Hayn, zwei Stunden von Erfurt entfernt, wird alljährlich am letzten Sonntag im April das „Ramschelfest“ gefeiert, das auf sehr alten Überlieferungen beruht. Bevor in der Walpurgisnacht (1. Mai) die Hexen den Wald durchstreifen und der Ramschel die Wunderkraft, krankes Vieh gesund zu machen und gesundes stets gesund zu erhalten, nehmen, muß dieselbe gepflückt werden. Zu diesem Zwecke ziehen die festlich gekleideten Mädchen und Burschen nach dem nahen Walde und suchen eifrig nach der geschätzten Pflanze. Unter den munteren Weisen der Musik geht es später, wenn sich alle Teilnehmer mit der stark riechenden Blume geschmückt haben, nach dem Orte zurück, wo ein fröhlicher Tanz den Tag beschließt.

Als heimische Gewürzpflanzen waren die Laucharten auch bei den Germanen in den ältesten Zeiten sehr geschätzt. Das Schöpfungsgedicht der Edda führt den Lauch als die erste der emporsprossenden Pflanzen auf.

„Sonne von Süden schien auf den Felsen,
Und dem Grund entgrünte grüner Lauch.“

Da der Genuß des Lauches kriegerischen Mut erregen sollte, galt er für eine vornehme Pflanze, durch welche Helden ausgezeichnet wurden. In diesem Sinne heißt es in der Sämmundur Edda, als Helgi, der Hundingstöter, geboren wurde:

„Der König selbst ging aus dem Schlachtenlärm,
Dem jungen Helden edlen Lauch zu bringen“.

Selbst als Bild des Helden wird der Lauch gebraucht. Gudrun klagt in einem Liede der Edda:

„So war mein Sigurd bei Giukis Söhnen,
Wie hoch aus Halmen edles Lauch sich hebt“.

Aus diesen Beziehungen des Lauches zu den Helden mag es herrühren, daß es bis in das 16. Jahrhundert in manchen Gegenden Sitte war, als Zeichen der Herausforderung Lauch auf den Helm zu stecken.

Als die Walliser am 1. März 640 über die Sachsen einen großen Sieg errungen hatten, pflückten sie der Sage nach vom Schlachtfelde Lauchsträußchen und steckten sie als Siegeszeichen an den Hut. In Erinnerung der Heldenthaten seiner Vorfahren schmückt noch heute jeder patriotische Walliser am Davidstage (1. März) seinen Hut mit einem Lauchsträußchen.

Daß der Lauch einst etwas Ehrendes bedeutete, geht auch aus einem

Brauch hervor, den Montanus aus Altsachsen mitteilt. Kommt dort ein Freier in einen Hof, so erfährt er durch gewisse Speisen, was er zu hoffen habe. Werden ihm Rüben oder Kartoffeln vorgesetzt, so ist es ein Zeichen, daß er gleich wieder umkehren könne; stellt man ihm Kaffee oder Mehlbrei vor, so bedeutet es, daß man ihn als Freund zu ehren wisse; reicht man ihm aber Eierkuchen mit grünem Lauch, so ist dies ein Zeichen, daß er als Werber willkommen sei.

Wegen seines besonders starken Geruches fand der Knoblauch (A. sativum) seit den ältesten Zeiten nicht nur als Gewürzpflanze eine mannigfache Verwendung, sondern er spielt auch in dem Volksglauben eine nicht unbedeutende Rolle. Sein Name lautet eigentlich Kloblauch und hat nach Grimm die Bedeutung von „gespaltenem Lauche" (spalten = klieben, klauben). Er führt auch den Namen Götterhilfe, weil er in dem Rufe stand, böse Geister zu besiegen und unschädlich zu machen. Zur Fastenzeit salbte man sich mit Knoblauch, um vor Hexen geschützt zu sein. Auch sollte der Knoblauch alles Böse an sich ziehen, was wahrscheinlich seine Erklärung in der Eigentümlichkeit desselben findet, bei längerem Liegen an der Luft schwarz zu werden. Aus diesem Grunde bediente man sich desselben, um Gifte aus anderen Stoffen auszuscheiden, oder als Gegengift. In gebirgigen Gegenden schreibt man dem Knoblauch die besondere Eigenschaft zu, daß er kräftigend auf den Mann bei Ersteigung hoher Berge einwirke. Er soll nicht nur Kraft, sondern vor allem Ausdauer verleihen. Es wird vom Spanier erzählt: wenn er die Pyrenäen übersteigen will, nimmt er gewöhnlich einige Stücke geröstetes, mit Knoblauch gut eingeriebenes Brot mit auf die Reise; es erleichtert ihm wesentlich das Bergsteigen, wenn er es bissenweise genießt. Der Gebrauch von Knoblauchzwiebeln ist überhaupt in Spanien ein sehr großer und läßt sich bis zur Römerzeit verfolgen; aber auch die Serben sind leidenschaftliche Knoblauchesser, und in kleineren Orten Serbiens soll nach Reiseberichten die Luft oft von Knoblauchduft und Ziegenbratengeruch förmlich geschwängert sein.

Die Alten vermuteten in dem Knoblauch erhitzende und erregende Kräfte. Darum fütterten die Griechen die zum Wettkampf bestimmten Hähne mit demselben, und Aristophanes läßt einem Wursthändler von einem Chorführer zurufen:

„Ein Knoblauchfrühstück mache hitz'ger dich zum Streit!"

Die Römer gaben ihren Soldaten Knoblauch zu essen, um ihre körperliche Kraft zu stärken und ihren Mut zu erregen.

In der Gegenwart hält man in vielen Gegenden Deutschlands den Genuß von Knoblauch zur Erhaltung der Gesundheit für sehr zuträglich; er soll die Ausdünstung befördern, die Munterkeit unterhalten und den Leib gegen ansteckende Krankheiten fest machen. Nach Beobachtungen eines erfahrenen Landwirts soll der Knoblauch ein bewährtes Mittel gegen die Rinderpest sein. Einige gequetschte Zwiebeln davon mit Brot, Kartoffeln u. a. morgens dem noch nüchternen Vieh gegeben, sollen dasselbe vor Ansteckung sichern.

Wenn die Deutsch-Ungarn ein neugeborenes Kind zum erstenmal in die Wiege legen, pflegen sie drei Knoblauchzwiebeln, drei Pfefferkörner und drei Teilchen Weihrauch in ein Tüchlein geknüpft unter dasselbe zu thun, mitunter auch ein Gesangbuch hinzuzufügen. Derb realistische Väter geben auch wohl zum Schutze noch ein Messer, legen obendrein den Bratspieß in den Ofen und den Besen auf die Wiege; alles, damit die Bösen nicht ankommen können. Auch die Wöchnerin selbst muß Knoblauch, Pfeffer und Weihrauch unter dem Kopfe oder in das Kopftuch eingebunden haben. Die Deutsch-Böhmen behaupten, wenn man den Knoblauch in der Frühsuppe genieße, solle er tüchtig zur Arbeit machen. Auch geben ihn alte Leute gern am heiligen Abende dem Haushunde, dem Haushahne und dem Gänserich, weil diese dadurch Kourage bekommen sollen.

Gegen Behexung hat man sich von jeher, so noch heute besonders in Ostpreußen, durch Knoblauch zu schirmen gesucht. Bei unseren germanischen Altvordern galten Knoblauch und Baldrian als die wirksamsten Mittel für einen Hochzeiter, der, mit ihnen ausgerüstet, an seinem Ehrentage vor den neidischen Elben sicher war. Im Mittelalter salbten sich unsere Ahnen, besonders in der Fastenzeit, Brust, Achselhöhlen und Fußsohlen mit Knoblauch, weil sie wähnten, dadurch vor den Hexen geschützt zu sein.

In der Umgegend von Querfurt und Sangerhausen heißt der Aschermittwoch Knoblauchsmittwoch; an ihm darf nicht gesponnen werden, weil man sonst „krumme Gänse und Küchel" erhalten würde. Der sonderbare Name findet seine Erklärung durch den bereits erwähnten, von J. Grimm auch für Serbien nachgewiesenen Gebrauch, sich in der Fastenzeit des Knoblauchs als eines Schutzmittels gegen die Hexen zu bedienen.

Mit Hilfe der Zwiebel (A. cepa) bestimmt man in der Gegend Wiens die Witterung des ganzen Jahres im voraus. Zu diesem Zwecke legt man in zwölf Zwiebelschalen vor der Messe Salz und stellt sie der Reihe nach auf den Tisch. Nach der Messe untersucht man das Salz der Schalen, von denen jede einen Monat darstellt. Je nachdem nun der Inhalt der Schalen trocken oder naß ist, schließt man für den betreffenden Monat auf eine trockene oder feuchte Witterung.

Rätsel.

Es steht im Acker,
Hält sich grau und wacker,
Hat viele Häute,
Beißt alle Leute.

---

135. Die Möhre.

(Daucus carota.)

Der Name Möhre ist sehr alt; einige nehmen an, daß er von dem niederdeutschen mör = mürbe herkommt. Die wilde Möhre heißt im

Volksmunde Vogelnest, weil die Dolde sich nach dem Blühen vogelnestartig zusammenzieht.

Während die Zwerge nach dem Glauben des Volkes den Kümmel sorgsam meiden und fliehen, wird die Möhre wegen ihrer Süße von ihnen gesucht und mit besonderer Vorliebe gegessen. Sie ist die Lieblingsspeise der Zwerge, und oft haben sie schon für ein Gericht, welches eine wohlthätige Hand für sie an einen besonderen Ort gestellt hat, ein Goldstück hingelegt. Um das ganze Jahr Geld zu haben, muß man am Neujahrstage Möhren essen.

Die Möhre findet auch Verwertung bei sympathetischen Kuren, d. h. bei solchen Kuren, in denen nicht die der Wissenschaft und Erkenntnis offenliegenden und verständlichen Heilmittel angewandt werden, sondern zu welchen man geheimnisvolle Mittel (Zaubermittel) gebraucht, bei welchen für die äußerliche und verständige Betrachtung kein Zusammenhang mit der Krankheit und ihrer Heilung ist. Für den Aberglauben ist allerdings ein Zusammenhang da, es gilt für ihn oft der Gedanke, daß die Krankheit durch Ähnliches geheilt wird. So schneidet in Bayern ein Fieberkranker sich die Fingernägel und vergräbt die Schnitzel unter einer Espe; denn er zittert ja wie diese. Um die Gelbsucht zu heilen, muß man Möhren oder gelbe Rüben, wie sie in einigen Gegenden genannt werden, anwenden; auch Safran empfiehlt sich wegen seiner gelben Farbe als ein Heilmittel gegen diese Krankheit.

Von der Möhre wird im Schwarzwalde folgende Münchhausiade erzählt: Ein Samenhändler reiste einst über den Rhein und ließ im Schwarzwalde ein Korn des Möhrensamens fallen. Als er wieder zurückkam, war aus demselben eine so große Möhre erwachsen, daß er zwei Ochsen damit mästen konnte, die während dieser Fütterung so große Hörner bekamen, daß, wenn man zu Martini (11. November) in eins derselben hineinblies, der Ton erst zu Georgi (23. April) wieder herauskam.

---

136. Der Rettich.

(Raphanus sativus.)

Die Namen Rettich und Radieschen sind aus dem lateinischen Namen radix = Wurzel entstanden. Schon die Alten schätzten den Rettich als ein appetitreizendes Zugemüse und verzehrten ihn roh mit Salz oder Essig. Schärfer als der gemeine Rettich ist der Meerrettich (Cochlearia Armoracia). Verschieden sind die Meinungen über die Entstehung und Deutung dieses Namens. Nach der einen Auffassung ist das Wort „Meer“ entstanden aus „Mähre“, das Pferd, so daß die Pflanze eigentlich Mähr-Rettich heißen müßte. Wie Mähre zur Bezeichnung eines schlechten, abgetriebenen Pferdes dient, so würde die Benennung Mähr-Rettich eine geringe Sorte von Rettich angeben. Nach der andern, wahrscheinlicheren Auffassung weist der Name auf den ursprünglichen Standort dieses Rettichs hin. Das Wort „Meer“ bedeutet in seiner früheren Form ein totes Wasser im Gegensatz zu dem lebendigen Fluß- und Quell-

wasser. Hiernach wäre der Rettich eine Pflanze, die an stehenden Gewässern und in sumpfigen Niederungen wächst, womit sowohl die Meeresküste als auch ein Moor gemeint sein kann. Für diese Auffassung spricht auch der alte lateinische Name der Pflanze Armoracia. Zwar weist derselbe auf die Landschaft Armorika an der französischen Küste hin, doch bedeutet dieser Name ganz allgemein einen Landstrich am Meere.

Im Tempel zu Delphi stand der Rettich in ganz besonderem Ansehen; die Priester bezeichneten ihn als das vorzüglichste Gemüse, und man pflegte dem Apoll als Weihgeschenk einen Rettich in Gold, eine Runkelrübe von Silber und eine gemeine Rübe von Blei zu bringen. Diese Reihenfolge ist nicht so übel, da die größte Rübe in Gold und die kleinste in Blei nachgebildet wurde. Ein Hauptbestandteil der „bitteren Salsen", d. i. Kräuter, welche die Juden mit dem Passahlamm nach 2 Mose 12, 8 verzehrten, war der Rettich. Hieran knüpft sich in einigen Gegenden die noch gebräuchliche Sitte, den Meerrettich als den Vertreter der bitteren Erdgewächse am Ostertage in der Kirche weihen zu lassen. Einen andern abergläubischen Brauch berichtet Prätorius. Man legte den Kindern, welche zum erstenmal in die Schule gingen, Rettichscheiben auf das Butterbrot, weil sie dann das Alphabet leichter „vorwärts und hinter sich" aussprechen lernten.

137. Der Kohl.

(Brassica.)

Der Kohl ist, wie aus dem Namen hervorgeht, keine ursprünglich deutsche Pflanze, er ist aus Italien eingeführt worden. Die deutsche Bezeichnung kommt aus dem lateinischen caulis und colis, d. i. Stengel, und es würde danach Kohl zunächst den Stengelkohl bedeuten und sich auf den Strauchkohl (Brassica oleracea fruticosa), den man für die Stammart hält, beziehen. Aus dem großen Nutzen, welchen die kultivierte Pflanze in ihren zahlreichen Spielarten gewährt, erklärt sich die volkstümliche Benennung Kraut; der Kohl ist eben für die Landleute das wichtigste und nützlichste Kraut, wie das Korn — wie der Roggen in einigen Gegenden genannt wird — die wichtigste Körnerfrucht ist. Das Sauerkraut hat man im Scherz als das „deutsche Nationalgericht" bezeichnet, und H. Heine, die „Spottdrossel im deutschen Dichterwalde", singt deshalb:

„Der Tisch war gedeckt. Hier fand ich ganz
Die altgermanische Küche.
Sei mir gegrüßt, mein Sauerkraut,
Holdselig sind deine Gerüche!"

Der Kohl war den alten Griechen ein Bild der Nüchternheit, und sie schrieben ihm, wie dem Frauenhaar, eine besondere Kraft gegen die Trunkenheit zu. Über seine Entstehung sind uns zwei Sagen überliefert worden. Als einst Bacchus, der Gott des Weinstockes, aus Asien

nach Thrakien übersetzte, leistete ihm der König Lykurgos, ein Sohn des Dryas und König der Edonen, kräftigen Widerstand. Einst verfolgte dieser in den heiligen Hainen von Nysa die Priesterinnen des Bacchus und ängstigte sie mit bestachelten Stäben so, daß sie ihre Thyrsosstäbe niederwarfen; selbst Bacchus floh erschrocken in die Wellen und rettete sich in den Schoß der Thetis, welche ihn freundlich aufnahm und dafür mit einer goldenen Urne von ihm beschenkt wurde. Aber um den Tod der gemordeten Priesterinnen zu rächen, überzog der Gott den Lykurgos mit seinem Heere, nahm ihn gefangen und geißelte ihn so scharf mit Weinreben, daß Lykurgos heiße Thränen vergoß, aus denen ein Feind des Weins, der Kohl, aus der Erde hervorwuchs.

Eine andere Sage behauptet, daß Jupiter sich einst die Mühe gab, zwei sich widersprechende Orakel zu deuten, bei welcher allerdings selbst für einen Gott schwierigen Arbeit ihm der Schweiß so heftig ausbrach, daß er in starken Tropfen auf die Erde fiel, aus denen der Kohl emporsproßte.

Der Gemüsekohl wurde von den Alten in ausgedehnter Weise kultiviert und erfreute sich einer großen Beliebtheit. Für seine allgemeine Bekanntschaft sprechen besonders einige von ihm hergenommene Sprichwörter, von denen das folgende in deutscher Übertragung auch uns ganz geläufig ist: Crambe bis cocta mors, aufgewärmter Kohl schmeckt schlecht. Der alte Cato hält dem Kohl eine große Lobrede wegen der medizinischen Eigenschaften; er sagt, die alten Römer hätten sich in ihren Krankheiten sechshundert Jahre allein mit Kohl beholfen, so daß keine Krankheit sei, die man nicht mit Kohl heilen könne; erst nachher seien Ärzte ins Land gekommen. Namentlich sei der wilde Kohl eine überaus wirksame Heilpflanze.

Wie beim Flachs, so ist auch beim Kohl die Kultur desselben in Deutschland vom Aberglauben dicht umrankt. Um den Kohl vor dem Erfrieren zu bewahren, sät man den Kohlsamen an Petri Stuhlfeier (22. Februar) und am Aschermittwoch; damit der Mond nicht den Samen wieder aus der Erde herauszieht, darf die Aussaat nicht bei Vollmond geschehen. Ist das besäte Beet glatt geklopft, so legt man in Ostpreußen einen Stein darauf, dann werden die Köpfe so hart wie die Steine. Die Raupen werden von dem Felde abgehalten, wenn in der einen Ecke desselben bis zum Oswaldtage (5. August) ein Besen steckt. In der bayerischen Oberpfalz legt man auch als vermeintliches Mittel gegen Raupen und Hasen ein Stück von einem alten Sarge in den Boden. In der Provinz Brandenburg geht man mit einem Birkenstrauch, der am Pfingsttage als Maie gedient hat, dreimal um das Kohlfeld herum und spricht dabei: „Rupen, packt ju, de Moan (Mond) geit weg, de Sunn kümmt“. Ein ganz eigentümliches Verfahren schlägt man in Hessen gegen die Raupen ein. Um den Garten oder das Kohlfeld von ihnen zu reinigen, zerdrückt man an jeder von den drei Ecken des Gartens oder Feldes eine Raupe, von der vierten Ecke aber nimmt man eine und hängt sie im Schornstein zum Räuchern auf. Wie diese im Rauche vertrocknet, so sollen auch die anderen auf dem Kohl vertrocknen und verkommen. Soll das Kraut

recht dick werden, so nimmt man im Waldeckschen zu Jakobi mittags zwischen elf und zwölf Uhr von jeder Pflanze ein Blatt und spricht: „Jakob, Dickkobb, werd' so dick, wie mein Kobb, im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes". In der Wetterau muß die Frau, um für einen recht reichlichen Kohlertrag zu sorgen, während des Säens auf den Herd springen und dabei rufen:

„Häupter wie mein Kopf,
Blätter wie mein' Schürz',
Und Strünke wie mein Bein!"

Will man im Oldenburgischen eine neue und bessere Art Kohl bekommen, so wickelt man am Katharinentage (25. November) welke Kohlblätter zusammen, umbindet sie mit einem Stück Wollenzeug, etwa einem alten Strumpfe, vergräbt sie einen Fuß tief und nimmt sie am 6. März wieder heraus, so sitzt in allen Adern der neue Same.

Der Gründonnerstag ist in sehr vielen Gegenden ein Kohltag. Man ißt entweder den jungen Sprossenkohl oder sogen. Sammelkohl, worunter Blätter von allerlei wilden Pflanzen, wie Gundermann, Sauerampfer, Nesseln u. a., zu verstehen sind.

So viel über die Kultur des Kohles. In Mecklenburg wird derselbe von den jungen Mädchen zum Orakel benutzt. Am Christabend stellen dieselben drei Teller auf den Tisch, auf einem befindet sich Wasser, auf dem andern Sand und auf dem letzten Kohl. Mit verbundenen Augen greifen sie nach denselben, um ihr zukünftiges Schicksal zu erfahren. Wer den Sand ergreift, muß bald sterben; wer mit seiner Hand in das Wasser taucht, steht vor einem nahen Unglück; wer aber den Kohl erfaßt, wird in der Kürze vor den Traualtar geführt werden. Ebenso deutet es auf eine Braut, wenn der Kohl schon im Sommer Blüten treibt, oder wenn die grünen Blätter desselben mit einem weißen Rande versehen sind.

In Steiermark herrscht ein ganz eigener Hochzeitsbrauch, in welchem das Kraut eine Rolle spielt. Wenn Braut und Bräutigam sich zur Trauung nach der Kirche begeben, tritt unmittelbar vor der Kirchenthür die Frau Wirtin, in deren Hause die Hochzeit stattfinden soll, der Braut in den Weg und gebietet dieser streng, schnell mit ihr ins Haus zu kommen, es müsse „das Kraut gesalzen werden". Und in der Küche reicht sie der Braut mit folgenden Worten den Salzlöffel:

„Jungfrau Braut,
Laß dir eine Lehre geben,
Versalz' das Kraut,
Aber nicht dem Mann das Leben!"

Eine ostpreußische Sage versetzt einen Kohldieb in den Mond. Einst ging ein Mann in einer Nacht hinaus, um Kohl zu stehlen. „Es sieht mich keiner", sagte er halblaut vor sich hin. Aber da kam der Mond hervor und sprach: „Ich seh' dich!" und hob ihn mit dem gestohlenen Kohl zu sich empor. Seitdem steht der Mann dort ganz fest, und jeder kann ihn sehen.

Während manche Pflanzen nur eine Zauberkraft haben, wenn sie zufällig gefunden werden, wie z. B. ein vierblätteriges Kleeblatt, erweisen sich wieder andere nur wirksam, wenn sie gestohlen sind. So ist in Schlesien und Brandenburg der Aberglaube verbreitet, um im ganzen Jahre wohlgenährte und gesunde Pferde zu haben, müsse der Knecht in der Neujahrsnacht Kohl stehlen und mit diesem die Pferde füttern. An anderen Orten heißt es, man soll Kohl aus dem Garten des dritten Nachbars holen und jedem Tiere im Stall davon geben, damit es vor Hexerei gesichert bleibe.

Über den Kohlbau erzählt man aus dem Kloster Herveſtehude bei Hamburg folgende wunderbare Geschichte: In dem Kloster war zwei Schwestern die Pflege des Kohlgartens anvertraut. Während aber die eine üppige und kräftige Pflanzen für die Küche abgab, konnte die andere trotz aller Sorgfalt und Pflege nur schlechte und verkümmerte liefern. Man war mit ihr deshalb unzufrieden und gab ihr schuld, daß sie ihre Pflanzen vernachlässige. Da klagte sie endlich der Mitschwester ihr Leid und fragte dieselbe um Rat. Diese vertraute ihr nun an, daß sie bei der Feier des Abendmahls die Hostie im Munde behalten und später unter die Krautstengel vergraben habe. Die zweite Schwester machte es nun der ersten nach und erzielte ebenfalls große Köpfe. Doch in einer Nacht bemerkten die Nachbarn in dem Garten ein wunderbares Licht; sie machten der Äbtissin davon Anzeige, und in feierlichem Zuge begaben sich sämtliche Nonnen in den Garten. Die Flamme stand über einer kräftigen Kohlpflanze; man grub dieselbe heraus und fand an den Wurzeln ein von Natur gewachsenes Kruzifix. Dasselbe wurde in Hamburg aufbewahrt, bis es im Jahre 1602 in die Raritätenkammer Rudolfs II. gelangte.

Rätsel.

Das erste frißt,
Das zweite ißt,
Das dritte wird gefressen,
Das Ganze wird gegessen.

Simrocks Rätselbuch.

Das Krautsammeln.

(Ein Sittenbild aus Niederösterreich von Ed. Jg. Freunthaller.)

Wenn der Kohl in dem Jahre gut gedeiht, dann wird's lustig werden im oberen Vielachthale. Es braucht just nicht einmal viel Kohl gewachsen zu sein, so wird's doch lustig hergehen am Allerheiligentage; denn an demselben Tage geht alt und jung, groß und klein „saures Kraut“ sammeln. Man sammelt von Haus zu Haus.

Zur Vesperzeit gehen die Leute mit Körben in die Kirche. Schwer sind die Körbe nicht, ganz leer aber auch nicht. Ein „Häfen“ ist drinnen, ein irdener Topf, hoch, weitbauchig und leer.

Nach dem Nachmittags-Gottesdienste zerstreuen sich die Leute nach allen Richtungen, nur nicht nachhause. Wer wollte auch heute leer heimwärts ziehen! Hat

der Morgen seine „Heiligenstrizzel“ gebracht, so mag der Abend auch noch was bringen.

„Saures Kraut!“ lautet die Losung.

„Hin zu den Bauern!“ schallt der Feldruf.

Die Völkerwanderung beginnt. Auf allen Wegen und Stegen sieht man korbtragende Leute ziehen, alle Pfade werden heute gegangen, alle Wälder durchzogen. Ein seltsames Leben und Treiben an diesem „Krautkirchtage“! Selbst der Pfarrherr bleibt heute nicht daheim, auch er geht mit Korb und Köchin „ums teure Kraut“; denn er weiß, daß sein Besuch die Bauern ehrt.

In das Gehöft „Schweinberg“ treten eben etliche Gäste. Die Bauersleute sind daheim; denn zum Geben muß doch wer sein. Überhaupt wird dieser seltsame Brauch im oberen Bielachthale nur an den Bauern ausgeübt, die Bauersleute selber bleiben an diesem Tage überall daheim, um zu geben.

Der Trupp Gäste tritt grüßend ein.

„Nur gleich hinsetzen und zulangen!“ ladet sie der Hausvater ein. Die Leute stellen ihre Körbe der Reihe nach auf die Ofenbank, dann setzen sie sich um den Eichentisch. Auf demselben dampft was aus einer tiefgrünen Schüssel, die Krautsuppe. Löffel liegen genug um, die Leute fassen mit frischem Mute an und löffeln fleißig.

Nach der Krautsuppe wird saures Kraut aufgetragen. Die Leute löffeln wieder und essen Schwarzbrod (Haferbrot) dazu. Der Bauer stellt mittlerweile jedem Gaste ein Stengelglas voll Branntwein, „Dirndlbranntwein“, hin. Der stärkt die Lebensgeister.

„Gesegnete Mahlzeit!“

Aller Diskurs dreht sich heute um Kohl und Sauerkraut. Doch nicht allzulange. Die Leute wollen ja heute alle Krautbauern aufsuchen, da darf man sich nicht verweilen.

„Nun, wie schmeckt das Kraut?“

Allgemeines Lob: „Das beste Kraut!“

„Wann nur wieder ein Kraut wächst nächstes Jahr!“

„Warum soll keins wachsen?“

„Gott gäb's! Ich thät's nachher den zweibeinigen ‚Krautwürmern‘ gerne vergunnen!“

„Dank dir's Gott, Schweinberger!“

„Gott g'seg'n Euch's!“

Mittlerweile hat die Bäuerin einen Riesentopf voll saures Kraut in die „Leutstuben“ gebracht. Die Leute stehen auf, nehmen ihre Körbe zur Hand, und die Bäuerin giebt jetzt in jeden Topf einen tüchtigen Schöpflöffel voll Sauerkraut hinein, daß es „patscht“.

Ein kurzes „Behüt' Gott“, und die Gäste sind dahin. Vielleicht schon in der nächsten Minute kommt ein zweiter Trupp Gäste. Jede Stunde bringt frische Gäste, und die Bauersleute haben bis spät in die Nacht hinein vollauf zu thun.

Tags darauf guckt die Bäuerin in die „Krautboding“ (Kübel), „Armerseelen“ guckt heraus.

„Es ist dennoch schon was, wie die zweibeinigen ‚Krautwürmer‘ gestern gehaust haben! Kein' Schüssel mehr voll im ganzen Kübel!“

„Desto mehr Platz kriegt nachher das frische Kraut!“ tröstet sie der Bauer.

Die Holzknecht-, Tagwerks- und derlei Leute aber lachen daheim bei der vollen Krautschüssel.

„Wär' doch bald wieder einmal ‚Allerheiligen'!"

Freilich giebt's immer noch manche, die zu schimpfen haben und sagen: „Der Bauer macht juchezen, daß er sein letztes Kraut los hat, seine Hausleut' hätten es nimmer mögen essen vor Säure!"

Es ist das letzte Sauerkraut, das der Bauer seinen Krautgästen vorsetzt. Gemeiniglich ist der Kohl von den Krautgärten schon heimgeerntet und wartet auf ein leeres Faß. Aber das Faß ist noch nicht leer, der Bauer braucht Gäste fürs Kraut, er wartet mit Schmerzen auf seine zweibeinigen „Krautwürmer", weil ihm schier selber „graut" vor seinem „Kraut".

---

138. Der Hopfen.

(Humulus lupulus.)

Der Name Hopfen ist nicht mit hüpfen verwandt, bezeichnet also nicht eine Pflanze, welche über die Zäune gleichsam hüpft; sondern er ist von heben abzuleiten und so gewählt, weil sich die Pflanze mit ihrem windenden Stengel in die Höhe hebt.

Obgleich diese Pflanze wegen des bitteren Stoffes, der in den Kätzchenschuppen enthalten ist und als Bierwürze verwandt wird, jetzt in ganz Europa bekannt ist, war dieselbe doch den Alten unbekannt. Nirgends wird der Hopfen erwähnt, trotzdem das Bier ein allgemein bekanntes Getränk war. Auch in den Verordnungen, die Karl der Große über Anbau und Verwendung der Nutzpflanzen gab, suchen wir vergebens nach demselben. Um die Mitte des 9. Jahrhunderts geschieht des Hopfens zuerst Erwähnung in Deutschland. Ob aber der Hopfen erst durch die Völkerwanderung in das westliche Europa gekommen, und wo er zuerst zur Würze des Bieres benutzt ist, bleibt zweifelhaft. Als man die Wirkung des Hopfens auf das Bier kennen gelernt hatte, kam er schnell in Aufnahme. (Siehe Gerste am Schluß.) England, welches jetzt zu den Haupt-Hopfenländern der Erde gehört, wehrte sich anfangs, wie Carus Sterne in den „Herbstblumen" mitteilt, mit aller Kraft gegen die drohende Neuerung im Braugewerbe. Heinrich IV. und VI. erließen um 1400 und 1450 Verbote gegen Anbau und Einfuhr des Hopfens in England. Noch 1524 brandmarkte das Parlament den Hopfen als ein nichtswürdiges Unkraut, geeignet, das Getränk zu verschlechtern und das Volk zu verderben. Doch schon wenige Jahre nachher besang Tusser den Hopfenbau in folgenden begeisterten Versen:

„Für den Hopfen wähl' aus nur den kräftigsten Grund,
Wie ein Gartenbeet rein, so recht tief und gesund,
Von Gewässern erfrischt, doch auch nimmer ein Teich —
Das halt' im Gedächtnis, dann macht er dich reich.

Laß die Sonn' ihn bescheinen im Westen und Süd,
Wo ihr Strahl ihn mit heißestem Feuer durchglüht,

Doch hüt' vor dem Nord und nordöstlichem Wind
Den Hopfen, das zärtliche Sonnenkind.

Und triffst du ein Plätzchen im Garten und Feld,
Wo er fröhlich gedeiht, sei's nicht feil dir um Geld,
Dann schaufl' und grab', daß die Luft hineindringt,
Umsetz' es, und pfleg' es, bis Segen es bringt.

Ich lob' mir den Hopfen — sein duftiges Salz,
Es stärkt das Gebräu und veredelt das Malz,
Hält gut auf dem Lager und kräftigt das Bier —
Und wirft's dich zu Boden — nicht schadet es dir!"

Das üppige Wachstum macht den Hopfen zu einem Sinnbild der Fruchtbarkeit und des Gedeihens; in Rußland überschüttet man deshalb die Braut am Morgen des Hochzeitstages mit Hopfen, und Prätorius rät: „Wenn Jungfrauen langes Haar bekommen wollen, müssen sie sich einige Haare abschneiden und mit den Hopfensetzlingen in die Erde legen; denn so wie der Hopfen in die Höhe steigt, wächst auch ihr Haar". In der „Bedeutung der Blumen" heißt es von unserer Pflanze: „Wer einen Kranz von Hopfen trägt, verkündet dadurch, daß er heiteren Gemütes sei und sich wenig um Liebesgram kümmere. Wenn er aber jemand gebietet, er solle eine Hopfenranke tragen, so deutet man ihm an, daß er mehr geschwätzt habe, als er verantworten könne: denn der wilde Hopfen trägt viel mehr Blüten als andere Kräuter und bringt doch keine nützliche Frucht."

Die Hopfenranke.

Und als ich kam zum grünen Hag,
Da sprach die Hopfenranke:
„Wie sehnt ich mich einst Tag für Tag
Aus dunkler Erdenschranke!

Doch ach! vergeblich war mein Traum
Nach jenen Himmelspforten,
Bis dieser feste, stolze Baum
Zur Stütze mir geworden." —

Dein Wort, du schlanke Rebe, kam
Mir warm ins Herz gezogen,
Und aller Kummer, aller Gram
Ist leicht dahingeflogen.

Wie ich aus dunkler Erde dich
Zum goldnen Licht erhoben,
So schwinget meine Seele sich
Am grünen Stab nach oben.

K. Hoffmann v. Nauborn.

---

139. Der Kürbis.

(Cucurbita pepo.)

In der Geschichte des Propheten Jonas spielt der Kürbis eine bedeutsame Rolle; der Herr benutzt ihn, um den mißmutigen Propheten zurechtzuweisen. Auf des Herrn Befehl war Jonas endlich nach Ninive gezogen und hatte der in Sünden versunkenen Stadt den Untergang verkündet, wenn sie sich nicht besänne und umkehre von ihrem bösen Wege. Dann war er hinausgegangen aus der Stadt und hatte sich

an der Morgenseite eine Hütte gebaut, damit er sähe, was derselben widerfahren würde.

In der Nacht schuf Gott der Herr einen Kürbis, der wuchs empor und gab dem Jonas Schatten, und der Prophet freute sich sehr über denselben. Aber ein Wurm benagte die Pflanze, als die Morgenröte anbrach, und als nun die Sonne höher und höher stieg, vertrocknete der Kürbis, und Jonas hatte sehr viel von der Glut derselben zu leiden, daß er matt und mißmutig wurde und sprach: „Ich wollte lieber tot sein, denn leben." Da sprach der Herr zu Jonas: „Meinest du, daß du billig zürnest um den Kürbis?" Jonas erwiderte: „Billig zürne ich bis an den Tod." Da sprach der Herr: „Dich jammert des Kürbis, daran du nicht gearbeitet hast, hast ihn auch nicht aufgezogen, welcher in einer Nacht ward und in einer Nacht verdarb, und mich sollte nicht jammern Ninives, solcher großen Stadt?" (Man hat den Kürbis dieser Geschichte als den unter dem Namen „Wunderbaum" bekannten Rizinus gedeutet.)

Der Kürbis entwickelt sich sehr schnell, doch bedarf er, um sich vom Boden zu erheben, fremder Hilfe. Die Früchte erhalten ein so bedeutendes Gewicht, daß der lockere, lose Stamm nicht imstande ist, sie hoch zu tragen. Da möchte es manchem wohl scheinen, daß es in der Natur hätte besser eingerichtet sein können, wenn z. B. die Eiche die Früchte des Kürbis und der Kürbis Eicheln trüge. So dachte (nach Gleims Fabel) auch ein Mann, als er an einer schwachen Ranke einen großen Kürbis hängen sah. Er sprach:

„Nein, solche Last
Hätt' an ein so schwaches Reis
Wahrlich ich nicht aufgehangen!
Mancher Kürbis, gelb und weiß,
Sollte Reih' an Reihe mir
Stattlicher dort oben prangen
An der hohen Eiche hier!"

So sprechend streckte sich der Wanderer in dem kühlen Schatten der Eiche nieder, um ein Stündchen zu ruhen. Doch nach kurzer Rast fuhr er plötzlich empor; eine Eichel war ihm in das Gesicht gefallen und hatte ihn aus dem süßen Schlummer aufgeschreckt. Zugleich war er aber auch zur Besinnung und Einsicht gekommen und hatte die Lust verloren, an Gottes Werken zu mäkeln; denn er sprach:

„O wie thöricht war ich doch,
Daß ich unbedachtsam wollte,
Daß der Eiche Frucht an Frucht
Gleich dem Kürbis wachsen sollte!
Nein, wie dumm hab' ich gedacht!
Traf der Kürbis meine Nase,
Läg' ich jetzo tot im Grase." —

Die Malaien benutzen den Kürbis zum Fangen der Affen. Zu

diesem Zwecke höhlen sie — wie A. Brehm erzählt — harte Kürbisse durch eine kleine Öffnung aus und füllen sie mit Stücken von Nahrung, namentlich mit Zucker und Früchten, welche die Affen gern fressen. Diese zwängen nun, um zu ihrer Lieblingsspeise zu gelangen, ihre Hände durch die enge Öffnung und erfassen eins der Stücke mit solcher Gier, daß sie sich lieber von den Menschen fangen lassen, als daß sie das einmal Gefaßte wieder losließen. Durch die Last am Laufen verhindert, fallen sie schnell in die Gewalt der Menschen.

Kürbis und Eiche.

Kürbisstauden eine
Sagt zur hohen Eiche:
„Du geprief'ne Reiche,
Hast du gar gemeine
Frücht' und winzig kleine.
Schau' dagegen meine
Äpfel, wie sie quollen,
Wunder von Gewichte."
„Aber schnell zu nichte
Sind die wasservollen",
Spricht die Eich'; „aus meinen
Kernen, den so kleinen,
Wird in späten Zeiten
Sich ein Wald bereiten".

A. E. Fröhlich.

140. Die große Brennessel.

(Urtica dioica.)

Die Nessel, althochdeutsch nezila, mittelhochdeutsch nezel, hat den Namen von dem Brennen und Jucken erhalten, welches ihre Berührung verursacht. Wegen derselben Eigenschaft stand sie auch in Beziehung zu Donar und führte den Namen Donnernessel. In der Schweiz und Tirol wirft man bei einem heraufziehenden Gewitter Nesseln ins Feuer, damit der Blitz nicht einschlage; neben das junge Bier gelegt, schützen dieselben den Gerstensaft während eines Gewitters vor dem Umschlagen.

Die junge Nessel gehörte zu den neunerlei Kräutern, welche am Gründonnerstage das vorgeschriebene Mittagsgericht lieferten. Wie es bei Rollenhagen im „Froschmeuseler" heißt:

„Am grünen Donnerstag im Mei
kocht eine bewrin ihren brei
von neunerlei kohlkreuterlein,
solt wider alle krankheit sein".

Man glaubte sich durch den Genuß des Gemüses nicht nur vor mancherlei Krankheit, sondern vornehmlich vor aller Bezauberung zu schützen. Auch sonst knüpfte sich an die Nessel mancherlei Aberglaube. Helle Lichter, welche im Dunkeln die Brennesseln umzucken, künden einen verborgenen Schatz an, der zu heben ist. Um dem Vieh die Maden zu vertreiben, pflückt man vor Sonnenaufgang eine Nessel, faßt sie mit beiden Händen und spricht:

„Brennessel, laß dir sagen,
Unsere Kuh hat im Fuß die Maden,
Willst du sie ihr nicht vertreiben,
So will ich dir den Kragen umreiben“.

Nun wird die Nessel abgedreht und rückwärts über den Kopf geworfen. Um jedoch sichere Hilfe zu erhalten, muß es drei Tage nacheinander wiederholt werden. Die Nessel hilft ferner gegen Milzbeschwerden, gegen Nasenbluten, und „wenn die fueß wee tuon, das dy podagra hayst“. War jemand gefährlich krank, so legte man sie in dessen Harn; blieb sie Tag und Nacht grün, so war es ein Zeichen der Genesung, schrumpfte sie aber ein, so mußte man jede Hoffnung aufgeben. Giebt man Nesselsamen Pferden und Schafen zu fressen, so wird ihr Fell glänzend und feinhaarig. Legt man am Christabend die Wurzel einer Brennessel in die Milch, so wird diese während des Jahres nicht zur Käsebereitung behext. Wer in Kärnten, nachdem das Pfingstfeuer entfacht ist, welches stets mit Reisig und feuchtem Holze genährt wird, damit es recht prassele, zuletzt beim lodernden Pfingstbrande am Sonntagmorgen anlangt, erhält den Namen des „Pfingstkönigs“ und wird mit einem Brennesselkranze gekrönt.

Aus den Blättern bereitete man einen Thee gegen allerlei Übel. Darum lautet ein Vers in einem alten Medizinbuch:

„Wenn sie Nesselsaft tränken im März
Bei helllichtem Mondenschein,
So ginge noch manche Maid
Spazieren am Ufer des Rhein“.

Auch in den Dienst der Eitelkeit wurde die Nessel in früherer Zeit gestellt, indem Nesselsamen, in destilliertem Wasser gekocht, als ein viel begehrtes und umworbenes Schönheitsmittel verkauft wurde. Es sollte dieses Säftchen, auf die Haut gestrichen und auf derselben von selbst trocknend, der Haut eine Weiße wie Alabaster und eine Zartheit gleich dem Sammet verleihen. Ebenso wurden Liebestränke mit Hilfe derselben gebraut. Wer an Liebe krank, den ließ man Nesselsamen im Wasser kochen und unter Gemurmel folgenden Sprüchleins das Gebräu umrühren:

„Wie Jesus jeden Menschen liebt,
Auch selber den, der ihn betrübt,
So sei auch du in Liebe mein,
So brennend, als die Nesseln sein!“

Mit diesem Safte begoß man die Thürschwelle des Liebsten, der nun sofort in unwandelbarer Liebe zur holden Zauberin entbrennen sollte.

Die Nessel gehört zu den Gespinstpflanzen, allerdings ist ihre Kultur in der Gegenwart zu den Seltenheiten zu rechnen. Nestorius erzählt

schon im 9. Jahrhundert von den prächtigen Gewändern aus Nesseltuch und rühmt ihren Glanz und ihre Feinheit. Ebenso spricht er von der Haltbarkeit und Zähigkeit der Schiffstaue und Segel, die alle mehr oder weniger nach damaligem Gebrauche aus Nesselfasern verfertigt zu werden pflegten. Auch in späteren Jahrhunderten wurde die Nesselkultur getrieben und war weit verbreitet; erst die Einführung der Baumwolle scheint dieselbe ganz zurückgedrängt zu haben.

Von der Entdeckung der Nesselfaser erzählt die Sage: Ein böser Vormund wollte das Glück seiner Mündel nicht eher krönen, als bis sie aus einem am Wege stehenden Unkraute — er deutete auf die Brennnessel — sich ihr Brautkleid selbst gesponnen und gewebt habe. Die Arme eilte mit schwerem Herzen in ihr Kämmerlein, betete zu Gott und bat innig um Hilfe. Ermattet schlief sie ein. Da öffnete sich ihr im Traume der Himmel, und zwei Engel schwebten zu der Schlafenden hernieder, nahmen sie bei der Hand und geleiteten sie zu dem verhängnisvollen Nesselstrauche. Hier unterwiesen sie die Maid, daß sie, solange der Tau auf der Pflanze liege, dieselbe ungefährdet ernten könne, zeigten ihr, welche wunderbare Fasern der Stengel in sich birgt, und lehrten sie diese Fasern spinnen, weben und bleichen und sich daraus ihr Brautkleid fertigen. Als das Mägdlein erwachte, dankte sie aus tiefstem Herzensgrunde und ging sofort an das Werk. An dem Tage, an welchem sie ihre Arbeit vollendete, starb der böse Vormund eines jähen Todes, und die Liebenden wurden vereint.

In dem Märchen von den sieben Raben muß die stumme Königin sieben Hemden aus Nesseln spinnen, um ihre Brüder zu befreien und die Sprache wiederzugewinnen.

Trotz des abstoßenden Äußern spielt also die Brennessel im Glauben und in der Phantasie des Volkes eine nicht unbedeutende Rolle. Selbst einige lustige Sprüchlein und Sprichwörter giebt es von derselben, z. B.:

„Die Ratt, de seet in'n Nettelbusch,
Im Nettelbusch verborgen,
Do keem der kleene König her
Und bod äer goden Morgen".

Von den Sprichwörtern bezieht sich eins auf die superklugen Leute, denen auch einmal etwas mißglückt: „Wiese Höner leggt ook wol in'n Nettel und verbrennt sick'n —"; und das andere führt uns den Teufel als schlechten Botaniker vor, indem es von ihm berichtet: „Dat Krut kenn ick, säd de Düwel un sett sick in de Brennettel."

Im Volksliede ist die Nessel das Sinnbild der Liebestrauer, wie aus folgendem hervorgeht:

„Das Nesselkraut ist bitter und herb,
Es brennet sehr;
Verloren hab' ich mein feines Lieb,
Das reut mich sehr.

Es reut mich sehr und thut mir
In meinem Herzen weh,
Daß ich die Herzallerliebste
Soll sehen nimmermehr."

Nesselblüte.

Rings Sonnenschein und linde Luft,
Und Vogelsang und würz'ger Duft,
Die Rosen all' erglühet;
Und sieh, an jener Planke dort,
Am fernsten, halbversteckten Ort,
Wie auch die Nessel blühet.

Sie blühet, weil sie blühen muß,
Weil sie des Frühlings Strahlenkuß
Auch segnend aufgefunden;
Sie gleicht dem innigen Gemüt,
Das ohne Glanz und Prunk erblüht
Zu einsam schönen Stunden.

J. Novelli.

Die Nessel.

Wenn ihr an Nesseln streifet,
So brennen sie;
Doch wenn ihr fest sie greifet,
Sie brennen nie.
So zwingt ihr Feinen
Auch die gemeinen
Naturen nie;
Doch preßt ihr wacker,
Wie Nußaufknacker,
So zwingt ihr sie.

Fr. Rückert.

---

141. Der gemeine Andorn.

(Marrubium vulgare.)

Eine der ältesten und gebräuchlichsten Zauberpflanzen, die sich besonders kräftig gegen den Spuk der bösen Geister erwiesen, ist Andorn. Der Name kommt bereits in derselben Form im Alt- und Mittelhochdeutschen vor. Bei der Silbe „orn" ist man geneigt an Dorn zu denken; doch scheint sie ableitend zu sein, und der Volksmund verwandelt nach Andresen das Wort in Anton. Die Pflanze stand als Heilkraut in hohem Ansehen, und erklären sich hieraus die Namen Helfkraut, Gutkraut, Gotteshilfe, Siegmünze. Besonders gebärenden Frauen erzeigte sie sich heilsam, daher Mutterkraut. Gott machte bei ihrem Gebrauch die Schmerzen vergessen, weshalb sie Gottvergeß genannt wurde. Man setzte sie auch zu dem gewaltigen Donnergotte Donar in Beziehung, wie die Namen Dorant, Tauront, Durant bekunden; die Bezeichnung weiße Leuchte erinnert ebenfalls an Donars Wetterleuchten und seine Blitze. Nach einigen soll freilich der Name Dorant eine andere Pflanze (Antirrhinum) bezeichnen.

Außer der heilenden Kraft, welche das Kraut in sich barg, gewährte es vor allem Schutz gegen die Einwirkungen der dämonischen Wesen, es half zum Sieg über die bösen Erd- und Waldgeister. In solchen Fällen führt es aber stets Donnernamen und steht, wie J. Grimm hervorhebt, in der Formel stabreimend mit Dost (Origanum) zusammen.

Nach einer vogtländischen Sage kam eine Frau in den Keller, um Bier zu holen. Da erschien ihr ein Geist. In der Angst ergriff sie einen in der Nähe liegenden Strauß von Dorant und Dosten, worauf der Geist mit den Worten verschwand:

„Hättest net Dorant und Dosten,
Solltest 's Bierle nicht kosten".

Nach einer andern Sage führte ein Geist eine Frau in den Garten; hier sah er aber Dost und Dorant blühen, und um die Frau in seine Gewalt zu bekommen, warnte er sie mit den Worten:

„Heb' auf dein Gewand,
Daß du net fallest auf Dosten und Dorant".

Die Frau merkte jedoch die List des Bösen, legte sich hinein und war so gegen seinen Zauber geschützt.

Einem verzauberten Hund, der nicht bellen kann, giebt Dorant die Stimme wieder, sein Rauch verscheucht alle Geister, auch macht er, unter den Lein gemischt, die Leinwand stark. Aber trotz dieser guten Eigenschaften ist der Dorant doch auch eine Irrwurz; denn es heißt:

„Stoß nur nicht an den Dorant,
Sonst kommen wir nimmer ins Vaterland".

---

142. Der Nachtschatten.

(Solanum.)

Der Name Nachtschatten ist sehr alt; bei älteren Botanikern heißt die Pflanze Nachtschatt, im Mittelhochdeutschen nahschate, im Althochdeutschen nahtscato; der letztere Ausdruck bedeutet zuerst den nächtigen Schatten, den Schatten der Nacht. Nach E. L. Rochholz liegen dem Namen mythische Vorstellungen zugrunde. Die nordische Göttin Skadhi ist die Tochter des von Thor getöteten Winterriesen Thiassi. Als Mannweib, mit Helm und Panzer geschützt, stürmt sie bewaffnet nach Asgard, um den Vater zu rächen. In verschiedenen Sagen tritt sie nicht nur als eine nächtliche Schattengöttin, sondern auch als schadende Kriegerin auf. Wenn sie als bewaffnete Walküre des Nachts in blutbespritzter Brünne angeritten kommt, fällt Hagel zuthal, so oft ihr Roß die Mähne schüttelt. Der Name Nachtschaden, der oberdeutsch die ausfahrende Hexe und den von ihr angestifteten Hagelschlag bezeichnet, und der Pflanzenname schwarzer Nachtschatten (S. nigrum) entsprechen dem Namen und Wesen dieser Skadhi. Der rote Nachtschatten (S. dulcamara) ist unter dem Namen Bittersüß allgemein bekannt; derselbe findet seine Erklärung in dem Umstande, daß die Beere der Pflanze anfänglich einen bitteren Geschmack hat, der sich aber später in einen süßlichen verwandelt. Man nennt deshalb die Pflanze auch Jelängerjelieber.

In den Alpen benutzen die Hirten das Kraut als Heilmittel gegen Engbrüstigkeit und Keuchen des Viehes, indem sie dasselbe den kranken Tieren um den Hals hängen; es führt hier den Namen Alpenranke. Man legte es den Kindern auch in die Wiege, um sie vor Verzauberungen zu schützen.

Die Namen Saurebe, Stinkteufel, Hundsbeere u. a. beziehen sich auf die Giftigkeit der Pflanze und bekunden die Abneigung, welche der Mensch im allgemeinen gegen dieselbe hat.

143. Die Zaunrübe.

(Bryonia alba.)

In Hecken und Dorfzäunen findet sich als eine echte Dorfpflanze die Zaunrübe, leicht kenntlich an ihrem windenden, üppig sich emporschlingenden, weinblätterigen Stengel. Die faustgroßen, rübenförmigen Wurzelknollen enthalten einen ätzendscharfen, giftigen Bitterstoff, der in der Volksheilkunde vielfach Verwertung findet, und der auch wohl der Grund für das Ansehen ist, welches die Pflanze im Aberglauben genießt.

Die ausgehöhlte Wurzel wurde als Becher benutzt, aus welchem ein Kranker sicher Genesung und Linderung seiner Schmerzen trank. Mittels derselben sollte auch die Gicht geheilt werden können und zwar durch Überpflanzung. Dem Leidenden ließ man etwas Blut ab, welches in eine ausgehöhlte Zaunrübe träufelte; diese wurde sodann an einem heimlichen Orte vergraben. Wie die Zaunrübe in der Erde vermoderte, so sollte auch die Krankheit auf immer von dem armen Leidenden weichen.

Im Volksmunde heißt die Wurzel Körfchenswurz; als solche wurde sie gegen Gewitter im Hause aufgehängt und als Schutzmittel gegen Hexen am Halse getragen. Aber auch die Dorfschönen kennen in manchen Gegenden Deutschlands dieselbe, und sie wissen noch von einer geheimnisvolleren und tieferen Kraft derselben. Nach ihrer Meinung übt dieselbe einen großen Einfluß selbst auf Herzen aus, indem sie Zuneigung und Liebe schafft. Deshalb legen sie, ehe sie zum Tanzplatz eilen, Scheiben derselben in ihre Schuhe und sprechen dabei:

„Körfchenschnitzel in meinem Schuh,
Ihr Junggesellen, lauft mir zu!"

Nach einer solchen Vorbereitung kann es ihnen nun nicht an Tänzern und Anbetern fehlen.

In früherer Zeit wurden die Wurzeln betrügerischerweise auch wohl statt der echten Alraunwurzeln als Alraunmännchen verkauft. Die Mandragora (Alraunwurzel, Hexenkraut, Zauberwurzel, Zauberpflanze der Circe) wächst am Mittelmeer, besonders in Griechenland, und stand bei den Alten in großem Ansehen und vorzüglichem Rufe als Zaubermittel zum Unsichtbarmachen und als Amulett gegen Hexerei. Die große, rübenförmige Wurzel teilt sich oft von der Mitte an in zwei gleiche Teile und ist mit zarten, haarförmigen Wurzelfasern bekleidet, so daß sie einem

Puppenbalge ähnelte und Halbmensch-Pflanze genannt wurde. Pythagoras sah sie als eine in einen Menschen verwandelte Pflanze an, und Plinius unterschied sogar eine männliche und weibliche Pflanze.

Die alten Germanen halfen durch Kunst nach und schnitzten kleine menschliche Figuren, sonderbar gestaltete Schutz- und Hausgötter aus dieser Wurzel. Doch da die echte Alraunwurzel (Mandragora) nur selten in ihre Hände kam, so behalfen sie sich mit den Wurzeln der Zaunrübe und nannten die Figuren Alraunen, Alruniken, Erdmännchen, Glück- oder Heinzelmännchen, weil sie den Besitzern Glück bei allen ihren Verrichtungen bringen sollten.

Die Wurzeln kamen nur selten vor; denn die Alraunen sollten in ihrer menschlichen Gestalt nur aus dem unwillkürlichen Harne der unschuldig Gehenkten unter dem Galgen erwachsen. Auch die Erlangung derselben sollte mit Lebensgefahr verknüpft sein; man erzählte, beim Ausgraben ächze und schreie dieselbe so entsetzlich, daß man davon sterben müsse. Um die Wurzel ohne Schaden zu erlangen, soll man sich daher wie Odysseus die Ohren mit Wachs verstopfen und dann die Erde ringsum abgraben, so daß die Wurzel nur noch an dünnen Fasern hängt. Nun bindet man dieselbe mit einer Schnur einem „allschwarzen" Hund an den Schwanz, zeigt diesem ein Stück Brot und läuft eilends weg. Der Hund, gierig nach dem Brot, folgt und zieht die Wurzel aus; doch von dem ächzenden Geschrei derselben getroffen, fällt er tot zur Erde. Nun hebt man die zauberkräftige Wurzel auf, wäscht sie in rotem Wein sauber ab, wickelt sie in weißes und rotes Seidenzeug, legt sie in ein Kästchen, badet sie alle Freitag und giebt ihr alle Neumond ein neues weißes Hemdlein. Sie muß sehr heimlich aufbewahrt werden, wie schon der Name Alraune oder Alrune es ausdrückt; denn Runa bedeutet Geflüster, Geheimnis. Man nahm sie aus ihrem Schranke nur, um sie zu fragen und weissagen zu lassen; denn das Männlein antwortet auf alle Fragen, offenbart heimliche und zukünftige Dinge und bringt dem Hause Glück und Segen. Ein Stück Geld, das man nachts zu ihm legt, findet man am Morgen doppelt; doch darf man ihm hierin nicht zu viel zumuten, sonst genießt man seines Dienstes nicht lange, es nimmt ab und wird untüchtig. Betrüger, welche mit Alraunen handelten und dieselben an abergläubische Leute teuer verkauften, legten denselben eine Münze (Heckthaler) bei und nannten sie Heck- oder Geldmännchen.

Die Rabbinen haben Labans Götzen auf Alraunen gedeutet; denn dieser Aberglaube ist sehr alt, und es lassen sich die Spuren desselben bis in das graueste Altertum verfolgen.

Zaunrübe und Klee.

Zum Klee die Zaunrübe sprach:
„Nachbar, komm mir doch nach!
Steigen wir doch zugleich aus den Schollen,
Warum hast du nicht mit mir wollen?"

Lächelnd erwidert der Klee:
„Darfst auf die stattliche Höh'
Eben so trotzig nicht pochen;
Ich stehe, du bist gekrochen!"

E. M. Arndt.

144. Das Schellkraut.

(Chelidonium majus.)

Das Schellkraut, auch Schwalbenwurz genannt, ist wegen seines gelben, giftigen Saftes jedem Landmanne bekannt. Bereits im Altertume hatte diese Pflanze die Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Der botanische Name Chelidonium ist griechischen Ursprunges und hängt zusammen mit einem Worte, welches Schwalbe bedeutet. Auf zweifache Weise brachte man die Schwalbe mit dieser Pflanze in Verbindung. Bei Dioskorides heißt es: „Die Pflanze blüht zu der Zeit, in der die Schwalben wiederkommen, und welkt, wenn sie fortfliegen". Und Plinius schreibt: „Von den Schwalben ist die Kraft des großen Schellkrautes entdeckt worden; denn sie geben mit Hilfe derselben blinden Jungen im Neste die Sehkraft wieder, und, wie manche Leute behaupten, selbst in dem Falle, wo ihnen die Augen ausgestochen sind". Unsere deutsche Benennung ist aus dem griechischen Chelidonium entstanden und muß daher Schellkraut und nicht Schöllkraut, wie man vielfach findet, geschrieben werden.

Die Alchimisten des Mittelalters meinten in diesem Kraute eine ganz besonders kräftige Pflanze entdeckt zu haben; der goldgelbe Saft derselben sollte alle vier Elemente enthalten, und sie vermuteten daher, den Stein der Weisen darin zu finden. Aus diesem Grunde änderten sie den Namen in Coeli donum um, d. i. Geschenk des Himmels. In der Volksheilkunde wurde die Pflanze wegen ihres gelben Saftes nach dem Grundsatze: Gleiches wird mit Gleichem vertrieben, gegen die Gelbsucht angewendet. Schon Hier. Bock teilt in seinem Kräuterbuche mit: „Schölwurtz mit Änissamen in weißen Wein gesotten und gedruncken, eröffnet die Leber und vertreibt die Gälsucht". Der ätzende gelbe Saft wird äußerlich gegen Hautverletzungen, Warzen und Flechten gebraucht, und diese Anwendung erklärt die Volksnamen: Warzenkraut, Schwindwurz, Schinnkraut, Schindkrut u. m. a.

---

145. Der Löwenzahn.

(Leontodon taraxacum)

Der allgemeinen Verbreitung der Pflanze entspricht eine lange Reihe von Volksnamen, aus der wir die bezeichnendsten hervorheben. Die schrotsägeförmigen Blätter veranlaßten die Bezeichnung Löwenzahn. Im Kindermunde heißt sie Ketten- oder Butterblume. Denn die hohlen Stengel werden von den Kindern zu Ketten benutzt, und die ganze Pflanze ist ein Lieblingsfutter der Kuh und soll von vorteilhaftem Einfluß auf einen reichen Milchertrag sein. Wegen der runden, sonnengelben Korbblüten führt sie den Namen Sonnenblume und deutet auf die Freuden des Sommers.

„De Botterblaum deip in de Bläder
Mit ehrem Sünnenangesicht

Kikt na de Sünn — as wull sei fragen:
Na, Schwester, segg, kann ick't woll wagen,
Un kreig wi nahgradens beter Weder?"
Fr. Reuter.

Wenn die Samen von dem Fruchtboden entfernt sind, bietet letzterer wohl eine entfernte Ähnlichkeit mit der Tonsur eines katholischen Geistlichen, die Veranlassung zu dem Namen Pfaffenröhrlein gab. Die Kinder nennen den Pappus Lichtlein, weil er sich wie ein solches „ausblasen" läßt; sie benutzen denselben zum Orakel, um zu erfahren, wie lange sie noch leben. Wer imstande ist, ihn mit einemmal fortzublasen, ist ein Glückskind, ihm steht noch viel Angenehmes bevor. Der Saft der Pflanze wurde früher gegen Augenkrankheiten angewandt, auch Sonnenflecken sollte er vertreiben, und das bloße Umhängen der Wurzel Triefaugen heilen und schön machen.

Der Löwenzahn.

Ihr goldnen Blumen, die ihr mir gleich Sonnen
Vor wenig Tagen noch das Herz erfreut
Und Lust und Leben rings im Thal verstreut,
Wie schnell, wie schnell hat euer Herbst begonnen!

Ihr Häupter, jüngst von Jugendglanz umsponnen,
Wie hat euch greise Wolle überschneit!
Ein scharfes Lüftchen morgen oder heut',
Und ach, in flücht'gen Staub seid ihr zerronnen. —

Du Erdensohn, dem noch die Stirn umsäumet
Der Jugendlocke schwellend Frühlingslaub,
Und dem ein Blütenstrom durchs Herz noch schäumet:

Auch deine Blüte wird des Herbstes Raub,
Dein Lockengold wird Schnee, eh' du's geträumet,
Und dann ein Lüftchen nur — und du bist Staub.

C. Maurer.

---

146. Gemeiner Hauslauch.

(Sempervivum tectorum.)

Schon Theophrastus, der um das Jahr 320 v. Chr. ein wichtiges Werk über die Pflanzen in griechischer Sprache verfaßte, beschreibt unter dem Namen Aeizoon unsern Hauslauch, indem er hervorhebt, er bleibe immer saftig und grün, habe fleischige, glatte, längliche Blätter, wachse am Boden, aber auch auf Ziegeln, wenn daselbst nur geringe Massen von Erdkrümchen zusammengeschwemmt seien. Die Römer benannten dieselben Gewächse Sempervivum. Beide Namen bezeichnen ein „Immerlebendes" und beziehen sich auf die Eigentümlichkeit der Pflanze, auch bei größter Dürre und bei gänzlichem Wassermangel doch noch wochen-, ja monatelang weiterzuleben, zu blühen und Früchte zu reifen.

Diese Zählebigkeit hat ihren Grund in den dicken fleischigen Blättern, welche auf ihren Flächen nur mit sehr wenig Spaltöffnungen versehen und dadurch vor überflüssiger Wasserverdunstung geschützt sind.

Bei den Alten führte die Pflanze auch den Namen Jupiterbart (Barba Jovis), und man kann aus dieser Bezeichnung wohl schließen, daß man dieselbe bereits als ein Schutzmittel des Hauses gegen den Blitz angesehen hat. In Deutschland war das Gewächs dem Donar geweiht, die rosenroten Blüten erinnerten an den Bart des Donnerers, den dieser beim Zucken seiner Blitze schüttelte; es trug deshalb den Namen Donnerbart und Donnerwurz. Karl der Große, der in dem capitulare de villis vorgeschrieben hat, welche Nutz-, Heil- und Zierpflanzen auf den kaiserlichen Gütern gebaut werden sollen, bestimmt in Beziehung auf unsere Pflanze: „Und der Landmann habe auf seinem Hause Jupitersbart". Man sah in der kerzengeraden Blume einen Blitzableiter, welcher das Haus während des Gewitters schützte. Der alte kräuterkundige Hieronymus Bock versichert, er habe selbst gesehen, wie die Pflanze bei einem großen Hagelwetter unversehrt geblieben sei. In der Gegenwart sind die Namen der Pflanze allerdings prosaischer, sie heißt nach ihrem Standort Dachwurz oder in anderen Gegenden in Bezug auf ihre saftreichen Blätter Hauslauch und Hauslaub.

Wie E. L. Rochholz berichtet, ist in der Schweiz der Donnerwurz die alte Verehrung geblieben. Man pflanzt sie nicht eben aufs Dach, sondern errichtet ihr nebenan am Zaune einen Sonderpfahl mit einem Brettchen, auf dem sie wie auf einem Altärchen fortwuchert. Wie das getrocknete Rindshaupt hängt am Firstbalken der Heidenhäuser, um dem Ausbruch der Seuchen und dem Blitzschlag zu wehren, so hat draußen vor dem Hause die Donnerwurz dieselben Dienste zu leisten. Man hängt sie in den Schlot, damit keine Milchstellerin und Hexe hindurchfährt; man schält ihre fleischigen Blätter und legt sie auf Wunden und Quetschungen; man verkocht sie zu Thee gegen Schmerz und Ohrensausen. Treibt sie langstengelnde Blüten, so steht der Familie ein besonderes Ereignis bevor; die weißblühende zeigt auf einen Todesfall, die rotstengelnde auf einen Glücksfall. Verdorrt sie aber gar, dann droht auch die Haushaltung bald zusammenzuschrumpfen oder ganz auseinanderzugehen. Wie Rochholz weiter mitteilt, heißt die Pflanze in der Saaser Mundart in Oberwallis Frôwentrübli, d. i. Traube des Gottes Frô, nach welchem ebendaselbst auch der Donnerstag noch Frontag genannt wird.

Zu den dickblätterigen Pflanzen gehört ferner die Fetthenne (Sedum), so benannt nach den fetten, saftreichen Blättern. Nach Plinius empfiehlt Demokrit, Getreidesamen vor der Aussaat mit dem Sedumsafte zu befeuchten, um ihn dadurch vor Ungeziefer zu schützen. Die zerquetschten Blätter, welche neben großem Schleimgehalt auch einen starken Gehalt von Kalksalzen besitzen, wurden schon bei den Alten als kühlende und heilende Mittel bei Verwundungen und Geschwüren angewandt. So wurde Telephos, der Sohn des Herkules, von der schlimmen Wunde, welche er von dem Speere des Achilles erhalten, geheilt, und noch heute

erinnert der wissenschaftliche Name der knolligen Fetthenne (S. telephium) daran. Im Westerwalde grub man nach H. Bock am St. Johannismorgen die Pflanze aus und hing sie in die Kammer oder steckte sie in die Wand über der Thüre. „Da bleibt es allzeit grün, schlägt stets aus, daß man es wohl umb Weihnacht über derselben Thüren mag grün finden, verhoffen, so lang das Kraut grün bleibt, so lang mag die Person, die das Kraut aufgehängt, in keine tödliche Krankheit fallen."

Ein ähnlicher Glaube knüpft sich an Sedum Anacampseros, welche in der Schweiz und Südeuropa heimisch und welche den seltsamen altfranzösischen Namen Große Garten-Tripmadame (Tripe Madame) führt. Junge Eheleute stecken einen Zweig in eine Mauerritze ihres Hauses und verknüpfen mit dem Gedeihen desselben ihr eigenes Glück und ihre Lebensdauer.

IV. Die Wiese.

„du bist kurzer, ich bin langer“,
also stritens ûf dem anger
bluomen und de klê.

Walter von der Vogelweide.

Da liegt sie vor uns, die ausgedehnte Wiese, ein grüner, blumengestickter Sammetteppich! Welch ein wohlthuender Anblick für Auge und Herz! — Sie steht in ruhiger, heiterer Mitte zwischen der gesunkenen Schwermut der Heide und dem kühnen Emporstreben des Waldes: gleichsam ein einfach-inniger Auslaut und Aufklang der Natur. Zunächst zieht schon die offene Weite der Wiesenfläche das Auge an sich.

„Frei empfängt mich die Wiese mit weithin verbreitetem Teppich“, heißt es treffend in Schillers Elegie. Der Berg droht in stolzer Höhe; seine wilden Umrisse brechen aus dem Schoß der Erde wie von feindlichen Mächten gehoben, in seinem Waldschatten bergen sich finstere Geheimnisse, aus seinen Schluchten stürzen schäumende Wasser. Wo von solchem Anblick das Auge bedrängt und erschöpft wird, da wendet es sich gern auf das ruhig ausgebreitete, frei-erschlossene Gelände; es weidet sich an seiner Lichtfülle und giebt sich jenem Eindrucke der Stetigkeit hin, in welchem der Mensch sich gleichsam seiner selbst versichert. Nur wo die Ebene zum unabsehlichen, gestaltlosen Flachlande sich dehnt, da treten abermals andere Gefühle — das erhabene der Unendlichkeit oder das öde der Vereinsamung — in die Seele.

Was den Wiesen jenen innigen Reiz verleiht, ist ungleich mehr als die Bodenbildung die sie bekleidende Vegetation. — — Hier bedecken gesellig geschart die Gräser ganze Striche und deuten im Verein mit den gesellig auftretenden Haustieren gewissermaßen sinnbildlich auf das große Gemeinleben der Völker, das unter diesem Himmel seine Blüten entfaltet. Ohne Wiese ist wenigstens in unserem Norden kaum eine Landschaft denkbar, wenn sie nicht dem Gebirge oder der Heide angehört. Dicht an das märkische Bauerngehöft hin, an die Welle der Thür zieht sich der grüne Teppich, der „Wiesenhof“ — niederdeutsch Wischhoff —, von keinem Zaune oder Gehege gesperrt, sondern frei in Gebüsch, in Acker und Trift sich verlierend. Ganz Thüringen — was ist es anders als

eine grüne Aue, und wie saftquellend und ruhig senkt sie sich zwischen die goldwallenden Saaten und die rauschenden Waldkuppen hinein! —

Aber es kommt darauf an, sich näher über den eigentümlichen Eindruck zu verständigen, der die Pflanzenformation begleitet. Das Gras erscheint als eine der ersten Gestaltungen der zeugenden Naturkraft. In das Jugendalter unseres Planeten, als zuerst aus dem Ozean die Erdfeste tauchte und nun auf ihr der Sonnenstrahl den neuen Trieb des Lebens weckte, in diese Zeit der Anfänge glauben wir uns den zarten, einfachen, unvollkommenen Formen gegenüber versetzt. Denn ein unvollkommenes Gebilde ist das Gras. Es steht höher als die kaum über den Boden sich erhebenden Geschlechter blütenloser Flechten und Moose, deren Geschäft nur scheint, anderen Gewächsen eine Stätte zu bereiten; aber dennoch ist das Gras nicht mehr als nur ein Beginn entwickelterer Gliederung. Noch hat sich hier die Pflanze nicht abgelöst von der Erde, es breitet sich keine Krone über einen fertig ausgestalteten Stamm, es tritt kein deckendes Blatt- und Zweigwerk heraus, und selbst die Blüte, die an Kraut und Blume sich so farben- und duftreich hervorzuheben pflegt, ist hier scheinlos. Die Pflanze liegt gleichsam noch als Säugling an der nährenden Mutterbrust. Vielleicht aber ist deshalb das Gefühl, welches die Grasflur in uns weckt, ein so unschuldig-inniges, kindlich-rührendes. Es ist, als schwebe über ihr der goldene Traum unserer eigenen Jugend, und sicherlich wird die Schönheit einer Wiese nur von einem Kinde ganz genossen. Wiesen und Kinder, die Feldblumen und Menschenblumen: eins mag ohne das andere nicht gedacht werden. Auf der Wiese windet das Mädchen den ersten Kranz und stimmt seine Brust zum ersten Liede. Auf der Wiese ist der Tummelplatz des Knaben. Hier darf er nicht verstohlen schleichen wie im bangen Dunkel des Waldes, hier ist er der gebietende Herr. Er jagt Falter und Käfer, kämpft gegen Erdwespen und Mücken, beschleicht den weidenden Storch und horcht träumend der fern ins Abendrot hinaus hallenden Glocke seines Dorfes. Jugendlust, Gefühl der Verjüngung, der Lebenserneuerung: darin liegt der tiefe Zauber der Wiese. Und den empfänglichen Sinn wird eine ähnliche Stimmung auch da anklingeu, wo nicht jene Erinnerungen und Ahnungen ihren geheimen Anteil an derselben haben. — —

Wie ein leichtes, reizvoll jeder Form sich schmiegendes Gewand liegt das Gras über der Erde; eine wohlthuende, für unser Gefühl fast untrennbare Hülle des Elements. Unter ihr verborgen ruht das „tote Irdische"; aber über ihr und aus ihr weht der Geist des Lebens, der unbesiegten Schöpferkraft der Natur. Wo Gräser sprossen und Wiesen sich dehnen, da ruft allenthalben den Menschen eine Heimatstimme an. Wo sie fehlen, auf dem Steinrücken der Gebirge, im Sande der Wüste, kann wohl der Eindruck des Gewaltigen die Seele ergreifen und erschüttern, aber das warme, vertraute, zuversichtliche Gefühl des Heimseins und der unvergänglichen Fülle des Lebens mag da nicht gedeihen. Über Trümmer, Gräber und Walstätten zieht das Gras die versöhnende, belebende Decke: „es ist Gras darüber gewachsen",

sagt mit inniger und treffender Bezeichnung der Volksmund, wenn ein Leid gestillt und vergessen ist und aus dem Schmerze leise wieder die Freude kommt. An das Gras und die Wiese hängt sich des Nordländers erste und letzte Hoffnung. Wenn nach trüben Wintertagen der Strahl wärmer und voller herabdringt, da ist es die Wiese, der grasumsäumte Fußpfad, der quellige Rasen, der die ersten grünen Halmspitzen zeigt und dem harrenden Menschen den Sieg des Lichts verkündigt. Hat Sommerglut die Flur versengt und fallen nun die langersehnten, befruchtenden Tropfen, so grünt am ersten wieder die Trift; und wenn im Spätjahr längst alle Blumen welk und alle Bäume entblättert stehen, da ist doch die Wiese noch grün und zeigt dem gerührten Auge manche verborgene Blüte, da träumt hier der Herbst den Traum des Frühlings noch einmal nach. Ja es scheint, als weise schon der Name des Grases selber auf solche unzerstörbare Lebenskraft der Natur. Denn Rasen und Wasen bedeutet eben nichts anderes als das Wachsende, Sprossende, Grünende.

Und nun dieses tauige Wiesengrün! Welches andere käme ihm gleich an Frische und Milde! Die Wissenschaft lehrt, daß im Grün die Gegensätze der Farben zum ruhigen Gleichgewicht verschmelzen. Auf dem ebenen, sammetnen Teppich der Wiese muß jedes Auge diesen besänftigenden und doch vollerquickenden Eindruck empfinden. Von Sonnenlicht und Erdfeuchte gesättigt, warm und goldig schimmernd, und hoch darüber die blaue Unendlichkeit des Äthers: wo gäbe es ein ruhigeres und in dieser Ruhe doch schöneres, anregenderes Bild als die Wiese? Reizend liegt sie im vollen Sonnenglanz, wenn sich aus dem rötlichen Wiederschein, der über die Halme fliegt, die ganze Fülle schaffender Kräfte ahnt; aber ein nicht minder schöner Anblick ist es, wenn stille Wolkenschatten über die Flur schweben und ein Wechselspiel der zartesten Streiflichter entspinnen, oder wenn aus regenduftigem Gewölk plötzlich die Sonne mit goldenem Arme herabgreift und nun das feuchte Grün im langen Strahl fast durchsichtig glüht.

In diesen Teppich webt nun die Blumenwelt ihre reichsten Arabesken.

„Kräftig auf blühender Au' erglänzen die wechselnden Farben,
Aber der reizende Streit löset in Anmut sich auf."

H. Masius.

Die Heuernte.

Heuernte, schönste Zeit im Jahr,
Der Wald längst grün und doch noch klar,
Die Blumen ganz im Blüh'n,
Die Saat noch hoffnungsgrün.

Grün hängt die Frucht im dichten Baum,
Halb ausgebildet, halb noch Traum;
Still steht des Lebens Flucht
Noch zwischen Blüt' und Frucht.

Nur erntereif das flücht'ge Gras,
Und frisch und duftig selber das.
Wohl, wenn's ans Welken geht,
Dem, der so süß verweht.

Die Luft noch nicht so wild durchschwirrt,
Nur hier und dort ein Käfer irrt;
Im Grillchen kichert nur,
Im Vogel jauchzt Natur.

Vorüber schwebt ein geist'ger Duft,
Ein Äther durch den Dampf der Luft!
Ist's Engels Odem? Nein!
Es ist der blühende Wein!

O Mensch, genieße diese Zeit
Und atme sie wie Ewigkeit;
Leg' dich am Quell ins Heu,
Erbau' dein Traumgebäu!

Geschwind, eh' dich ein Tropfen weckt,
Eh' dich ein Blitz, ein Donner schreckt,
Denn auch der Wonne Born
Wallt plötzlich auf im Zorn.

Dann sät sein Korn der Hagel aus,
Der Sturm bricht Äste sich zum Strauß,
Der Bach zerreißt das Land —
Frucht, Blüte, Gras verschwand.

G. Schwab.

Das erste Sommergras.

Ich weiß es nicht, was es wohl ist,
Das mir zu Herzen geht,
Seh' ich das erste Sommergras
Vom Schnitter hingemäht.

Wohl sprießt das neue bald ihm nach,
Und Sommer bleibt noch lang',
Doch wird mir gar so trüb' dabei,
Hör' ich der Sichel Klang.

Martin Greif.

---

147. Die Weide.

(Salix.)

Zur Bezeichnung dieses Baumes hat die Biegsamkeit der Zweige den Anlaß gegeben. Der Name **Weide**, althochdeutsch wîdâ, mittelhochdeutsch wide, entstammt mit dem altindischen vîtikâ = Band der Wurzel vî, welche flechten, knüpfen bedeutet. In Thüringen nennt man jede zum Binden gedrehte Rute, von welcher Gehölzart sie auch genommen sein mag, **Wiede**. In der Schweiz und in Österreich heißt die Volksbezeichnung **Felber**, und hängt dieser Name mit „falb" zusammen; er wird zumeist gebraucht von der weißen Weide (S. alba) und gründet sich auf die mattblaugrüne Färbung des Laubes. Das Geschlecht der Weiden ist in zahlreichen Arten über ganz Europa verbreitet, alle zeigen große Ähnlichkeit unter einander: dieselben rutenförmigen Zweige, dieselben schmalen, lanzettlich zugespitzten Blätter, dieselbe bewundernswürdige Lebenszähigkeit, welche jahrelanges Köpfen erträgt und noch dauert, wenn der Kern bereits zu Erde zerfallen ist.

Unsere alten Vorfahren waren der Weide nicht hold gesonnen, sie zählten dieselbe nicht zu den sogen. glücklichen Bäumen. Der ganze Charakter der Weide hat den Baum in so üblen Ruf gebracht. In der That sehen die alten, verkrüppelten Weidenstrünke mit schopfartiger Krone aus langen, dünnen Zweigen im Halbdunkel geisterhaft aus; dazu kommt, daß die Weide oft an trügerischen Sümpfen und Gewässern wächst, die schon manchem Unglücklichen das Leben raubten. Sie war deshalb bei den alten Germanen das Sinnbild des Totenreiches und des Sterbens, und der germanische Todesgott Vidharr wohnte in der Unterwelt in Weidengebüsch. In alten Weiden sollten nach abergläubischer Meinung des Volkes die Gespenster und Hexen ihren Sitz haben; ja dieselben sollten sich bei Verfolgungen in solche verwandeln. Die Königin der

Hexen führte eine Weidenrute als Scepter, und wenn ihre Unterthanen, die Zauberweiber, den Morgentau mit roten Weidenruten abstreiften, entstanden Nachtfröste zum Verderben der Blüten. Manchem mutigen Manne ist es nach der Sage gelungen, ein Gespenst in einen hohlen Weidenstamm einzukeilen und dadurch unschädlich zu machen.

Selbst in die heilige Geschichte ist die Weide als ein Baum des Unglücks gedrungen: Judas soll sich an einer Weide erhängt haben. Zur Erinnerung hieran ist deshalb der Weidenstamm bis auf den heutigen Tag hohl. Ferner sollen die Kriegsknechte den Herrn mit Weidenruten gegeißelt haben. Diese Sage knüpft sich an eine besondere Weidenart, die unter dem Namen Trauerweide ein sinniger Schmuck unserer Friedhöfe geworden ist. A. Kopisch singt von derselben:

„Laub, Zweig' und Äste läßt die Trauerweide
Zur Erde hangen, wie vor großem Leide;
Ein stolzer Baum war sie in Jesu Tagen,
Bis man mit ihrem Zweig den Herrn geschlagen.

Als sie mißbraucht sich sah zu Gottes Hohne,
Da neigte sie vor Wehmut ihre Krone
Und kann vor Schmerz noch nicht die Zweige heben,
Läßt sie, wie Wind sich wirft, in Lüften schweben."

Schon im alten Testament wird die Weide als Baum der Trauer erwähnt. In Erinnerung an die babylonische Gefangenschaft sangen die Juden: „An den Wassern zu Babel saßen wir und weinten, wenn wir an Zion gedachten. Unsere Harfen hingen wir an die Weiden." (Psalm 137.) Noch jetzt nennen die Juden den siebenten Tag der Woche „den Weidentag". Nach neueren Forschern bezeichnet freilich das von Luther übersetzte Wort keine Weidenart, sondern die Euphrat-Pappel.

Die Araber besitzen über die Entstehung der Trauer- oder Thränenweide eine eigene Sage, welche sich an ein Ereignis aus dem Leben des Königs David anlehnt. Der König David hatte Uria durch das Schwert der Ammoniter getötet und die schöne Frau desselben, Bathseba, zu sich genommen. „Eines Morgens, als er in gehobener Stimmung vor seiner Harfe saß und Psalmen dichtete, sah er zu seinem Erstaunen plötzlich ihm gegenüber zwei Fremde sitzen. Da er den strengen Befehl gegeben, niemanden vorzulassen, verwunderte sich David sehr, wie dieselben in sein Zimmer gekommen. Doch die Fremdlinge baten herzlich um Verzeihung, da sie eine dringende Klage vorzubringen hätten. Aufgefordert, ihm ihre Sache zu berichten, erzählten sie ihm den Vorgang, welchen wir in der heiligen Schrift in der Bußpredigt des Propheten Nathan finden. Zwar fuhr David anfangs im heftigen Zorne auf, doch bald neigte er im Bewußtsein seiner schweren Schuld demütig das Haupt und erkannte in den Fremden zwei Engel des Herrn. Von der Schwere seiner Missethat überwältigt, warf er sich, nachdem ihn die Boten Gottes verlassen, auf den Boden und vergoß Thränen der bittersten Reue. So lag er vierzig Tage und vierzig Nächte auf seinem An-

gesichte, in einem fort weinend und zitternd vor dem Gerichte des Herrn. Wieviel seit David bis zum Tage des Gerichtes die Menschen über ihre Sünden Thränen der Reue vergossen haben und vergießen werden, so viel weinte David in diesen vierzig Tagen, während welcher er die Bußpsalmen dichtete. Die Thränen seiner Augen formten zwei Bäche, die aus dem Zimmer auf den Altan liefen und von demselben in den Garten hinabstürzten. Wo sie sich in die Erde verliefen, entsproßten zwei Bäume, die Thränenweide und der Weihrauchbaum; die erste klagt und trauert, der zweite weint große Thränen noch immerfort zum Andenken der wahren Reue Davids."

Die Trauerweide hat von Linné den Namen S. babylonica bekommen, da er sie für die von Luther im 137. Psalm erwähnte Weide hielt. Neuere Reisende haben jedoch die Trauerweide im Orient nirgends wild und nur selten angepflanzt gefunden. Die ursprüngliche Heimat dieses Baumes ist Japan und China. Bei uns kommt sie auffallenderweise nur in weiblichen Exemplaren vor, weil alle unsere Trauerweiden von demselben weiblichen Stockreise abstammen, das zuerst nach Europa gebracht worden ist. Der Überlieferung nach erhielt Lady Suffolk in Twickenham bei London aus der Türkei einen aus Weidenruten geflochtenen Korb als Umhüllung einer Sendung. In demselben entdeckte der Dichter Pope einen noch anscheinend frischen Zweig und veranlaßte, daß derselbe im Garten angepflanzt wurde. Aus ihm erwuchs die Trauerweide; sie wurde viel bewundert, und der neue Baum erhielt als „Popes Trauerweide" eine gewisse Berühmtheit.

Eine Spielart der Trauerweide mit spiralig aufgerollten Blättern ist die Lockenweide. Wie Th. Rümpler berichtet, hat man derselben irrtümlicherweise den Namen Napoleonsweide beigelegt, in der Meinung, sie sei zuerst am Grabe Napoleons angepflanzt gewesen. Thatsächlich wurde schon vor der Gefangennahme Napoleons der Versuch gemacht, englische Gehölze auf der baumlosen Insel St. Helena anzusiedeln. Unter diesen befand sich auch die echte Trauerweide. Nur mit Mühe gelang es, einige junge Bäume dieser Art vor den wilden Ziegen zu schützen, welche dort oft herdenweise umherziehen und jede Vegetation niederhalten. Einem dieser Bäume hatte man einen Platz in einem lieblichen Thale an einer Quelle angewiesen; er wurde später von Napoleon oft besucht. Etwa um dieselbe Zeit, in welcher Napoleon starb, wurde die Weide von einem Sturme niedergeworfen, und Madame Bertrand, die treue Pflegerin des Verbannten, benutzte die Ruten des gefallenen Baumes zur Einfassung der Grabstätte, doch gingen die aus ihnen erwachsenen Bäumchen etwa sieben Jahre später wieder zugrunde. Man hatte aber in der Nähe des Grabes eine Anzahl anderer Bäume dieser Art angepflanzt, welche bis 1835 ein ausgezeichnetes Wachstum entwickelten, dann aber infolge ungünstiger Witterungseinflüsse zu kränkeln begannen und nach und nach zugrunde gingen. Zum Siechtume und Untergange der Bäume trug aber auch der Umstand nicht wenig bei, daß alle Fremden, welche St. Helena und das Grab Napoleons besuchten, Zweige der Trauerweiden als Andenken mit sich nahmen. Angeblich aus

solchen gezogene junge Pflanzen wurden in England, wo die Namen Napoleon und Waterloo noch immer große Anziehungskraft übten, als Napoleonsweide ein vielbegehrter Handelsartikel und teuer bezahlt. Nach 1828 gab es am Grabe Napoleons keine Trauerweide mehr; an ihre Stelle trat eine neuholländische Akazienart, Acacia vestita.

Trotzdem die Weide nach dem deutschen Volksglauben ein so arger Baum war, der sich keineswegs der Vorliebe des Menschen zu erfreuen hatte, so schrieb der Aberglaube ihr dennoch manche Heilkraft zu. Das erste Bad eines Kindes mußte mit Weidenrinde gekocht sein, damit das Kind vor bösem Zauber geschützt wäre. Auch vom Fieber konnte man sich mit Hilfe der Weide befreien, indem man die Krankheit entweder in die Weidenstämme verkeilte oder in die Weidenzweige verknotete. In der Oberpfalz kommt es vor, daß, wenn ein neugeborenes Kind einen Leibesschaden hat, man am nächsten Karfreitag eine Weide schlitzt, das Kind hindurchzieht und darauf den Spalt wieder verbindet. Sobald derselbe verwächst, soll auch das Kind gesunden. Nach dem Volksglauben in Oldenburg begiebt sich ein Frauenzimmer, das eine Hexe werden will, nachts unter den Weidenbaum. Einer fertigen Hexe spricht sie die folgenden Worte nach:

„Hier sitte ick unnern Willgen
Und verswere Gott und alle Hillgen“ u. s. w.,

worauf sie ihren Namen mit Blut in ein Buch schreibt. Als dem Hexenbaum hat nach böhmischem Aberglauben der Teufel der Weide besondere Anziehungskraft für Selbstmörder gegeben; an Weiden erhängen sich dieselben am liebsten. Darum soll man mit Weidenruten kein Kind schlagen, sonst bekommt es die Auszehrung.

In der katholischen Kirche werden in unseren Breiten statt der Palmen am Palmsonntage Weidenzweige mit Kätzchen geweiht. Diese heiligen „Palmzweige“ sind nach dem Volksglauben in Steiermark das sicherste Mittel gegen Blitz und Hagel; der Rauch von diesen Zweigen vertreibt den bösen Feind, Hexen und Spuk. Deshalb tragen auch die Halter (Rinderhirten) in den steierischen Alpen einen gedörrten, am Palmsonntage geweihten Weidenkranz als Schutz vor dem Einschlagen des Blitzes auf dem Hute.

In den alten geheimnisvollen Femgerichten fand auch die Weide Verwendung. Ein Weidenstrick lag neben dem blanken Schwert bei der Eröffnung des Gerichtes auf dem Tische vor dem Freigrafen, und bei „weed und reype“ (Weide und Strick) schloß derselbe alle Uneingeweihten von der Teilnahme an der Sitzung aus. Wer sich aber doch neugierig heranschlich, der mußte gewärtig sein, mit einem Weidenstrick am nächsten Baume aufgeknüpft zu werden. Das Tragen einer Weide galt nach germanischen Gesetzen wie das Hundetragen für eine entehrende Strafe.

Unglücklichen Liebhabern setzte man im Mittelalter einen Kranz aus Weidenzweigen auf. Als den umheimlichen Baum unglücklicher Liebe hat auch Shakespeare die Weide mehrfach erwähnt. Von bangen Ahnun-

gen erfüllt singt Desdemona als Schwanengesang ein altes Volkslied von einer verlassenen, klagenden Braut:

„Sie saß unterm Ahorn, ihr Leid war groß,
Singt Weide, grüne Weide!"

Und die unglückliche, von der Nacht des Wahnsinns umschattete Ophelia findet ihr feuchtes Grab, als ein trügerischer Weidenzweig bricht, den sie mit phantastischen Kränzen schmücken will.

„Es neigt ein Weidenbaum sich übern Bach
Und zeigt im klaren Strom sein grünes Laub ....
Dort, als sie aufklomm, um ihr Laubgewinde
An den gesenkten Ästen aufzuhängen,
Zerbrach ein falscher Zweig, und nieder fielen
Die rankenden Trophäen und sie selbst
Ins weinende Gewässer."

Auch in „Viel Lärm um nichts" und „Heinrich VI." benutzt der große englische Dramatiker den Volksbrauch, daß Witwen und verlassene Bräute den Weidenkranz tragen.

In alten Volksliedern ist die Weide der Trauerbaum, und als solchen feiert sie auch Alfred de Musset in den folgenden schönen Versen:

„Ihr Freunde, ruft der Tod mich ab,
Pflanzt auf den Kirchhof eine Weide!
So lieb, so traulich hängt herab
Ihr bleiches Laub in stillem Leide;
Süß werd' ich ruhn, wenn ich einst scheide,
Fällt sanft ihr Schatten auf mein Grab."

Die Trauerweide.

Ein Kaufmann erhielt einst von einem Freunde in Kleinasien einen Korb mit Feigen zum Geschenk. Der Korb war geflochten aus Weidenzweigen, unter welchen einer noch ganz grün war. „Warte, du kleines Dinglein", sagte der Kaufmann, „wenn noch Leben in dir ist, so sollst du nicht vergehen." Er steckte den Zweig in die Erde. Derselbe hatte zwei Augen, die aber noch fest geschlossen waren. Da der Mann ihn nun sorgsam pflegte, so regte sich bald neues Leben in dem Zweiglein; es öffnete die Augen und sprach: „Wo bin ich? Als die Menschen mich abschnitten, meinte ich nicht anders, als daß ich sterben müßte, und daß es ganz mit mir vorbei wäre — und doch lebe ich?! Aber wo lebe ich? Ist jenes graue Zelt über mir der Himmel? Wo ist die tiefe Bläue, die ich an ihm kenne? Wo sind die Ölbäume, die Feigen- und Apfelsinenbäume? Nein, dies Land ist nicht meine Heimat!" Und traurig stand es da und mochte den Himmel nicht ansehen, denn es war ihm, als ob derselbe unmittelbar auf ihm laste; auch mochte es sich nicht umsehen, denn nirgends bot sich ihm ein befreundeter Anblick. Traurig senkte es deshalb die Zweiglein, die es trieb, zur Erde; war diese doch das einzige Heimatliche, das es hier wiederfand!

Der Kaufmann hatte eine kleine Tochter von fünf Jahren, die wurde krank und starb, und die Eltern weinten sehr, als die schwarzen Leute kamen, um sie nach dem Friedhof zu bringen und dort zu bestatten. Da grub der Mann die kleine Weide aus und pflanzte sie auf das Grab seines Kindes, indem er sagte: „Du bist ja immer so traurig, daß du deine Heimat und deine Freunde verloren hast; du kannst mit uns trauern, denn wir haben unser liebes Kind verloren, es liegt zu deinen Füßen in der Erde, wohin deine Zweige zeigen.“ „Nein“, sprach das Bäumchen, „das Trauern überlaßt mir allein. Freilich fühlt auch ihr euch gebeugt, eben wie ich, und der leiseste Anhauch von außen erregt in unserm tiefsten Innern das Gefühl des Verlustes, so daß ihr sehr wohl meine leisen Klagen versteht, wie ich auch dabei eure Thränen zu deuten weiß. Aber ich werde mein Auge nie losreißen können von dem Fleckchen Erde unter meinen Füßen, dem einzigen, das mir heimatlich erscheint; ihr dagegen werdet euren Blick erheben von dem Fleckchen Erde, welches nur die äußere Hülle birgt, zu eurer eigenen und eures Kindes wahren Heimat. Denn ich habe meine Heimat und meine Freunde für immer verloren; ihr dagegen werdet euren Liebling in eurer Heimat wiederfinden.“

Dieses und noch manches andere redete das Bäumchen. Der Vater und die Mutter hörten es, und sie wurden nach und nach getröstet über ihren Verlust. Das Bäumchen aber war währenddessen immer größer geworden, denn Thränen und Kummer waren seine beste Pflege gewesen. Bald bedeckte es mit seinen niederhängenden Zweigen — den eigenen Gram pflegend, den fremden in sich verschließend — das ganze Grab, und den bleichen Leichenstein mit der geknickten Lilie verhüllte das Blätterdach der Trauerweide aus bedeutungsvollem Grün.

Aus: Junge, „Der Dorfteich“.

Horch, die Erinnerung!

Horch, die Erinnerung ferner Jugendzeit!
Da ziehen hin des Dorfes jüngste Söhne!
Die Weidenflöten tönen laut und weit —
Sind sie auch rauh, ich liebe diese Töne.

Und kümmert sie nicht Takt und Melodie,
Die Knaben sind des Frühlings Musikanten;
Es klingt wie Vogellieder-Harmonie,
Die neubegrünte Wälder hell entsandten.

Seltsame Zeit! Nicht die lebend'ge Brust
Allein läßt ihre laute Wonne schallen,
Der stumme Zweig selbst wird erweckt zur Lust
Und muß mit Tönen in die Freude hallen.

Wolfgang Müller v. Königswinter.

Die Trauerweide.

I.

Ich grüne, wie die Weide grünt,
Die Trauerweide,
Die aufzuschau'n sich nie erkühnt
In ihrem Leide.

Sie steht und weint und läßt hinab
Die Haare fließen,
Wo Blumen über einem Grab
Und Gräser sprießen.

Der Frühling hat auch ihr geschwellt
Der Knospen viele:
Wann welket doch das Laub und fällt
Und ist am Ziele?

W. Wackernagel.

II.

Als des Schöpfers Allmachtsruf
Gräser, Kraut und Bäume schuf,
Ward auch eine Trauerweide,
Prangend in der Hoffnung Kleide;
Doch der Erd' entsprossen kaum,
Schoß sie auf im leeren Raum,
Überragend die Nachbaren,
Die doch Eich' und Tannen waren.
„Weide", tönt' es, „weil du dich
So erhebst unwürdiglich,
Sollst du klein und niedrig bleiben;
Lange Ruten sollst du treiben,
Doch nicht Äste, stolz empor;
Nicht der Vögel muntrer Chor
Wird in deinen Zweigen singen,
Keine Früchte wirst du bringen,
Käfer und Insekten nur
Hegen auf der öden Flur.
In des Sumpfes faulen Gründen
Magst du deine Nahrung finden;
Spiel der Knaben wirst du sein,
Keines Menschen Blick erfreu'n;
Und es werde dir die Stelle
An der düstern Gräber Schwelle;
Da, in der Verwesung Ort,
Trauerweide, traure fort!"

Chr. Hackenschmidt.

III.

Lieber, schlanker Baum der Thränen,
Trauerweide, mußt dich lehnen
Über manches stille Grab;
Neigst dein zartes Laub herab,
Daß es zittre, daß es bebe
Und im Säuseln sanft umwebe,
Was man dir zur Obhut gab.

Nachts, wenn alles Ird'sche schweiget,
Nur der Mond wie träumend steiget
Aus dem Wald mit stillem Gang,
Scheint der Gräber Reih'n entlang,
Schickst du Thränen auf die Erde,
Daß sie angefeuchtet werde,
Singst du geisterhaften Sang.

Trauerweide, Baum der Schmerzen,
Baum der tiefbetrübten Herzen,
Du sollst mir der liebste sein,
Wenn mich Liebe läßt allein. —
Einst, wenn ich hab' ausgelitten,
Ausgerungen und -gestritten,
Wiegest du zum Schlaf mich ein.

Carmen Sylva (Königin Elisabeth von Rumänien).

148. Die Pappel.

(Populus.)

Der Name **Pappel** ist dem lateinischen populus nachgebildet, und er müßte deshalb den O-Laut haben wie dänisch poppel, englisch poplar. Im Deutschen ist jedoch a in das Wort hineingekommen. Die breiten, schweren Blätter sitzen an langen elastischen Stielen, durch den geringsten Windhauch werden sie in schwingende Bewegung gesetzt, die Blattflächen

schlagen an einander, und man vernimmt ein Flüstern und Lispeln, Rauschen und Raunen. Diese Naturlaute sind jedenfalls Veranlassung zur Umbildung des Namens gewesen; denn das Zeitwort pappeln oder pappern heißt soviel wie plaudern und unnütz sprechen.

Von Homer wird die Pappel öfters erwähnt. Im Lande der Phäaken stand um eine Quelle ein aus ihr gebildeter Hain, welcher der Minerva geheiligt war. Man nimmt an, daß die homerische Pappel die Schwarzpappel (P. nigra) sei. Allgemein bekannt ist die Pyramiden- oder lombardische Pappel (P. pyramidalis). Ob sie eine selbständige Art oder nur eine Abart der Schwarzpappel ist, bleibt zweifelhaft, ebenso auch ihr Vaterland. Nach Alexander von Humboldt soll sie vom Mississippi in Italien eingeführt sein; andere verlegen ihre Heimat nach Persien. Bemerkenswert ist, daß fast alle Pyramidenpappeln in Deutschland männlichen Geschlechts sind. Schon die Alten pflanzten den Baum an Straßen und Gräben an; bei uns soll er namentlich seit Napoleon I. zur Einfassung von Chausseen verwendet worden sein. Die Straßen erhalten dadurch ein äußerst monotones Aussehen, und es ist darum nicht zu beklagen, daß diese Sitte immer mehr und mehr schwindet. Freilich läßt sich auch nicht leugnen, daß dem schlanken Baume eine gewisse Vornehmheit eigen ist, deren auch Schiller im „Spaziergange" gedenkt, wenn er singt:

„. . . . . Der Pappel stolze Geschlechter
Zieh'n in geordnetem Pomp vornehm und prächtig dahin".

Die Silberpappel (P. alba) war nach Vergil dem Herkules geweiht, welchem sie nach einer griechischen Sage ihre Entstehung verdankt. Als Herkules den Cerberus aus dem Schattenreiche heraufholte, bekränzte er sich mit dem Laube der Schwarzpappel. Von seinem Schweiß ward die untere Seite der Blätter weiß gefärbt. Aus dem Kranze erzog der heimkehrende Sieger die Silberpappel, mit der in der Folge die Jünglinge bei den Leibesübungen sich schmückten. Nach Pausanias lag im Haine Altis zu Olympia das Pelopium, ein heiliger Platz, welcher von Herkules dem Pelops geweiht war. Zum Opfern durfte hier nur das Holz der Silberpappel verwandt werden.

In einigen Gegenden herrscht der Glaube, die Pappel besäße die übernatürliche Kraft, das Haar wachsen zu machen. Zu diesem Zweck pflegen eitle Mädchen ein Loch in die Pappel zu bohren und einige Haare hineinzustecken. „Denn", sagen sie, „da die Pappel schnell wächst, muß auch unser Haar schnell wachsen." Die Knospen der Schwarzpappel enthalten ein balsamisch riechendes Weichharz, welches früher als Hauptbestandteil der „Pappelsalbe" als äußeres, zerteilendes Heilmittel diente. Hierauf bezieht sich die folgende hübsche Sage, welche in Schleswig allgemein verbreitet ist:

Ein König hatte einst einen Baumgarten und weilte oft und gern in demselben; denn die meisten Bäume waren von ihm selbst gepflanzt und unter seiner steten Pflege herangewachsen. Vor allen gefiel ihm aber eine Pappel, die schlank emporgesprossen war und einst ein herrlicher Baum zu werden versprach. Mit großer Betrübnis sah er deshalb in

einem Frühling, daß die Pappel nicht grünen wollte; und während rings die anderen Bäume ihre Knospen entfalteten und bald im grünen Schmucke des Frühlings prangten, verharrte die Pappel in ihrer winterlichen Tracht.

Da ward der König gar traurig und meinte, der Baum sei erstorben. Als er eines Tages auch in stillem Grame vor demselben stand, trat sein treuer Diener Hans zu ihm und sprach: „Herr König, ich will Ihm den Baum wachsen machen, wenn Er mir alles geben will, was ich unter dem Baume in der Erde finde.“ Da antwortete der König: „Ja, Du sollst alles haben und sollst fortan mir der Liebste auf Erden sein.“ Nun grub Hans den Baum aus der Erde, und er fand zum Erstaunen des Königs unter demselben zwischen den Wurzeln zwei große Edelsteine und ein goldenes Buch. Sorgfältig setzte er nun den Baum wieder in den Boden, und dieser begann jetzt zu treiben, daß es eine Lust war. Die Steine aber steckte Hans in seine Tasche, und von Stund' an ward er so klug und weise, als noch kein Mensch auf Erden war; er konnte alle geheime Schrift lesen, die in dem Buche stand.

Des Königs Tochter aber war blind und konnte von niemand geheilt werden. Nach einiger Zeit trat Hans zum Könige und sprach: „Mein Herr König, seid nicht mehr so traurig über die Krankheit Eurer Tochter, ich will sie wieder sehend machen.“ „Ach, wenn Du das könntest“, entgegnete der König, „solltest Du mir noch viel lieber sein und solltest meine Tochter zur Frau erhalten.“ Hans ging darauf zum Pappelbaume und pflückte sich Blätter, die er auf die Augen der blinden Königstochter legte. Und siehe, sie wurde wieder sehend und später die glückliche Gemahlin des Hans. Es war ihnen noch ein langes, freudenreiches Leben beschieden, und nach dem Tode des Königs bestieg der weise Hans sogar den Thron.

Italienische Pappel.

Vielleicht ist kein Baum so verschiedenartig betrachtet worden, als dieser. Der hohe, schlanke Stamm, an den sich ringsum die aufwärtsstehenden Zweige mit ihrem dichten, dunkeln Laube schmiegen, stellt das Leben der Pappel so recht als ein Sonnenleben dar. Darum wurde sie wohl von unseren Dichtern als Symbol der Sehnsucht, ja erhabener Trauer gefeiert, und auch die Alten mochten ihr eine ähnliche Bedeutung gegeben haben. Gewiß ist, daß sie diesen Baum vorzüglich häufig an Straßen, öffentlichen Plätzen, Gärten und Denkmälern anpflanzten, daß — außer der Olive — keiner öfter auf ihren Münzen und Kunstwerken erscheint.

Dennoch will uns die Pappel selten behagen. Am meisten hat sich ihrer die französische Gartenkunst bemächtigt, welcher ein Baum, der fast gar keine Individualität entwickelt und selbst mit seinem Schatten kargt, besonders zusagen mußte. Die Pappel fügt sich leicht in das geistlose Ebenmaß dieser Gartenarchitektur, während sie doch auch, gehörig gruppiert, den Eindruck stolzer, schroffer Gravität geben konnte, welche jene Parke trotz aller ihrer Rokokospielereien nie zu verfehlen suchten. — In ihrer ganzen Nüchternheit erscheint die Pappel auf unseren Landstraßen, deren Staub selbst ihr frisches Grün verlöscht. Welche Öde in diesen unansehnlich gedehnten Zeilen, in diesen kahlen, stangenähnlichen Wegezeigern! In der That: so

poetisch der sorglos schweifende Fußpfad am grünen Waldesrande oder am Gartengelände mit seinen überhangenden Blüten und Früchten, so ermüdend prosaisch ist die gradlinige Kunststraße mit ihren marklosen, aristokratisch hochgereckten Pappeln. Die langen Müßiggänger gehören weder in die romantische Waldwildnis, noch auf das Feld, das der Schweiß des Landmannes bebaut; vor Kasernen und Zollhäusern wollen wir sie uns gefallen lassen.

H. Masius.

Die Pappel.

I.

Da stehen sie am Wege nun,
Die langen Müßiggänger,
Und haben weiter nichts zu thun,
Und werden immer länger.

Da steh'n sie mit dem steifen Hals,
Die ungeschlachten Pappeln,
Und wissen nichts zu machen, als
Mit ihren Blättern zappeln.

Sie tragen nicht, sie schatten nicht
Und rauben, wo wir wallen,
Uns nur der Landschaft Angesicht;
Wem könnten sie gefallen!

Fr. Rückert.

II.

Still strebt die Pappel in die Höh'
Und unverwandt dem Himmel zu,
Als ob der Erde Lärm sie flöh'
Und suchte droben Glück und Ruh.

Der Morgensonne erster Strahl
Schielt rötlich durch der Blätter Grün;
Die klaren Tropfen ohne Zahl
Wie Edelstein und Perlen glüh'n.

Die Sonne steigt — des Tages Glut
Liegt auf der Erde schwül und schwer;
Die Wolke, die im Westen ruht,
Sie sendet dumpfen Donner her.

Der weckt die Wirbelwinde auf,
Schon kommen sie herangebraust,
Schon haben sie im raschen Lauf
Die arme Pappel wild zerzaust.

Nun kommt der Sturm herangeschnaubt
Und beugt sie wie ein schwankes Rohr,
Die Blitze zucken um ihr Haupt —
Sie peitscht den Sturm und schnellt empor.

Der Sturmwind ruht, der Donner schweigt;
Das Laub erfrischt vom Regenstrom —
Wie eine grüne Flamme steigt
Die Pappel auf zum Himmelsdom.

Th. Hegener.

---

149. Die Erle.

(Alnus glutinosa.)

Der Name Erle oder Eller, althochdeutsch erila, mittelhochdeutsch erle, entstammt, wie das lateinische alere, anschwellen, wachsen, der Wurzel al und deutet darauf hin, daß sich der Baum aus dem wasserreichen Grunde rasch und kräftig erhebt. Wegen ihres düsteren Aussehens wird sie auch Schwarzerle genannt. In der germanischen Mythologie steht sie neben der Esche. Denn während aus dem Eschenstamme der Mann geschaffen wurde, entstand das Weib aus der Erle. (Vgl. S. 41.)

Nach der Anschauung des Volkes ist die Erle ein Gespensterbaum, der „Erlkönigsbaum". Ohne Zweifel hat hierzu das geisterhafte Aussehen der Erlenstümpfe an Gräben und in sumpfigen Gegenden Anlaß gegeben; manches ängstliche Gemüt mag in halbdunkeln Nächten durch sie schon in Schrecken versetzt worden sein. Nach altem Glauben wohnt in den Zweigen der Erle der Elbenkönig, von Goethe nach dem Vorgange Herders Erlkönig genannt, mit seinen Töchtern. Auch andere weiße (gute) und dunkle (böse) Geister, sowie der schwarze Jäger haben in denselben ihren Sitz und lauern auf die Vorübergehenden, um sie zu sich zu ziehen. Unter den Erlen soll sich auch der Irrwisch aufhalten; schon manchen verspäteten Wanderer soll derselbe bei Nacht und Grauen in die Sümpfe und Moräste gelockt haben. Aus alledem geht hervor, daß das Volk den Erlen nicht hold gesonnen ist, wie dies auch ein alter Spruch bekundet: „Erlenholz und rotes Haar sind auf gutem Grunde rar". Zur Erklärung dieses Spruches hat man darauf hingewiesen, daß der Verräter unseres Herrn, Judas, rote Haare gehabt habe; doch ist diese Sage deutschen Ursprungs, und sie scheint geradezu ersonnen, um den alten Gott Donar in den Augen des Volkes herabzuwürdigen.

Nach Musäus werden in Mecklenburg Gespenster von den Bannern in Säcken gewöhnlich in einen Ellernbruch als den geheimen Aufenthalt der Kröten und anderer Wunder getragen, worauf auch das Sprichwort deuten mag: „Er ist beim lieben Gott im Ellernbruch", d. h. er ist gestorben.

Die Alten schätzten die Erle als Werkholz sehr. Sie rammten sie an sumpfigen Orten zur Unterlage der Fundamente ein und rühmten an ihr eine unvergängliche Dauer. So ruhten zu Ravenna fast sämtliche Bauwerke auf eingerammten Erlenstämmen.

Nach einer griechischen Sage sind die Heliaden, die Töchter des Sonnengottes Helios, in Erlen oder Pappeln verwandelt. Im fröhlichen Übermute hatte einst ihr Bruder Phaeton wider den Willen des Zeus die Leitung des Sonnenwagens für einen Tag übernommen. Doch bald vermochte er die feurigen Renner nicht mehr zu regieren, die Zügel entfielen seinen Händen, die Rosse brachen aus dem Geleise, und der feurige Wagen steckte Himmel und Erde in Brand. In der Milchstraße sind noch heute die Spuren des flammenden Weges sichtbar. Zur Strafe tötete der erzürnte Zeus den unglücklichen Phaeton mit einem Blitzstrahl und stürzte ihn in den Fluß Eridanus. In heißem Schmerze betrauerten die Schwestern das harte Schicksal des vielgeliebten Bruders. Nimmer versiegten ihre Thränen und verstummten ihre Klagen, bis endlich Zeus sie mitleidsvoll in Erlen verwandelte. Doch selbst als Bäume schwitzten sie noch goldene Thränen aus, aus welchen der Bernstein entstanden sein soll.

Im Erlenhaine rauscht der Wind
Wie eines Geist's Geflüster;
Im ganzen Waldreviere sind
Die Klagen nicht so düster.

August Graf von Württemberg.

---

150. Das Gras.

Als Gott der Herr am dritten Schöpfungstage die junge Erde mit dem grünen Pflanzenkleide schmückte, sprach er: „Die Erde lasse hervorgehen Gras und Kraut und fruchtbare Bäume!" Damit räumt der Schöpfer dem bescheidenen, oft mit so geringschätzigen Blicken betrachteten Grase den Ehrenplatz ein vor all den prangenden Kräutern mit den farbenprächtigen Blüten und vor all den himmelanstrebenden Bäumen mit dem schattenspendenden Gezweige. Und in der That gebührt ihm diese Auszeichnung. Wie freudig begrüßen wir im Frühling die ersten hervorsprießenden Grashalme, die uns nach langer, trüber Winterszeit im lebensfrischen Grün vom sonnigen Ufer des Baches entgegenlächeln. Es ist, als ob sich in jedem Jahre jenes Schöpfungswort erneute; denn ehe die übrigen Gewächse ihr Frühlingskleid entfalten, verkündet der grünende Rasen den einziehenden Frühling und entfacht frische Lebenslust in unserm Herzen. Mit Recht singt daher J. Kerner:

„Du junges Grün, du frisches Gras,
Wie manches Herz durch dich genas,
Das von des Winters Schnee erkrankt!
O, wie mein Herz nach dir verlangt!

Schon brichst du aus der Erde Nacht;
Wie dir mein Aug' entgegenlacht!
Hier, in des Waldes stillem Grund,
Drück' ich dich, Grün, an Herz und Mund.

Wie treibt's mich von den Menschen fort!
Mein Leid, das hebt kein Menschenwort;
Nur junges Grün, ans Herz gelegt,
Macht, daß mein Herze stiller schlägt."

Mit sorgfältiger Aufmerksamkeit hat der Mensch von jeher das Gedeihen der Gräser auf Feld und Wiese beachtet, und wo in früherer Zeit in dem Wachstum derselben außergewöhnliche Erscheinungen auftraten, die man nach dem damaligen Stande der Naturwissenschaft nicht zu deuten vermochte, da trat der Aberglaube helfend ein. Besonders viel Kopfzerbrechen machten bei der Betrachtung der Wiese die mageren, mit dünnem Grase bestandenen Flecken und die ringförmigen Stellen, an denen die Halme üppiger emporgewachsen und von dunklerer Farbe waren. Daß jene mageren Flecken nur eine naturgemäße Folge des schlechteren Bodens sein sollten, war eine zu nüchterne und deshalb zu wenig befriedigende Erklärung, man schrieb sie anderen Einflüssen zu. So sollte ein solcher kahler Fleck auf einer Wiese in Schleswig dadurch entstanden sein, daß sich einst einige Männer an dieser Stelle verabredeten, Waisenkindern einen ihnen gehörenden Acker abzuschwören. Von jener Stunde an verdorrte der Fleck und war unempfänglich für Tau und Regen.

Für jene dunkeln, üppigen Grasringe hatte man die verschiedensten Erklärungen. Man behauptete, geisterhafte Wesen führten dort um Mitternacht beim Mondschein ihre Tänze auf. In England, Schweden und anderen nördlichen Ländern sollten es die Elben sein, die dort ihren Reigen tanzten; man nannte sie daher Elbenringe. In Deutschland führten sie meist den Namen Hexenringe. Ehe man die Schwämme und Pilze als die alleinige Ursache dieser Ringe erkannt hatte, brachten selbst

die Gelehrten die wunderbarsten Erklärungen. Entweder hatten mutwillige Kuhhirten Grassamen hier im Kreise ausgestreut, oder der Wirbelwind wurde als Ursache der Ringe ausgegeben; ja es sollten sogar Erddämpfe oder Erdsäfte sein, die von einem Mittelpunkte ausgingen und dadurch die Ringform hervorriefen.

Aber auch noch in mancher andern Weise hat der Glaube des Volkes das Gras in seinen Dienst gestellt. Wollte man einem Abwesenden Schaden zufügen, ohne daß derselbe wußte, von wem und woher das Unheil kam, so nahm man ein Stück Rasen, auf welchem der zu Kränkende gestanden, und hing es in den Rauch. Die Folge hiervon sollte sein, daß der Betreffende so lange in Siechtum verfiel, bis der Rasen wieder aus dem Schornstein entfernt war. Litt man an Kopfschmerz, so galt als einfaches Mittel, sich desselben zu entledigen, einen Grashalm mit sieben Knoten um den Kopf zu binden. Ein bis in die heutige Zeit erhaltener Brauch ist das sogenannte Halmziehen, welches darin besteht, daß man zur Entscheidung eines Streites oder einer andern Angelegenheit einen von zwei halb verdeckten Grashalmen zieht; wer den kürzeren ergreift, hat verloren.

Auch Sage und Märchen beschäftigen sich mit dem unscheinbaren Grase. Nach einer altfriesischen Sage schuf Gott die Knochen des Adam aus Steinen, das Gehirn aus Wolken, den Schweiß aus Tau und das Haar aus Gras. Von der Grasprinzessin erzählt das Märchen:

„Auf der Wiese, wo das grüne Gras steht und die bunten Blumen wachsen, lebt eine kleine Prinzessin in einem niedlichen Schlößchen, das so klein ist, daß selbst das Gras darüberreicht. Wenn es Morgen ist und die Sonne aufgeht und die Vögelchen aufwachen, dann wacht auch die Prinzessin auf und springt munter aus ihrem kleinen Bettchen.

Darauf geht sie hin zum Tautröpfchen und sagt: ‚Ich will mich waschen'; und sogleich sagt die Blume: ‚Ich will dein Waschnäpfchen sein'. Und wenn sie sich gewaschen hat, geht sie zum Brünnchen, das sagt: ‚Ich will dein Spiegel sein'. Und wenn sie sich frisiert und geputzt hat und so rein und so schön ist, da sagt das Blättchen: ‚Ich will dein Sonnenschirm sein'. Die Prinzessin ist es zufrieden und geht auf der Wiese spazieren. Da kommt der Schmetterling und sagt: ‚Du sollst nicht gehen, ich will dein Pferdchen sein'. Und der Schmetterling nimmt sie auf den Rücken und fliegt auf die Halme und auf die Blätter und schaukelt sie so lange hin und her, bis sie müde und hungrig ist. Dann trägt er sie nachhause. Nun bringt das Bienchen Honig auf ihren Tisch, und der Goldkäfer trägt ein goldenes Löffelchen herbei, womit sie ißt. Dann macht ihr das Gras Schatten, und die Vöglein singen, daß sie schlafen kann, bis die Hitze vorüber ist. So geht es des Vormittags in dem Schlößchen der Grasprinzessin, und des Nachmittags und des Abends geht es fast noch schöner zu."

Außer den ausführlich behandelten wichtigen Cerealien seien hier noch einige Gräser besonders erwähnt. Allgemein bekannt ist die Binse. Obgleich dieselbe manche Ähnlichkeit mit den Gräsern hat, so rechnet der Botaniker sie nur zu den Halbgräsern. Ihr Name hängt zusammen

mit dem Worte binden, weil sie vermöge ihres zähen Stengels viel zum Binden benutzt wird. Sie war früher von den Elben sehr geschätzt; diese bedienten sich eines Binsenstengels, um auf demselben auf der Erde und in der Luft umherzureiten. Ein Binsenstengel brauchte von ihrer Hand nur berührt zu werden, und sofort war derselbe in ein kleines, munteres Pferdchen verwandelt. Die meist welke Spitze der Binse sollte davon herrühren, daß Gott der Blindschleiche mit derselben die Augen ausgestochen habe, oder daß ein Teufel auf diese Spitze gebannt sei. Aus dem letzteren Grunde war es auch nicht ratsam, mit einer Binse die Zähne zu reinigen; denn auf diese Weise könnte leicht ein böser Geist in den Menschen kommen, der nur schwer wieder zu entfernen wäre. Bei einigen germanischen Völkern hieß die Binse Juelhalm und wurde beim Julfeste auf die Fußböden gestreut.

Die Schmiele oder Schmele (Aira) hat ihren Namen vielleicht von den schmalen, dünnen Blättern. In Tirol benutzt man sie als Schutzmittel gegen die Wespen. Man legt zu diesem Zwecke zwei blühende Schmielen kreuzweise unter die Zunge und spricht:

„Wesp, Wesp, i bann di,
Beißt du mi, so zann (wiederbeißen) i di".

Es findet dies seine natürliche Erklärung darin, daß jemand, der zuversichtlich ein solches Schmielenkreuz unter die Zunge nimmt, in dem guten Glauben an Schutz ruhig bleibt, wenn Wespen in seine Nähe kommen, und die Tiere nicht durch ängstliches Umherschlagen zum Stechen reizt. Gleichwie in die Spitze der Binse war der Teufel auch oft in dieses Gras gebannt oder doch von einem Besessenen in dasselbe gefahren, weil er von hier leicht in das Vieh und von diesem wieder in den Menschen gelangen konnte. Deshalb sollte man sich auch solcher Grashalme nicht als Zahnstocher bedienen.

Schilf oder Rohr sind beides Namen für ein und dasselbe Gras, welches an Fluß- und Teichufern wächst und der Jugend die beliebten Klopfkeulen liefert. Unter beiden Namen kommt dieses Gras in der heiligen Geschichte vor; denn Schilfstengel waren es, die jenes Kästchen mit dem kleinen Moses am Ufer des Nil vor dem Fortschwimmen schützten, und ein Rohr war es, welches die rohen Kriegsknechte dem Herrn als Sinnbild der Zerbrechlichkeit statt des Scepters in die Hand gaben.

In der nordischen Sage hat das Rohr eine andere Bedeutung. Als einst der Schwedenkönig Erik seinem Feinde auf dem Kampfplatze ohne Hoffnung auf Sieg gegenüberstand, gelobte er sich dem Odin und bestimmte die Zeit seines Lebens noch auf zehn Winter. Da kam Odin in der Gestalt eines großen Mannes mit einem breiten Hute herbei und gab dem Könige einen Rohrstengel mit dem Befehle, denselben mit den Worten „Odin hat euch alle!" über das feindliche Heer zu werfen. Als Erik den Befehl Odins vollführte, verwandelte sich das Rohr in einen Speer, der über das feindliche Heer dahinflog und das-

selbe mitsamt seinem Könige so mit Blindheit schlug, daß König Erik gewann.

Die Acker-Quecke ist die Schwester des Weizens. Aber in demselben Grade, wie letzterer geachtet und kultiviert, wird die Quecke verachtet und verfolgt. Sie ist dem Landwirt eins der lästigsten Unkräuter und wuchert mit Ausnahme des Moorbodens auf jedem Boden und saugt denselben zum Schaden der Kulturpflanzen aus. Ihre Ausrottung ist schwer; denn die langen, kriechenden Wurzeln besitzen eine außergewöhnliche Lebenszähigkeit, so daß sie sowohl dem heißesten Sonnenbrande als der Nässe längere Zeit ausgesetzt sein können, ohne ihre Lebenskraft zu verlieren. Dasselbe drückt auch der Name aus; denn derselbe kommt von dem alten Worte „quick", das so viel als lebendig heißt. Dieselbe Ableitung finden wir in dem Worte Quecksilber, welches lebendiges, munteres Silber bedeutet.

Ein ebenso lästiges und häufiges Unkraut der Saat ist die gemeine Trespe (Bromus secalinus), auch Dohrt, Dorst, Durd und Tort genannt. Nach E. Meyer liegt diesen Bezeichnungen der Begriff der Dürre und Trockenheit zugrunde. Der harte Same liegt oft 2—3 Jahre in der Erde, ehe er aufgeht; daher kommt es, daß oft, wenn man auch den reinsten Samen aussät, doch auf dem Acker sich sehr viele Trespe einfindet; dieses ist besonders in nassen Jahren der Fall, wo das Korn an niedrigen Stellen sehr zurückbleibt, und der Trespensame sich besser entwickelt und aufgeht. Hierdurch ist der Aberglaube entstanden, daß Roggen oder Weizen sich in Trespe verwandle.

Zum Schluß sei noch des niedlichen Zittergrases (Briza media) gedacht, welches wegen seiner zierlichen, leichten Gestalt ein Liebling vieler geworden ist. In früherer Zeit hieß es Liebes- oder Jungfrauengras. Wie H. Bock mitteilt, hatten „die Maidlin ihre Kurzweil daran", indem sie es zum Liebesorakel benutzten. Und dazu eignen sich auch die glänzend-braunen, herzförmigen Ährchen an den haardünnen Stielen sehr gut.

Das Zittergras.

Im Wiesenthal, im Sonnenstrahl
Steht ein Gräschen, wohlbekannt dem Häschen,
Das schaut sich um in der weiten Welt,
Schüttelt sein Köpfchen, wenn's ihm nicht gefällt.
Da springt herbei das Kind,
Will's pflücken geschwind;
Das Gräschen schüttelt sich und spricht:
„O liebes Kind, thu's lieber nicht."

Nach dem Kind kommt der Wind;
Saust er durchs Wiesenthal,
Verneigen sich die Blumen allzumal;
Die Bäume senken das ernste Haupt,
Wenn der strenge Herr durch die Wälder schnaubt.
Die Bächlein mit ihren Wellen all
Bücken und kräuseln sich allzumal;
Aber das Gräschen schüttelt sich und spricht:
„So klein ich bin, mich brichst du nicht."

Kommt aber ein warmer Sonnenstrahl,
Schaut hinab in den reichen Blumensaal,
Küßt mit lebenskräftigem Hauch
Die Blumen und das Gräslein auch:
Da steht das Gräslein im Jubel da,

Nickt mit dem Köpfchen, ruft: „Ja, ja,
Komm, du lieber Sonnenstrahl,
Bleib' und vertreib'
Das Kind, den Regen und den Wind,
Den Winter mit einemmal!"

O Zittergras, bist nicht allein,
Wir lieben auch den Sonnenschein;
Doch wenn der Tod und andre Not
Uns bedroht,
So schützt uns Gott.

Emma N. . . . . .

---

151. Die Blumenbinse.

(Butomus umbellatus.)

Die Blumenbinse oder Schwanenblume war die Lieblingspflanze der Blumengöttin Flora. Über ihre Entstehung wird folgendes erzählt:

„Der blühende Jüngling Azis hatte sich die Galathea, die schönste aller Nymphen, zu seiner Braut erkoren und liebte sie mit der ganzen Glut seines Herzens. Auch Galathea war ihm herzlich zugethan, und manche fröhliche Stunde hatten sie beide in seliger Gemeinschaft verscherzt und vertändelt. Doch der riesige Cyklop Polyphem liebte die reizende Nymphe auch, und da alle seine Bemühungen um die Gunst derselben von dieser mit Spott und Hohn zurückgewiesen wurden, verwandelte sich seine Zuneigung in tödlichen Haß.

Einst erblickte er das schöne Paar scherzend und kosend in dem Schatten eines Haines. Eifersucht erfüllte ihn, und voll Ingrimm warf er einen ungeheuern Felsblock nach den beiden Glücklichen. Der göttlichen Nymphe gelang es, dem tödlichen Wurfe auszuweichen, sie tauchte in die nahe Flut und entschwand; doch der liebliche Jüngling war getroffen und unter dem Felsblock begraben. Auf Bitten der Galathea wurde er in einen Bach gleichen Namens verwandelt, der unter dem Felsen plätschernd hervorsprudelte. In den murmelnden Wellen des klaren Bächleins erschien der unglückliche Azis selber, aber verwandelt in die schöne rosenrote Blumenbinse. Zwischen hochaufgeschossenem Schilf erhebt er auf schlankem Stengel sein jugendschönes Blumenhaupt. Wie in süßen Träumen wiegt er es hin und her und neigt es hinab zu den rauschenden Wellen, heimliche Zwiesprache haltend mit der ihn besuchenden, treuen Nymphe Galathea."

Die Blumenbinse.

Hoch auf kräftigem Stengel in vielfach strahlender Dolde
Pranget in weißlichem Rot herrlich das blühende Rohr!
Hätten in weiter Fern' es Amerikas Fluren geboren,
Würde es heimischer Fleiß pflegen in Gärten und Topf;
Aber verschmäht und verlassen, als Sprößling unserer Fluren,
Lehrt die mißachtete Pracht laut uns die Weise der Welt.

Mythus
Volksglaube
Name
Symbol
Dichtung
Aberglaube

152. Roter Wiesenklee.

(Trifolium pratense.)

Der Name Klee, althochdeutsch chlêo, mittelhochdeutsch kle, holländisch klaver, englisch clover, niedersächsisch klever, heißt so viel wie Spaltblatt und hängt zusammen mit klieben, niederdeutsch klöwen, d. i. spalten; er bezieht sich auf das gedreihete Blatt, welches gleichsam in drei Teile gespalten ist. In Thüringen heißt er Dreiblatt und in Schwaben und in der Schweiz in Beziehung auf seine Bedeutung als Mastfutter Herrgottsbrot, Himmelsbrot und im Hinblick auf seine süßen Blumen Zuckerbrot und Zuckerbrödli.

Die Dreizahl der Blätter zeichnet die Pflanze vor vielen anderen aus und war die Veranlassung einer besonderen Beachtung derselben; den keltischen Priestern, den Druiden, war der Klee eine heilige Pflanze, und bei den alten Römern waren Kleeblätter ein Symbol des Sommers. In einem Grabmale in der Nähe Roms, wo Gipsfiguren die Jahreszeiten darstellten, trug der Sommer ein Kleeblatt. Fromme Christen fanden in der Dreizahl der Blätter ein Sinnbild der heiligen Dreieinigkeit, und im Mittelalter galten Kleeblätter für ein Symbol der in Demut harrenden Minne, sowohl der irdischen als der Gottes-Minne. In der Ornamentik der gotischen Baukunst hat das Kleeblatt eine ungemein häufige Verwendung erfahren, und noch heute wählt man das „Kleekreuz" (ein Kreuz, dessen vier Enden die Form der Kleeblätter haben) zu Leichensteinen. Das Dreiblatt des kriechenden Klees (Tr. repens) ist das Nationalzeichen der Irländer und wird zu Ehren ihres Schutzheiligen St. Patrick, der es dazu erhoben, viel getragen. Wie die fromme Sage erzählt, konnten die heidnischen Iren die Lehre von der Dreieinigkeit nicht fassen, bis ihr Apostel, der heilige Patrick, ein Kleeblatt pflückte und ihnen den Begriff an den drei Blättern, die einem Stiele entwachsen, veranschaulichte und erläuterte.

Mit dem Naturgefühl der Deutschen ist der Klee seit alter Zeit auf das innigste verbunden. Die mittelalterlichen Minnesänger wurden nicht müde, den Klee in ihren Liedern immer wieder zu preisen; er bildete den Teppich der Wiesen und Auen, den bunte Blumen durchwirkten. Die Zusammenstellung „bluomen und klê ist eine häufig wiederkehrende. So singt Walter von der Vogelweide:

„Ich saß auf einer grünen Höh',
Da sproßten Blumen auf Klee".

Und in dem Gedicht „Frühlingserinnerungen" heißt es:

„Da sah ich Blumen streiten mit dem Klee,
Wer wohl länger wäre".

Christian vom Hamle schließt ein Lied mit dem Ausruf:

„So grünt mein Herz wie junger Klee!"

Wie in früherer abergläubischer Zeit jede unregelmäßige und auffallende Bildung im Pflanzenreich für einen Fingerzeig Gottes auf die

der Pflanze eigene Wunderkraft galt, so wurde auch das vierblätterige Kleeblatt als eine in die Augen fallende Abweichung von der Regel als ein solcher Hinweis angesehen. Das vierblätterige Kleeblatt stand im hohen Ansehen und gilt überall noch heute als ein glückbringendes Zeichen, an welches sich mancherlei Aberglaube knüpft. Wem es unbewußt vor Antritt einer Reise in die Kleider genäht wird, den bewahrt es vor Unfall und Gefahr und giebt ihm Heil und Segen zu seinem Vorhaben. Auch der Spieler suchte sich die geheimnisvolle Kraft zunutze zu machen, indem er es beim Spiel bei sich trug. Um die Wunderwirkung des Krautes noch zu erhöhen, muß man es im Gesangbuch sonntäglich mit in die Kirche nehmen.

Daß das vierblätterige Kleeblatt auch in der Hexerei und allen sonstigen Zauberkünsten eine Rolle spielt, ist bei dem hohen Ansehen, in dem es stand, nicht zu verwundern; es galt für ein wirksames Mittel, solche zu offenbaren und aufzuheben. So wird von Rottweil in Schwaben folgendes erzählt: Einst hatte sich daselbst ein sogenannter Schwarzkünstler eingefunden; er verrichtete vor der versammelten Menge staunen- und grausenerregende Thaten. So schlüpfte er durch eine Eiche und beschritt ein hohes Seil, während er einen ungeheuern Baum auf der Nase balancierte. Es war unter den Zuschauern kein Zweifel, er stand mit dem Teufel im Bunde; wie sollten ihm denn sonst solche Sachen gelingen! Zufällig kam eine Magd mit einem Korbe Klee an dem Schauplatz vorüber; sie hatte auf dem Felde ein vierblätteriges Kleeblatt gefunden und trug es stolz in der Hand. Als sie die staunenden Gesichter der Zuschauer sah, konnte sie nicht anders, als herzlich laut über ihre Täuschung lachen; denn der vermeintliche Baum auf der Nase war nur ein schwankes Gertchen. Sie klärte die Leute über den Betrug auf, und schon drohte sich der Unwille des Volkes gegen den Künstler zu wenden, als dieser der Magd geschickt das Kleeblatt entwendete und dieser nun vorzauberte, sie müsse durch einen tiefen Bach waten. Die Magd gebärdete sich mit einemmal ganz unverständlich für alle Umstehenden und traf so eigentümliche Veranstaltungen, daß der Zauberer alle Lacher auf seiner Seite hatte.

Noch in mancher andern Sage nimmt das vierblätterige Kleeblatt eine nicht unbedeutende Stelle ein; doch wir erinnern hier nur noch an eine Geschichte, wie es seinen glücklichen Finder vor dem sicheren Tode bewahrt hat. Nach mancherlei trüben Erfahrungen und bitteren Mißgeschicken faßte ein Mann den Entschluß, die alte Heimat zu verlassen und in der neuen Welt das Glück zu versuchen. Der Fahrschein war bereits gelöst, und in kurzer Zeit sollte die Abfahrt beginnen. Die wenige Zeit wollte der Scheidende noch benutzen, um die Sehenswürdigkeiten der Stadt in Augenschein zu nehmen. Er durchwanderte die Straßen und kam auch in einen botanischen Garten. Hier gewahrte er plötzlich ein vierblätteriges Kleeblatt, und weil er hierin ein glückliches Vorzeichen für seine Reise sah, betrat er das Beet, um sich dasselbe anzueignen. Doch ein Aufseher, der in der Nähe weilte, bemerkte dieses, und weil es mit den in dem Garten geltenden Bestimmungen in Widerspruch stand,

veranlaßte er den Fremden, ihm zur Direktion zu seiner Verantwortung zu folgen. Doch nun war es auch die höchste Zeit geworden, daß der Europamüde sich nach dem Hafen verfügte; denn die Stunde der Abfahrt seines Schiffes war gekommen. Allein der Aufseher führte in treuer Pflichterfüllung den lebhaft Protestierenden zunächst vor seinen Richter, und während dieser Zeit dampfte das Schiff von dannen. Im höchsten Grade mißmutig und bitter klagend über die versäumte Zeit sah er sich genötigt, auf ein anderes Schiff zu warten. Ärgerlich hatte er das glückbringende Kleeblatt von sich geworfen; war dasselbe doch an allem Unheil schuld. Und trotzdem war der Fund des Blattes für ihn von größtem Segen; denn nach einiger Zeit lief die Nachricht ein, daß sein Schiff mit sämtlicher Mannschaft bei einem heftigen Sturme im Kanal verunglückt sei.

Der Anbau des Klees als Futterpflanze, welcher uns heute so selbstverständlich und für die Viehzucht so unentbehrlich erscheint, stammt erst aus dem vorigen Jahrhundert; er ist zumeist durch die rastlosen Bemühungen von J. Christian Schubart (1734—1787) bekannt und eingeführt worden. Dieser Apostel des Kleebaues, welcher durch die Einführung desselben eine völlige Umwälzung der damaligen Landwirtschaft hervorrief, hatte einen sehr wechselvollen und unstäten Lebenslauf. Er war anfangs Leinweber, dann Kopist und Sekretär und erwarb 1769 das Rittergut Würchwitz bei Zeitz, zu welchem er später noch Pobles und Kreischa kaufte. Hier führte er zuerst den Kleebau und das Gipsen ein; sein Schriftchen: „Zuruf an alle Bauern, welche Futtermangel leiden“, in welchem er den Futterkräuterbau empfahl, trug seinen Namen in die weitesten Kreise, zumal er dasselbe in zahlreichen Exemplaren unentgeltlich verteilte. Die Berliner Akademie der Wissenschaften krönte die Schrift mit einem Preise, und Kaiser Joseph II. erhob ihn unter dem Namen „Edler von Kleefeld“ in den Adelsstand.

Die Befruchtung des Klees zeigt uns so recht, wie in dem Organismus der Natur eins in das andere greift, und wie das eine dem andern dient. Darwin fand, daß der rote Klee nur durch den Besuch von Bienen befruchtet wird. Es ergaben 100 freiwachsende Exemplare roten Klees 2700 Samen, während die gleiche Anzahl von vor Immen geschützten Kleepflanzen nicht einen trug. Unter der kleinen Zahl von Immen, welche den Klee überhaupt besuchen, teils um Honig, teils um Pollen zu sammeln, nehmen die Hummeln den ersten Platz ein. Wo daher die Hummeln selten sind oder fehlen, wird der rote Klee weniger fruchtbar und, soweit er wild wächst, weniger zahlreich sein, als wo es viele Hummeln giebt. Die Hauptfeinde der Hummeln sind aber die Feldmäuse, welche die Hummelnester aufsuchen und zerstören. Wo viele Feldmäuse sind, werden daher die Hummeln sich sparsam vermehren; wo aber die Feldmäuse durch irgendein Raubtier stark vertilgt werden, da können die Hummeln gut fortkommen und den roten Klee reichlich zur Befruchtung bringen.

So hängt die Fruchtbarkeit des roten Klees und somit seine Häufigkeit im wilden Zustande indirekt von der Häufigkeit mäusevertilgender

Tiere ab, also beispielsweise in England von der Zahl der Hauskatzen.

Wegen der gedreiheten Blätter rechnete man in früherer Zeit auch den Sauerklee (Oxalis acetosella) zu den Kleearten. Die Blätter haben einen reichen Gehalt an saurem oxalsaurem Kali (Kleesalz) und sind im Frühjahr gesucht und geschätzt wegen ihrer Verwendung zu Salat. Die Pflanze führt auch die Namen Herzklee, Hasenampfer, Hasenklee, Kuckucksalat, Kuckuckskraut u. a. Wie Karrichter mitteilt, frißt ein Hase bei seiner Verwundung Hasenklee und wird alsbald geheilt. Auch bediente man sich des Krautes zur zauberhaften Kräftigung der Waffen.

Rätsel.

Die erste blüht im weiten Raum
Der lachenden Gefilde,
Die zweite zeigt uns Buch und Baum,
Auch ist's ein Stück vom Wilde;
Das Ganze dienet weit und breit
Zum Sinnbild der Dreieinigkeit.

Nach Kellner.

Der rote Klee.

Als Gott der Herr durch sein allmächt'ges Werde
Ins Dasein rief der Wesen zahllos Heer,
Da sproßte jugendfrisch die neue Erde,
Da regte sich's voll Lust im weiten Meer;
Durch Höh'n und Tiefen floß des Lebens Welle,
Es jauchzet alles in des Schöpfers Hut,
Vom Sternendome bis zur Blum' am Quelle;
Sein Auge sah's, und siehe, es war gut.

In stiller Feier ruhte nun der Meister
Und segnete den letzten Tag und sprach
Zum unermess'nen Heere seiner Geister:
„Der Welt sei er fortan ein Ruhetag."
Die Geister hörten's, und ein Lobgesang
Ertönte durch der Schöpfung weite Räume,
Zum Dankgebete ward ein jeder Klang,
Ein Halleluja rauschten Wind und Bäume.

Er aber ließ mit stillem Wohlgefallen
Sein Auge durch die blüh'nden Fluren wallen.
Und sieh, auf einer Wiese sonnigklar
Erblickt er eine Bienenschar,
Die schwebte summend und mit Fleiß
Um Blüten rot und blau und weiß
Und hatte ob des Sammelns großer Not
Schier nicht vernommen ihres Herrn Gebot.

Flugs rief mit liebevollem Ton
Der Vater sie an seinen Thron:
„Wollt ihr nicht auch von eurem Thun
Am Sabbattage feiernd ruh'n?
Seht, eine wundersame Blume
Sei euch geschenkt zum Eigentume,
Die ist an Honigsaft so reich,
Kein andres Blümlein kommt ihr gleich.

Doch wollt ihr nicht, so soll ihr Schrein
Auf ewig euch verschlossen sein."
Er sprach's, und nach dem Wiesengrunde
Hin flog die Schar zur selben Stunde,
Allda ob Gottes Fluch und Segen
In ernster Sitzung Rats zu pflegen.

Sie dachten lange schweigend nach,
Bis endlich eine weise Alte,
Geziert mit der Erfahrung grauer Falte,
Sich würdevoll erhob und sprach:
„Was ihr gehört, ach, nehmt es wohl zu Herzen,
Kurz ist die That, doch lang der Reue Schmerzen.
Sechs Tage mögt ihr eure Arbeit thun,
Am Sabbat aber laßt uns ruh'n.

Der liebe Gott wird uns erhalten,
Er schuf uns ja aus lauter Huld,
Sein Vaterauge laßt nur walten,
Vertraut auf ihn und habt Geduld."
Doch plötzlich hört man rasche Laute,
Ein Bienchen war es, jung und unerfahren,
Das hoch herab von einem Zweige schaute
Und wichtig that, als wär's schon hoch bei Jahren.

„Wenn's aber nun sechs Tage regnet?
Was dann? so frag' ich. Folget mir!
Wär' jene Blume noch so reich gesegnet,
Fürwahr, verhungern müßten wir.
Nehmt meinen Rat, er wird euch nicht betrügen,
Laßt uns in Zukunft auch am Sabbat fliegen."
„Ja, ja", so hört man rings viel Alt' und Junge stammeln,
„Wir wollen auch am Sabbattage sammeln!" —

Gesagt, gethan. Laut summend flogen sie
Hin zu den Stufen, wo umflossen
Der Vater saß in sel'ger Harmonie.
„Nun, Kinder, thut mir kund, was ihr beschlossen."
Und sie: „Was jeder will, das mag er thun,
Wir wollen nicht am Sabbat ruh'n!"

So ist es denn bis heut'gen Tag geschehen —
Geht nur hinaus, da könnt ihr's sehen,
Daß Gott der Herr für aller Bienen Mund
Verschloß des roten Klees Honiggrund.
Und fragt ihr nach der Sage tiefer Lehre?
Wer Ohren hat zu hören, nun, der höre!

C. Hey.

153. Sumpfdotterblume und Wiesenschaumkraut.

(Caltha palustris et Cardamine pratensis.)

Die Namen beider Pflanzen sind so leicht verständlich, daß wir davon absehen, eine Erklärung zu geben. Sage und Volksglauben haben sich ihrer nicht bemächtigt, doch in einer alten Volkssitte, deren Ursprung in die heidnische Vorzeit zurückführt, haben beide Verwertung gefunden.

In einigen Gegenden Hannovers werden zum lieblichen Pfingstfeste nicht nur die Häuser und Wohnungen mit frischen Maien geschmückt, sondern es findet auch von der Schuljugend ein eigentümlicher Umzug statt, der an die Feste zu Ehren der Frühlingsgöttin Ostara erinnert. Die Knaben wählen sich nämlich einen Maigrafen oder „Vizemeier" und hüllen denselben ganz in grünes Laub. Eine Krone, nur aus Dotterblumen und Wiesenschaumkraut angefertigt, schmückt sein Haupt, und buntfarbige Bänder wallen von der Spitze derselben auf den Erdboden herab. Den Vizemeier in der Mitte, zieht die muntere Schar der Knaben von Haus zu Haus. Vor jeder Thür hält der Zug. Alsdann tritt der Erwählte des Tages hervor und führt unter dem dort angebrachten Maibaume seinen Reigen auf, bei dem er mit einem Degen nach den grünen Zweigen schlägt. Die begleitende Menge stimmt während der Zeit einen eintönigen Gesang an, der mit einem schrillen Mißton endet. Nach Empfang einer Gabe zieht die fröhliche Schar weiter, bis das letzte Haus des Dorfes von ihnen besucht worden ist. Nach beendetem Rundgang aber werden bei heiteren Spielen die Gaben, welche freundliche Hände ihnen boten, je nach ihrer Art verthan. (Vgl. Schwertlilie.)

154. Die Bärenklau.

(Acanthus mollis.)

Die Bärenklau, so genannt von den mit einer Bärenklaue vergleichbaren Blättern, fand eine reiche und mannigfaltige Verwendung in der Ornamentik der antiken Baukunst. Die malerische Form ihrer schönen Blätter diente zu mancherlei Zierat und bildete vor allem das Laubwerk der korinthischen Säule.

Plinius versichert, sie sei ein Gewächs, das vorzüglich dazu geeignet sei, die Gartenplätze und Blumenbeete einzufassen und zu verzieren. Vergil erzählt, daß das Gewand der Helena mit einem erhabenen, ge-

stickten Gewinde von Bärenklau eingefaßt gewesen sein soll. Will dieser Dichter eine Sache als recht wertvoll loben, so schmückt er sie mit dieser Pflanze; so läßt er auch die Henkel der Weinbecher mit dem Laube der Bärenklau zieren. Die Pflanze galt den Alten für ein Sinnbild der Künste und der Vortrefflichkeit.

Nach einer Sage, welche uns Vitruvius überliefert, soll die Pflanze die Verwendung als Schmuck der korinthischen Säule folgender Veranlassung verdanken: Einst war der Baumeister Kallimachus zu dem Grabe eines jungen Mädchens gegangen, das wenige Tage vor einer glücklichen ehelichen Verbindung ein Raub des Todes geworden, um ihren Grabhügel in zartsinniger und frommer Wehmut mit Blumen zu bestreuen. Schon vor ihm war ein solches Opfer der Früherblichenen gebracht worden. Die Amme der geschiedenen Jungfrau hatte die Blumen und den Schleier, welche der Verklärten zum Brautschmucke dienen sollten, in einen Korb gelegt, diesen neben dem Grabe auf Bärenklau gestellt und dann mit einem großen Stein bedeckt.

Im Frühlinge des folgenden Jahres umrankten die Blätter der Bärenklau den Korb, aber durch den Rand des Steines verhindert, sich auszubreiten, hatten sie sich niedergebeugt und zu ihren Wurzeln gesenkt. Kallimachus, über die einfache und doch so malerische Verzierung erstaunt, die das Werk einer weinenden Grazie zu sein schien, erfand hiernach den Knauf der korinthischen Säule, die als die schönste der antiken Baukunst viel bewundert und nachgeahmt wurde.

---

155. Die Herbstzeitlose.

(Colchicum autumnale.)

Die Herbstzeitlose ist eine der letzten Blumengaben, welche Flora uns im Laufe des Jahres spendet. Weil sie so zur Unzeit blüht, hat sie den Namen Zeitlose empfangen. Die alten Kräuterkundigen, die das Leben dieser Pflanze noch nicht genügend erforscht hatten, waren der Meinung, die Frucht erscheine vor der sich erst im Herbste zeigenden Blüte, und nannten sie deshalb Filius ante patrem, der Sohn vor dem Vater. Der sehr giftigen Zwiebel gaben die Alten den Namen Ephemeron, weil sie glaubten, daß der Genuß derselben noch an demselben Tage den Tod herbeiführe. Nach einer Sage verjüngte Medea bei der Rückkehr der Argonauten den alten Jason, König von Jolkus, durch einen Zaubertrank, von dem einige Tropfen zur Erde fielen, aus denen die Herbstzeitlose emporkeimte, welche ursprünglich aus Kolchis am Schwarzen Meere stammen soll und hiernach auch ihren botanischen Namen Colchicum erhielt.

Die Herbstzeitlose erinnert durch ihre Gestalt und Form an die ersten Frühlingsblumen in unseren Gärten, an den Safran, und da sie im nächsten Frühjahr erst Blätter und Früchte treibt, so reicht in der Herbstzeitlose gleichsam das eine Jahr dem andern die Hand.

Die Herbstzeitlose.

I.

Es steht im Nebelduft,
Gefloh'n von Hirt und Herde,
Der Blumengeist der Erde
Auf seiner grünen Gruft.

Öd' ist es fern und nah';
Der Sommer ist verglommen,
Schon ist der Herbst gekommen,
Sie nur steht zeitlos da

Und hat nicht Frucht noch Kraut.
Es blüht in se'lger Fülle,
Was fröhlich Frucht und Hülle
Dem neuen Lenz vertraut.

Trinius.

II.

Welch eine Pflanze trägt im Frühling ihren Samen,
Da ihre Blüten erst hervor im Herbste kamen?
Die Zeitlos' ist hierin der Blumen Widerspiel,
Daß sie am Anfang ist, wo jene sind am Ziel,
Daß sie am Ziel ist, wo am Anfang jene steh'n.
Drum hat sie die Natur zum Sinnbild auserseh'n,
Das aus dem Herbste, wo der Sturm das Feld erbeutet,
Den kahlen Winter durch zum Lenz hinüberdeutet,
Da sie im Sommer nicht zu reifen Zeit gewann
Und nur die Blütenspitz' im Herbste zeigen kann.
Jenseit des Frostes tritt, geweckt von Frühlingsluft,
Die Samenkapsel samt den Blättern aus der Gruft.
Zeitlose heißt sie, weil sie vom Gesetz der Zeit
Ist gleichsam losgesagt, der Ewigkeit geweiht!

Fr. Rückert.

---

156. Der Salbei.

(Salvia officinalis.)

Der Name **Salbei** ist aus der botanischen Benennung Salvia entstanden und bedeutet **Heilkraut**, von salvus, d. h. heil, gesund. Die Pflanze stand wegen ihrer Heilkräfte früher in hohem Ansehen; der Saft derselben wurde gegen Husten und Seitenschmerzen, die Blätter zu einem magenstärkenden Thee und zu Bädern angewandt; ja man glaubte in der Pflanze ein Lebensverlängerungsmittel gefunden zu haben, wie aus folgenden Sprüchen hervorgeht:

„Contra vim mortis
Crescit Salvia in hortis“.

(Wider des Todes Gewalt
Wächst in den Gärten der Salbei.)

„Cur moriatur homo,
Cui Salvia crescit in horto?“
(Weshalb sollte der Mensch sterben,
Dem Salbei wächst im Garten?)

„Wegen des runzligen Blattes scheint man eine eigentümliche Sympathie des Salbei mit der runzligen Kröte angenommen zu haben; denn man sagte, die Kröten säßen immer zwischen den Salbeistauden, und man müsse Raute dazwischenpflanzen, um sie zu vertreiben. Im deutschen Märchen vom Krötenring sitzt die in eine Kröte verwandelte Prinzessin immerfort im Salbeibusch und wird daselbst nach der anhaltinischen Schloßsage von der Fürstin gefüttert, bis sie durch die Wohlthätigkeit der letzteren erlöst wird und ihr im Entschweben den Krötenring reicht." (C. Sterne.)

Den Salbei gebrauchten nach dem Glauben des Volkes die Diebe, um Schlösser zu öffnen und Thüren zu sprengen; wird die Pflanze von einem Zauberer in den Bach geworfen, so trocknet dieser aus. In der Gegenwart ist das Ansehen des Salbei als Heilmittel wie das mancher andern Pflanze bedeutend gesunken; doch liefert im Orient und in Griechenland eine daselbst sehr häufige Art mit Stengeln, Blättern und Blüten den dort beliebten Hauptthee, Fascomilia, den Tausende morgens mit Honig trinken, wie wir den Kaffee.

Die Blätter des Garten-Salbei verwendet man wegen des gewürzigen Geruchs auf dem Lande gern in frischen Blumensträußen, auch legt man sie als Lesezeichen in Bibel und Gesangbuch. Wenn sie dann auch alt und trocken werden, so duften sie dennoch und mahnen an vergangene Zeiten. An diese Sitte erinnern uns die stimmungsvollen Verse des kleinen Gedichts „Das Blatt im Buche" von A. Grün:

„Ich hab' eine alte Muhme,
Die ein altes Büchlein hat,
Es liegt in dem alten Buche
Ein altes, dürres Blatt.

So dürr sind wohl auch die Hände,
Die einst im Lenz ihr's gepflückt;
Was mag die Alte haben?
Sie weinet, so oft sie's erblickt."

---

157. Die Orchideen.

(Orchideae.)

Die Orchideen, welche zu dem schönsten Schmuck unserer Wiesen und Laubwälder gehören, haben von alters her die Aufmerksamkeit des Menschen auf sich gezogen. Dies beweist schon ihr Name. Er stammt aus dem Griechischen und hat seinen Grund in der rundlichen Form der Knollen. Auch die Bezeichnung Knabenkraut stammt aus jener Zeit, in der bei den der Göttin des Ackerbaues, Ceres, zu Ehren abgehaltenen feierlichen Umzügen weißgekleidete Knaben, mit Orchideenkränzen geschmückt, den Zug eröffneten. In manchen Gegenden heißt die Blume Kuckucksblume, weil sich an ihr häufig der Schaum der Schaumcikade findet, den man für Kuckucksspeichel hielt.

Die Griechen hielten sie für eine Lieblingsblume der Ceres. Sie waren der Meinung, die Göttin bediene sich derselben als Schuh, wenn sie segnend über die Felder schreite. Man nannte eine Orchidee (Cypripedium calceolus) deshalb „Weltsandale“. Uns ist diese schöne Blume unter dem Namen Frauenschuh bekannt. Im germanischen Altertum war die gefleckte Orchis (Orchis maculatum) der Göttin der Liebe, der Frigga, geweiht. Sie reichte auf ihren Umzügen den Jünglingen und Mädchen Orchideen dar, welche deshalb auch Friggagras genannt wurden. Als später das Christentum in Deutschland Eingang gefunden hatte, wurde die Orchis mit ihren geheimen Kräften in den Marienkultus verwoben, und der Aberglaube hielt diese Pflanze lange in seinen Diensten. Aus der Orchidee, die zur Zeit des Heidentums als Weltsandale oder Venusschuh bezeichnet war, wurde in christlicher Zeit Marienschuh und in einigen Gegenden Herrgottsschuh, die gefleckte Orchis wurde Marienthräne oder Unserer lieben Frauen Zähre genannt; denn man meinte, die schwarzen Flecke der Blätter seien durch die heißen, bitteren Thränen der Maria entstanden, welche auf dieselben gefallen. Die spinnenähnliche Orchis (Ophrys arachnites) heißt in Schwaben auch der Totenkopf von Urach. Von ihr geht die Sage, sie sei durch den Tod des gekrönten Dichters Nic. Frischlein entstanden. Er hatte eine freimütige Rede gehalten und saß infolge derselben auf Hohenurach gefangen. Um sich zu befreien, drehte er aus seinem Betttuch ein Seil und ließ sich über die Mauer hinab; aber leider war es zu kurz, er stürzte zwischen die Felsen hinab, und man fand ihn mit zerschmettertem Haupte am 20. November 1590. An jener Stelle aber erblühte der Totenkopf.

Auch die handförmigen Wurzeln gaben Anlaß zu abergläubischer Deutung. War die Wurzel weiß, so nannte man sie Marienhand oder Unserer lieben Frauen Händlein; war sie aber schwarz, so hieß man sie Teufelshand oder Satansfinger. Wenn man beide Wurzeln zu gleicher Zeit unter einer Orchidee fand, so legte man sie wohl aufs Wasser, wobei man mit Grausen sah, wie die weiße Wurzel schwamm, während die schwarze unterging. Diese Erscheinung erklärt sich einfach aus dem Umstande, daß die Orchideen neben der frischen diesjährigen, vollsaftigen Wurzel noch die zusammengeschrumpfte vorjährige haben. Den alten Kräuterkundigen war aber dieser natürliche Unterschied der beiden Knollen nicht bekannt, sie glaubten deswegen, zwei verschiedene Eigenschaften in dem Safte der Knollen entdecken zu müssen, die in ihrer Wirkung einander entgegengesetzt wären wie Gift und Gegengift.

In ungleich schönerer Pracht und größerer Zahl wachsen die Orchideen in den Wäldern des wärmeren Amerika, besonders in Mexiko. Ein Reisender schildert die dortigen Orchideen mit folgenden Worten: „In diesen Gegenden hausen die Orchideen wie Zauberinnen einer dunklen Zeit, als bewegliche Schlangen in die Farben des Regenbogens und des Feuers gekleidet, indem sie die alten grauen Stämme der Urwälder mit ihren tausend und aber tausend Armen umschlingen und mit ihren zuckenden dämonischen Blitzen umleuchten“.

Was die Rose den Orientalen, ist die Orchidee dem Mexikaner; tief greift sie in die Sitten und Gebräuche desselben ein. Kein Kind kann getauft, keine Hochzeit gefeiert und kein Toter begraben werden, ohne daß die Orchideenblüte dabei ihre Rolle spielte.

158. Teufelsabbiß.

(Scabiosa succisa.)

Der Name dieser Pflanze wird durch folgende Sage erklärt: Einst hatte ein junger Mann mit dem Teufel einen Pakt geschlossen, daß ihm dieser die Heilkräfte aller Pflanzen offenbaren sollte. Da aber der junge Arzt zu geschickt wurde, glaubte der Teufel, er würde der Hölle zu viel Abbruch thun, und machte ihn daher blind. Der junge Mann wußte aber doch das Kraut zu finden, dessen Wurzel ihm heilsam war, und wurde sehend. Da ergrimmte der Teufel, der selbst den Vertrag gebrochen hatte, und biß die augenheilende Wurzel ab. Seitdem ist die Pflanze an der Wurzel stets wie abgebissen und führt den Namen Teufelsabbiß.

Nach anderer Lesart trieb der Teufel mit diesem Kraut solchen Unfug, daß die Mutter Gottes Erbarmen hatte und ihm die Macht nahm. Ergrimmt biß er die Wurzel unten ab, und so wächst sie noch heute.

Da sich die eigentümliche Form der Wurzel erst bei weiterer Entwickelung der Pflanze zeigt, so hieß es, vor dem Johannistage sei sie noch unabgebissen. Man bediente sich dieser Wurzel besonders als Schutzmittel gegen Zauberei und Hexen. Nach Petrus Hispanus soll diese Pflanze dem Bonifazius durch einen Engel als ein Mittel gegen Halsleiden empfohlen worden sein. Sogar auf das Gemüt der Menschen sollte die Pflanze Einfluß üben. Warf man sie bei einem Gastmahl unter den Tisch, so sollte sich Zank und Streit unter den Gästen erheben.

Gottesgnade.

(Ein Blumenmärchen von L. Fischer.)

Jedesmal wenn der Frühling seinen Einzug auf unserer Erde hält, bringt er ein kleines, blaues, unscheinbares Blümchen mit, das dann den ganzen Sommer hindurch an allen Wegen und Rainen zu finden ist, das ist der „Teufelsabbiß“.

In den alten Zeiten sah dieses Blümchen noch ganz anders aus. Damals wiegte sich auf seinem Stengel eine größere klarweiße Blumenkrone in Gestalt einer Lilie, und nur die Engel im Himmel wußten das einsame Plätzchen zu finden, wohin es der liebe Gott selbst aus dem Paradiese verpflanzt hatte. Da blühte es tagaus, tagein, ohne sich an Wind und Wetter, Sonnenschein oder Regen zu kehren. — War aber auf Erden ein kleines unschuldiges Kindlein gestorben, dann kamen die Engel nach dem einsamen Orte geflogen, wo das Blümlein stand, pflückten es ab und pflanzten es auf das Grab, unter dessen Hügel das Kindlein schlief. — Wollten aber die Menschen das Blümlein finden, dann mußten sie lange, lange suchen, und

ihr Weg führte sie oft durch öde Wüsten und wilde Gebirge. Hatten sie es aber zuletzt doch gefunden, dann waren sie froh; denn dann waren ihnen alle Sünden vergeben, und sie hatten Frieden mit Gott. Darum nannten sie das Blümlein auch „Gottesgnade".

Wie das aber gekommen ist, daß das Blümlein heute so häufig ist, daß es heute eine ganz andere Gestalt und Farbe hat, und daß es heute den häßlichen Namen „Teufelsabbiß" hat, das hat sich also zugetragen:

Einstmals lag ein Mensch krank auf seinem Bette, der hatte sein Lebtag nichts von dem lieben Gott wissen wollen, und über das Wunderblümchen hatte er gelacht. Jetzt aber stand der Tod vor seiner Seele, und mit Schrecken dachte er daran, daß Gott ein gerechter Richter ist. Jetzt fing er auch an zu seufzen: „Ach, hätt' ich doch die Gottesgnade, hätt' ich doch die Gottesgnade!" — Aber wie oft er auch versuchte, sich von seinem Lager zu erheben und die Blume zu suchen, immer fiel er wieder auf sein Lager zurück, und sein Stöhnen ward immer schrecklicher. — Ja, zuletzt ward es so laut, daß der liebe Gott doch Mitleid mit ihm fühlte und den Engeln befahl, ihm die Blume zu verschaffen. — Das thaten die Engel gern, und schnell, ehe der böse Mensch starb, war ihm geholfen.

Einer aber war darob bitterböse, das war der Teufel. Der hatte sich schon so lange darauf gefreut, den bösen Menschen in seine Gewalt zu bekommen, und jetzt war ihm seine Freude vereitelt! Voller Grimm machte er sich auf, die Blume zu suchen und zu vernichten. Lange, lange hatte er vergeblich gesucht, aber zuletzt fand er sie doch. Nur war es ihm nicht möglich, die Blume anzugreifen, was überhaupt allen sündhaften Händen unmöglich war, die nicht mit dem Verlangen gesucht hatten, Frieden mit Gott zu erlangen. — Der Teufel wußte deshalb kein anderes Mittel, als die Blume abzubeißen; und das that er auch.

Als aber später wieder einmal ein unschuldiges Kindlein gestorben war und die Engel ihm die Blume pflücken wollten, fanden sie nichts als den welken Stengel. Mit Trauer brachten sie dem lieben Gott die Kunde. Der gab ihnen die Macht, die Blume wieder ins Leben zu rufen; aber die schöne Gestalt und die Wunderkraft vermochten sie ihr doch nicht wiederzugeben. — Nach langem Beraten kamen sie überein, ihr ein kleines Köpfchen zu geben, das sollte gerade so blau aussehen wie der Himmel, und auf seinem Grunde sollten kleine Sterne leuchten, so schön, wie sie am Himmel ständen.

Seit der Zeit findet man das Blümchen häufig, aber die Menschen achten nicht darauf; und die schönen Sterne haben die wenigsten gesehen; denn wer die finden will, muß seine Augen ordentlich aufthun, und dazu haben viele Menschen keine rechte Lust. — Seit der Zeit nennen die Menschen das Blümchen auch nicht mehr „G o t t e s g n a d e", sondern „T e u f e l s a b b i ß".

Seit der Zeit hat aber auch der liebe Gott seine Gnade an ein ganz anderes Plätzchen gestellt, das ist dein kleines Herz, du Menschenkind, und ein Engel steht Wache dabei, daß der böse Feind die Blumen nicht wieder verderbe. — Du aber, o Menschenkind, mußt die kleine Herzensthür fest, fest zuhalten, damit der böse Feind nicht hereinkomme.

Hüte dich, lieb Kindelein!

159. Der Gundermann.

(Glechoma hederacea.)

Der Stamm des Wortes Gundermann, auch Gundelrebe, Gundrebe und Donnerrebe genannt, führt nach J. Grimm auf die Schlachtenjungfrau, die altnordische Walküre Gumir, althochdeutsch Gundja, und den Gott Donar zurück; wie denn auch in alter Zeit die Pflanze besonders als Wundmittel gebraucht wurde. Nach Schmeller kommt der Stamm von dem alten Worte gund = tabes, d. h. Feuchtigkeit, her; danach bezöge sich der Name auf den Standort der Pflanze. Der Vollständigkeit wegen sei noch bemerkt, daß nach einer Mitteilung von F. Scherer in „Wahrheit und Wahn" die Pflanze nach dem Magister Gundermann ihren Namen erhalten haben soll, der in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts als Prediger an der Thomaskirche zu Leipzig gelebt hat und auch ein namhafter Botaniker gewesen sein soll.

Wegen der blauen Blüten, in denen man die Farbe des Blitzes wiedersah, war die Pflanze dem Donar geheiligt; sie schützte vor dem Gewitter und allem Zauber. Auch glaubte man, alle Hexen zu erkennen, wenn man am Walpurgistage einen Kranz von dieser Pflanze aufsetzte und damit zur Kirche ginge. Ferner melkte man die Kühe, wenn sie im Frühjahr zum erstenmal ausgetrieben wurden, durch einen solchen Kranz, um den Milchertrag dadurch zu steigern und sie vor allem Schaden in der Zukunft zu sichern.

Auch gegen Zahnschmerz sollte die Gundelrebe ein Mittel sein, und zwar soll sie nach der Legende vom Herrn Jesus selbst hiergegen empfohlen worden sein. Es wird berichtet: Als einst Petrus sehr heftig an Zahnschmerz litt, sprach der Herr zu ihm:

„Nimm drei Gundelreben
Und laß sie deinen Mund umschweben!"

Petrus that nach den Worten des Herrn, und sofort ließen die Schmerzen nach. Man nahm gewöhnlich drei Stengel der Pflanze, bestrich damit die schmerzende Stelle und hing sie dann im Schornstein auf.

Die Gundelrebe.

Du Gundelrebe an dem Bach
Ahmst mir die wack're Hausfrau nach,
Die ungeschmückt und unbeachtet
Nur Gutes zu bereiten trachtet.

Wie du im schlichten Alltagskleid,
Genügsam, voll Bescheidenheit,
Dich mühend durchs Gedränge windest,
Im Boden deinen Reichtum findest;

Wie du nur weniges begehrst
Und kaum des Nachbarn Tau verzehrst,
Die Zeit mit Arbeit dir verkürzest
Und Wein und Bier balsamisch würzest:

Just so erscheint das brave Weib,
Sorgt nicht für Putz und Zeitvertreib;
Doch seht sie Mann und Kinder pflegen!
Sie ist des Hauses Himmelssegen.

L. Trattinnick.

160. Der Sonnentau.

(Drosera rotundifolia.)

Die Blätter der Pflanze sind auf der oberen Seite und am Blattrand mit gestielten Drüsen besetzt, welche im Sonnenschein wie helle Tautropfen erglänzen und Veranlassung zu dem Namen Sonnentau gegeben haben. In dem Kräuterbuche von Dietrichs vom Jahre 1737 heißt es: „Die Pflanze ist Sonnentau genannt, sintemal das Kräutlein auch bei dem Sonnenschein und zu jeder Zeit mit schönen hellen Wassertröpflein gefunden wird, als wenn es darauf getauet hätte".

Die wasserhellen Absonderungen der Drüsen, welche im Sonnenschein glänzen und schimmern, wurden früher für Tau gehalten, und in Erinnerung an das betaute Fell des Richters Gideon (Richter 6, 37. 38), heißt die Pflanze in Schwaben Gideonswurz. Die vermeintlichen Tauperlen selbst nannte man Thränen der Frigga und in späterer Zeit, als die Bedeutung der Frigga schwand und christliche Anschauungen und Vorstellungen die frommen Landleute erfüllten, Thränen der Maria. Am Niederrhein führt die Pflanze den Namen Fricktau oder Brochkraut, d. i. Brunstkraut; sie wird den Kühen unter das Futter gemischt und gilt als Reizmittel des Geschlechtstriebes. Aus letzterem Grunde nennt man in Mecklenburg unsere Pflanze Bullkrut.

Der lange anhaltende „Tau" hatte auch die Augen der Alchimisten und Destillatoren auf sich gezogen, sie sahen in dieser Abweichung vom Gewöhnlichen ein „groß Miraculum Dei" und wußten ihn mitsamt der Pflanze bei ihren geheimnisvollen Arbeiten zu verwenden. Kimrath berichtet hierüber: „Legst du das Kraut in ein Glas mit Wein, da ein Gift vermischt ist, alsbald soll das Glas zerbrechen. Ist aber das Gefäß steinern oder aus Alabaster oder dergleichen, so wird der Wein also stark siedend, als wäre ein gewaltig Feuer darunter, daß auch der Wein herausspringt." Auch Arzeneien wurden aus den betauten Blättern der Pflanze bereitet, welche Linderung und Heilung gegen Kopfschmerz, Stiche des Herzens, Krebs, Leberleiden u. s. w. gewähren sollten. Ein früher unter dem Namen Goldwasser (Aqua auri) viel angepriesenes und berühmtes Universalmittel bestand größtenteils aus den Blättern dieser Pflanze.

Wie Wermut war auch der Sonnentau ein wichtiges Kräutlein für die Jäger; wer ihn bei sich trug, hatte einen so sicheren Schuß, als wenn er eine Freikugel in seiner Büchse hätte; doch durfte er das Geheimnis keinem Nichtjäger verraten, wenn er nicht des großen Nutzens verlustig gehen wollte. Mittelalterliche Schriftsteller sagen, man solle das Kraut gegen Zauberei bei sich führen, und wer dies thue, dem vermöchten selbst seine Feinde nicht zu schaden, sondern würden ihm Freundschaftsdienste leisten.

In neuerer Zeit ist der Sonnentau durch Darwins veröffentlichte Beobachtungen über „insektenfressende Pflanzen" zu einer ebenso interessanten als gesuchten Pflanze geworden. Wie schon eingangs bemerkt, sind die oberen Blattseiten und der Blattrand mit weichen, weinroten, an dem

freien Ende kolbenförmig verdickten und mit einem glänzenden Tröpfchen besetzten Wimpern bedeckt. Die untere Blattseite ist glatt und kahl und liegt auf dem feuchten, moosigen Boden auf. Die Wimpern sind von ungleicher Größe, am kürzesten sind jene, welche senkrecht vom Mittelfelde aufragen, am längsten diejenigen, welche am äußersten Rande strahlenförmig abstehen. Die kolbenförmigen Köpfchen, die Drüsen, sondern eine helle, klebrige, zähflüssige Masse ab. Wenn man einen Splitter von Glas, Kohle, Gummi oder überhaupt einen stickstofffreien Körper mit den Drüsen in Berührung bringt, so nimmt die Ausscheidung von Flüssigkeit zu, auch wird dieselbe sauer; aber es erfolgt keine Absonderung von Pepsin und keine merkbare Veränderung in der Richtung der Wimpern. Sobald aber ein kleines Insekt, welches die glänzenden Perlen für Honigtröpfchen hält, herbeigeflogen kommt, sich auf das Blatt niederläßt und dabei die Drüsen berührt, so erfolgt eine vermehrte Ausscheidung der sauren Flüssigkeit und die Absonderung eines Stoffes, welcher mit dem Pepsin in seiner Wirkung auf eiweißartige Verbindungen ganz übereinstimmt und auch als Pepsin bezeichnet werden kann. Die angeflogenen kleinen Insekten, welche an der klebrigen Flüssigkeit hängen geblieben sind, suchen sich derselben zu erledigen und mit den Beinen die zähflüssige Masse abzustreifen; dadurch besudeln sie sich aber immer mehr, verstopfen die Öffnungen der Atmungsorgane und erleiden in kurzer Zeit den Erstickungstod. Und nun beugen sich langsam die Wimpern nach einwärts, dem toten Körper zu, und im Verlaufe bis zu drei Stunden sind die sämtlichen dem gemeinsamen Ziele zugeneigt. Mit den aus den zahlreichen Drüsen fließenden Ausscheidungen wird die Beute versetzt, sie löst sich auf und wird zur Aufsaugung, Ernährung geeignet. War das erbeutete Tier von sehr geringem Umfange, dann ist die Auflösung und Aufsaugung schon nach ein paar Tagen vollendet; die Wimpern heben sich empor, strecken sich gerade und nehmen ihre ursprüngliche Lage wieder ein. Wie groß die Zahl der von dem Sonnentau erbeuteten Tiere ist, mag danach berechnet werden, daß man einmal auf einem einzigen Blatte die Reste (Flügel, Kiefer, Facettenaugen, Beinschienen) von 13 verschiedenen Insekten gefunden hat.

---

161. Der Ehrenpreis.

(Veronica.)

Zu dem Namen Ehrenpreis soll die Pflanze durch folgendes Ereignis gekommen sein: Ein König von Frankreich litt einst drei Jahre an einem bösen Aussatz, von dem ihn kein Arzt befreien konnte. Zu dieser Zeit machte ein Hirt die Beobachtung, daß ein Hirsch, der von einem Wolf gebissen war, seine Wunde durch dieses Kraut binnen acht Tagen heilte, indem er dieses Kraut fraß und sich mit der Wunde auf dasselbe legte. Als der Hirt von der traurigen Lage seines Königs hörte, bereitete er aus dem Ehrenpreis einen Saft und bot ihn dem Könige an. Der König erprobte das Mittel zunächst an einem Fuße, den er

mit dem Safte einrieb. In der Nacht empfand er an demselben so gewaltige Schmerzen, daß er seinen Dienern zurief, nach dem Fuße zu sehen. Zu ihrer Verwunderung gewahrten sie, daß der Schorf von dem Fuße gefallen war. Der König rieb nun den übrigen Körper mit dem Safte ein und wurde wieder gesund. Zum Andenken an diese Heilung bekam die Pflanze den Namen Ehrenpreis. Auch ähnliche Namen, wie Grundheil, Heil aller Schäden, Heil aller Welt, wurden der Pflanze beigelegt.

Der botanische Name der Pflanze lautet Veronica. Denselben soll sie zu Ehren der heiligen Veronika führen, von der die Legende erzählt, daß sie ihr Schweißtuch dem Herrn dargereicht habe, als er nach Golgatha hinaufging, damit er sein Antlitz darin kühle. Zum Danke für diesen Liebesdienst soll sich des Herrn Angesicht darauf abgebildet haben. Die Jungfrau aber wurde vera unica virgo, d. i. die wahrhaftig einzige Jungfrau, genannt. Aus diesem vera unica soll veronica entstanden sein.

Ehrenpreis.

Ehrenpreis ist eine Pflanze, die trägt Ehr'
An jedem Reis;
Die soll mir wachsen immer mehr,
Nichts ihr bringe Fahr und Sehr!
Lüfte leis,
Wieget mein Ehrenpreis!

Fr. Rückert.

---

162. Der Alant.

(Inula.)

Der Name Alant ist sehr alt, er findet sich schon im 11. Jahrhundert; er ist wahrscheinlich aus der lateinischen Benennung Inula, das von dem griechischen inaein = reinigen stammen soll, entstanden. Der wahre Alant (I. Helenium) ist nach griechischer Sage aus den Thränen der entführten Helena erwachsen, als sie auf der Insel Helena ausstieg; hier sollte er auch am schönsten gedeihen. Volksnamen der Pflanze sind Odinskopf, Odinsauge, Wodanshaupt; sie beziehen sich auf Gestalt und Farbe der Blüten, die der Sonnenblume ähnlich sind und in denen man ein Sinnbild der Sonne und des Antlitzes Wodans sah. Wie Montanus vom Niederrhein mitteilt, bildete der Alant den Hauptbestandteil des sogen. Neunerlei-Krautes, aus welchem ein Heiltrank gegen allerlei Behexung gekocht wurde. Auch in den Krautwischen (vgl. Königskerze) machte er einen Hauptbestandteil aus und wurde in der Mitte derselben, die anderen Blumen überragend, angebracht. In Nachahmung der Alten wurde die Wurzel in der früheren Arzeneikunde gegen Verschleimung und Engbrüstigkeit angewandt. Nach dem Berichte des Plinius soll Julia, die Tochter des Kaisers Augustus, sie täglich als magenstärkendes Mittel gebraucht haben.

Der gemeine Alant (I. Britannica) findet sich sehr häufig auf feuchten Wiesen. Er erhielt den Beinamen Britannica, weil man in ihm die Pflanze sieht, welche nach dem Berichte des Plinius ehemals auf den zwischen Germanien und Britannien liegenden Inseln in großer Menge wuchs. Die Bewohner dieser Gegenden brauchten sie als Schutzmittel gegen Halsleiden und Schlangen, doch mußte sie, um heilkräftig zu sein, vor dem ersten Donner gesammelt werden. Als Cäsar sich mit seinem Heere in der Gegend des unteren Rheins aufhielt, traf er eine Quelle, deren Wasser so ungesund war, daß der längere Genuß desselben böse Krankheiten unter seinen Soldaten hervorrief, wogegen nur der Alant half. Schon längst war den Friesen die heilende Kraft des Alant bekannt, und sie empfahlen den Gebrauch desselben den erkrankten Römern.

---

163. Der Baldrian.

(Valeriana officinalis.)

Ob der Name Baldrian mit Baldr, dem einzigen Sohn der Frigga, dem allbeliebten und allbeweinten Gott des Lichtes, zusammenhängt, ist eine offene Frage, über welche sich die Mythologen noch nicht haben einigen können. In der germanischen Götterlehre wird die Pflanze erwähnt; die Göttin Hertha trug einen Baldrianstengel als Reitgerte, wenn sie auf ihrem mit Hopfenranken gezäumten Edelhirsch ritt. Nach Weigand ist der Name Baldrian aus der neulateinischen Bezeichnung Valeriana (von valere = gesund, kräftig sein) entstanden. Im nordischen Altertum führt unsere Pflanze nach J. Grimm wegen ihrer Heilkraft den mythischen Namen Velandsurt, d. h. Wielandswurz, nach dem göttlichen Schmied Wieland, dem Sohne des Heilgottes. Die Serben nennen sie Odoljan (von odoljeti = überwältigen), die Böhmen Odolen, und in einem Vila-Liede heißt es: „Wüßte jede Frau, was Odoljankraut ist, sie würde es immer sammeln, in den Gürtel nähen und bei sich tragen; dies kostbare Kraut zu vernachlässigen, warnt die Vila".

Eine merkwürdige Vorliebe zeigen die Katzen für den Baldrian; wenn die Stauden als beliebtes Volksheilmittel zum Trocknen gesammelt werden, gehen die Katzen denselben nach, wälzen sich mit großem Geschrei darauf umher und geraten durch den Geruch scheinbar in Verzückung. Aus diesem Umstande erklären sich auch die Namen Kattenkrut, Katzenkraut, Katzenlieb, Katzenwurzel u. a.

Die Heilkräfte der Pflanze waren schon früh bekannt und geschätzt; in der Achtung der Landleute steht dieselbe noch heute sehr hoch. Auch im Aberglauben spielt dieselbe eine nicht unbedeutende Rolle. Am Hochzeitstage soll der Bräutigam Baldrian in der Tasche tragen. Vereint mit der Bibernell (Pimpinella) bot er das beste Mittel gegen die Pest.

„Baldrian und Bibernell
Hält die Pestilenz zur Stell'."

Die Blüten der Blume schützen gegen den Teufel und alle Unholde. Als

einst jemand dem sich nahenden Teufel beherzt einen Baldrianstengel entgegenhielt, rief dieser voll Zorn:

„Seg ick nich den Bullergan (Baldrian),
Ick wull mit di hen nat plücken gan,
Dat di de Ogen in Nacken sölln stan".

In manchen Bauernwirtschaften hat sich bis in die Gegenwart folgender Aberglaube erhalten: Milch, welche nicht zu Butter werden will, weil sie eben nach der Meinung der Landleute behext ist, wird durch einen Kranz von Baldrian gegossen; hierdurch wird die Behexung gehoben. Nach Schambach wird beim Ausgraben der Wurzel in Mecklenburg gesungen:

„Balderjan! Most upestan,
Most hengan,
Most helpen allen Minschenkindern
Un allen Naversrindern!"

In der Volksheilkunde wird der Baldrian besonders als krampfstillendes Mittel geschätzt, und dieses mit Recht. Die Pflanze verdankt ihren Ruf dem neapolitanischen Gelehrten Fabius Colanna (um 1600), der, an Epilepsie leidend, durch Anwendung derselben Linderung seiner Krankheit fand und deren Gebrauch deshalb empfahl.

---

164. Das Vergißmeinnicht.

(Myosotis palustris.)

An dem murmelnden Bache finden wir das zarte Blümchen Vergißmeinnicht, und aus dem herrlichen Blau seiner Blüten leuchtet uns ein gelber Stern freundlich entgegen, er winkt und zieht uns gleichsam hernieder, daß wir das trauliche Pflänzchen brechen und zum süßen, lieben Angedenken an die blumige Wiese mitnehmen in die enge Stube. Ja, es wohnt ein stiller Zauber in der Pflanze, und er wirkt auf das Gemüt eines jeden gefühlvollen Menschen; Dichter und Sänger haben darum auch schon seit alter Zeit das Vergißmeinnicht besungen und es als ein Sinnbild herzlicher Liebe und treuer Anhänglichkeit gefeiert. Und wie aus dem Namen hervorgeht, ist die sinnige Bedeutung bei allen germanischen Völkern verbreitet; denn die Engländer nennen das Blümchen forget-me-not, die Schweden forgaet-mig-ej, die Norweger forglemm-mig-ikke, die Dänen forget-mig-ej.

Über die Entstehung des Blümchens erzählt Wilhelm Müller folgende Sage: Lykas und Egle waren das schönste Paar unter den Schäfern und Schäferinnen Arkadiens, ihre Liebe und Treue war an den Ufern des Alpheus zum Sprichwort geworden. Da rief eines Tages der strenge Befehl seines Vaters den jungen Hirten nach der Stadt, um den Segen und die Erbschaft eines sterbenden Oheims zu empfangen. Egle zitterte für die Treue ihres Geliebten, weil er jetzt

reicher wurde als sie, aber noch weit mehr, weil er zum erstenmal nach der Stadt gehen sollte, von deren verführerischen Schönheiten die alten Schäfer so viel zu erzählen wußten. Sie wagte es aber nicht, ihm ihre Besorgnis zu entdecken und ihn zu warnen; denn ihr Argwohn konnte ihn ja kränken. Doch als sie beim Abschied ihm die Hand reichen und ihn umarmen wollte, da quoll eine Thräne aus ihrem hellblauen Auge und fiel auf das Ufergras zu ihren Füßen. Und siehe, eine Blume, mit der noch keine Schäferin sich geschmückt hatte, sproßte augenblicklich wie ein Wunder aus dem benetzten Rasen empor, und auf ihren kleinen Blättern trug sie die Augenfarbe der Weinenden. Sie pflückte die erste und gab sie schweigend ihrem Geliebten; aber Lykas verstand sie und nannte das Blümchen: Vergißmeinnicht!

Über den Ursprung des Namens weiß ein Dichter folgendes zu berichten:

„Als unser Herr einst Blumen schuf,
Und jede folgte seinem Ruf,
Und alle im bunten Gewande kamen
Und fragten, sich neigend, nach ihrem Namen,
Da benannte der Herr die tausend Gestalten,
Befahl die Namen wohl zu behalten.
Doch am Schlusse kehrte ein Blümlein zurück
Und klagte mit einer Thräne im Blick:
‚Ich habe in dem großen Verein
Vergessen, Herr, den Namen mein!‘
Der Herr mit ernstem Angesicht
Zum Blümlein freundlich drohend spricht:
‚Vergiß mein nicht!‘

Das Blümlein dachte der Rede nach,
Zog sich zurück an den stillen Bach,
Sein freundlich Blau, sein heller Stern
Glänzt anspruchslos, von Menschen fern.
Wenn gute Menschen vorübergeh'n
Und dieses freundliche Blümchen seh'n,
Wenn Lieb' und Freundschaft es sinnend bricht,
Aus ihm noch die himmlische Stimme spricht:
‚Vergiß mein nicht!‘

Eine österreichische Sage, die von Platen in einem Gedichte behandelt worden ist, führt den Namen auf folgendes Begebnis zurück: Einst lustwandelten an dem Ufer der Donau in trautem Gespräch zwei Liebende. Plötzlich sah die Braut an dem äußersten Rande des Stromes eine herrliche Blume, die sie vorher noch nie bemerkt, und äußerte den Wunsch, dieselbe zu besitzen. Um denselben zu erfüllen, stieg der Bräutigam vorsichtig das steile Ufer hinab; schon hatte er die Blüten gepflückt, da löste sich ein Stein, auf dem er vor allem stand, und er stürzte hinab in die Wogen. Vergebens waren seine Anstrengungen, dem kühlen Grabe der Wellen zu entrinnen; noch einmal tauchte er empor, die Blumen

krampfhaft in der Hand haltend und seiner Braut zurufend: „Vergiß mein nicht!", dann sank er hinunter. Jammernd und klagend stand die Jungfrau am Ufer, flehentlich rang sie die Hände und rief um Hilfe. Doch erst nach einigen Tagen wurde die Leiche von Fischern gefunden und der trauernden Braut gebracht, die sie feierlich bestatten ließ. Den frischen Grabhügel aber bepflanzte sie mit den blauen Blumen und benannte sie nach den letzten Worten ihres vielgeliebten, unglücklichen Verlobten: Vergißmeinnicht.

Nach altem Glauben soll das Vergißmeinnicht gleichbedeutend sein mit jener blauen Blume, die in so vielen Sagen erwähnt wird. Die Sagen sind in Einzelheiten verschieden und ausgeschmückt; der Hauptinhalt jedoch ist immer derselbe. Ein Hirt, Bauer oder Knabe findet zufällig oder erhält von einer schönen Jungfrau die Wunderblume. Er berührt damit den Felsen, und plötzlich springt eine Thür auf, die er vorher nie gesehen; ein weites Gemach breitet sich vor den erstaunten Blicken aus, angefüllt mit den kostbarsten Schätzen und seltensten Kleinodien. Eine Stimme fordert den fröhlich Erstaunten auf, von den Herrlichkeiten nach Belieben zu nehmen; doch mahnt sie ihn auch zugleich, das Beste nicht zu vergessen. Das Glückskind ist von dem Anblick ganz berauscht, es legt die Blume zur Seite und füllt behende alle seine Taschen. Schon schickt es sich zur Heimkehr an, da erschallt noch einmal hinter dem Forteilenden die warnende Stimme: „Vergiß das Beste nicht!" Doch es ist umsonst und zu spät; schon ist die Schwelle überschritten, und unter lautem Krachen schlägt die schwere eiserne Thür zu. Alles ist im Nu verschwunden, graue Felsen starren statt der Zinnen und Türme in die Luft, die Schätze und Kleinodien in den Taschen erweisen sich als gewöhnliche Steine, und der Pfad in den Berg ist nimmermehr zu finden; denn die Blume, die blaue Wunderblume, die den Felsen öffnete und all' die Herrlichkeiten hervorzauberte, befindet sich nicht mehr im Besitz des Menschen, er hat sie in treuloser Vergeßlichkeit in der Schatzkammer zurückgelassen. Diese Naturmythe wird in folgender Weise gedeutet: Gott Donar, der Hirt der als Kühe dargestellten Wolken, welche ihre Milch, den Regen, der Erde spenden, öffnet mit der roten oder blauen Blume, dem Blitze, den Wolkenberg und gewinnt Zugang zum Schatze. Hinkend fährt er hinaus, wie auch der griechische Hephästos lahmt; dies deutet auf das Zucken des niederfahrenden Blitzes. Von der blauen, gelben oder roten Blitzesblume aber, die im Sommer den Wolkenberg erschließt, um ihr den Schatz des segenspendenden Regens zu entlocken, glaubte man in irdischen Pflanzen Abbilder zu sehen, und zu diesen gehört das Vergißmeinnicht und die Schlüsselblume.

Und wie die Pflanze alle Schätze des Erdinnern erschließt, so wurde sie zu Ende des vorigen und zu Anfang dieses Jahrhunderts als tiefsinniges Symbol sogar der Inbegriff höchster menschlicher Sehnsucht. Das Vergißmeinnicht — denn nur dieses lag, wenn auch nicht ausgesprochenerweise, dieser mystisch-romantischen Anschauung zugrunde — wurde als Kultusgegenstand idealsten Charakters in eine seltsame Geistesrichtung hineingezogen, welche die meisten Dichter und Gebildeten jahr-

zehntelang beherrschte. Es war „die blaue Blume" der Romantik, derjenigen Richtung in unserer deutschen Poesie und Litteratur, welche ihr Ideal in dem von phantastischem Dämmerlichte umflossenen Leben und Treiben des Mittelalters fand, welche die poetische Träumerei für die lebensfrische Wirklichkeit nahm und den reizvollen Schimmer phantasievollen Denkens für wahrhaftiges Licht hielt. Die Summe und der Inbegriff dieses Unendlichen und Ahnungsvollen, Wunderbaren und Phantastischen war die blaue Blume, nach der Heinrich v. Ofterdingens armes Herz (in dem gleichnamigen Roman von Hardenberg-Novalis) schmachtete.

An manchen Orten schenkt man dem Wald-Vergißmeinnicht eine ganz besondere Aufmerksamkeit. In einem Orte an der Mulde pflegt die liebe Schuljugend mit ihrem Lehrer „in die Blümlein zu gehen". Die Nachmittagsschule wird freigegeben, und im milden Sonnenschein wandert die muntere Schar mit Gesang in einen nahen Wald, wo dies Vergißmeinnicht in überschwenglicher Fülle wächst. Dort angekommen, hat nach herkömmlicher Sitte erst jeder einen mächtigen Strauß zu pflücken und Mütze und Knopflöcher zu bestecken. Unter manchem frohen Spiel im Freien wird der Nachmittag verbracht, und der Abend kommt heran, ehe man an die Rückkehr denkt. Nun geht's heim, jedes Kind einen Blümleinstrauß stolz in der Hand, der zuhause feierlich einem Wasserglase anvertraut wird. Ebenso sucht dort fast jede Familie sich einen Tag aus, an welchem alt und jung „in die Blümlein" geht, und das sind nicht zufällige, sondern herkömmliche, jährliche Ausflüge, bei denen Vater und Mutter, Kind und Magd im Grünen und blühenden Blau sich ergötzen, sich tummeln und lagern, Blumen pflücken und darin mit einander wetteifern; es wird draußen Kaffee gekocht, getrunken, Kuchen dazu gegessen, und die ganze Gesellschaft ist dabei einmal so fröhlich, wie das ganze Jahr kaum wieder. Man reinigt sich da von dem niedrigen, staubigen Erdenleben an Herz und Seele.

Zum Schluß sei noch ein abergläubischer Brauch aus Steiermark erzählt, den P. K. Rosegger berichtet, und in welchem unser Blümchen ebenfalls bezeichnende Beachtung gefunden hat. Es geschieht mitunter, daß, wenn sich ein Jüngling in ein Mädchen verliebt, er von ihr nicht lassen kann und mag um alles in der Welt. Aber manchmal kommen die Eltern und wollen die Heirat nicht, und der Jüngling muß dann wählen zwischen Entsagung und Elternfluch. Er wählt vielleicht das erstere; aber er beginnt nun zu siechen an Leib und Seele. Er müßte hinsterben in Liebesweh, wenn es nicht ein Mittel gäbe, Geschehenes ungeschehen zu machen. Zu diesem Zwecke geht er am Tage Johannis des Täufers, wenn die Sonne schon untergegangen ist, hinaus in den Wald, nimmt eine Haarlocke, eine verwelkte Blume oder sonst ein kleines Gedenken, wühlt mit einem Sargnagel die Erde auf, und unter dem Spruche:

„Liebe, ich hab' dich,
Lieb', ich vergrab' dich,
Vergeh' mir von Herzen
Mit Treuen und Schmerzen!"

gräbt er den Gegenstand in die Erde. Ist die Liebe auf diese Art echt und recht begraben, so läßt sie das Herz in Ruhe. Nicht selten aber wächst im Walde, dort, wo die Liebe begraben ist, ein Vergißmeinnicht empor, und das ist nicht gut — dann ist die Liebe schlecht begraben.

Das Vergißmeinnicht.

I.

Ich kenn' ein Blümlein zart und blau,
Es blüht so gern am klaren Quell;
Es blüht auf grüner Frühlingsau'
So freundlich und so hell.

Es blüht umrauscht von klarer Flut,
Schaut sinnig in der Wellen Spiel;
Rings kosen wohl mit frohem Mut
Der Schmetterlinge viel.

Wohl liegt der Tau in Thränen drauf,
So silbern und so klar;
Doch schaut's in Sehnsucht himmelauf,
Freut nicht sich an der Schar.

Vom Stengel strahlet Hoffnungsgrün,
Zum Trost für das bewegte Herz;
Denn Hoffnung muß in Schmerzen blüh'n,
Und Freude keimt aus Schmerz.

Oft wenn uns Trennung schmerzlich naht,
Und treulos jedes Glück entschwand,
Dann blüht es still auf unserm Pfad
Als der Erinn'rung Pfand.

Wilhelmine Hensel.

II.

Freundlich glänzt an stiller Quelle,
Wie des Mondes Silberlicht,
Eine Blume zart und helle;
O, verkenn' dies Blümchen nicht!

Schimmernd wie des Äthers Bläue,
Wenn ihn kein Gewölk umflicht,
Ist es ein Symbol der Treue,
Das zum Herzen tröstend spricht.

Wenn der Trennung Zähren fließen,
Folgsam dem Gebot der Pflicht,
Soll es deinem Pfad entsprießen,
Bittend: Ach, vergiß mein nicht!

Mild wie deiner Augen Sterne,
Wie verklärter Augen Licht
Ruft es warnend aus der Ferne:
O vergiß, vergiß mein nicht!

C. Müchler.

III.

Es blüht ein schönes Blümchen
Auf unsrer grünen Au';
Sein Aug' ist wie der Himmel,
So heiter und so blau.

Es weiß nicht viel zu reden,
Und alles, was es spricht,
Ist immer nur dasselbe,
Ist nur: Vergißmeinnicht! —

Wenn ich zwei Äuglein sehe,
So heiter und so blau,
So denk' ich an das Blümchen
Auf unsrer grünen Au'.

Da kann ich auch nicht reden,
Und nur mein Herze spricht
So bange nur, so leise,
Und nur: Vergißmeinnicht!

Hoffmann v. Fallersleben.

Meine Blume.

Sei gegrüßet, kleine Blume,
Blume der Vollkommenheit,
Die die Heiligen und Weisen
Namlos preisen;
Denn des Herzens schönste Zier
Wohnt in dir!

Nicht auf Höh'n, im stillen Thale
Blühest du am frischen Quell,
Zeigst des weiten Himmels Bläue,
Reine Treue,
Und in dir der Sonne Gold
Mild und hold.

Fragst du mich, wie heißt die Blume,
Die den hohen Schmuck uns zeigt:
Sonnenglut und Himmelsbläue,
Lieb' und Treue?
Nimm hier dies Vergißmeinnicht,
Treu' und licht.

J. G. v. Herder.

Vergißmeinnicht.

„Mich soll es wundern", frug zur Stunde
Waldtraut, „ob du es wirklich weißt,
Aus welcherlei Betracht und Grunde
Vergißmeinnicht dies Blümchen heißt."
„Nun", sprach Wulfhild, „das soll bedeuten,
Daß, wem geschenkt die Blume ist,
In Heimlichkeit vor andern Leuten
Den lieben Geber nicht vergißt."
„Jawohl, so heißt es allerenden",
Lacht Waldtraut, „doch es ist nicht wahr;
Es hat ganz anderes Bewenden,
Gieb acht! ich mach's dir offenbar.
Wenn einem schon die Wünschelrute
Auf einen Schatz im Boden schlägt,
Thut's not, daß er an seinem Hute
Die selt'ne blaue Blume trägt;
Die öffnet ihm die dunkeln Tiefen;
Er sackt nun ein, so viel er kann,
Die Drachen, die beim Horte schliefen,
Seh'n zu und hindern nicht den Mann.
Er legt den Hut ab mit der Blume:
‚Greif' einen Griff, streich einen Strich!'
Tönt's auf der Tiefe Heiligtume;
Hat er genug, heißt's: ‚Packe dich!'
Er rafft nun alles schnell zusammen,
Denkt jetzt an Hut und Blume nicht
Und eilt, verfolgt von roten Flammen;
Da ruft's ihm nach: ‚Vergiß mein nicht!'
Das Blümchen ist's; ließ er's im Stiche,

Fänd' er des Weges nicht zurück,
Und seiner Schätze Glanz erbliche;
Drum an dem Blümchen hängt sein Glück.
Nun läßt man dies hier dafür gelten,
Weil's blau ist, nennt's Vergißmeinnicht,
Die echt' ist's nicht, die blüht gar selten,
Und wer sie findet, sagt es nicht."

Aus: J. Wolff, „Der wilde Jäger".

---

165. Das Marienblümchen.

(Bellis perennis).

Es giebt nur wenige deutsche Pflanzen, welche das Volk mit einer so reichen Anzahl von Namen bedacht hat, wie das Marienblümchen; die große Verbreitung und das häufige Vorkommen, das unermüdliche Blühen vom ersten Strahl des Frühlings bis tief in den eisigen Winter hinein und die niedliche, jedermann ansprechende Gestaltung der Pflanze in Blatt und Blüte mögen wohl die Veranlassung hierzu gewesen sein.

Der Name Marienblümchen giebt uns sogleich Aufschluß über die Entstehung des lieblichen Blümchens und erklärt die purpurrote Färbung, welche die weißen Strahlblumen so häufig auf der Rückseite zeigen. Die Legende erzählt: Maria habe im Winter zu Christi Geburtstag künstliche Blumen machen wollen, und dabei sei am schönsten eine mit goldener Scheibe und weißen Strahlen geraten; sie habe sich aber dabei in die Finger gestochen, und von ihrem Blut seien einige Strahlblumen rot angelaufen. Das Christkind hatte eine so große Freude daran, daß es der Blume Leben verlieh, und nun blüht sie zur Freude der Kinder in der ganzen Welt von einem Schnee zum andern.

Nach dem Standort auf Gänseangern heißt die Blume Gänseblümchen; freilich, die Kinder wissen noch eine andere Erklärung hierfür, sie geben auf die Frage: „Warum heißt sie Gänseblümchen?" die Antwort: „Weil die Blume wie die Gans auf einem Bein steht".

Der Name Tausendschön besagt dasselbe wie der lateinische Bellis: eine schöne, recht schöne Blume.

Bei der Bezeichnung Masliebchen denken wir wohl zunächst an das bekannte Zupf- und Fragespiel „er liebt mich," „er liebt mich nicht", wie es auch Goethe im Faust uns vorführt, und doch hat diese Benennung noch einen andern Grund. Man hat die Silbe „Mas" aus dem Keltischen zu erklären gesucht, wo mas so viel als Feld bedeutet; unser Masliebchen wäre demnach eine dem Menschen liebe, auf Feldern blühende Pflanze. In einigen Gegenden treiben die Kinder mit dem Masliebchen ein besonderes Spiel, sie benutzen die Blume als Orakel. Um nämlich die Art und Weise des Empfanges vonseiten der Eltern nach einem längeren Fortbleiben vom väterlichen Hause im voraus zu erfahren,

sprechen sie, ein Blättchen nach dem andern abpflückend: „Schläge, Schelte, gute Worte". Solche tändelnde Fragespiele sind von jeher unter den Deutschen bei klein und groß beliebt gewesen, nur in den orakelverkündenden Blumen ist im Laufe der Zeiten ein Wechsel eingetreten. Im Mittelalter benutzte man statt des Marienblümchens zu dieser Tändelei den Grashalm mit seinen Knoten. Wir besitzen ein reizendes Gedicht von Walter von der Vogelweide: „Das Halmmessen," welches uns lebhaft an die angezogene Stelle in Goethes Faust erinnert, und in dem wir auch bereits fast dieselben Worte finden, welche in jener Dichtung Gretchen in den Mund gelegt werden. Es heißt in dem Gedichte:

„Mich hat ein Halm gemachet froh:
Er sagt, ich sollte Gnade finden.
Ich maß ein kleines Stückchen Stroh,
Wie ich zuvor es sah bei Kinden.
Nun höret zu und merket auf, ob sie es thu':
‚Sie thut, thut's nicht, sie thut, thut's nicht, sie thut.'
Wie oft ich messen mocht', stets war das Ende gut.
Das tröstet mich; doch Glaub' gehöret auch dazu."

In Frankreich heißt die Blume Silberschild, mehr noch aber Marguerite, d. i. Perlblume, weil die aufgehenden Knöspchen mit ihrem matten Weiß einer Perle ähnlich gefunden wurden. Gleich der Lilie kam sie hoch zu Ehren. Ludwig IX. setzte sie mit einer Lilie zusammen in sein Wappen als Anspielung auf den Namen seiner Gemahlin. Sein Ring war mit einem Kranze aus Lilien und Marienblumen geziert. Dieser Ring repräsentierte ihm alles, was ihm lieb und teuer war: die Religion, Frankreich und seine Gemahlin.

In der nordischen Mythologie ist die Blume der Ostara geweiht, der Göttin des Frühlings und der Auferstehung. Aus diesem Grunde hieß sie auch Osterblume. Bei dem der Ostara zu Ehren abgehaltenen Festmahl war der Osterpokal mit Marienblumen geschmückt.

Daß eine Pflanze wie die Marienblume, die sich eines so hohen, himmlischen Ursprungs rühmen konnte, auch mit wunderthätigen Kräften ausgestattet sein mußte, war nach früherer Meinung selbstverständlich. Die Blätter wurden als Salat gegessen und sollten ein vorzügliches Mittel gegen die Auszehrung sein. In einer Schrift aus damaliger Zeit, in der alles zusammengefaßt ist, heißt es: „Das Maslieb ist ein gut Leber-, Milz-, Brust-, Wund- und Gichtkräutlein, so immer seine Wirkung thut".

Als Kuriosum sei noch mitgeteilt, daß im Jahre 1739 das Gänseblümchen in Gefahr schwebte, bei uns zu verschwinden. Man hielt es mit der weißen Wucherblume und Hundskamille für ein überaus schädliches Unkraut, und es war ein obrigkeitlicher Befehl ergangen, es nach Kräften auszurotten. Doch sei es, daß es sich schon zu allgemein verbreitet, oder daß es sich schon zu fest eingenistet, die Anordnung hatte keinen Erfolg.

Marienblümchen.

I.

Es blüht ein schönes Blümelein:
Das wächst auf grünen Auen,
Von innen und von außen fein,
Gar lieblich anzuschauen.
Bald bunt, bald rot und bald schnee-
weiß
Ist es des Lenzes frühster Preis,
Des Herbstes letzte Freude.

Die kleinen Kinder, die es seh'n,
Die klatschen in die Hände
Und schmeicheln: „Gänseblümchen
schön!
O Tausendschön!" ohn' Ende.
Sie winden es in jeden Kranz,
Sie treten drauf bei jedem Tanz —
Das süße Tausendschönchen.

Und siehet es ein zärtlich Herz
Auf grünem Anger prangen,
So fühlt es sich von süßem Schmerz
Und süßer Lust gefangen.
„Masliebchen!" ruft es, „her zu
mir!
Und lehre mich der Tugend Zier
In Freude rein bewahren!"

Und sieht es eine fromme Frau,
Sie nennt's Marienblümchen
Und herzt es: „Schönstes Kind der
Au'
Und kleines Himmelsmühmchen!"
Und betet zu dem Sternenglanz:
„Laß mich, o Gott, im Engelkranz
So still demütig stehen."

So glüht das schöne Blümelein,
Das viele Namen träget
Und in der Demut stillem Schein
So hohe Wunder heget.
Du, der das Blümchen schön gemacht,
Nimm deine Blümlein all in acht,
Daß sie so lieblich blühen!

E. M. Arndt.

II.

Novembernebel lagern schwer
Auf Strom, Gebirg' und Heide;
Die Sonne kämpft, da sinkt das
Meer,
Im Reif erglänzt die Weide.

Wie Wunder übersä'n den Kreis
Bei matten Sonnenblitzen
Noch Blütensterne strahlend weiß,
Karminrot an den Spitzen.

Die Herbstgespielen flohen scheu
Beim ersten Flockenfalle;
Ihr Frühlingskinder seid noch treu,
Beständiger als alle.

Ihr schmückt den Grund, den Hügel,
brennt's,
Stürmt, rieselt oder schauert;
Ihr sprecht von einem ew'gen Lenz,
Der alles überdauert.

Wie strahlenreich die Sternchen stehn!
Wie drängt ihr euch im Thore!
Ich will euch nie mehr überseh'n
Im schönsten Frühlingsflore.

Ad. Peters.

166. Die Wasserpest.

(Anacharis alsinasteum oder Elodea canadensis.)

Mit den unheimlich klingenden Namen Wasserpest und Wasserhydra wird eine vor noch nicht gar langer Zeit bei uns aus Kanada eingewanderte Wasserpflanze bezeichnet, die bei ihrem ersten Auftreten in Europa große Befürchtungen wachrief. Den Namen Wasserpest führt sie nicht etwa deshalb, weil sie das Wasser verpestet oder ungenießbar macht, sondern wegen der rapiden Geschwindigkeit, mit der sie gleich jener Krankheit sich ausbreitet; den Namen Hydra trägt sie, weil sie wie eine Schlange alle ihr nahe kommenden Gegenstände im Wasser mit ihren blätterreichen Stengeln umklammert. Als diese niedliche Wasserpflanze zu Anfang dieses Jahrhunderts in England auftauchte, drangen fabelhaft klingende Gerüchte von dort zu uns herüber. Ein Blumenfreund, hieß es unter anderm, habe sie in seinem Fischteiche angepflanzt; aber „nach einigen Minuten fand sich die Lotosblume, die in dem Teiche wuchs, fest umarmt, nach Verlauf von 35 Minuten lag sie auf der Wasserfläche, ein erwürgter Leichnam; nach einigen Stunden war der ganze Teich im Sturmschritt erobert und angefüllt, alle anderen Gewächse waren vollständig vernichtet. Am nächsten Tage bildete der Teich nur noch eine starre, grüne Masse, und das Gewächs war bereits durch die Eisenröhre, vermittelst welcher das Becken aus dem benachbarten Kanale gespeist wurde, in den letzteren gedrungen." Von hier hat sich die Pflanze dann so schnell verbreitet, daß man glaubte befürchten zu müssen, die ganze Schiffahrt werde durch dieselbe ins Stocken geraten. Zum Glück hat sich aber im Laufe der Zeit herausgestellt, daß die Wasserpest trotz ihrer rapiden Vermehrung doch nicht so schlimm ist, obgleich sie da, wo sie auftritt, recht störend sein kann. Im Jahre 1836 wurde sie zuerst in einem Teiche zu Warringtown in Irland beobachtet, obgleich niemand weiß, wie sie von Amerika dorthin gelangt ist. Auch zu uns auf das Festland ist die Pflanze gekommen; nach dem Jahre 1860 ist sie wildwachsend angetroffen. Wahrscheinlich ist sie aus den botanischen Gärten oder Aquarien ins Freie gelangt. Die Pflanze kommt bei uns nur in weiblichen Exemplaren vor und kann sich daher nicht durch Samen fortpflanzen; dafür besitzt sie aber eine überreichliche Sprossenbildung und eine große Zähigkeit der Lebenskraft, infolgedessen sie sich mit so ungewöhnlicher Schnelligkeit ausbreitet. Durch zweierlei hat nun die Natur selbst dafür gesorgt, daß die Ausbreitung dieser Pflanze keine unbeschränkte ist. Einmal siedelt sie sich nur in flacheren Gewässern an und vermeidet tiefere Flüsse und Teiche, und zum andern gedeiht sie nicht auf moorigem oder torfigem Boden. Jedoch ist auch diese arg verpönte Pflanze nicht ohne Nutzen. Die junge Fischbrut gedeiht prächtig in ihrem dichten Schutze, und in dem großen Kalkgehalte liefert die Wasserpest einen trefflichen Dünger. Ganz besonders ist aber eine Beobachtung zu erwähnen, nach welcher unsere Pflanze in gesundheitlicher Beziehung von großem Segen werden kann. Man hat nämlich in Hitzacker, wo seit langer Zeit Wechselfieber und Ruhr stark epidemisch herrschten, die Beobachtung ge-

macht, daß die genannten Krankheiten völlig verschwunden sind, seitdem in der dortigen Gegend die Wasserpest sich angesiedelt hat. Es ist wahrscheinlich, daß diese Krankheiten aus der Verwesung pflanzlicher Stoffe in stagnierenden Gewässern entstehen, und daß diese schädlichen, fauligen Stoffe von der in Masse in den Gewässern wuchernden Wasserpest als Nahrung verzehrt werden. Die Pflanze wäre, wenn sich diese Beobachtung bestätigte, von einer ähnlichen heilbringenden Wirkung wie der australische Fieberbaum (Eucalyptus).

---

167. Die Seerose.

(Nymphaea alba.)

Die Seerosen sind ein köstlicher Schmuck unserer lauschig-stillen, von Schilf und Büschen umstandenen Waldseeen; die großen, fast kreisrunden, auf dem blauen, klaren Wasserspiegel schwimmenden Blätter und die prachtvollen Silberhäupter der Blüten geben dem verborgenen Teiche ein phantastisches Ansehen und verleihen ihm den Ausdruck eines schwermütigen deutschen Naturbildes. Die Phantasie wird unwillkürlich rege beim Blick auf den mit Wasserrosen überblühten Weiher, und wir verstehen die Anschauung der Vorzeit, wonach Elfen und Nymphen sich der Seerosenblätter als Schiffchen bedienen, um auf denselben bei ruhiger Luft über die klaren Fluten zu gleiten. Andere Namen der Blume sind: Wasserlilie, Seelilie, Schwanenblume, Nixblume, Mümmel, Mümmelken, Mummelkrone u. a. In Bezug auf die letzteren Bezeichnungen heißt es in J. Grimms Mythologie: „Die Wasserlilie wird bei uns auch genannt Wassermännlein und Mummel, Mümmelchen = Müemel, Mühmchen, Wassermuhme, wie im alten Lied die Meerminne ausdrücklich Morolts ‚liebe muome‘ angeredet, und noch heute in Westfalen ‚Watermöme‘ ein geisterhaftes Wesen ist“. Mehrere von den Nixen bewohnte Seeen heißen darum auch Mummelsee.

Wie Plinius berichtet, soll die Teichrose aus einer Nymphe entstanden sein, welche aus heißer, unerwiderter Liebe zu Herkules starb, weshalb die Blume auch bei den Alten Herakleios hieß. Das deutsche Volk hat zwar die Nymphen-Blume nicht als eine heilige Pflanze verehrt, doch ist der deutsche Sinn von alters her von ihr angesprochen worden. Noch manche alte Sage weiß zu erzählen von der geheimnisvollen, auch unheimlichen Macht, mit der sie als Königin mitten im Reich der Gewässer waltet. Wo diese tief sind, ist sie ja nur anzutreffen. Selten nähert sie sich dem Uferrande. Es ist ihr da zu flach, nur in angemessener Tiefe kann sie sich einwurzeln und ihre mächtigen Glieder entwickeln. Darum warnt auch die alte Volkssage vor der weißen Seerose, und mancher schon, der sich unvorsichtig doch bis zu ihr heranwagte, ist ihr als Opfer verfallen. Denn ihre Wurzel und ihr Wurzelstock, von dem die langgestielten Blätter und Blumen emporsteigen, ruhen in Schlamm eingebettet oft in jäher Untiefe; der Fuß gleitet hinein, die strangartigen, zahllos heraufsteigenden Stengel verstricken den schon halb

Versinkenden und halten ihn fest, bis er erstickt ist. Sie ist so die bezaubernde Sirene, und unter ihr wohnen das Grauen und der Tod. Nach der Meinung der Vorzeit ist sie auch nicht eine Blume wie andere Blumen, sondern vielmehr eine verwandelte Seejungfrau, und wenn die Mitternacht kommt, und der Mond scheint über die Wasser, dann tanzt und spielt sie auf der silbernen, zitternden Spiegelfläche; unter ihren Blättern aber hat sich lauernd dann der Nix versteckt und schaut ihr zu. Dieser Nix bewacht sie eifersüchtig und duldet nicht, daß jemand ihr nahe. Wer sie dann besitzen will, muß es nach dem Volksglauben gar vorsichtig anfangen. Es muß ihr erst freundlich zugesprochen sein, und mit der Hand muß man sie dann rasch brechen; doch darf ihr Stengel nicht mit einem Messer durchschnitten werden, denn sonst fließt Blut aus ihr heraus. Wer es anders anfängt, den zieht eine dunkle Gestalt in die schaurige Tiefe.

Nach Montanus wurde die Blume zu bestimmten Stunden und mit verstopften Ohren und nach bittweiser Besprechung der Pflanze abgepflückt, im Schatten gegen Norden getrocknet und als zauberkräftiges Mittel aufbewahrt. Gegen Schwindel, Krämpfe und Hautweh hing man sie an die Wand, gegenüber dem Bette der Kranken, welche durch den unverwandten Anblick derselben Heilung zu finden hofften. Im Altertum galt sie in Anlehnung an den von Plinius oben bereits erwähnten Mythus für ein Symbol der Keuschheit und für ein Mittel, dieselbe zu befördern; weshalb auch im Mittelalter den Mönchen und Nonnen der Genuß ihrer Samen und Wurzeln empfohlen wurde.

Als die Blume, nach der eine geheimnisvolle Sehnsucht jedes Wesen zieht, wenn der Mond auf sie niederscheint, hat sie in duftiger Weise E. v. Geibel besungen:

„Die stille Wasserrose
Steigt aus dem blauen See,
Die Blätter flimmern und blitzen,
Der Kelch ist weiß wie Schnee.

Da gießt der Mond vom Himmel
All seinen goldnen Schein,
Gießt alle seine Strahlen
In ihren Schoß hinein.

Im Wasser um die Blume
Kreiset ein weißer Schwan,
Er singt so süß, so leise
Und schaut die Blume an.

Er singt so süß, so leise
Und will in Singen vergeh'n —
O Blume, weiße Blume,
Kannst du das Lied versteh'n?"

Doch leider ist das schöne Gedicht nicht naturwahr; denn wie in den weiter unten mitgeteilten Beobachtungen Linnés nachzulesen, schließt die Seerose am Abend ihre Blüte und verbirgt dieselbe während der Nacht unter dem Wasserspiegel.

Mit der größten Naturwahrheit hat dagegen Fr. v. Gaudy den Eindruck geschildert, den ein von Seerosen überblühter Waldteich bei sinkender Sonne auf den gemütvollen Beschauer macht:

„In waldesdüsterm Grunde ein stiller Weiher ruht,
Von Abendsonnenstrahlen glimmt rosigrot die Flut,
Viel breite, glänzende Blätter die schwimmen auf dem Teich,
Und träumend schließt die Krone die Wasserrose bleich."

Lebenskräftiger als andere Wasserpflanzen und wie seelenbegabt schwimmt sie auf dem Spiegel, reckt sich im Sonnenschein immer höher empor, das Licht immer voller zu trinken. Der Professor Fechner ist durch den Anblick gerade dieser Pflanze zu seinem Glauben an ein Seelenleben der Pflanzen gekommen. Er sagt: „Ich stand einst an einem heißen Sommertage an einem Teiche und betrachtete eine Wasserlilie, die ihre Blätter platt über das Wasser ausgebreitet hatte und mit offener Blüte sich im Lichte sonnte. Wie ausnehmend wohl müßte es dieser Pflanze sein, dachte ich, die eben in das Wasser untertaucht, wenn sie von der Sonne und dem Bade etwas empfände! Und warum, fragte ich mich, sollte es nicht? Es schien mir, daß die Natur wohl nicht ein Geschöpf für solche Verhältnisse so schön und sorgsam gebaut hätte, um es bloß als Gegenstand müßiger Betrachtung darzustellen, zumal tausend Wasserlilien verblühen, ohne daß sie jemand betrachtet; vielmehr mutete mich der Gedanke an, sie habe die Wasserlilie so gebaut, um die vollste Lust, die sich aus dem Bade im Wasser und Lichte zugleich schöpfen läßt, auch einem Geschöpfe im vollsten Maße zugute kommen, von ihm recht rein durchempfinden zu lassen. Wie lieblich erscheint unter solcher Voraussetzung das ganze Leben dieser Blume."

Sind in dieser Betrachtung eines Philosophen auch Wahrheit und Dichtung innig mit einander gemischt, es bleibt doch auch für den nüchternen Botaniker noch Seltsames genug von der Seerose zu erzählen übrig. Schon Linné beobachtete: „Die weiße Seerose erhebt sich in der Morgenfrühe aus dem Wasser, wobei sie zugleich allmählich ihre Blume öffnet, daß um die Mittagszeit ihr Blumenstengel an 8 cm über den Wasserspiegel emporgetragen ist. Wenn der Abend hereinbricht, so schließt sie sich nicht nur wieder völlig, sondern taucht auch bis unter den Wasserspiegel in die Flut zurück. Es beginnt ihre Blume ungefähr um vier Uhr nachmittags schon sich einzuziehen und bringt die ganze Nacht unter dem Wasser zu." Die Lotosblume Ägyptens und die indische, beide Schwestern unserer Seerose, machen es ebenso. Diese geheimnisvolle Erscheinung ist vielleicht Veranlassung geworden, daß die bewegliche Phantasie des Morgenländers ein göttliches Wesen in der Lotosblume erblickte und sie mit religiöser Verehrung betrachtete, ja, daß man sie als götterverwandtes, geheimnisvolles Wasserwesen unter dem besonderen Schutze der Götter sah, indem die sinnige Religion des Inders dem Sonnengotte Wischnu als blühendes Symbol die Lotosblume unterstellte. Den Sonnengott wie seine Blume sah man ja in gleicher Weise täglich auf- und niedergehen.

„Am Ganges duftet's und leuchtet's,
Und Riesenbäume blüh'n,
Und schöne, stille Menschen
Vor Lotosblumen knie'n."

H. Heine.

Zu den Seerosen gehört auch die gewaltigste und berühmteste Pflanze der Gewässer, die unbestrittene Königin derselben, Victoria regia. Sie ist das imposanteste Gebilde der Blumenwelt auf Erden, mit Blättern von der Größe einer Tischplatte, welche oben hellgrün und auf der Unter-

seite karmesinrötlich gefärbt sind, und Blüten auf armdicken, dornigen Stielen, deren Umfang über 1 m beträgt, und deren Hunderte von Blütenblättern aus dem zartesten Weiß in das edelste Rosa übergehen.

Die Seerose.

Schwanenweiß der Flut entstiegen,
In der Welle sanftem Wiegen
Auf dem See die Rose schwebt,
Die, dem Blick der Nacht verschlossen,
Von des Morgens Licht umflossen
Ihren Kelch zur Sonne hebt.
Jugendfrisch, ein Kind der Wogen,
Strahlt die Blüte, glanzumzogen.

Welkt die Flur in Mittagsgluten,
Aus der Tiefe kühlen Fluten
Saugt die Blume Lebenskraft.
Treibt der Sturm sie auf und nieder,
Mit der Welle kehrt sie wieder,
Weil im Grund die Wurzel schafft,
Bis am Abend, wonnetrunken,
Schlummernd sie im Traum versunken.

Gleich der Ros' auf Wogenauen,
Nimm, o Herz, im sel'gen Schauen
Sehnend auf das Himmelslicht!
Auf des Lebens Wassern schwebe
Und vertrauend dich erhebe,
Wankt des Glaubens Stütze nicht!
Vor dem Hauch der Nacht behüte
Deines Innern zarte Blüte.

Herzog Eugen von Württemberg

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Alphabetisches Register der Pflanzennamen.

Druck der Engelhard-Reyherschen Hofbuchdruckerei in Gotha.

Verlag von E. F. Thienemanns Hofbuchhandlung in Gotha.

Zur Anschaffung für Lehrer- u. Schülerbibliotheken besonders empfohlen!



Das

Pflanzenreich

von

Prof. Dr. **H. O. Lenz.**

Fünfte Auflage.

Bearbeitet

von

O. Burbach.

Mit lithographierten Abbildungen.

Der Naturgeschichte vierter Band.

Preis 7 M. 20 Pf.

Eleg. geb. 8 M. 40 Pf.



Dr. H. O. Lenz:

Nützliche, schädliche u. verdächtige

Schwämme.

Sechste Auflage.

Bearbeitet

von

Dr. Otto Wünsche,

Oberlehrer am Gymnasium zu Zwickau.

Mit nach der Natur gezeichneten und gemalten Abbildungen auf 20 chromolithographierten Tafeln.

(224 S.) 8⁰. in elegantem Farbendruck-Umschlag.

Preis 6 Mark.

Noch nicht überall in Deutschland werden die Pilze in ihrer Bedeutung als Nahrungsmittel richtig gewürdigt, und der Grund davon liegt ganz besonders in der Furcht vor den giftigen Pilzen, d. h. in der Furcht vor der eigenen Unwissenheit und der Unfähigkeit, genießbare und giftige Formen zu unterscheiden. Das sicherste Mittel, den Genuß der Pilze zu einem allgemein verbreiteten zu machen, ist darum populäre Belehrung, wie sie in diesem Buche durch Beschreibung und gute Abbildungen geboten wird.

Druck der Engelhard-Reyherschen Hofbuchdruckerei in Gotha.

Werner Schraml
Buchbinderei
München 8
Breisacher Str. 8

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Reling, Hermann

Unsere Pflanzen nach ihren deutschen Volksnamen, ihrer Stellung in Mythologie und Volksglauben, in Sitte und Sage, in Geschichte und Litteratur ; Beiträge zur Belebung des botanischen Unterrichts und zur Pflege sinniger Freude in und an der Natur ; für Schule und Haus

Gotha 1889

Phyt. 560 bi
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11883083-4